

OST UND WEST

Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Judentum

Herausgegeben und redigiert

von

Leo Winz



SIEBENTER JAHRGANG

BERLIN

VERLAG OST UND WEST LEO WINZ

1907.

INHALT DES SIEBENTEN JAHRGANGES.

AUFSAETZE.

ERZAEHLUNGEN etc.

GEDICHTE.

MUSIK.

ILLUSTRATIONEN.

NACH GEMAELDEN, ORIGINAL-ZEICHNUNGEN, RADIERUNGEN UND SKULPTUREN.

„BEZALEL".

VERSCHIEDENES.

VERSCHIEDENES.

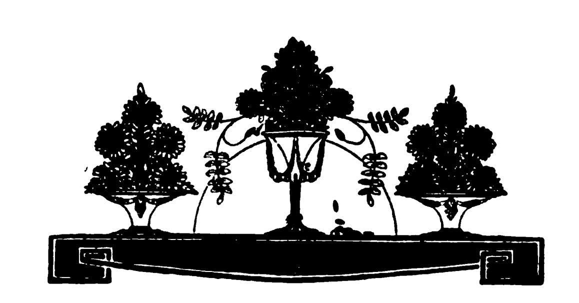
PORTRAITS.

MITTEILUNGEN AUS DEM DEUTSCHEN BUREAU DER ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE.

AUFSAETZE.

NOTIZEN.

ILLUSTRATIONEN.



Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur Leo Winz, Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49.
Verlag Ost und West, Leo Winz, Berlin S. 42. – Druck von Beyer & Boehme, Berlin S. 42, Wasserthorstrasse 50.

OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR DAS GESAMTE JUDENTUM.

Herausgegeben und redigiert
von
LEO WINZ.

Heft 1. **Januar 1907.** **VII. Jahrg.**

An unsere Leser!

Titel und Register *zum vorigen Jahrgange sind vorliegendem Hefte beigegeben, mit dem* ***siebente Jahrgang unserer Zeitschrift beginnt.***

Soweit nichts Gegenteiliges mitgeteilt wird, werden wir das Abonnement der seitherigen Abonnenten als verlängert betrachten.

Verlag und Redaktion von „OST und WEST".

DAS JAHR 1906.

Ein Rückblick.

Von M. A. Klausner.

Das Schicksal hat uns nicht verwöhnt. Wenn uns ein Jahr kein besonderes Leid gebracht hat, so sprechen wir voller Dank von einem freundlichen Wandel des Geschicks, so sehen wir bereits die Morgenröte jener friedlichen Zeit, von der unsere Propheten gesprochen haben. Denn der Geist der Propheten, die in Sturm und Not nicht verzagten und selbst unter der Geissel des Unheils den Sieg der Gerechtigkeit in Gottes Namen vorschauend verkündeten, dieser Geist des unverwüstlichen Optimismus lebt auch in uns, wie er überhaupt das Leben unserer Gemeinschaft erhalten hat.

„Die Geschichte", sagt Hegel, „ist der Fortschritt der Menschheit im Bewusstsein der Freiheit." Unsere Geschichte ist der Fortschritt der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, wie unsere Religion im wesentlichen die Offenbarung des Rechts ist, des Rechtes aller Kreatur untereinander und vor dem Schöpfer selbst. Dass dieser Fortschritt zur Gerechtigkeit so langsam ist, können wir beklagen doch kann das unsern Stolz darüber nicht mindern, dass der Fortschritt unserer Gemeinschaft ein Vorbild ist für den Fortschritt der Menschheit und Menschlichkeit, dass in unserm Schicksal sich „der Fortschritt der Menschheit im Bewusstsein der Freiheit" spiegelt. Wenn ein Rückschlag in unserer Freiheit unser Empfinden auf das tiefste schmerzlich erschüttert, so beklagen wir zugleich das gemeine Menschheitslos. Finden wir dabei kein Mitgefühl bei unsern Menschenbrüdern — so ist das schlimmer für diese als für uns, und wir haben keinen Grund, die Erbarmungslosen zu beneiden.

„Nicht ein Einzelner ist wider uns aufgestanden, uns zu verderben, sondern von Geschlecht zu Geschlecht erhoben sich Hasser, uns zu vernichten; doch der heilige Gott rettete uns aus ihrer Hand." Diese Worte, die wir am Passahabend sprechen, enthalten unsere Leidensgeschichte; sie bezeugen, dass Gerechtigkeit und Menschenliebe den Sieg noch nicht errungen haben; sie bezeugen zugleich unserer Väter und unsere Zuversicht in den Gott-Retter, der uns

bis auf diesen Tag erhalten hat. Diese Zuversicht ist die Grundlage unseres von den Propheten ererbten Optimismus.

Dieser prophetische Optimismus soll uns niemals verlassen, auch in dem Augenblick nicht, da wir schmerzergriffen der Vorkommnisse gedenken, die den Legionen unserer Märtyrer neue Scharen zugeführt haben. Der Schauplatz der grausamen Verfolgungen unserer Glaubensgenossen ist der Teil Russlands, der nach seiner geographischen Lage zum europäischen Russland gerechnet wird, der aber von europäischer, von menschlicher Gesittung weltenfern ist. Nicht ein in Unwissenheit verkommener und durch seine ungezügelten Leidenschaften in Taten der Wut sich ergehender Pöbel hat in Siedlic und an anderen Orten zu Raub und Mord, zur Abschlachtung Unschuldiger sich vereinigt — viel Schlimmeres ist geschehen: die geordneten Träger der Staatsgewalt haben den Pöbel zu jenen Gewalttaten planvoll angestiftet! Die Beugung der Gerechtigkeit wurde zur Staatsmaxime gemacht, Taten der Unmenschlichkeit gaben sich für Staatsrettertum aus! Man muss weit, sehr weit zurückgehen, um in der Weltgeschichte Blätter zu finden, die von ähnlichem Gräuel berichten.

Russland ist revolutioniert, das ganze Russland. Keine Bevölkerungsschicht, die nicht der Regierung gegenüber voller Abscheu und Verachtung wäre. Selbstverständlich teilt die jüdische Bevölkerung Russlands diese Stimmung der Umgebung. Es wäre wider die Natur, wenn es anders wäre. Niemand würde es glauben, wollte man sagen, dass der Bevölkerungsausschnitt im russischen Reich, der von der Regierung am meisten gelitten hat, jenen Abscheu und jene Verachtung nicht teilte. Und wäre das Unglaubliche, das Widernatürliche wahr, man würde dafür keine andere Erklärung haben, als dass die lange Unterdrückung die Gequälten moralisch und geistig bis zur Widerstands- und Willens- und Hoffnungslosigkeit erdrückt und zermorscht habe. Gewiss lag das in der Absicht der Gewalthaber, der Pobedonoszew und Genossen. Doch vor diesem äussersten Unglück unverdienter Schande sind unsere russischen Brüder bewahrt geblieben. Gut und Freiheit hat man ihnen genommen — der männliche Mut war in ihnen unvertilglich. Nicht gern und erst in äusserster Not haben sie zu den Waffen gegriffen, im Verein mit ihren andersgläubigen Landsgenossen. Sie sind ein leidgewohntes Geschlecht. Wenn sie gleichwohl sich empörten und Gewalt der Vergewaltigung entgegenstellten, so ist damit allein bewiesen, dass die Qual unerträglich geworden war, dass das Leben eingesetzt werden musste, damit das Leben gewonnen werde. Dass unsere internationalen nationalistischen Feinde unseren russischen Brüdern die Notwehr zum Verbrechen anrechneten, sie als berufsmässige Revolutionäre ausgaben, ist selbstverständlich. Dieselben Verketzerer der Juden hätten mit Hohn und Verachtung von eben diesen russischen Juden gesprochen, wenn die jüdischen russischen Männer teilnahmlose Zeugen der Revolution geblieben wären und untätig zugeschaut hätten, wie andere ihnen Befreiung zu bringen sich bemühten. Jene internationalen nationalistischen Feinde der Judenheit sind die Gesinnungsgenossen, die Helfer, die mitschuldigen Kronzeugen der Massenverbrechen, die unter Duldung der amtlichen russischen Regierung von der amtlichen russischen Nebenregierung im vorigen Jahr ebenso wie in dem voraufgegangenen verübt worden sind.

Der Witz der russischen Pogrom - Politiker ist so dürftig, dass überall nach dem gleichen Schema verfahren wurde, das durchsichtig ist für jeden, der nicht freiwillig blind und darum unheilbar blind ist: An einem Ort ist ein Polizeivorsteher, der die Juden nicht unmenschlich behandelt und dafür von den jüdischen Einwohnern geliebt, verehrt, gepriesen, gesegnet wird. Der Polizeivorsteher fällt von Mörderhand. Der Mörder wird nicht entdeckt: Die kriminalistische Frage „cui bono?“ würde den Verdacht auf die Amtsgenossen des Ermordeten leiten, die an seiner Menschlichkeit den Juden gegenüber Anstoss genommen hatten, weil sie durch den gerechten Mann gehindert waren, nach ihrer Laune Erpressungen, Gewalttaten, Räubereien zu begehen. Diese Amtsgenossen spielen sich als tiefergriffene Freunde, als die berufenen „Rächer“ des Erschlagenen auf, und ihr beleidigtes Freundesgefühl wendet sich gegen die Juden, die ihren Helfer und Beschützer erschlagen haben sollen. „Gebt den Mörder heraus!“ — diese Forderung ergeht an die Juden, die nicht antworten dürfen, wo sie den Mörder vermuten, auch nicht sagen dürfen, dass es Sache der Polizei sei, den Mörder zu finden. Die Forderung, die unerfüllbar ist, wird nicht erfüllt, und der Pogrom beginnt. — Die einzige Variante, die man sich gestattet, besteht darin, dass in einer Stadt, die zu vier Fünfteln jüdische Einwohner hat, deren Revolutionäre also

aller Wahrscheinlichkeit nach zu vier Fünfteln Juden sind, von dem Polizei- oder Militärgewaltigen die Juden zur Auslieferung der Revolutionäre, der Bombenwerfer bei Strafe des Pogroms aufgefordert werden. Natürlich kennen die Juden die Revolutionäre ihres Glaubens nicht, so wenig wie die Christen die Revolutionäre ihres Glaubens kennen. Doch die Christen werden mit der analogen unsinnigen Forderung nicht behelligt, die nur den Juden gegenüber vorkommt, und Vorwand und Ankündigung des Pogroms bildet, des staatsretterischen Terrorismus, der als nicht unwillkommene Nebenwirkung noch Beute bringt.

In den letzten Monaten des vergangenen Jahres ist eine gewisse Ruhe eingetreten, hat man von Ausschreitungen in den schlimmsten Formen nicht gehört. Leider haben wir keinen Grund, das einem Erschrecken der russischen Gewalthaber vor ihrem eigenen Werk zuzuschreiben, dem erwachenden Gewissen oder der sich regenden Reue. — Eine Anleihe ist gewiss in Sicht, und zu den Vorbereitungen hierfür gehört wenigstens der Anschein der Ruhe, das Unterbleiben der gröblichsten Ausschreitungen. Dass die Verfolgungspause zu so gelegener Zeit eintritt, ist ein weiterer Beweis für den Zusammenhang zwischen Regierung und Pogromveranstaltung.

Dass den Pogroms ein gewaltiger Auswanderungsdrang folgte, ist selbstverständlich. Die Bewegung der Auswanderungsziffer im vergangenen Jahr legt Zeugnis davon ab. Die wirtschaftlichen Verhältnisse hätten in Russland eine starke Auswanderung nicht bedingt. Sie war auch in den ersten Monaten des Jahres gering. Der Pogrom von Bialystok liess sie plötzlich anschwellen. Dann trat Verebbung ein, bis die Reihe der neuen Pogroms, in Siedlic eingeleitet, neue Flut brachte.

Dass die jüdischen Wohlfahrts-Organisationen, die Alliance Israélite Universelle mit den Schwester-Instituten voran, für die Notleidenden schnell mit reicher Hilfe sorgten, dass sie namentlich im Gefolge der Jewish Colonisation Association die Auswanderer-Unterstützung mit Mitteln versah, soll an dieser Stelle nicht näher dargelegt werden. Auch von dem Auswanderungs-Problem und seinen Einzelheiten kann hier nicht ausführlich die Rede sein. Nur von der Auswanderungsnot haben wir hier zu sprechen, insbesondere von dem Teil der Auswanderungsnot, die in den den Auswanderern bereiteten Schwierigkeiten besteht.

Die Hauptzufluchtslande der russischen jüdischen Auswanderer sind England und namentlich Amerika. Es ist offenkundig, dass die Lohnansprüche der russischen jüdischen Auswanderer, ebenso wie ihr ganzer standard of life hinter den Lohnansprüchen und der Lebenshaltung der eingeborenen Arbeiter in den genannten Ländern zum Teil erheblich zurückstehen. Daraus ergibt sich, wenigstens für eine Uebergangszeit, ein Lohndruck, gegen den die Betroffenen begreiflicherweise sich zu wehren suchen. Auch die nicht unmittelbar Betroffenen haben ein unzweifelhaftes Recht, eine Herabsetzung der einmal gewonnenen Lebenshaltung der arbeitenden Bevölkerung des Landes oder eines Teiles dieser Bevölkerung als eine Schädigung anzusehen und demgemäss zu bekämpfen. Es ist daher erklärlich — wenngleich im Hinblick auf die Gesamtlage und auf die Ursachen der russischen Auswanderung nicht unbedingt zu billigen und in Bezug auf die Folgen jedenfalls zu beklagen — dass England wie Amerika begonnen haben, zur Verhütung der unwillkommenen Nebenwirkungen der plötzlich gesteigerten Einwanderung die Einwanderung selbst durch erschwerende Bedingungen aufzuhalten. Es wäre nicht richtig, hinter diesen Bestrebungen durchaus antisemitische Neigungen zu vermuten, und noch weniger klug, solche unrichtige Vermutung in der Form anklagender Behauptung zu lautem Ausdruck zu bringen. Nicht alles, was uns missbehagt und uns schadet, ist darum antisemitisch. Es ist am Ende verständlich, wenn man um das eigene Leiden in des Reiches Untergang weint, es kann aber nicht gebilligt werden, wenn man in allgemeiner Bedrängnis *nur* für das eigene Leiden Empfindung hegt und zeigt. Jüdisch ist das jedenfalls nicht. Die Auswanderungsbeschränkungen in England und Amerika treffen unsere russischen Glaubensbrüder vielfach hart, ihre Tendenz aber richtet sich nicht ausschliesslich oder vorzugsweise gegen diese. Wir haben vielmehr dankbar und rühmend anzuerkennen, dass englische und amerikanische Grossherzigkeit sich unsern russischen Brüdern gegenüber im grossen und ganzen nicht verleugnet hat, dass politische und religiöse Verfolgung für unsere Brüder nach wie vor einen Freipass bildet in jenen gastlichen Landen. Das schliesst nicht aus, dass gewisse Strömungen vorhanden sind, die sich namentlich gegen die Zusammenballung jüdischer Einwanderer richten. Nur soll man nicht vergessen, dass wir selbst solche Zusammen-

ballung nicht wünschen, dass wir lieber sehen würden, unsere russischen Glaubensgenossen liessen sich nicht der Mehrzahl nach gerade in Newyork oder sonst im Osten nieder, wo ihrer bereits fast eine Million zusammen ist. Fast hat es den Anschein, als ob eben dieses Gedränge die Flüchtlinge aus dem russischen Ansiedelungsgebiet heimatlich anmutet. So begreiflich das ist, so sprechen doch triftige Gründe dafür, dass man vorsichtig für eine bessere Verteilung sorgt, schon damit die Zuwandernden durch die Fülle nicht selbst einander Licht und Luft nehmen, damit sie schneller dem äusseren Landesbrauch in Sprache und Kleidung und in mancher guten Gewöhnung sich anpassen können. Einstweilen haben wir Ursache, mit Freude zu sehen, wie das russische Gefängnis sich allmählich entleert. Im vergangenen Jahr sind viele Zehntausende unserer Glaubensgenossen aus dem Lande der Knechtschaft in Lande der Freiheit übergesiedelt, sich selbst und ihren neuen Mitbürgern zum dauernden Segen. Das Aufnahmegebiet hat sich kürzlich wesentlich erweitert. Südamerika hungert förmlich nach Menschen und hat seine Pforten weit aufgetan. Die mit der Alliance Israélite Universelle durch Personalunion verbundene Jewisch Colonisation Association und verwandte Institutionen in England, Amerika und auf dem europäischen Kontinent haben in der Stille vorgearbeitet. Das Ergebnis wird erst in einer späteren Zeit zu Tage treten. Heute genüge, so viel zu sagen, dass seit den Zeiten der Völkerwanderung nicht solche Massen von Land zu Land sich gewälzt haben, wie jetzt über das Meer geführt werden.

Der grösste Reichtum eines Landes besteht in seinen arbeitskräftigen und arbeitswilligen Bewohnern. Das weiss man in England wie in Amerika, und deswegen ist vorläufig nicht zu besorgen, dass jene Länder sich der Zuwanderung solcher Elemente verschliessen werden, besonders dann nicht, wenn die oben erwähnten Verteilungs-Massnahmen Erfolg haben. Erschwerungen freilich sind möglich und beinahe wahrscheinlich. Doch die Gründe dafür sind nicht in feindseliger Gesinnung zu suchen, sondern in Erwägungen wirtschaftspolitischer Art, denen eine subjektive Berechtigung innerhalb gewisser Grenzen nicht abzusprechen ist. Noch ist die Dillingham-Bill in den gesetzgebenden Körperschaften der Union nicht durchberaten. Aber auch der angenommene Dillingham-Antrag würde den Weg nach Amerika nicht versperren.

Mit tiefem Bedauern müssen wir feststellen, dass Deutschland zu den Staaten gehört, die sich den russischen, namentlich jüdischen Flüchtlingen gegenüber am wenigsten freundlich zeigen. Wir haben es hier mit einer Erbschaft aus der Bismarck-Puttkamerschen Zeit zu tun. Im Jahre 1885 begann — unter dem Vorgeben notwendiger Abwehr der Repolonisierungsgefahr — die Aera der Massenausweisungen Fremdbürtiger, d. h. der russischbürtigen Personen. Viele tausende mussten damals das Vaterland ihrer Wahl verlassen, dessen Leiter gleichzeitig die Pforte der Naturalisierung durch Verwaltungsverfügung fast unpassierbar machten. Zehn Jahre später bot die Gewerbezählung den Vorwand zur Erneuerung der harten Massregel. Man hatte kein Auge dafür, dass die Verjagung des betriebsamen Fleisses unersetzlichen Schaden anrichtete, dass mit dem anspruchslosen Arbeiter die Industrie selbst auszuwandern anfing. Als man die Wirkung merkte, war es zu spät, namentlich weil man auch dann nur Ausnahmen zuzulassen sich entschliessen konnte. Immerhin hörte die Massenverjagung allmählich auf, zum Teil, weil nicht viel mehr übrig geblieben war, was verjagt werden konnte, zum Teil, weil man sich zur Milde bekehrt hatte — nicht aus Menschlichkeit, sondern aus berechtigtem Eigennutz. Im abgelaufenen Jahr verursachte die russische Pogrom-Politik die panikartige Flucht der russisch-jüdischen Bevölkerung, die sich naturgemäss zunächst nach Deutschland wandte. Und auf der Stelle setzte die Ausweisungs-Politik ein. Der Grundsatz wurde aufgestellt, dass die russischen Juden in Deutschland nicht zu dulden seien. Für die Pogrom-Flüchtlinge gab es in Deutschland kein Gastrecht. Gerade der Staat, der national unter allen der geschlossenste, einheitlichste ist, erklärte sich unfähig, fremde Elemente zu vertragen, nicht einmal solche, deren Anhänglichkeit an Deutschland sich durch das Festhalten an deutscher Sprache durch Jahrhunderte bewährt hatte. Zu Zehntausenden müssen alljährlich fremdbürtige Arbeiter zur billigen Arbeit in Deutschland geworben werden, grosse geschlossene polnische Kolonien sind dadurch in Deutschland entstanden und bis zum Westen vorgedrungen — aber der Jude aus dem Osten kann nicht geduldet werden! Die jüdische biblische Satzung — „dasselbe Gesetz und das nämliche Recht sollen gelten für dich und für den Fremden“ — hat für unser Land heute noch immer keine Geltung. Alle Vorstellungen hiergegen sind vergeblich gewesen. Doch Billig-

keit verlangt die Anerkennung, dass die harte Anschauung eine milde und menschliche Praxis gefunden hat.

Der Sieg der Gerechtigkeit für uns Juden ist fern, aber nicht unerreichbar. Frankreich beweist es. Dort hat die Gerechtigkeit durch Sühne früherer Schuld schönen Triumph gefeiert. Der Hauptmann Dreyfus, den Fälschung und Meineid zum Verräter an seinem Vaterlande stempeln wollten, ist vollständig rehabilitiert und als Major wieder in die Reihen des Heeres eingestellt worden. Man hat gesagt, dass täglich und allerorten Justizirrtümer vorkämen, und dass es ärgerlich auffallen müsse, wenn die ganze Judenheit sich erregte, weil das nicht seltene Unglück einmal einen Juden getroffen. Wer das sagt, verkennt die Wahrheit gröblich. Gewiss sind Justizirrtümer häufig. Aber in dem Fall Dreyfus hat kein Justizirrtum vorgelegen, sondern ein vorbedachter, planvoll ersonnener Justizmord, doppelt verrucht, weil er von der Gerechtigkeit das Gewand entlehnt hatte. Und nicht dem um Ehre und Freiheit Betrogenen allein galt der Anschlag, sondern der Gefangene auf der Teufelsinsel sollte ein Brandmal und Schandmal sein für die ganze Glaubensgemeinschaft, der er angehörte. Darum erhob sich für ihn die Gerechtigkeit selbst, die der meineidgeborene Richterspruch hatte erwürgen wollen; darum erhob sich für ihn die Gemeinschaft, als deren Spezimen der Gemarterte auf der Teufelsinsel litt und wundervoll ausharrte. Die Gerechtigkeit hat gesiegt. Picquart, der nahe daran war, Dreyfus' Schicksal teilen zu müssen, ist Kriegsminister geworden, weil er Zeuge und Bekenner und Verteidiger der Schuldlosigkeit gegen Meineid und Fälschung gewesen, und Emile Zolas sterblichen Resten haben sich die Tore des Pantheon aufgetan. Nicht dem Schriftsteller, nein, dem Verteidiger der Gerechtigkeit ist diese Ehre zuteil geworden, die das französische Volk ehrt. „Die Wahrheit ist unterwegs", hatte er verkündet — er hat nicht mehr erlebt, sie am Ziel zu sehen.

Wir aber haben sie in diesem Falle am Ziel gesehen. Warum sollten wir verzagen, dass auch das Reich der Gerechtigkeit kommt? Die Propheten haben es geschaut, und wir hoffen ihm entgegen.

ZABLUDOWSKI.

Von Th. Z.

Es ist sicher falsch, weil eine blinde Einseitigkeit die Fülle der Komponenten sich nicht zur Wahrnehmung zu bringen vermag, — es ist sicher falsch, dass der Mensch nur ein Produkt seiner Zeit sei. Die Zeit schafft nicht den Menschen; sie findet nur ihren Widerschein im Menschen. Wie etwa die Landschaft Stimmung und Charakter wandelt im wechselnden Lichte der Sonne. Im ewigen Schatten des dichten, von breitem Kronengeäst überdachten Urwaldes weiten sich nur Abstufungen des Dunkels. Auf blumiger Wiese aber schreitet die Seele der Stunden. So gibt es Menschen, in deren offener, nicht verschatteter Art sich die Zeit spiegelt.

Zabludowski war solch ein Mensch.

Folgen wir den gewundenen Wegen seiner Entwickelung bis zur Höhe empor, so sinken die Schranken des Individuellen.

Wir schreiten nur den Pfad entlang, den die Geschichte unseres Volkes sich durch die letzten fünfzig Jahre geschlagen.

Zabludowski wurde in Bialystok geboren. In der Enge, in der Qual und in dem Frieden des Ghettos wuchs seine Jugend empor, von dem guten Geiste unserer Ahnen, unserer Lehrer genährt. Aber seine Sehnsucht strebte aus dem niedrigen Holzbau des Beth-Hamidrasch hinaus, so sehr er es auch sein ganzes Lebenlang als seine stille Heimat liebte. Nach schweren Kämpfen fand er den Weg in das Gymnasium und in die kaiserlich russische Militärakademie zu Petersburg. Er wurde in den Sanitätsdienst der russischen Armee gestellt und rückte im Krieg gegen die Türkei 1877—1878 zum Regimentsarzt des Donschen Kosakenregiments No. 30 auf, wo bei der Belagerung von Plewna, dem Übergang über den Balkan und später im Lazarett zu Adrianopel seine medizinischen Kenntnisse und seine Menschenliebe den Leidenden Segen brachten. Damals lernte ihn Ernst v. Bergmann kennen und verehren. Die Freundschaft knüpfte ein Band um diese beiden Männer, das nur der Tod lösen konnte.

Als Bergmann von Dorpat nach Berlin berufen wurde zum Leiter der chirurgischen Universitätsklinik zu Berlin, suchte er Zabludowski an sich zu fesseln. Zabludowski hatte, von der russischen Regierung zur weiteren Ausbildung ins Ausland, nach Wien, London, Paris und Amsterdam geschickt, die Massage kennen gelernt, — ein von der medizinischen Wissenschaft durch viele Jahrhunderte vernachlässigtes Gebiet, auf dem sich Kurpfuscher und klobige Heilgehilfen tummeln. Ein gründlich

durchgebildeter Physiologe, erhob er die rohe Methode zu einer Kunst, weitete er die Naivität pfuscherischer Anschauung zu sicher fundierter Wissenschaft aus.

Es ist ein Zeugnis des weiten Blickes v. Bergmanns, dessen siebzigsten Geburtstag am 16. Dezember die Kulturmenschheit gefeiert hat, dass er der fortgeschrittensten medizinischen Disziplin, der Chirurgie, die Massage nutzbar gemacht hat. Er schuf Zabludowski in Berlin ein Arbeitsfeld, auf dem er vorbildlich für Tausende von Ärzten aller Völker und heilbringend für die Leidenden wirken konnte. Und die Anerkennung blieb nicht aus: Er wurde zum Professor ernannt und zum Direktor eines Massageinstitutes, das die preussische Regierung eigens für ihn einrichtete und der Berliner Universität angliederte.



Prof. Dr. Zabludowski.

Aber alle Ehrung machte den schlichten Mann nur eifriger. Sie konnte ihn nicht aus dem Geleise drängen. Er blieb, was er war: ein emsiger Gelehrter von tiefem, schöpferischem Fleisse, ein milder Lehrer, ein edler Helfer der Kranken, ein treuer Berater allen, die seinen klugen Rat erbaten — und ein guter Jude. Selbst eine Zierde für das Judentum, hat er allzeit mit Stolz auf seine Abstammung hingewiesen. Er hatte eine Vergangenheit.

Seine Vergangenheit wurzelte in seinem jüdischen Volkstum, von dessen ewig-junger Triebkraft er eine Zukunft der Grösse und des Sieges erhoffte. Mit besonderer Liebe hing er an der hebräischen Sprache, die er in vollkommener Meisterschaft beherrschte. In dem Safa berurah, einem hebräischen Sprachklub in Berlin, erwies er sich oft als ein tüchtiger Debatter. Die hebräische Sprache war ihm lebendig, und ihre Pflege und ihre Weiterentwickelung waren ihm hohes Ideal. Und alle Regeneration seines Volkes sah er nur erstehen aus der Wiedergeburt der so undankbar verstossenen und treulos verscharrten Sprache der Propheten.

Der mühselige Weg aus dem Ghetto zur europäischen Zivilisation führte ihn nicht aus dem Judentum heraus, sondern zu einer freieren Entfaltung jüdischer Kraft und jüdischen Erkenntnisdranges. Spross eines alten Rabbinergeschlechtes, hat er ein neues Gebiet beackert mit den ererbten Gaben. Er kannte die Quellen seiner Kraft — und blieb dankbar. Der undankbare Apostel wird immer treulos sein gegen sein Volk und alle, denen sich sein Parasitentum anhängt. Treue aber ist immer Dankbarkeit. Aus diesem Empfinden heraus war Zabludowski dem Judentum treu, — weil er nie vergass, dass er seinem Stamme sittlichen Ernst und arbeitsfrohe Spannkraft dankte.

An seinem Grabe stand auch der Genius des jüdischen Volkes und — weinte.

Mel.: Vater, ich rufe dich.

Gebet.

Vater des Weltenalls!
Lehre und Satzungen hast du gegeben,
Recht und Gerechtigkeit riefst du ins Leben
Führe uns, Vater des Weltenalls,
Deiner Getreuen Schaar!

Deiner Getreuen Schaar
Beugt sich in Demut vor deinem Gerichte,
Blickt mit Verlangen hinauf zu dem Lichte,
Das du entzündet der treuen Schaar
Heiligen Israels.

Hüter du Israels!
Hast uns geleitet durch Wüsten und Wogen,
Hast uns zu Kämpfern der Wahrheit erzogen;
Huldigend preiset dich Israel,
Schöpfer des Erdenballs!

Schöpfer des Erdenballs,
Hast uns in väterlich gütigem Walten
Durch der Jahrhunderte Drangsal erhalten,
Bannst von uns, Schöpfer des Erdenballs,
Ende und Untergang.

Ende und Untergang
Kommen in Ewigkeit nicht deinem Volke,
Dem du erschienst in des Sinai Wolke;
Nimmer droht Ende und Untergang
Dem, der zum Herren steht.

Wer zu dem Herren steht,
Wandelt in Allvaters labendem Schatten,
Ihn kann nicht Sorge noch Mühe ermatten. —
Die ihr in Treue zum Herren steht,
Stimmt an das Dankgebet!

Hör unser Dankgebet!
Was uns dein ewiger Wille beschieden,
Dient uns zum Heil, es sei Krieg oder Frieden.
Hör und erhör unser Dankgebet,
Vater des Weltenalls!

Berlin. M. A. K.

EMMANUEL HANNAUX.

Von G. Kutna.

Nachdruck verboten.

Ein bescheidener Mann, von geklärter Einfachheit, ein Schaffender in stiller Begeisterung ist Emmanuel Hannaux, der Gestalter reiner Nacktheit und edler Menschlichkeit. „Ich liebe die Kunst, ich liebe das Nackte“, ist sein ganzes Programm, und dieser Liebe gibt er bildnerischen Ausdruck. So geht er geraden Sinnes der Schönheit nach, voll Ehrerbietung vor der Natur, fromm und beherzt in seiner Liebe. Das Läuternde, Veredelnde, das dem Nackten innewohnt, ist bei ihm noch tiefer wirksam durch Schwermut und Versonnenheit, die wie ein Poesiehauch aus tiefversenkter Seele hervordringen. Der Menschenleib ist ein Zeugnis vom Adel des Lebens, und die Menschenseele ist dichterische Andacht; uns aber mahnt es zur Weltfrommheit.



EM. HANNAUX PARIS.

Poet und Sirene.

(Musée du Luxembourg, Paris.)

Des Menschen nackte Herrlichkeit schafft Hannaux, von hellenischem Geist, hellenischer Dichtung angezogen, klar und formenrein. Fern von Grübelei und Tiefsinn, ohne Vieldeutigkeit und gedankliche Beziehung sind seine Gebilde; nur der Sinnenwelt Formen und Schönheit sind ihnen eigen, Anschauung des Raumes vermitteln sie kunstgemäss, quellendes Leben in bildsamer Klarheit. Und dieser Griechenjünger fühlt sich als Jude, heimisch und eingewurzelt im Judentum. An solchen Männern leidet die Judenheit bitteren Mangel, an Menschen mit unbefangener Sinnenanschauung und mit Treue, die natürlich und unbedacht ist, nicht lukrativ und dekorativ, nicht Programm und Dogma.

Seine Erfolge hat das nicht behindert. In seiner Heimatstadt Metz, aus der auch seine Frau stammt, die als Professor der Mathematik an einem Pariser Lyzeum wirkt, stehen in verschiedenen Kirchen Bildwerke von seiner Hand. Von Mgr. Dupont des Lorges, dem Bischof von Metz, den die Juden von Metz im deutsch-französischen Kriege als Deputierten aufstellten, hat er eine Büste geschaffen. Im Luxembourg, in den Museen von Nancy, Puy und anderen Galerien Frankreichs befinden sich Marmorarbeiten von ihm; auch ist er Besitzer der verschiedensten Medaillen und Ehrenlegionär.

In Hannaux' Büsten ist eine diskrete Lebendigkeit ausgeprägt; aus der dekorativen Formung des weich behandelten Marmors blickt die Persönlichkeit, auf sich selber fussend, hervor. Er hat deren eine grosse Anzahl geschaffen und in ihnen Geist und Edelsinn hervorragender Persönlichkeiten in Dauerform festgehalten. Neben Männern der Akademie, wie Henri Weil, Hartwig Derembourg, hat er Stiftern und Wohltätern Denkmäler in Erz und Marmor geschaffen. So Richard Wallace (Wallace Collektion, London) Baronin James Rotschild (Hospital Picpus, Paris), Baronin Hirsch (New York), Mad. Coralie Cahen (Altersheim in Neuilly), die edle, hilfsbereite Frau, die in Krieg und Frieden Kranke gepflegt, Gefangenen durch ihre Beziehungen zur Kaiserin Augusta die Freiheit erwirkt und das Altersheim für Juden in Neuilly ins Leben gerufen hat.

In den Marmorgruppen des Künstlers regt sich ideales Dasein in zwanglos schöner Bewegung; passive Zuständlichkeit und regsame Spannkraft geben einen anziehenden künstlerischen Kontrast. Lebenskräfte durchziehen fühlbar ein schlummerndes Dasein; der Körper lagert, von der Schwere gebannt, und die modellierte Lebensform verhüllt ein vielfältig Verlangen nach Bewegung. Sie zuckt noch halbwach in den Händen und Fingern; sie rühren an die Leier (Orpheus) wie nach Klängen langend; sie fassen den Krug in mattem Tasten (Danaide) und sind von Spiel und Regsamkeit beseelt (Poet und Sirene), gehen wie Wellen auf und nieder, kommen wie Wellenschlag aus sinnendem Traumesdasein.



Em. Hannaux.

AUS DER JUEDISCHEN SAGEN- UND MAERCHENWELT.

Von Bar-Ami. Nachdruck verboten.

Die folgenden Sagen sind von mir vor mehreren Jahren nach dem Vortrage eines chassidischen Märchenerzählers aufgezeichnet worden. Die vorangehende Einleitung bildet gleichsam ein Präludium und spiegelt trefflich die naive und zugleich von einem gewissen mystischen Schwung beseelte Anschauungsweise der Chassidim wieder. Die Uebertragung ins Hochdeutsche schliesst sich möglichst wortgetreu dem Original an.

Die Macht des Gesanges.

Es ist allgemein bekannt, dass das schönste Geschenk, das der Mensch von Gott erhielt, in der Fähigkeit besteht, alles, was seine Seele bedrückt, aus sich herauszusingen. In alten, sehr alten Zeiten, kurz nach Erschaffung der Welt, konnten alle Tiere singen, wie davon in den heiligen Büchern geschrieben steht. Alle sangen sie, ein jedes auf seine Art, ein Lied zu Ehren Gottes. Doch als später die Welt verdorben wurde und sogar die Tiere sündigten, und Gott die Sintflut über die Welt kommen liess, wurde die Gabe des Singens den Tieren genommen, und nur den Menschen und manchen Vögeln belassen. Heutzutage können die Tiere nur brüllen, heulen, bellen und quaken, manche können auch das nicht. Aber singen? Wer kann singen! Nur der Mensch allein und die Vögel ein wenig. Denn die Vögel sind von allen Geschöpfen die reinsten und Gott am angenehmsten. Und wozu singen die Vögel? Gott zum Preis singen sie, wenn der Frühling kommt, wenn der Tag erwacht, oder wenn der Abend sinkt. Und wozu hat Gott den Vögeln die Fähigkeit zum Singen belassen? Damit der Mensch sich an ihnen ein Beispiel nimmt. So wie sie weder trunkene, noch gottlose, noch unzüchtige Lieder singen, ebenso sollst du, Mensch, solches auch nicht singen. Nur wenn du eine Bitte an Gott hast, oder ihm danken willst, oder wenn es dir traurig in der Seele ist, so singe, und sogleich wird es dir leichter werden. Das Singen gottloser Lieder ist nämlich eine grosse Sünde, und es harren schwere Strafen darauf in der anderen Welt. Der Mensch aber ist von Natur sehr ausgelassen, und wenn man ihn auf der anderen Welt fragt: warum hast du sündhafte Lieder gesungen? — so möchte er wohl antworten: wenn ich gehabt hätte dort an jemand ein Beispiel zu nehmen, so würde ich wohl keine sündhaften Lieder gesungen haben. Aber jetzt, da die singenden Vögel da sind, was kann er für eine Ausrede haben?



EM. HANNAUX PARIS

Mme. Coralie Cahen.

(Maison de Refuge, Neuilly.)

Mit dem Gesang kann der Mensch beim Himmel die höchste Gnade sich ausbitten, und wie gross die Macht des Gesanges wider die bösen Engel ist, ist ja bekannt. Aber auch über böse Menschen hat der Gesang eine grosse Gewalt.

Manche Menschen haben eine hohe Seele, die sich beim Singen zu Gott erhebt und bei ihm bleibt; solch ein Mensch erleidet weder die Qualen des Todes noch die der Hölle. Ein jeder weiss, dass es solch eine Seele war, die jener Chassid hatte, der am Jam-Kipur beim Beten vor dem Altar sein Leben beschloss. Er war Chasan und stand am Jom-Kipur vor dem Altar in der Synagoge und sang gerade den Psalm: „Aus den Tiefen ruf ich zu dir, o Gott“, und allen griff es ans Herz, so wunderschön sang er. Das ganze Volk weinte, und die Weiber droben, wie das schon ihre Gewohnheit ist, jammerten laut wie die kleinen Kinder. Indessen fängt der Gesang an immer leiser und leiser zu werden, bis er endlich ganz verstummt. Sie dachten, der Chasan sei ermüdet und möchte eine Weile ausruhen, er aber stand noch immer schweigend da. Endlich tritt jemand zu ihm heran, zupft ihn am Aermel und sagt: „Nu, alle Leute warten.“ Er aber war leblos, wie der Altar, bei dem er stand. Jetzt erst merkten sie, dass die Seele nicht mehr in ihm war. Gott hatte sie beim Singen zu sich gewürdigt. Doch wie gross die Macht des Gesanges ist, sogar über böse Menschen, und was für Sünden es auf dieser Welt gibt, das will ich euch erzählen.

Der Chassid und die Räuber.

War einmal ein Chassid, der sehr schön zu singen verstand. Eines Tages ging er, wie gewöhnlich, zum Rebbe auf den Sabbath, und es traf sich, dass er sich in einem dichten Wald verirrte. Er ging und ging und konnte keinen Ausgang finden. Und in dem Walde hausten Räuber. Diese überfielen unsern Chassid, schlugen ihn in Ketten und wollten ihn umbringen. Als er sah, dass der Tod nahe war, fing er an über sein Leben und seine Sünden nachzudenken, um die Gnade des Schöpfers auf seine Seele herabzuflehen. So lag er da, bis der Abend sank. Inzwischen erinnerte er sich, dass es gerade Freitag war, da alle Welt in den Synagogen versammelt ist, um zu beten und Lieder zu Gott zu singen, und nun wetzten die Mörder ihre Messer, mit denen sie ihm den Garaus machen wollten. Er flehte sie also an, ihn noch ein Stündchen am Leben zu lassen,

damit er Zeit hätte, sein Gebet zu verrichten, wie Gott geboten, denn er wollte nicht ohne Gebet aus dieser Welt scheiden. Die Räuber lachten ihn aus, aber um Possen zu treiben und ihn zu verhöhnen, lösten sie seine Fesseln, stellten sich im Kreise um ihn herum, und er musste sich in die Mitte stellen, um nicht entfliehen zu können. Da er wusste, dass dies das letzte Mal sei, dass er auf dieser Welt beten konnte, nahm er all seine Kraft zusammen, und als er die Sabbathlieder zu singen anfing, sang er und sang ohne Aufhören; die Verzückung übermannte ihn immer mehr, sodass er am Ende die ganze Welt ringsum und auch seinen nahen Tod vergass. Den Räubern aber drang der Gesang in die verhärteten Herzen und zerknirschte sie so sehr, dass sie nicht länger an sich halten konnten. Sie fielen ihm zu Füssen und fingen an, ihn um Verzeihung zu bitten. Er aber sprach zu ihnen: „Nicht mich, nicht mich, sondern Gott müsst ihr um Verzeihung bitten.“ Dann führte er sie zum Rebbe, dieser bekehrte sie und sie wurden fromme Leute.

Als Busse für ihre schweren Sünden legte ihnen der Rebbe auf, dass sie mehrere Jahre ein unstetes Wanderleben führten, nie zweimal an demselben Ort übernachteten, nie um ein Almosen oder einen Bissen Brot baten, sondern schweigend bei der Türe standen, wartend, bis die Hausfrau selber ihnen etwas verabreichen würde.

Das Totenlied.

In einer fernen Stadt war einmal ein grosser Herr. Dieser grosse Herr war von Natur nicht böse, aber wenn einmal der böse Geist in ihn fuhr, konnte er die schlimmsten Dinge von der Welt anstellen. Einmal kam ihm der Gedanke in den Kopf, alle Juden, die in seiner Stadt wohnten, umzubringen. Er lässt sie also in den Kerker werfen und spricht zu ihnen: „Hier werdet ihr ein paar Tage brummen, bis ich Galgen in genügender Anzahl für euch aufgerichtet habe.“

„Wir müssen alle sterben; aber nach unserem Ende wird niemand sein, der über unsere Seelen das „El mole rachamim“ singen wird. Erbarme dich über unsere und Deine eigene Seele und lasse den Gesang uns jetzt anstimmen. Bei Gott wird das gerade so lieb sein, wie wenn Du es nach unserem Tode sängst!“ So sagten sie zu dem Chasan.

Der Chasan stimmte das Lied an und sang laut und aus tiefstem Herzen, wie er es so oft an der Bahre der Toten getan.

Da fügte es Gott, dass der grausame Herr gerade in diesem Augenblick vor dem Fenster des Gefängnisses vorbeiging und den Gesang vernahm. Der Gesang aber ist, wie bekannt, so ergreifend, dass er einen Stein rühren könnte. Der Herr blieb stehen und lauschte; und das Singen drang ihm so sehr zu Herzen, dass der böse Geist ihn verliess. Er befahl auf der Stelle, die Gefangenen zu befreien, und den Chasan beschenkte er noch dazu reichlich.

Die Nachtigall.

War einmal ein junger Knabe, der sehr schön zu singen verstand. Und obgleich er noch sehr jung und sogar unverheiratet war, erlaubte man ihm, sich in einen Tallis zu hüllen, vor den Altar hinzutreten und der ganzen Gemeinde vorzubeten. Es dauerte nicht lange und sein Ruhm verbreitete sich in der ganzen Gegend, und aus der Ferne kamen die Menschen nach jener Synagoge, wo der Jüngling vorbetete, um seinen Gesang zu vernehmen. Seine Stimme



EM. HANNAUX PARIS.

Baronin James Rothschild.
(Hospital Picpus, Paris.)

aber war so süss, wie die einer Nachtigall, und Augen hatte er, die leuchteten wie die Sterne am Himmel. Man nannte ihn allgemein die Nachtigall. Wenn man sagte: die Nachtigall wird an diesem oder diesem Sabbath beim Gottesdienst vorbeten, oder die Nachtigall fährt nach der und der Stadt auf den Sabbath, so wussten gleich alle, wer darunter gemeint war.
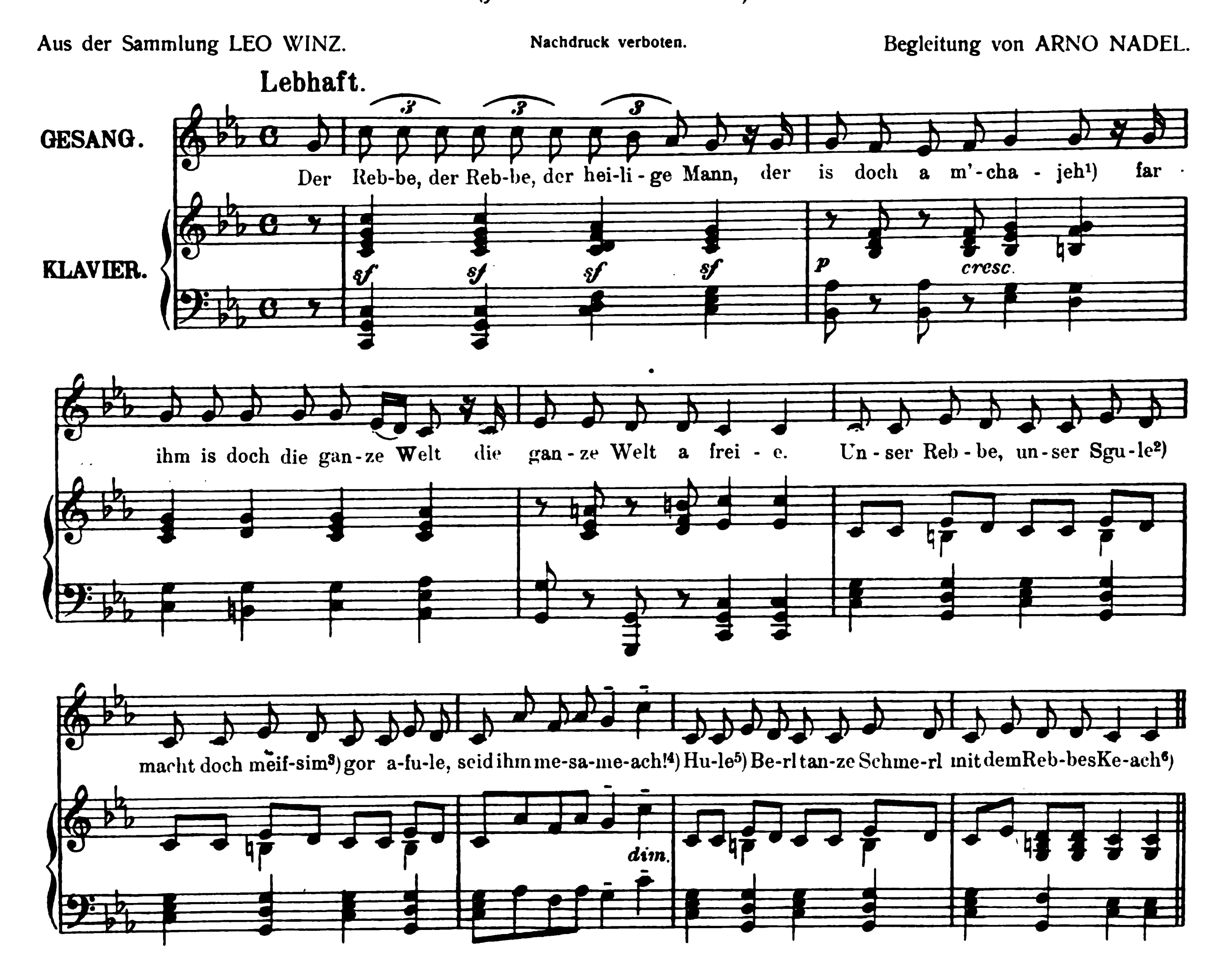
In derselben Stadt aber, im Palast, wohnte die Gräfin; die war eine grosse und mächtige Herrin und sehr reich. Die hörte davon, dass die Nachtigall unter den Juden einen so grossen Namen hatte, und dachte bei sich, ich will einmal nachsehen, was da unter den Juden mit ihrem berühmten Sänger los ist. Sie zog Männerkleider an und stahl sich in die Synagoge, man weiss es übrigens bis auf den heutigen Tag nicht genau, wie und wann. Kurz, sie hörte seinen süssen Gesang und blickte ihm in die leuchtenden Augen. Nun entflammte sie in sündhafter Liebe zu ihm. Und da sie, wie gesagt, sehr reich war und eine grosse Macht besass, so setzte sie es sich in den Kopf, unbedingt ihren Willen zu erreichen. Der Jüngling fürchtete sich vor der bösen Frau und auch vor sich selber, denn er wusste, dass, wenn er einmal in ihr Netz geräte, so gäbe es keine Rettung mehr für ihn. Er floh in die Fremde und hielt sich in kleinen Städtchen verborgen. Doch die böse Frau liess ihm keine Ruhe. Sobald er sich irgendwo ver-

barg, spähten ihn gleich ihre Häscher aus, und hörten nicht auf ihn weiter zu verfolgen. Seiner Vaterstadt aber drohte sie in ihrem Zorn, dass, wenn ihn die Juden nicht ausliefern würden, so würden sie alle bis auf den letzten Mann ausgerottet werden.

Was blieb nun dem armen Knaben übrig? So oder so, er war verloren. Wollte er nicht eine schwere Sünde auf seine Seele nehmen, so gefährdete er das Leben so vieler Menschen. Er betete also zu Gott, dass er ihm seine Gaben nähme, die die Menschen zu solch schrecklichen Sünden verleiteten und über andere Verderben zu bringen drohten. Und Gott erhörte seine Bitte und nahm ihm die Stimme aus der Kehle und das Licht aus den Augen. Seither vernahm kein Mensch mehr einen Laut von seinen Lippen. Stumm und blind irrte der ehemalige Sänger, der Gott und Menschen mit seinem Singen erfreute, den Bettelstab in der Hand, von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt. Und das alles um ein Weib.

DER REBBE.

(Jüdische Volksmelodie.)



Der Rebbe, der Rebbe, der heilige Mann,
er ist doch gor achijess[7])
To nemt sche Brüder zu Kapetzkes[8])
Macht un sche keine sshijes[9])
Unser Rebbe, unser Sgule, etc.

Der Rebbe, der Rebbe, der heilige Mann,
er trinkt doch uns lechajim,[10])
lechajim, lechajim trinkt er uns
und kehrt arein keflajim[11])
unser Rebbe, unser Sgule, etc.

[1]) Mechajeh = Wonne. [2]) Sgule = Schatz. [3]) Meifsim = Wunder. [4]) Messameach = Freut euch. [5]) Hule = Sei lustig. [6]) Keach = Kraft. [7]) Achijess = Wonne. [8]) Kapetzkes = Schluck. [9]) Sshijes = Verzögerung. [10]) Lechajim = Zum Leben. [11]) Keflajim = Doppelten Schluck.



Schüler, Schülerinnen und Personal des Bezalel.
(Abbildung I.)

EINIGE WORTE UEBER DEN „BEZALEL".

Von Hermann Struck.

Vor Jahresfrist hat Herr Dr. Thon in den Blättern dieser Zeitschrift eine längere Abhandlung über die Ziele und Wege des „Bezalel" veröffentlicht. Wenn ich es jetzt unternehme, die bisherigen Erfolge dieser segensreichen Schule darzustellen, so möchte ich für die Leser, die vielleicht nicht orientiert sind, zur Aufklärung über unser Programm einige Sätze wiederholen, mit denen das Komitee einen Aufruf einleitete:

„Nicht Almosen, sondern Arbeit", das ist heute die anerkannte Richtschnur für jeden Einsichtigen, der an der Hebung grösserer Volksmassen mitarbeiten will. Nicht Almosen, sondern Arbeit, das muss der Wahlspruch werden auch bei dem Hilfsdienst an den palästinensischen Juden. Denn eines ist klar: Dass die „Chalukkah", der Zufluss von milden Gaben aus der ganzen Welt, so sehr er dem jüdischen Herzen zur Ehre gereicht und die Ehrfurcht vor dem alten Lande der Bibel bezeugt, unsere Stammesbrüder in Palästina nicht wirtschaftlich fördert, sondern geradezu systematisch **der kraftvollsten, wirtschaftlichen Antriebe beraubt.** Schaffung von Arbeitsmöglichkeit, Erziehung zur Arbeit, und Selbsthilfe durch wirtschaftliche Organisation, das muss das Programm der zukünftigen jüdischen Hilfstätigkeit in Palästina sein.

Ein erster Schritt sind die jüdischen Kolonien, in denen ein kräftiger und arbeitsfreudiger Bauernstand sich entwickelt. Allein es liegt in der Natur der Sache, dass die landwirtschaftliche Kolonisation nur langsam einen Teil der landansässigen Juden aus den überfüllten Städten heraus in Licht und Luft zu produktiver Arbeit zu bringen vermag. Dagegen kann ein anderer Weg schneller zum Ziele führen, Tausenden Brot zu schaffen:

Die Einführung von Hausindustrien und die Entwicklung eines palästinensischen Kunsthandwerks."

Aus dem Bericht des Herrn Prof. Boris Schatz sehen wir mit Freude und Stolz, dass er es bereits in der kurzen Zeit, die seither verflossen ist, verstanden hat, einen grossen Teil dieser Pläne in die Tat umzusetzen. **Ohne durch irgendwelche Schwierigkeiten**

sich abhalten zu lassen, geht dieser prachtvolle Idealist der Tat geradenwegs auf sein schönes Ziel zu, und — sein durch nichts zu erschütternder Optimismus, sein nie wankendes Vertrauen in die Berechtigung und den endlichen Erfolg seines Strebens haben Wunder gewirkt.

Auf die s. Z. von dem Komitee veröffentlichten Aufrufe hin liefen namhafte Summen ein, die Schule konnte im Frühjahr 1906 durch den Beginn des Unterrichts eröffnet werden. Prof. Schatz legt vor allem Wert darauf, dass 1) der Unterricht auf modernen, erprobten Methoden basiert, 2) die neuesten Herstellungsarten Anwendung finden, und 3) der Verkauf der Produkte auf einem für die Hersteller möglichst gewinnbringenden Wege vor sich geht. — An der Hand des Berichtes von Prof. Schatz und der hier beigefügten Abbildungen können wir uns nun ein anschauliches Bild von dem emsigen Betriebe in dieser ersten palästinensischen Kunstgewerbeschule machen.

Auf obenstehendem Bilde (Abbild. II) sehen wir Prof. Schatz im Kreise der Schüler der Naturklasse, wie sie in ungezwungensten Stellungen, die von ihrer fröhlichen Stimmung Zeugnis ablegen, sich um den verehrten Meister gruppieren; dieses Bild zeigt uns das innige Band gegenseitigen Verstehens, das schon nach so kurzer Zeit den Lehrer mit seinen aus den verschiedensten Weltgegenden in das Land der Väter verpflanzten Schülern verbindet. Es werden in dieser Naturklasse etwa zehn junge Männer, die fast alle schon durch eine gewisse künstlerische Vorbildung ihre schöne Begabung entwickelt haben, zu zukünftigen Lehrern und Musterzeichnern ausgebildet.

Auf Abb. III sehen wir sie mitten in der Arbeit; sie zeichnen und malen Köpfe und halbe Figuren nach dem lebenden Modell, einem farbig kostümierten Jerusalemer Juden. Ein Teil dieser interessanten Studien, die freilich durch photographische Wiedergabe nur unvollkommen zu Gesicht gebracht werden können, ist auf Abbildung IV vereint, und man ist überrascht zu sehen, ein wie umfangreiches Material hier in der so kurzen Zeit bereits geschaffen wurde; jede einzelne Studie fast legt Zeugnis ab von starkem Talent und Können. In gleicher Weise modellieren die angehenden Bildhauer mit bestem Erfolg. Das durch unablässiges eindringliches Studium der Natur geschulte Können wendet sich in der Dekorativklasse dem Stilisieren der palästinensischen Fauna und Flora zu; eine reichhaltige Sammlung von Insekten, Vögeln und anderen Tieren, die verschiedenartigsten Blumen und Blätter und endlich die interessanten und zahlreichen Antiquitätenschätze des Bezalelmuseums geben immer wechselnde Anregung zu dekorativen Versuchen. Die Juden Palästinas bringen diesem Museum das lebhafteste Interesse entgegen und schenken ihm gern und freudig alles, was an wertvollen Altertümern sich vorfindet. Ausser dem „Messias“ von Glicenstein und einem Oelgemälde Max Liebermanns befinden sich jetzt bereits viele moderne Kunstwerke, Reproduktionen und Bücher über künstlerische und kunstgewerbliche Themata, von Freunden des Museums geschenkt, in dessen Besitz; und in einiger Zeit wird durch einen allgemeinen an alle jüdischen Künstler gerichteten Aufruf eine umfassende Propaganda für diese einzig dastehende Kunstsammlung eingeleitet werden.

Muster für Teppiche im jüdischen Stil.
Komponiert von Herrn Davidof, Teppichlehrer. (Bezalel. Abbildung VIII.)

Abbildungen V und VI zeigen uns die Schüler beim Zeichnen und Stilisieren von Pflanzen, während wir an den Wänden die eigenartigen Erfolge ihres eifrigen Strebens erblicken. Besonders







Gipsmodelle im jüdischen Stil.
(Bezalel. Abbildung VII.)

merkwürdig sind als erster Anfang eines „neuen palästinensischen Stils“ die reizvollen dekorativen Buchstabenverbindungen, die zum Teil schon vollendet schöne Ornamente darstellen (Abbildungen VIII, IX).

Diese neu hergestellten Entwürfe werden stets sogleich der Teppichknüpfereiabteilung zur Ausführung übergeben. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die in so origineller Weise entstehenden Teppiche zur Ausschmückung von Synagogen oder Wohnräumen wohlhabender Juden ein vielbegehrter Handelsartikel sein werden. Bereits liegt das Ersuchen eines bedeutenden englischen Handelshauses vor, ihm den Alleinverkauf der Bezalel-Teppiche für England und Irland zu überlassen. —

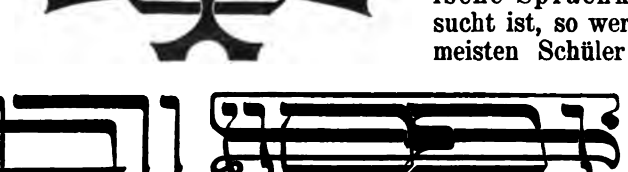
In der Präparandie erhalten acht Jerusalemer Schüler, deren schönes Talent nur durch den Bezalel angeregt ans Tageslicht kam, Unterricht im Zeichnen.

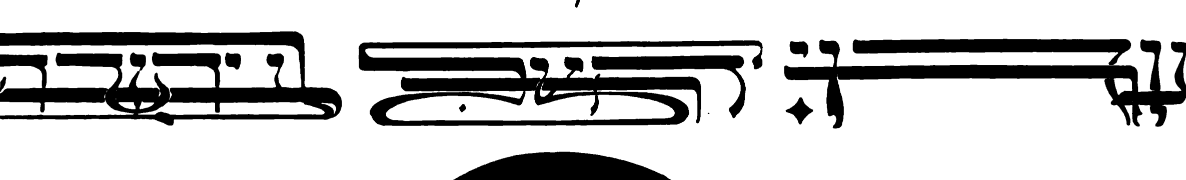
Die Gipsgiesserei-Abteilung bietet den angehenden Bildhauern Gelegenheit, ihre Tonmodelle in Gips umzuformen; ausserdem erlernen hier sechs Schüler die Gipsgiesserei als spezielles Handwerk, nicht ohne gleichzeitig Kenntnisse im Zeichnen zu erwerben. Einer dieser Schüler hat eine Giesserei in Jerusalem eröffnet, wo er Reliefansichten des heiligen Landes und typische Charakterköpfe nach den von den Schülern verfertigten Modellen in Gips herstellt. Auch diese Tatsache, dass nach wenigen Monaten bereits ein Schüler unserer Anstalt die Möglichkeit fand, sich in einem ganz neuen Fach von seiner Hände Arbeit zu ernähren, spricht für die segensreiche Wirksamkeit des Bezalel.

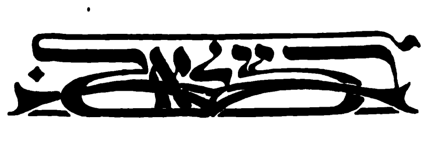
Fünfundzwanzig Schüler — meistens Handwerker — erhalten in der Abendschule den unentbehrlichen Zeichenunterricht. Hier sehen wir auf derselben Bank den Vater neben seinem jungen Sohne sitzen, beide in heissem Bemühen bestrebt, ihr Können zu bereichern und so ihr Handwerk auf eine höhere Stufe zu heben; hier ist auch so manches schöne Talent entdeckt worden, das sonst keinen Weg zum Licht gefunden hätte! — Am 14. Mai 1906 wurde die Teppich-Abteilung eröffnet, an die eine Färberei und Spinnerei angegliedert wurden. 400 Frauen, Witwen, Waisen und Kinder von armen Eltern meldeten sich aus freiem Antrieb für diese Arbeit; und schweren Herzens musste unser Boris Schatz 355 von ihnen wegen Mangel an Platz zurückweisen. 45 Schülerinnen arbeiten nun in dieser wichtigen Abteilung, kopieren die für ihre Arbeit nötigen Zeichnungen und helfen bei der Vorbereitung der gemalten Teppichmuster. Alle Schülerinnen arbeiten mit grösster Freude und hingebendem Fleiss, sodass fast eine jede von ihnen bereits imstande war, einen kleinen Teppich in persischer Technik anzufertigen.

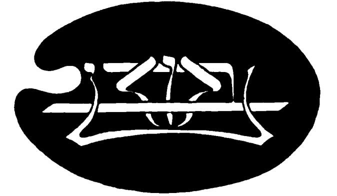
Sie erlernen gleichzeitig auch das Spinnen der für die Teppiche zu verwendenden Wolle, und es besteht die Absicht, späterhin die Frauen, welche die Teppichknüpferei nicht erlernen können, die Spinnerei zu lehren und ihnen Spinnräder auf Abzahlung in ihre Häuser zu liefern. Auf diese Weise können sich auch alte und schwache Frauen ihr Brot verdienen.

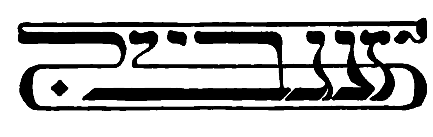
Da das lernende Element dieser einzigartigen Schule aus den verschiedensten Gemeinden und Sprachgebieten stammt, so hat man den Versuch gemacht, das Hebräische als Einheitssprache einzuführen. Da der hebräische Sprachkurs zahlreich besucht ist, so werden wohl bald die meisten Schüler und Lehrer des Bezalel sich in der Sprache der Väter verständigen können.











Muster für dekorative Buchstaben-Verbindungen aut Teppichen.
Komponiert von Herrn Davidof. (Bezalel. Abbildung IX.)

DIE RUSSISCHEN JUDEN IN KOENIGSBERG I. PR.

Von Rosalie Perles.

Im letzten Jahrgang von „Ost und West"*) erschien ein Artikel: „Die russischen Juden in Deutschland" von Fabius Schach. Der Verfasser, der die soziale, kulturelle und moralische Lage der russischen Juden in Deutschland zu skizzieren suchte, führte für seine Zwecke die deutschen Städte auf, in denen sich eine grössere Anzahl russischer Juden aufhält. Dabei ist aber gerade die Stadt übergangen, die schon ihrer geographischen Lage wegen vor allen anderen hätte genannt werden müssen. Der Artikel, der sonst eingehend die einschlägigen Verhältnisse darlegt, liefert von neuem den Beweis, dass es ausserhalb Königsbergs völlig unbekannt ist, welch grosse und schwierige Aufgabe gerade dieser Stadt durch die fort und fort einströmenden jüdisch-russischen Nachbarn zufällt, und in wie mustergültiger Art sie dieser Aufgabe gerecht wird.

In einem im März 1904 hier in Königsberg gehaltenen Vortrag, der unter dem Titel „Zwischen Ost und West" auch im Druck erschienen ist, wurde von mir der Versuch gemacht, eine Schilderung dieser Verhältnisse zu geben. Das alles hier noch einmal zu wiederholen, wäre also überflüssig. Da aber dort grösstenteils nur von den russischen Krankenzügen berichtet wird, die unablässig in Königsberg ein- und ausgehen, so soll heute nur näher ausgeführt werden, was ausserdem die Stadt und die jüdische Gemeinde Königsberg für die russischen Juden bedeutet, und umgekehrt.

Wenn man mit ansieht, wie unablässig hier für die unglücklichen Glaubensbrüder geschafft, gespendet, gearbeitet wird, welche ungeheure Anforderungen diese an die Geduld und den Opfersinn der Einzelnen wie der Gesamtheit stellen, da hier dem ersten Anprall des aus Russland herüberkommenden Elends begegnet werden muss, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, wie verblüffend damals jener ominöse Perlmann unterzeichnete Brief, der die ganze deutsche und russische Presse durchlief, auf die betreffenden hiesigen Kreise gewirkt hat. Haben doch alle über den Brief laut gewordenen Aeusserungen bewiesen, dass er als Ausdruck der hier allgemein herrschenden Gesinnung angesehen wurde.

Das also soll das einzige sein, was ausserhalb Königsbergs von hier verlautet! Darauf soll sich das Urteil gründen, das über die Behandlung der Unglücklichsten unter den Unglücklichen von seiten unserer Gemeinde in der Welt gefällt wird! Dazu opfert man Geld und Gut, Kraft und Zeit, dazu arbeitet man Tag und Nacht, um als grausam und unmenschlich dazustehen und geschmäht und verspottet zu werden! Dieses famose Aktenstück verdiente nicht einmal erwähnt zu werden, wenn es nicht so weite Kreise gezogen hätte, dass es sogar im preussischen Landtag besprochen wurde und im russischen Regierungsanzeiger in Uebersetzung abgedruckt war. Natürlich — das gab ja Wasser auf die Mühle aller Judenfeinde. Lassen wir den Brief ruhen und wenden wir uns den wirklichen Tatsachen zu.

*) Seite 719–720.

In Königsberg gibt es eine grosse russische Kolonie, von der genau das Gegenteil dessen zu sagen ist, was Fabius Schach von den im Ausland lebenden russischen Juden sagt. Die hier lebenden Russen sind nicht entwurzelt, sondern haben hier auf deutschem Boden feste Wurzel gefasst; sie tragen keine innere Tragik mit sich herum, sondern schätzen sich glücklich — jetzt mehr als je zuvor — allen Schrecken ihres früheren Wohnsitzes entronnen zu sein und den Segen eines ruhigen, gesicherten Daseins zu geniessen. Die Eltern sonnen sich förmlich in der ungestörten, stetigen Ausbildung ihrer Kinder, die in den Schulen sehr oft den deutschen Mitschülern den Rang ablaufen. Die Kinder, sobald sie Urteil und Denkkraft gewonnen haben, danken es ihren Eltern, dass diese rechtzeitig vorgesorgt und den Kindern alles Unglück, alles Ungemach ihrer russischen Heimat erspart haben.

Die hier angesiedelte russische Kolonie bildet für die Stadt und damit auch für den Staat ein wichtiges Element. In kommerzieller Beziehung haben die hiesigen Russen eine grosse Bedeutung erlangt, da russische Kommissionäre den Handel nach und von Russland vermitteln und für den Austausch der Erzeugnisse der beiden hier aneinander grenzenden Länder als ganz unentbehrlich sich erwiesen haben. Daher entstand in den Jahren 1887 und 88, als politische Weisheit die Massenausweisungen verfügte, eine sehr fühlbare Verminderung des allgemeinen Wohlstandes in Stadt und Gemeinde. In manchen Stadtteilen, wo die Russen zumeist gewohnt hatten, konnte man nach den Ausweisungen sogar ein Fallen der Mietspreise konstatieren, und die Nachwirkungen sind bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz überwunden. Als mehrere Jahre später noch einmal eine ähnliche Massregel drohte, wandte sich die Vertretung der Kaufmannschaft mit einer Eingabe an die Regierung, in der dargelegt wurde, welche Schädigung dem Handel mit der Ausweisung dieser Kommissionäre zugefügt würde, und die Ausweisung unterblieb.

Am meisten aber bedeutet die russische Kolonie für die hiesige jüdische Gemeinde. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man die Mitglieder dieser Kolonie als die Hauptträger wirklich jüdischen Lebens und jüdischen Wissens bezeichnet. Sie haben ihre eigene Synagoge, die frühere Gemeindesynagoge, die ihnen mietweise von der Gemeinde überlassen ist. In dieser Synagoge ist alles ganz nach altem Ritus eingerichtet, und die Kosten des Gottesdienstes werden von den opfer-



Boris Schatz im Kreise seiner Schüler.
(Bezalel. Abbildung II.)

freudigen, zum Teil sehr frommen Mitgliedern allein getragen. Trotzdem fällt es ihnen nicht ein, sich von der Hauptgemeinde zu trennen, wie oft und wie dringend es ihnen auch von dem Häuflein Orthodoxer, das sich losgetrennt hat, nahegelegt werden mag. Sie sind eben im Schrifttum viel zu bewandert, um sich in diesem Punkte beeinflussen zu lassen und wider besseres Wissen zu handeln. Lieber tragen sie die doppelten Lasten. Uebrigens sind sie auch ihrer Bedeutung angemessen in der Verwaltung der Synagogen-Gemeinde vertreten.

Wie aber diese zu ruhigem Wohlstand gelangten russischen Juden hier für ihre armen, unglücklichen Landsleute sorgen, das macht ihnen am meisten Ehre. Waren es bis vor wenigen Jahren grösstenteils nur Kranke, die von der nahen russischen Grenze hier einkehrten, um in den hiesigen Kliniken Heilung zu suchen, so sind jetzt ebenso viele Auswanderer, Flüchtlinge, Leute hinzugekommen, die eilends den heissen Boden der Heimat verlassen haben und zum Teil noch nicht wissen, wo ihr flüchtiger Fuss Ruhe finden wird. Wenn es nach Fabius Schach Liebe ist, was diese Leute brauchen — hier finden sie Liebe, werktätige Liebe.

Es verdient Bewunderung, bis zu welchem Grade die Aufopferung geht, mit der jedem von den Tausenden beigesprungen wird. Da gibt es manche hier schon eingebürgerte Herren, die überhaupt nicht zur Ruhe kommen, die trotz ihrer Wohlhabenheit nicht wissen, wie ein ruhiger, behaglicher Tag aussieht. Tag und Nacht, förmlich gehetzt, suchen sie die tausendförmigen Anliegen ihrer gequälten Landsleute zu befriedigen, jede Stunde stellt neue Ansprüche an ihre Zeit, ihre Kraft, ihre Kasse!

Ist ein schwieriger Fall nach unendlicher Mühe erledigt, kommt schon ein neuer, noch schwierigerer. Wer vermag es zu schildern, das vielgestaltige Elend, das sich ergibt aus Krieg, Revolution, Flucht und Verfolgung.

Auch im nahen Seebade Cranz, wohin die Familien zur Erholung gehen, wird keine Rast geschenkt. Der russischen Kolonne der Wohlhabenden folgen die Kolonnen der Elenden, der Siechen, der armen Kranken. Neue Arbeit, neue Hilfsaktionen, neue Geldopfer.

Man nimmt sich hier nicht nur dieser Armen an, sondern es ist ihnen auch ihr gewohntes religiöses Leben, der Kultus, dessen sie bedürfen, dargeboten. Die Synagoge der russischen Gemeinde nimmt sie auf, andere kleine Betstuben, sogar ein Chassidim-Stübel können sie nach ihrer Wahl, ihrem Geschmack und ihrer Gewohnheit besuchen.

Ausser dem Hilfsverein für kranke russische Israeliten, dessen grossartige Leistungen in dem oben genannten Vortrag „Zwischen Ost und West" eingehend geschildert sind, wurden in der letzten Zeit neue Organisationen notwendig, die hier noch kurz behandelt werden sollen. Im vorigen Winter, als der



Obere Klasse. Zeichnen nach der Natur.
(Bezalel. Abbildung III.)

Strom der Flüchtlinge und Auswanderer unter den Schrecken der damaligen Verfolgungen immer stärker anschwoll, fassten mehrere junge Leute vom Verein jüdischer Studenten den Entschluss, den Auswanderern bei der Durchfahrt durch Königsberg etwas Liebes zu erweisen und ihnen Erfrischungen zu reichen, zumal die Armen während der ganzen Reise nirgends den Waggon verlassen dürfen. Bald fand sich auch eine Anzahl Damen, die den Studenten bei der Bespeisung der Auswanderer, die manche Nacht nach Hunderten zählten, zur Seite standen. Der Auswandererzug, der jede Nacht zwischen 12 und 1 Uhr hier ankommt, hat 25 Minuten Aufenthalt. In dieser Zeit wurde den Insassen zu Türen und Fenstern der Waggons die Erfrischungen hineingereicht. Wie wohl tat den vor Kälte Erstarrten der heisse Tee, wie froh waren sie, für die Kinder Milch in Flaschen für die Weiterreise zu erhalten; am meisten aber stärkte sie das Bewusstsein, dass es auch in der Fremde liebende Herzen gibt, die der Heimatlosen sich annehmen.

Im Sommer wurde einstweilen der Dienst eingestellt, um in der kalten Jahreszeit wieder aufgenommen zu werden. Fast gleichzeitig wurde ein zweites Hilfswerk in Angriff genommen. Das „Schutzkomitee für Auswanderer“ hat hier seit längerer Zeit eine Herberge für die Auswanderer errichtet, die wegen Krankheit, meist Augenleiden, nicht befördert werden und hier in Königsberg ihre Heilung abwarten. Es stellte sich aber heraus, dass ohne eine regelmässige Bespeisung in der Herberge selbst die Insassen dem Hunger preisgegeben waren, und daher die Heilung dieser entkräfteten Menschen, besonders der Kinder, sich endlos hinzog. Angesichts dieser traurigen Zustände unterzog sich derselbe Kreis von Frauen und Mädchen, der bei dem Nachtdienst an der Bahn mit tätig war, auch der Mühe, in der Herberge die Bespeisung der Insassen in die Hand zu nehmen. Weit über 100 Männer, Frauen und Kinder erhalten seitdem ihre regelmässigen Mahlzeiten im Hause gegen geringen Entgelt. Ein grosser Teil dieser Leute hat wohl hier zum ersten Mal im Leben den Kindern ihre Milch regelmässig reichen und überhaupt eine Tischzeit pünktlich einhalten können. Wie oft wussten sie daheim am Abend noch nicht, woher sie am nächsten Tage die paar Pfennige bekommen würden, um das notwendigste zum Leben kaufen zu können. Jetzt wird ihnen dreimal am Tage der Tisch gedeckt. Wie einfach das Mahl auch sein mag, es ist doch gesunde und regelmässige Nahrung.

Manche Tragödie spielt sich hier in der Herberge ab. Wenn nach langen, bangen Wochen und Monaten endlich der ersehnte Moment kommt, in dem der Arzt die erlösende Bescheinigung „zur Weiterreise geheilt entlassen“ dem Patienten ausgehändigt, macht die Familie sich reisefertig, fährt bis nach Hamburg, Bremen oder einer anderen Hafenstadt, — um sofort die Reise wieder zurück zu machen, weil in der Kontrollstation der Arzt anderer Meinung war und die Heilung noch nicht für vollständig erklärt. Ja, von Amerika kommen nicht selten die Unglücklichen wieder zurück. Man liess sie nicht landen, weil ein Kind vielleicht noch Narben hat von einer ausgeheilten Granulose. Was ist damit alles verloren! Geld und Gut, die ganze Habe, Mut und Hoffnung. Wo wird man nun die Mittel zum Leben, wo ein zweites Mal die grosse Summe hernehmen zur Reise, zur Ueberfahrt! Der Familienvater hat ja in der neuen Welt so lange und so schwer gearbeitet und sich das Notwendigste versagt, um für die Familie die Schiffskarten zu erschwingen; die Freude auf das Wiedersehen hat ihm die Kraft dazu gegeben. Und nun? Ein junges Mädchen, das noch heute in der Herberge lebt, ging vor zwei Jahren mit Eltern und Geschwistern nach Amerika. Dort angekommen, wurde das jüngste Kind augenkrank befunden und nicht durchgelassen. Vater, Mutter und Geschwister wurden gelandet, das Kind aber musste zurück und die älteste Schwester musste es begleiten. Ein ganzes Jahr lebten die beiden Geschwister in der Herberge. Das Augenleiden des Kindes stellte sich aber schliesslich als

unheilbar heraus, und der Schwester blieb nichts übrig, als allein nach Amerika zu reisen und das Kind nach Russland zu Verwandten zu geben. Bei der Ankunft in Amerika wurde die Tochter von den Eltern mit Freuden begrüsst. Doch als sie das Schiff verlassen will, konstatiert der untersuchende Arzt bei dem Mädchen Granulose, und sie musste zum zweiten Male die Reise zurück machen — eine tragische Heldin.



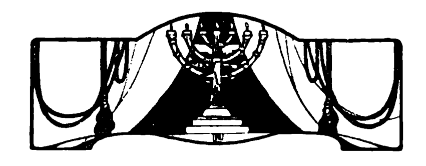
Arbeiten der Schüler der oberen Klasse.
(Bezalel. Abbildung IV.)

Was das Verhalten der deutschen Juden Königsbergs gegen ihre russischen Glaubensgenossen betrifft, so konnte wohl auch hier, vielleicht noch mehr als anderswo, behauptet werden, dass im allgemeinen die beiden Klassen wie Oel und Wasser sich von einander trennten. Jetzt aber beginnt das anders zu werden. Angesichts der furchtbaren Ereignisse, die sich in den russischen Judengemeinden im letzten Jahre abgespielt haben, kann man ja gar nicht anders, als sich mit den Verfolgten, Gehetzten solidarisch erklären. Hat früher der deutsche Jude sich darauf beschränkt, wie Fabius Schach sagt, Geld herzugeben, jede persönliche Berührung aber möglichst zu vermeiden, so beginnt er jetzt, auch seine Persönlichkeit, seine Zeit und Kraft in den Dienst seiner russischen Brüder zu stellen, um an dem Erlösungswerk mitzuarbeiten, oder doch wenigstens zur augenblicklichen Linderung ihrer namenlosen Leiden beizutragen.

Gesellschaftlich tritt besonders die Jugend beider Klassen zusammen, zum Zweck der Belehrung sowohl wie zu allerlei fröhlicher Geselligkeit. Sie erwärmen sich in gemeinsamer Begeisterung für ihr Judentum, Alle sind von dem Wunsch beseelt, ihr Judentum zu Ehren zu bringen, vor allem: es kennen zu lernen, die hebräische Sprache zu pflegen und die eignen Heiligtümer hoch zu halten. So erfüllen sich die Träger der Zukunft mit einem neuen, vorher nicht gekannten Geist, so entwickeln sie sich nicht mehr wie früher zu halben, in ihrem Innnern zerrissenen Namenjuden, sondern zu harmonischen, mit sich selbst einigen, stolzen Bekennern ihres Glaubens.

Hier in Königsberg, wo in die jüdische Gemeinde eine so grosse Russengemeinde eingepflanzt ist, hier kann mans mit Händen greifen, aus welcher Quelle dem deutschen Judentum neue Lebenssäfte zuströmen, hier sieht man gleichsam die Adern, durch die ihm frisches Blut zugeführt wird.

Verzweifeln wir also nicht an der Zukunft des Judentums, wenn auch alle Schrecken von aussen toben, und wenn auch von innen, wie hier in Königsberg, von manchem alt-adligen jüdischen Stammbaum die Zweige abfallen oder längst abgefallen sind. Ein neuer Frühling erzeugt neues, frisch pulsierendes Leben. An Stelle eines welken Baumes kommt ein ganzer Wald mit frischen Säften, für alles Abgestorbene eine lebendige Wiedergeburt, ein neues zukunftsreiches Leben.



DIE SENDUNG MUHAMMEDS.

Von Dr. Julius Reiner.



Beim Zeichnen von Pflanzen.
(Bezalel. Abbildung V.)

Unter den Propheten, die einen hervorragenden Anteil an der Entwicklung der Menschheit haben, kann man zwei typische Richtungen erkennen, Richtungen, die nicht immer scharf von einander sich abheben, die aber zuweilen einen nicht zu verkennenden Gegensatz bilden. Die Vertreter der einen Richtung könnte man die „Moralisten", die der anderen die „Politiker" nennen. Für die einen ist das ethische, für die anderen das politische Problem die Rechtfertigung ihrer Sendung. Dass der Politiker seine Absichten und Wünsche mit der Ethik verquickt, und der Moralist zuweilen zur Politik seine Zuflucht nehmen muss, um seinen Ideen eine grössere Durchschlagskraft zu verschaffen, kann man leicht bei einem Vergleich der beiden typischen Richtungen erkennen.

Die Propheten Israels waren in erster Reihe Moralisten. Sie kämpften für die höchsten Ideen der Menschheit. Gerechtigkeit ist der Grundton ihrer Predigten, und wenn sie ab und zu auf das politische Gebiet sich begeben, so geschieht es nur, um ihren Ideen mehr Nachdruck zu verschaffen.

Etwas günstiger stellt sich dieses Problem bei den „Politikern" unter den Propheten. Bei ihnen ist ihre persönliche Stellungnahme zur Frage des Zusammenhanges zwischen Tugend und Lohn, Laster und Strafe, etwas durchsichtiger. Diese Propheten kämpften für durchaus greifbare und zuweilen auch sehr selbstsüchtige Ideen. Da sie als gewandte und erfahrene Politiker das Menschenherz gut kannten, verbrämten sie ihre politischen Absichten mit moralischen und religiösen Elementen. Auf diese Weise konnten sie ihres Erfolges sicherer sein.

Die Moralisten unter den Propheten drohten mit Strafen mit dem Feinde, der das Land verwüsten und die Einwohner zu Gefangenen machen wird. Nicht immer folgte die Strafe sofort auf die Uebertretung der Gebote der Moral. Viel besser waren die Politiker unter den Propheten gestellt, die den Willen des Volkes unter Hinweis auf göttliche und jenseitige Belohnung sich botmässig machen konnten und für den Ausfall der Strafe nicht verantwortlich waren.

Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir hier die Sendung Muhammeds betrachten; kein anderer Prophet eignet sich besser dazu. Denn Judentum und Christentum hängen zu sehr geschichtlich und inhaltlich zusammen und stehen dem Westeuropäer viel zu nahe, als dass wir unbefangen an ihnen Kritik üben könnten. Eindrücke der Kindheit, der Erziehung, äussere Rücksichtnahme auf die liebgewordenen Vorstellungen unserer Mitmenschen, der rings um uns tobende Kampf der Parteien und die persönliche Zugehörigkeit zu einer dieser Religionen lassen ein unbefangenes Urteil kaum aufkommen. Man mag noch so sehr objektiv sein wollen, man wird unwillkürlich parteiisch. Dazu gesellt sich noch als erschwerendes Moment die Mangelhaftigkeit der uns überlieferten geschichtlichen Tatsachen. Das Leben Moses, der Propheten, Jesus ist uns

nur sehr wenig bekannt, die vorhandenen Quellen reichen zu einem getreuen Lebensbild nicht aus.

Bei dem Stifter der muhammedanischen Religion liegen die Dinge anders. Wir treten mit ungetrübtem Blick an die reichlich vorhandenen und historisch beglaubigten Tatsachen seines Lebens heran, und da uns der Islam als Religion fernsteht, so können wir das Wesen seiner Offenbarung objektiv behandeln, ohne Gefahr zu laufen, das religiöse Empfinden der Leser zu verletzen.

Muhammed ist der einzige Religionsstifter, dessen Entwickelungsgeschichte sich Schritt für Schritt an der Hand durchaus glaubwürdiger Dokumente verfolgen lässt. Wo der heutige Muhammedaner im Leben seines Propheten das Werk Gottes bewundert, da sehen wir Menschenwerk; der Islam erscheint uns — im Lichte der historischen Tatsachen betrachtet — als das Produkt eines religiösen Schwärmers und zielbewussten Gesetzgebers und Politikers, der für die Bedürfnisse seines Volkes eine Religion zu bilden bestrebt war.



Die Gipsgiesserei-Abteilung des Bezalel.
(Abbildung X.)

Wir wissen, dass der Prophet Muhammed epileptische und hysterische Anfälle hatte, die durch seine asketische Lebensweise noch gesteigert wurden. Zeitgenossen beschreiben uns diese Anfälle mit übereinstimmender Genauigkeit. Seine Lippen und seine Zunge zitterten, die Augen verdrehten sich, der Kopf bewegte sich willenlos. Bei heftigerer Anwandlung fiel Muhammed wie trunken zu Boden, rot im Gesicht, mit Schweisstropfen auf der Stirn, unter starken Atmungsbeschwerden; „er schnaufte wie ein Kamel" heisst es bei einem Berichterstatter. Mit diesen Anfällen trafen seine Inspirationen zusammen. Er hat sie als Besuche eines Engels gedeutet und war, gleich nachdem er sich erholt hatte, darauf bedacht, den Inhalt seiner religiösen Träume als göttliche Offenbarungen zu verkünden.

Die psychischen Symptome dieser Krankheit, die noch heute den dunkelsten Winkel der Medizin bildet, sind für die Entstehungsgeschichte der religiösen Offenbarung bei Muhammed von äusserster Bedeutung. Diese Symptome sind je nach dem Bildungsgrad und der Individualität des Patienten und je nach dem Milieu, in dem er sich befindet, verschieden. Muhammed, der für religiöse Fragen sich frühzeitig interessierte, hat bei seinen Anfällen Bilder gesehen und Dinge gehört, die aus den Elementen des religiösen Lebens zusammengesetzt waren.

Allerdings ist es jetzt sehr schwer festzustellen, inwiefern Muhammed bei der Verkündung seiner Lehre nur das schwache Werkzeug seiner überspannten Phantasie war, die ihm Offenbarungen vortäuschte, oder ob er aus schlauer Berechnung zu diesem Hilfsmittel seine Zuflucht nahm, um seine göttliche Sendung glaubwürdiger erscheinen zu lassen. Mit anderen Worten: war Muhammed ein betrogener, leichtgläubiger, religiösen Wahnvorstellungen wirklich anheimgefallener kranker Mensch, oder wàr er ein kluger Diplomat, der zu diesem heiligen Betrug seine Zuflucht nahm, um einer guten Sache, der Einführung eines gereinigten Gottesglaubens, zu dienen, und um aus den wilden arabischen Beduinenstämmen eine einheitliche politische Macht zu bilden?

Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir beiden Elementen eine mehr oder weniger gleichmässige Rolle im Leben Muhammeds zuweisen. Die leichte Erregbarkeit seiner Phantasie, die durch hysterische Anfälle (hysteria muscularis) noch gesteigert wurde, hat ihn für Visionen gestimmt, die er in nüchternen Stunden nur als die Folgen seiner Krankheit angesehen haben mag. Andererseits aber mag er im gesunden Zustand diese Visionen als das wirksamste Moment bei der Geltendmachung seiner neuen Lehre betrachtet haben, umsomehr, als er von seinen nahen Verwandten dazu ermuntert wurde.

Ursprünglich mag im Geiste Muhammeds selbst diese Scheidung stark und klar vorhanden gewesen sein, er mag sich seiner künstlichen Hilfsmittel, der Visionen und vermeintlichen Offenbarungen, bewusst gewesen sein; er berief sich auf sie, um seine eigene Person vor der göttlichen Allgewalt zurücktreten zu lassen und sich nur als ein willenloses Werkzeug in den Händen Allahs hinzustellen: aber im Lauf der Zeit wird er wohl selbst diese Scheidung aufgegeben haben — und eben davon hängt die Beurteilung Muhammeds wesentlich ab. Wieviel auf Klugheit und Berechnung und wieviel auf seine Krankheit zurückzuführen ist, was das Werk der Vernunft oder was der menschlichen Schwäche zuzuschreiben ist, wird sich, so wesentlich auch dieser Punkt ist, nie genau feststellen lassen.

Muhammed wusste, dass er als Mensch unter Menschen nie die Autorität erlangen könne, die dazu nötig ist, um einer Lehre, die von der bestehenden abweicht, allgemeine Geltung zu verschaffen. Er musste daher auf den Willen Gottes sich berufen, der ihn inspirierte. Mit neuen Lehren und Gesetzen konnte ja jeder auftreten. Aber die neuen Lehren waren der Annahme nicht sicher, auch wenn sie sich durch innere Vorzüge empfahlen. Dazu bedarf es einer Autorität, einer Gewalt. Da solche Autorität und Gewalt Mohammed bei seinem ersten Auftreten noch nicht zur Verfügung stand und nur unter Hinweis auf den göttlichen Willen zu gewinnen war, so blieb Mohammed nichts anderes übrig, als sich für den Gesandten Gottes auszugeben. Nur auf diese Weise konnte er sich Gehör verschaffen. Wie sehr Muhammed der Nachahmer derer war, denen er es nachtun wollte, seiner Vorgänger — denn er war kein selbstständiger Denker — geht aus einem Vergleich des Korans mit der Bibel hervor. Ganze Kapitel sind aus der Bibel entlehnt. Die Art, wie sich Muhammed von Gott inspirieren lässt, ist der Bibel fast wörtlich entnommen. Waren Begabung und Kenntnis bei ihm mangelhaft, so ist sein Wille, der mit geringen Mitteln Grosses zu erzielen verstand, desto höher anzuschlagen.

Beim Stilisiren der Pflanzen.
(Bezalel. Abbildung VI.)

Man darf aber nicht denken, dass die Araber, denen er seine Lehren vortrug, so ganz leichtgläubig waren. Sie überhäuften ihn mit Spott und machten oft recht gelungene Witze über den neuen Propheten, der genau so wie sie ass und trank und für schöne Weiber schwärmte. Muhammed war aber zu sehr von seiner eigenen Mission durchdrungen und von der Überlegenheit des Monotheismus über den Götzendienst seiner Mitbürger überzeugt. Er wusste, dass nur ein gemeinsames religiöses Band imstande



Im Garten des Bezalel.
(Abbildung XI)

ist, die einander bekämpfenden Stämme, von denen jeder seinen eigenen Götzen diente, zu einigen und ihnen eine Überlegenheit zu verschaffen, die den Nachbarn bald gefährlich werden sollte. Er wurde nicht müde, auf Gott sich zu berufen, himmlische Strafen anzudrohen und göttliche Belohnung zu verheissen.

Allmählich gewann er einen kleinen Anhang, der vielleicht an seine göttliche Sendung garnicht glaubte, der aber sich sagte, dass der Mann doch ganz recht habe. Sie lernten einsehen, dass Gerechtigkeit besser sei als Ungerechtigkeit, denn sie diene allen gleichmässig und gewähre den Schwachen Schutz.

Auch die äusseren sozialen Verhältnisse kamen dem Propheten zu Hilfe. Er verstand es, die Armen für seine Lehre zu gewinnen, denn er verlangte im Namen Gottes, dass man barmherzig sein solle, dass man die Hungrigen speise und die Nackten kleide. So wuchs sein Anhang im Lauf der Zeit; aber auch die Gegner nahmen zu, denn der Einfluss Muhammeds beunruhigte sie. Sie wollten die neue Lehre annehmen, aber sie verlangten, dass ihnen Muhammed seine göttliche Sendung durch ein Wunder beweise. „Wirke ein Wunder, und wir wollen dir glauben!" sprachen sie zu ihm.

Muhammed fragte, was für ein Wunder man verlange.

„Verwandle den Hügel von Safa in Gold", war die Antwort.

Der Engel Gabriel, den Muhammed zur Ausführung dieses alchemistischen Zauberstückes angerufen haben soll, liess vergebens auf sich warten. Erneuerte Angriffe auf Muhammed folgten. Man schrie ihm entgegen: „Er ist nur abgelernt oder verrückt" (Sure 44).

Für Muhammed gab es kein Zurück mehr. Er verfolgte den einmal eingeschlagenen Weg, trotzdem sein Leben dabei bedroht war. Das Bewusstsein seiner guten Absicht hiess ihn nicht rasten, und seine Klugheit gab ihm oft gute Ratschläge ein.

Er verstand es, zwei angesehene und reiche Bürger aus Mekka, Abu Bekr und Omar, für seine Pläne zu gewinnen. Um das Band mit diesen zu befestigen, heiratete er die neunjährige

Tochter Abu Bekrs. Ohne diese zwei Persönlichkeiten, die dem Propheten mit Rat und Tat beistanden, wäre der Islam gewiss nicht über die ersten Anfänge ähnlicher Versuche, neue Religionen zu stiften, hinausgekommen. Von nun an wächst die Macht und das Ansehen des Propheten. Sein Anhang ist sogar so stark, dass er auf die gewaltsame Ausbreitung seiner Lehre sich einlassen kann. Die Aussicht auf Beute mag nicht wenig beigetragen haben, den Mut seiner Anhänger zu steigern. Muhammed offenbarte nämlich im Namen Gottes, dass die Beute gleichmässig unter die Kämpfenden verteilt werden solle. Das war kein geringer Ansporn für so manchen armen Teufel, dem übrigens der Prophet neben den irdischen Gütern für die Teilnahme am heiligen Krieg — so nannte Muhammed seine Raubzüge — noch himmlische Freuden in Aussicht stellte.



Teppich-Abteilung.
(Bezalel. Abbildung XII.)

Der Verlauf der Ausbreitung des Islams kann hier als bekannt vorausgesetzt werden. Keine Religion hat in ihren Anfängen so viel Menschenleben gekostet, wie der Islam.

In der anderen Hälfte seiner prophetischen Laufbahn war Muhammed von seiner göttlichen Sendung weniger überzeugt, als in der ersten. Er sah, dass das Schwert viel wirksamer sich erwies, als die Berufung auf Gott, auf den sich ja auch seine Gegner zu berufen pflegten. Trotz der Verdienste, die man dem Stifter des Islam nicht aberkennen kann, erscheint er als Mensch und Prophet in etwas unklarem Licht. Seine geistige und moralische Physiognomie war weit entfernt von jener Reinheit und Selbstlosigkeit, die wir von einem Religionsstifter zu verlangen pflegen. Mit dem Massstab seiner grossen Vorgänger unter den Religionsstiftern gemessen, erscheint uns der Prophet von Mekka verschwindend klein, das Allzumenschliche haftet zu sehr an ihm. Er hat auf dem Gebiet der Religion keinen einzigen Gedanken hervorgebracht, der nicht schon früher bekannt gewesen wäre. Vom Standpunkt der Theologie betrachtet, ist der Islam ein ziemlich schwacher eklektischer Versuch, und der Stifter selbst hat sogar nicht immer im Sinne seiner eigenen Vorschriften gelebt. Und dies ist es in erster Reihe, was die Person Muhammeds in weitem Abstand von den anderen Religionsstiftern zeigt.

AUS BENJAMINS CHEDERJAHREN.

Eine Skizze aus dem Osten. — Von S. Meisels.

Benjamin hiess er, aber seine Eltern nannten ihn, ihren Einzigen, ihren Liebling, liebkosend und verzärtelnd »Muniu“. Sie sprachen diesen Namen in polnisch verweichlichtem Akzent aus. Tiefempfundene Liebe, Elternliebe, die sich zuweilen in den kleinsten Dingen äussert, lag in dieser Namensnennung; innerliche Zärtlichkeit, die schon im zarten Kinderherzen ein Gefühl von Würde und selbstbewusster Wertschätzung erweckte.

Benjamin war in einem polnischen Dorfe geboren. Sein Vater, der Gutspächter Saul Glück, war ein reicher Mann, vielleicht der reichste Mann im Dorfe, ohne dass er dadurch den Neid oder die Missgunst der Bauersleute irgendwie erregte. Alle wussten es,

der Jude Saul hat sich redlich gemüht, unermüdlich gearbeitet und sich ehrlich den Groschen erworben. Dabei gewann er sich durch wahren Edelmut und stets bereite Opferwilligkeit die Herzen aller. Die Bauern nannten ihn nicht anders als „unser Saul“; sie verziehen ihm sogar sein Judentum. Saul Glück war kein Dorfjude von gewöhnlichem Schlage; er repräsentierte vielmehr das, was man im Osten ein „Vaterskind“ nennt. Er verfügte über eine sogenannte jüdisch-bürgerliche Gelehrsamkeit, die aus einiger Kenntnis der Bibel und des agadischen Teiles des Talmud besteht. Selbstverständlich wollte Saul seinen einzigen Sohn auf eine höhere Stufe der Gelehrsamkeit bringen. Benjamin sollte überhaupt kein Dorfjude bleiben. Er sollte nach der nahegelegenen Stadt, wo das Thoralernen noch fleissig getrieben wird, und wenn nicht Rabbiner so doch wenigstens ein thorakundiger Stadtjude werden.

Um Benjamin für die Stadt mit genügenden Kenntnissen vorzubereiten, wurde auch frühzeitig gesorgt. Ein tüchtiger Lehrer wurde ins Haus genommen. Dieser unterwies Benjamin in der Bibel, mitunter auch im Talmud.

Die ersten Studienjahre Benjamins brachten dem Vater eine arge Enttäuschung. Benjamins aufgeweckter Geist, der an allem, was im Dorfe vorging, reges Interesse nahm, zeigte für das Buchstabenstudium nicht die geringsten Anlagen. Sein Vergnügen war, draussen auf dem Felde zu weilen, den Bauern bei der Arbeit zuzusehen, selbst hinter dem Pfluge zu gehen, oder im Grase unter schattigen Bäumen zu liegen und — zu grübeln. Am meisten aber liebte er den Sonnenaufgang, „das Hervorkriechen der Sonne aus ihrem Futteral“, wie er selbst eine altjüdische Redensart nachzuplappern pflegte. Oft schlich er heimlich in frühester Morgenstunde aus dem Hause, legte einige Kilometer zu Fuss zurück, um einen nächst der Dorfschule befindlichen ziemlich steilen Hügel zu erklettern, von wo aus er den Aufgang des blutigroten Feuerballs besser betrachten konnte. Dabei kamen ihm die merkwürdigsten Gedanken. „Ja, die Sonne ist gut, zugleich auch schlecht. Sie trocknet die Wäsche und schwärzt das Gesicht. Wenn keine Sonne wäre, wir würden beim Feuer die Wäsche trocknen und durch Petroleumlampen die Finsternis erhellen . . . Aber der Sonnenaufgang ist schön . . . die Sonne macht den Tag — ich liebe sie.“

Benjamin liebte zu fragen, und hatte er keinen, mit dem er sich unterhalten konnte, so fragte er sich selbst. Fand er einmal im Gezweige der Bäume oder auf einem Stammstrunk ein Taubennest, so stand er stundenlang dabei und beobachtete das Treiben der kleinköpfigen Vögel. Wie sie gluckste und girrten und herumhüpften und mit den Köpfchen nickten! Der Lehrer hatte es ihm einmal erzählt, dass in den heiligen Büchern die Juden mit den Tauben verglichen werden. Ob sie wohl auch frommgläubig sind wie die Juden? Dass sie auch jedesmal auswandern! — Sind sie vielleicht auch im Golus? . . . Den Störchen war Benjamin ein geschworener Feind. Diese boshaften Störche! Sie töten ihre schwächlichen Jungen, weil sie nicht fliegen können . . . Sie glauben wohl an keinen Gott, denn wer an Gott glaubt, kann nicht boshaft sein. Auch der kleine Mieczyslaw, des Schlachzizen Söhnchen, glaubt an keinen Gott; er ist ja boshaft, schlägt ihn oft ohne Grund mit seiner kleinen Reitpeitsche und hetzt die Hunde wider ihn.

So hatte unser kleiner Naturphilosoph im Freien vollauf Beschäftigung. Sein Studium ging daher wie ein schwerbelasteter Wagen. Der Vater war verdriesslich, die Mutter geärgert, der Lehrer unzufrieden, allein er war der „Einzige“, man durfte mit ihm nicht strenge verfahren. — Es wird sich ändern, tröstete sich der Vater, 's wird sich ändern, sobald er nach der Stadt kommt. Dort, in der Talmudschule, mit so vielen Jüngern zusammen, wird erst in ihm der richtige Sinn fürs „Lernen“ erwachen. — Und Saul wartete auf den glücklichen Augenblick, da er seinen Benjamin nach dem „Sitz der Thora“ bringen werde . . .

— — — — — — — — — — — —

Wie vorauszusehen war, wurde Benjamin bald zu einem Onkel in die Stadt geschickt, damit er dort sich zu einem „Gelehrten in Israel“ heranbilde. Der erste Eindruck, den die Stadt auf Benjamin machte, war mächtig. Wie berauscht taumelte er die Strassen entlang. Schon das Gehen auf dem glatten, steinernen Pflaster versetzte ihn in eine sonderbare Bangigkeit. Bald ging er auf den Fussspitzen, den Boden kaum berührend, bald scharrte er mit den Füssen, wie einer, der zum ersten Mal auf dem Glatteis geht. Es dünkte ihm, als ob er stolpern oder ausgleiten müsste. Das Klingeln der Fahrräder, das Rollen der Wagen verwirrte ihn förmlich. Die drei- bis vierstöckigen Häuser erschienen ihm wie Kolosse; die Turmuhr mindestens so hoch wie der Turm zu Babel, von dem er bereits wusste. Wenn er ganz oben stünde und die Hand ausstrecken dürfte, er würde ja sicherlich ein Loch in den Himmel bohren können! Die Macht des Neuen wirkte stark auf ihn. Er vergass den in der Nähe der Dorfschule befindlichen Hügel, auf dem er oft den Sonnenaufgang erwartete; er vergass Flur und Feld, ja, selbst die sittenreinen Täubchen, die stets mit den Köpfchen nickten, und die boshaften Störche, die an keinen Gott glaubten. Eine neue Welt erschloss sich ihm; ein neues wechselreiches Bild der Natur eröffnete sich seinen staunenden Blicken. Der hohe königliche Zamek, der Schlossberg mit seiner alten, verfallenen Ruine, die von entschwundener Pracht kündet, der gelblich-grüne San, der in einem graziösen Strombett sanft dahinfliesst, boten ihm ein Aequivalent für sein verlorenes Paradies. Auf den Höhen des Schlossberges, an den sogenannten Drei Kreuzen, fand er einen Punkt, von dem aus er das ganze weite herrliche Panorama des Stadt-Weichbildes überblicken konnte.

Rasch war die schöne Zeit zu Ende, wo Benjamin die Stadt und ihr Getriebe, die Häuser und die Menschen, die Turmuhr und das Rathaus, den Fluss und die Berge, bewundern durfte. Schon am dritten Tage nach seiner Ankunft musste er in die vielgerühmte — Talmudschule.

In der Talmudschule sass Reb Mendel auf dem Katheder. Vor ihm ein aufgeschlagener Foliant. Reb Mendel war ein langer, hochstämmiger Mann mit einem länglichen Kopf, bleichen Wangen und kleinen matten, von vielem Nachtwachen geröteten Augen. Hinter dem sammetnen fettigen Käppchen, das mit dem Kopfe wie verwachsen war, lugten einige weisse Härchen hervor. An beiden Schläfen trug er herabhängende, gekräuselte Haarlöckchen, die bei jeder Bewegung in fast gleichmässigem Tempo hin und her baumelten. Eine lange Habichtnase, ein spitzes weissgelbes Bärtchen, verliehen seinem Gesichte einen Zug von Urkomischem. Wirkte auch sein Aeusseres nicht besonders wohltuend, so verstand er es dafür, den Schülern durch seine eigenartige Lehrweise einen geradezu ästhetischen Genuss zu verschaffen. Er besass eine grosse Fertigkeit im Erklären, Erläutern, Plausibelmachen. Jede Hebung oder Senkung des Tonfalls, jedes Stampfen mit dem Fusse, jede Handbewegung trug zum näheren Verständnis des gelernten Gegenstandes bei. Es war kein trockenes Lernen; es lag vielmehr Sang und Klang, Feuer und Verve, ein Schwelgen und ein Hochgenuss darin.

Jeden neuen Schüler empfing Reb Mendel mit folgender stereotypen Ansprache: „Weisst du, mein Kind, zu welchem Zwecke du zu mir gekommen bist? Nu, um Thora zu lernen. Das Thoralernen ist ein heiliges Studium, und jeder Jude ist verpflichtet, sich in die Lehre Tag und Nacht zu vertiefen. Das Thoralernen ist das Lebenselement der Juden, wie das Wasser den Fischen. Der listige Fuchs spricht zu den Fischen: Kommt ans Trockene, da ist Sonne, da ist Leben . . . Die Dummen gehorchen, verlassen ihr Lebenselement, kommen ans Trockene und — krepieren. Die Klugen bleiben im Wasser und leben und sind munter . . . Wisse mein Sohn, seit der Zerstörung des heiligen Tempels ist Gott nichts so lieb auf dieser Welt als die vier Ellen der Halacha."

Eine Art Erleuchtung überkam Benjamin bei diesen Worten. Er verstand sie nicht ganz, aber dieses Geheimnisvolle verlieh ihnen den Stempel der Erhabenheit und der verschleierten Wahrheit. Bisher hat er instinktiv geglaubt, Leben heisst „Sehen", nun wird es ihm in feierlicher Weise klargelegt, dass Leben „Lernen" heisse . . . Und dass Reb Mendel recht hatte, das bewies die stattliche Schülerzahl, die durch einen muntern Singsang und lebhaftes Gestikulieren ein lebendiges Lernen und lernendes Leben bekundete. Bisher hat er geglaubt, dass das Schönste, was Gott geschaffen, der Sonnenaufgang sei mit seinen purpurnen Streifen und rotschimmerndem Becken, die schattigen Bäume und die plätschernden Quellen, — und nun wird ihm erzählt, Gott sei nichts wertvoller als die vier Ellen der Halacha. Was die vier Ellen der Halacha sind, das wusste er zwar nicht, aber eben weil er es nicht wusste, glaubte er daran . . .

Allein Mendel liess ihm nicht viel Zeit zum Nachdenken. Benjamin wurde schleunigst den anderen Schülern eingereiht. Im Trällern des Lernens wurde fortgefahren. Sie begannen eben einen neuen Traktat, der von gefundenen und geliehenen Sachen handelt. Mendel explizierte: „Wenn zwei — sagen wir Ruben und Simon — ein Kleid, das sie gefunden haben, halten; Ruben sagt: ich hab's gefunden, und Simon sagt: ich hab's gefunden; Ruben sagt: es gehört mir, und Simon sagt: es gehört mir — so muss jeder einzelne von ihnen schwören, dass er zumindest auf die Hälfte dieses Kleides Anspruch erheben kann, und sie — teilen . . . "

Dieser eine Rechtsfall wurde mit den hierzu nötigen Kommentaren einigemal erläutert und wiederholt. Nicht nach festgesetzten trocknen Paragraphen, zu deren Verständnis wenig Beweglichkeit des Geistes erforderlich ist, wurde dieses an sich seltene jus occupandi behandelt. Weniger das Gesetz als der Geist des Gesetzes bildete den Gegenstand der Untersuchung. Die kleinen Rechtsgelehrten leierten und sangen diese Rechtsvorschriften in einer recht seltsamen Weise. Es lag Poesie in dieser gesungenen Jurisprudenz.

Benjamin befand sich wie im Traume. Wohl hatte er noch im Dorfe bei seinem Lehrer etwas von diesem Studium zu hören bekommen, aber dieses Leiern und Singen waren ihm so eigenartig fremd, dabei so autheiternd lustig, dass er an die singenden Engel denken musste, von denen einmal Dimitri, der klügste der Bauern im Dorfe, erzählte. Dem Dimitri war nämlich seine kleine Marischa gestorben. Er kam auf das Feld, wo seine älteren Kinder arbeiteten, und sagte: „Marischa ist gestorben. Aber betrübt euch nicht. Sie hat's gut. Sie war jung. Ihre Seele war rein, rein wie das Wasser und durchsichtig wie das Glas. Eine solche Seele kommt gerad' in den Himmel und wird zu einem singenden Engel und leuchtet wie ein Stern. Viele Sterne, die wir des Nachts sehen, sind solche Kinderseelen. Wir sehen ihren Glanz, aber wir hören nicht ihren Gesang." An diese Engel dachte Benjamin. — Wie gross erschienen ihm die Kollegen; wie winzig kam er selbst sich vor . . . Ein Gefühl des Neides regte sich in ihm . . . Je lauter die Töne der Lernenden an sein Ohr schlugen, je mehr ihr Lerneifer sich steigerte, desto mächtiger wurde in ihm das Verlangen, ihnen zu gleichen. Fast unbewusst stimmte er mit ein in ihren Akkord; er „lernte".

— — — — — — — — — — — —

In der Schule Mendels war es seither Brauch, dass die Schüler jeden Donnerstag Abend zum Repetieren, dem sogenannten „Chasern", zusammenkamen und die ganze Nacht beim Wiederholen des die Woche hindurch gelernten Abschnittes zubrachten. Dieses Nachtstudium war nicht obligatorisch; die Fleissigen kamen, die minder Fleissigen zogen es vor, in den Armen des Schlafes auszuruhen, und mit der Entscheidung der schwierigen Rechtsfrage, ob der gefundene Mantel dem Ruben oder dem Simon zuzusprechen sei, bis Freitag zu warten. Mendel selbst dozierte nicht an diesen Abenden. Er schnarchte in dem anstossenden dunklen Alkoven, um, wie er selbst sagte, durch seine Abwesenheit die Kinder zum selbständigen Denken anzuleiten.

In dem Schulzimmer wurde nicht nur fleissig gelernt, sondern auch, namentlich in der Abwesenheit des Rebbe, manch Schabernack gespielt und manche Allotria getrieben, Da wurde ein Junge von seinen Kollegen auf den Tisch gespannt und tüchtig durchgeprügelt, weil er angeblich etwas vor dem Lehrer geschwatzt haben sollte. Schlief einer ein, so befestigten sie den Zipfel seines Kaftans an den Stuhl, und als er erwachte, und sich recken und strecken wollte, fiel er mit grossem Gepolter zu Boden. Da gab es ein helles Gelächter. Einem andern stopften sie die Nase voll mit Schnupftabak, dass er kräftig niesste und mit Todesschrecken aufsprang. Einer krähte wie ein Hahn, ein zweiter pfiff wie ein Vogel, ein dritter erzählte gar drollige und zugleich schauerliche Geschichten. Wieder ein anderer setzte die Mütze des Lehrers auf, steckte eine lange Pfeife in den Mund, verzog das Gesicht und suchte Sprache und Minen Reb Mendels nachzuahmen. An diesen Abenden nannten sie sich auch nicht bei ihren üblichen Rufnamen; jeder besass einen Spitznamen, der ein besonderes Merkmal an seiner Person herausstrich. So hiess der eine der „Rothaarige", der andere der „Rundbäuchige", der dritte der „Fetzenkopf" und ähnliche Kosenamen. Auch Benjamin wurde ein nom de guerre beigelegt: der „Dorfjunge".

Der „Dorfjunge" — das sollte mancherlei bedeuten. Zunächst seine Minderwertigkeit den städtischen Jungen gegenüber. Der Dorfjunge durfte sich nicht viel herausnehmen; musste schweigen, wenn die andern sprachen, und spielte im allgemeinen unter den Schülern eine untergeordnete Rolle. Seinen Fragen, mochten sie noch so vernünftig sein, wurde mit einer gewissen Geringschätzung begegnet. In seinen Antworten glaubte man immer etwas Lächerliches, Dummes, zu finden. Allein Benjamin begriff die Bedeutung dieses Spitznamens nicht; er liess ihn daher kalt.

An dem ersten Donnerstag Abend, an dem Benjamin sich an dem Wiederholungsunterricht beteiligte, trug der „Rundbäuchige", sonst Jossel Schlite genannt, die erste Mischna aus dem Traktate „die mittlere Pforte" vor:

„Wenn zwei — sagen wir Ruben und Simon — ein Kleid, das sie gefunden haben, halten; Ruben sagt: ich hab's gefunden, und Simon sagt: ich hab's gefunden; Ruben sagt: es gehört mir, und Simon sagt: es gehört mir — so muss jeder von ihnen schwören, dass er zumindest auf die Hälfte dieses Kleides Anspruch erheben kann, und sie — teilen."

— Das versteh ich nicht, versuchte Benjamin nach längerem Zaudern seinen Kollegen zu interpellieren. Wenn zwei einen Mantel finden, soll ihn der bekommen, der ärmer ist. Wenn ich im Dorfe mit Stasch, Dimitri seinem Sohne, einen Mantel gefunden hätte, ich würde mir gesagt haben, mein Vater ist reich, er kann mir einen machen lassen, und Dimitri ist arm, und behält Stasch den gefundenen nicht, so kriegt er auch keinen.

— Was? Was sagt der Dorfjunge? höhnte der Rothaarige und machte hinter Benjamins Rücken eine lange Nase.

— Was ein Dorfjunge überhaupt fragen kann? kicherte der Fetzenkopf.

— Du Fetzenkopf, schnauzte ihn der Rothaarige an und versetzte ihm dabei mit seinem Ellbogen einen wuchtigen Rippenstoss, du solltest überhaupt nicht mitreden. Was verstehst du davon? Du hast ja Fetzen im Kopfe.

Alle Kinder lachten.

— Aber er hat doch recht, meinte einer, der mit Fetzenkopf auf gutem Fusse stand. Kommt so einer aus dem Dorfe her, bringt er gleich seinen Bauernschädel mit . . .

— Und das Beispiel, das er anführt! sprach ein anderer. Was hat Dimitri mit dem Talmud zu schaffen? . . .

Allein der Rundbäuchige bewahrte in solchen Momenten die Ruhe und den Ernst eines Vortragenden. — Ja, Benjamin, sagte er gelassen, du hast recht. Was würdest du aber tun, wenn sie beide reich sind? —

— Dann brauchen sie ihn beide nicht, antwortete Benjamin, ohne viel zu überlegen. Dann sollen sie den Mantel einem Armen schenken.

— Verschenken, das ist gut, lachten einige.

— Ja, wenn sie aber beide arm sind, was dann? sprach wieder der Rundbäuchige und setzte sich in Positur.

— Ja, was dann? was dann? hüpften einige mutwillige Bengel.

Benjamin war im ersten Augenblick wie geschlagen. Beschämt liess er seinen Kopf hangen, um den herausfordernden verächtlichen Blicken seiner Mitschüler nicht zu begegnen. Jedoch wie ein Kämpfender, der sich nicht so leicht besiegt geben will, wagte er sich mit einer Gegenfrage hervor: Nu, was haben sie denn davon, wenn sie den Mantel zerschneiden? —

— Zerschneiden! sprang der Rothaarige triumphierend auf. Was sagt' ich, der Dorfjunge versteht nichts, was er lernt. Zerschneiden? was für Unsinn. Sie verkaufen ihn und teilen mit dem Gelde.

Benjamin war besiegt. Endgültig. Alle Kinder lachten so geringschätzend, so verächtlich. Eine mühsam unterdrückte Träne glänzte in Benjamins Auge. Er bedauerte, in die Arena getreten zu sein, die Disputation heraufbeschworen zu haben. Waren ihm doch seine Kollegen an talmudischen Kenntnissen weit überlegen! Nun galt es durch ein rasches Hinüberlenken auf ein anderes Thema der Sache eine andere Wendung zu geben.

— Ich schäme mich garnicht, dass ich es nicht wusste, sagte Benjamin mit einer zaghaft zitternden Stimme. Woher sollte ich auch? Im Dorfe gibt's so vieles zu sehen, dass einem die Lust zum Lernen vergeht . . .

— Im Dorfe gibt's vieles zu sehen? lachte Feiwisch Narr laut auf. Das ist nicht schlecht. Kartoffel graben kann man im Dorfe, aber zu sehen gibt's gar nichts.

— Da hast du, schrie der Rothaarige, der hat auch schon das Wort. Feiwisch Narr, du selbst solltest lieber Kartoffel graben, als hier sitzen.

— Na, Rothaariger, hat der Esel Bileams sein Maul geöffnet? versetzte Feiwisch trotzig.

— Warte, der Esel Bileams drückt dich bald an die Wand, dass dir Hören und Sehen vergehen, schrie erbost der Rothaarige.

— Auch mir ein Held! lachte Feiwisch und rückte dem Rothaarigen immer näher. Vielleicht willst du dich mit mir schlagen, da zeig' ich dir bald, wer älter ist.

— Nu, komm heran, wenn du Mut hast! forderte ihn der Rothaarige auf.

Er reckte sich wie ein kleiner Athlet. Sein Gesicht nahm eine seinen Haaren ähnliche Farbe an. Auf seiner Stirn zeigte sich eine bläuliche Ader. Seine Fäuste ballten sich. Als jedoch Feiwisch merkte, dass es ernst zu werden begann, rückte er allmählich ab.

— Mir passt es gar nicht, mich mit dir zu schlagen, sprach er mit schlecht verhehlter Furcht, und verkroch sich dabei in einen Winkel.

— Wie es sich verkriecht, das Hasenfüsschen, triumphierte der Rothaarige.

— Ruhig, Jungen! gab Jossel Schlite das Kommando. Macht keinen Lärm und hört auf zu zanken! Wenn der Rebbe erwacht, so kriegt ihr eine Tracht Prügel, dass euch diese Nacht ewig in Erinnerung bleibt.

Die Schüler, die infolge des drohenden Zweikampfes zwischen dem Rothaarigen und Feiwisch Narr in eine animierte Stimmung geraten waren, zogen sich zurück und nahmen wieder ihre Plätze vor den aufgeschlagenen Folianten ein. Jossel Schites Verweis war von Erfolg, denn er erfreute sich — seiner „Gelehrsamkeit“ wegen — einer tonangebenden Stellung unter seinen Genossen.

— Erzähl doch mal, was du im Dorfe gesehen, wendete sich Jossel, nachdem die Ruhe wiederhergestellt war, an den ratlos stehenden Benjamin.

— Den Sonnenaufgang, antwortete Benjamin mit vibrierender Stimme.

Aus der Eoke des Zimmers hörte man ein leises Kichern.

— Oj wei, grosse Sachen. Das kann man auch in der Stadt sehen.

— Hast du's denn schon mal gesehen, Wölwel? fragte ein grüner Junge den Spottenden.

— Hab ich's denn gesagt? Man kann ihn sehen, sagt' ich, wenn man morgens früh aufsteht. Ich steh morgens nicht früh auf. Wozu brauch ich's sehen?

— Es ist doch so schön . . . erwiderte Benjamin.

— So schön, wiederholte Wölwel, den Kopf hin und her wiegend. Habt ihr schon einmal gehört, dass die Sonne schön ist?

— Ich hab' schon gehört, meinte der Rothaarige, dass der Mond schön ist. Mein Vater kommt manchmal nach der Neumondweihe nach Hause und erzählt voller Freude, dass der Mond schön war. Aber von einer schönen Sonne kann wirklich nur ein Dorfjunge sprechen.

— Auch ein Dienstmädchen, ergänzte Wölwel, unsere Magd singt immer ein Lied:

Der Tag war hell, die Sonne schien schön,
Da kam mein Geliebter zu mir zu gehn.

— Kusch, du Hund! brauste plötzlich der Fetzenkopf auf. Das fehlte noch, solche Lieder in einem Schulhause singen. Und dann, wie kommst du dazu, solche Lieder zu hören? Darf man 'ne Frauenstimme hören?

— Man darf nicht, man darf nicht, bestätigte der Rundbäuchige.

— Warte, das muss ich dem Rebben nachsagen, drohte der Fetzenkopf.

— Was soll ich tun? verteidigte sich Wölwel, sie singt so laut, soll ich mir die Ohren stopfen?

Und Benjamin war es, als käme er von einer heissen Dusche unter eine kalte. Eine Art von Schamgefühl, von Reue regte sich in seinem Innern, Er kam sich so dumm vor, so sündhaft; sündhaft, weil er dumm war. Wie oft hatte ihn die Sonne schön gedäucht, wie oft hatte er ihren Feuerglanz bewundert, wie oft hatte er Bauernmädchen singen hören, dem Gesange der Schnitterinnen gelauscht! — 'ne Frauenstimme hören, das sei doch nicht statthaft; der Fetzenkopf hat's gesagt, der Rundbäuchige bestätigt, wahrscheinlich steht's geschrieben, und was geschrieben steht — so sagte ja Reb Mendel — ist heilig . . .

Im Schulzimmer trat eine kurze Pause ein. Jossel Schlite war anscheinend neugierig, etwas mehr von den Sehenswürdigkeiten im Dorfe zu erfahren, denn er forderte den bleichen und zitternden Benjamin wiederholt auf, seine Berichterstattung fortzusetzen.

— Ich könnte euch, begann Benjamin, viele hübsche Geschichten von den Störchen erzählen, wie sie ihr Nest auf dem grossen Wagenrad bauen, das auf dem Scheunendach liegt, wie sie Beute herbeischleppen und ihre Jungen füttern. Es sind recht niedliche Vögel, aber sie glauben an keinen Gott!

— Hört mal, was der Dorfjunge zu sagen wagt, unterbrach ihn der Rothaarige.

— Heisst eine Frechheit, schrie Feiwisch Narr.

— Eine Gottlosigkeit, meinte ein anderer.

— Alles, was lebt, selbst das, was nicht lebt, glaubt an einen Gott, erklärte der Rundbäuchige.

— Du, Dorfjunge, weisst du, wie der Storch hebräisch heisst? sprach eine quietschende Stimme dazwischen.

— Wissen wird er's, nach dem Schalet, raste der Rothaarige, wenn anders es ihm Michailow oder Pawel gesagt haben . . .

— „Chassida“ heisst er, dass heisst „der Fromme“, quietschte wieder die Stimme. Sie werden schon gewusst haben, warum sie ihn so nannten.

Selbst Jossel Schlite schien diesmal auf Seite der Opposition zu stehen.

— Dieses Wort darı nicht ungestraft bleiben, hetzte der Rothaarige, 'rauf mit ihm! — — —

— 'rauı mit ihm! ertönte es gleichzeitig aus mehreren Kehlen.

Sie machten sich an ihn heran, zerrten und schleppten ihn, spannten ihn auf den Tisch, zupften und kniffen ihn, schnellten ihm in die Nase und

verabreichten ihm eine beträchtliche Anzahl Prügel, so dass er in — ein lautes Weinen ausbrach.

Wie aus der Erde wuchs plötzlich Reb Mendel in schmutzigem Schlafhemde und Unterbeinkleide aus. „Was macht ihr, Bengel? Nennt ihr das — Lernen — —? Wie steht geschrieben? Moses sagte: Roscho, Bösewicht, weshalb schlägst du deinen Freund! —“ Das letzte Wort elektrisierte alle Schüler. Sie wurden wie gelähmt. Sie schämten sich ihrer bösen Tat . . . An dieses Wort Moses dachten sie gar nicht . . . Mendel bestrafte diesmal die Missetäter nicht, sondern hielt ihnen eine Moralpredigt. Hierauf schickte er sie nach Hause, zumal da es bereits zu dämmern anfing. Benjamin war der letzte, der das Schulhaus verliess.

— — — — — — — — — — —

Mit schwerem Herzen und wehen Gliedern schlenderte er durch die menschenleeren Strassen der Stadt. Er ging nicht nach der Wohnung seines Onkels, sondern lenkte seine müden Schritte über den Quai dem Schlossberge zu . . . Als er ihn erklettert hatte, setzte er sich in das taufeuchte Gras. Die ersten purpurnen Streifen des Sonnenaufgangs zeigten sich auf dem Horizonte . . . Er wendete seinen Blick von diesem Himmelspunkt . . . vergrub sein Gesicht . . . und — weinte . . .

Ein Traum.

Ich träumt — ich wäre in El-Reschids Landen,
Wo Freiheit und Gerechtigkeit sich fanden
Und eine Krone um die Menschen wanden
Von Lieb und Treu.

Ich sah die Freiheit auf dem Throne sitzen,
Ein Diadem auf ihrem Haupte blitzen,
Und Recht und Liebe dienten ihr als Stützen
Im hohen Amt.

Und sonnverwandt war ihr gerechtes Walten:
Sie ließ die Lebenskeime frei entfalten;
Sie spendet' Licht den Jungen wie den Alten
In gleichem Maß.

Der Haß entwich, der Zwist fand hier ein Ende,
Vereint, verbrüdert waren alle Stände,
Die lang Entzweiten reichten sich die Hände . . .
Ich freute mich.

Ich kam ja aus dem schaurig finstern Norden,
Wo Tagesarbeit ist das Menschenmorden,
Das Land durchziehen bestienwilde Horden,
Des Bösen Brut.

Wo Bäche fließen von den vielen Tränen,
Wo Frauen jammern und die Männer stöhnen
Und jede Brust durchtobt ein mächtig Sehnen
Nach Licht, nach Licht . . .

Doch hier ist Friede, hier ists gut zu wohnen;
Wo Freiheit thront, da muß auch Milde thronen,
Hier wird der Starke wohl den Schwachen schonen,
Wie sich's gebührt.

Von dieser Stelle werd ich auch nicht weichen,
Hier soll die Wanderung ihr End erreichen,
Und meinen Wanderstab, des Elends Zeichen,
Begrab ich hier . . .

„He, Alter, auf! Ich müßt euch sonst bestrafen,
In diesem Park ist nicht erlaubt zu schlafen,
Hier ist für hergelaufne fremde Sklaven
Kein Nachtasyl! —

Ihr seid ein Fremder, müde schon vom Wandern? —
Hier ist kein Platz für euch — sucht einen andern;
Ihr dauert mich, doch müßt ihr schleunigst wandern
Zur Stadt hinaus!“

So weckte mich ein Mann vor Morgengrauen.
Ich sah ihn an und wollt dem Blick nicht trauen,
Ich mußte immer wieder auf ihn schauen,
Den Mann des Rechts.

Da griffen nach dem Wanderstab die Hände,
Und weiter ging es, weiter ohne Ende.
Gott einzig weiß, ob je das Los sich wende
Des Wandersmanns.

Ich bleib ja stets der wandernde Geselle,
Gehetzt, gejagt von jedes Hauses Schwelle,
Der Blitze Ziel, ein Spielball jeder Welle,
Das Leiden selbst.

Ich träumt — ich wäre in El-Reschids Landen,
Wo Freiheit und Gerechtigkeit sich fanden . . .
Doch als der junge Tag kaum war erstanden,
Verflog der Traum. —

Charlottenburg. Samuel Meisels.

MITTEILUNGEN AUS DEM DEUTSCHEN BUREAU
DER ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE.
(Berlin N. 24, Oranienburgerstr. 42/43 I).

DIE KNABENSCHULEN DER ALLIANCE IN MOGADOR (MAROKKO).

Aus dem Bericht des Direktors Nahon.

Mogador ist eine junge Stadt. Sie ist im 18. Jahrhundert entstanden, ein Ergebnis der bemerkenswerten neueren Erscheinung, dass die marokkanischen Völkerschaften von der Küste angezogen werden. Jahrhundertelang war das anders, hüllte sich Marokko in Geheimnis, richtete es seine ganze Tätigkeit auf das Innere des Landes, fern von den Blicken der Fremden. Gleich den muselmanischen Familien, die alles darauf einrichten, dass sie von aussen nicht gesehen noch gehört werden sollen, die verlassene Strassen vorziehen und hinter weiten, schweigsamen Vorhöfen leben, öffnete Marokko nach dem Meere zu nur unbedeutende Häfen, hatte es an seiner langgestreckten atlantischen Küste nur leblose, ärmliche Weiler. Die grossen Städte — Fez, Marakesch, Meknès, Tarudant — hielten Reichtum und Leben von der Küste fern. Doch ein Umschwung erschüttert allmählich das Gleichgewicht der Dinge und treibt die Massen zum Meere hin. Erschöpft und blutlos durch eine jahrhundertelange Absperrung, drängt sich die Menge zum Meeresufer, um frische Luft zu schöpfen und den ankommenden Fremden die Hand zu reichen. Unaufhörliche Zuwanderung erhöht die Wichtigkeit aller Häfen auf Kosten des flachen Landes und der alten Städte.

Die Israeliten, durch ihr Missgeschick, ihr Temperament und ihre Geschichte empfindlicher für die kommenden sozialen Umgestaltungen, stehen bei diesem Meeresdrang in erster Reihe. Die Gemeinden des Küstenbezirks nehmen täglich zu. Die Zeit kann nicht fern sein, da die jüdischen Gemeinden von Tanger, Casablanca, Mogador 20 000 Seelen und darüber zählen werden.

Die Gemeinde Mogador erhält ihren Zuwachs namentlich aus der Provinz Sus. In physischer Beziehung sind die Israeliten dieses Bezirks von ihren nördlichen Glaubensgenossen sehr verschieden. Brauner, unklarer Teint, langer Schädel, Ausdruck von Schüchternheit, wie er wilden Völkerschaften eigentümlich ist — das sind die charakteristischen Züge. Eine gelehrige, geschmeidige, ausdauernde, kluge Rasse, fehlt ihnen jene Feinheit der Manieren, jene Fröhlichkeit und Ungebundenheit, die man im Norden findet. Talmudische Traditionen haben sie gar nicht. Bei ihnen hat es nicht, wie in Meknès, Fez, Rabat, Tetuan, eine lange Geschlechterfolge von Rabbinen und scharfsinnigen theologischen Denkern gegeben. Jüdische Wissenschaft hat bei ihnen keine Pflege erfahren. Wenigstens ist keine Spur davon durch diese Einwanderung in die junge Gemeinde Mogador gekommen. Die Zuwanderer hatten kein anderes Bedürfnis, als ihren Unterhalt zu gewinnen, ein freieres Leben als an ihrem Geburtsort zu führen. Für die Einrichtung von „Jeschibot" nach nordischem Muster hatten sie weder die moralische Ruhe noch die Mittel. Die jetzt hierher kommen, verlangen vor allem Brot und haben keinen Gedanken an Geistesarbeit.

So hat sich eine Bevölkerung gebildet, die fast jeder intellectuellen Regsamkeit entbehrt. Dabei sind die Gestalten blutlos. Die Gesichter sprechen von ungenügender Ernährung. Es begreift sich, dass das erschöpfte Gehirn mehr als die elementarsten Vorstellungen aufzunehmen sich weigert. Besserer Ernährungszustand ist die Vorbedingung höherer Kultur.

Unsere Zöglinge sind zumeist nicht arbeitsam. Sie kommen aus Gehorsam zur Schule, ohne Neigung für den Unterricht. Ihre Haltung ist gut. Ausserordentliche Anstrengungen, sie an Sauberkeit zu gewöhnen, haben erst geringen Erfolg gehabt. Gegen eingewurzelte Gewöhnungen, die aus dem Boden der Armut, des grössten Wohnungselends, des Mangels an Seife, Kamm und Schwamm emporgewachsen sind, ist schwer ankämpfen. Augenkrankheiten sind selten, allerhand Hautkrankheiten häufig. Man tut das Mögliche, um die Uebel zu beseitigen.

In den letzten Jahren hat sich die Schule sehr gut entwickelt. Vor 12 Jahren zählte sie 60—80, vor fünf Jahren 140, gegenwärtig 310 Schüler, von denen 250 die Klassen mit Ausdauer durchmachen.

Freie Speisung. Etwa die halbe Zahl der Schüler, 140, erhält Freitisch. Man erkennt hieraus die herrschende Armut. Seit dem 24. April sind 165 bis 180 neue Gäste hinzugekommen, da auf Anordnung der Alliance alle bedürftigen Kinder, sie mögen eine Schule besuchen oder nicht, eingeladen sind, an der Mittagsmahlzeit teilzunehmen. Diese Verfügung des Central-Comitees ist mit begreiflicher Begeisterung aufgenommen worden. Fleisch ist zu teuer, als dass es den jungen Gästen so oft dargeboten werden könnte. Oft hat es an Brot gemangelt, weil Korn und Mehl phantastische Preise hatten. Reis wurde als Ersatz gereicht und hat vortreffliche Dienste getan, obwohl seltsamerweise die Kinder den Reis nicht sehr lieben. Es würde sich empfehlen, in die Speisekarte Kichererbsen und Linsen einzufügen, die man in Casablanca zu erträglichem Preis erstehen könnte. Bedauerlicherweise sind die Spenden für diesen Freitisch sehr gering.

Unterricht. Ich habe eingangs die Gründe für die gegenwärtige Apathie der Judenschaft von Mogador dargelegt. Ein weiterer Grund, der den Fortschritt unserer Jugend aufhält, besteht in der Armut ihres Jargons, der aus entstellten und fast unverständlichen

arabischen, hebräischen, spanischen Worten zusammengesetzt ist und nur ein sehr geringes, abwechselungsloses Vokabularium hat. Wer das Unglück hat, einen solchen Dialekt als Muttersprache zu sprechen, hat die grössten Schwierigkeiten, zu europäischen Gedanken durchzudringen. Das Milieu muss den unterrichtlichen Anstrengungen zu Hilfe kommen, um wenigstens bei den jüngeren Leuten die Fessel des Jargons zu sprengen. In Mogador, wo die europäische Kolonie unbedeutend ist, kein Gegenstand, kein Gebäude, kein Zeichen das Auge des Kindes trifft, nichts zur Beobachtung reizt und die Bequemlichkeit überlieferter Formeln stört, wird die den Schulen obliegende Last erdrückend. Die Schule nimmt abnorme Wesen auf, deren Ohr sie erst bilden, deren Sprachwerkzeuge sie erst modeln, deren Geist sie erst an Worte und Bezeichnungen gewöhnen muss, die für die Kinder ohne Urbild in der Wirklichkeit sind. Das bedingt einen ungeheuren Zeit- und Kräfteverlust. Die Fortschritte zeugen von einem sehr kleinen Teil der Mühen, die Lehrer und Schüler aufwenden müssen. Ich betrachte es als ein Glück, dass ich lange Zeit in ähnlicher Umgebung unterrichtet habe und dadurch gerüstet bin, die Anstrengungen richtig zu schätzen und dem guten Willen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen.

Zu den Ursachen für die Langsamkeit in der Besserung der ökonomischen Lage der Gemeinde gehört die mangelnde Eignung der jungen Leute zur Auswanderung. OhneKenntnis des Spanischen sind sie für den Lebenskampf in Südamerika nicht geschickt. An uns ist es, diese Lücken auszufüllen. Das Spanische muss in unser Schulprogramm aufgenommen werden, zum mindesten für die 1. und 2. Klasse; alle unsere Schüler müssten dahin gebracht werden, mit 13 oder 14 Jahren spanisch zu sprechen. Es ist Zeit, diese fruchtbare Bevölkerung, die hier für ihre Tatkraft kein Feld findet, die von Hunger und Krankheit dezimiert wird, nach den freien Ländern Amerikas zu lenken. Wenn wir unseren hiesigen Zöglingen die Sprache beibringen, die sie in Argentinien, in Peru, in Venezuela brauchen, so bereiten wir ihre Auswanderung dorthin vor. Die hierfür nötigen Aufwendungen wären vortrefflich angelegt. Die jungen Leute sind es, die auswandern müssen. Für sie vor allem ist der spanische Unterricht einzurichten. Der Abendunterricht muss deshalb in betreff dieser Sprache weiten Raum einnehmen, und alle Sorgfalt ist darauf zu richten, dass die jungen Leute fliessend und leicht sprechen können. Ich denke deshalb eine Anzahl Stunden in den Abendklassen auch der Belehrung über amerikanische Verhältnisse zu widmen, die Geographie, die Einwanderungsbezirke, die politischen Einrichtungen, die Hilfsquellen Amerikas, die Beschäftigung, die man dort findet, die Lebensführung, die man dort beobachten muss, die Kosten der Reise, die Wegrichtungen, die hygienischen Vorkehrungen. Der befreiende Auszug muss rationell vorbereitet werden. Man muss die Intelligenzen derart beeinflussen, dass ein förmlicher Drang nach den transozeanischen Republiken entsteht. Bis zu dem vielleicht noch fernen Zeitpunkt der Erschliessung Marokkos für europäische Tätigkeit ist das das einzige Mittel, die Frage des Elends in diesen Landen zu lösen.

Schlussfolgerung. Man könnte unsere Marokkanischen Schulen in zwei Kategorien sondern:

1. Die Schulen mit vollem Betrieb, die schon mächtige Wurzeln geschlagen haben, deren Früchte unter unseren Augen zur Reife gelangen, und deren Boden die für die wirtschaftliche Emanzipation und für die geistige Entwickelung günstigen Kräfte enthält.

2. Die im Ausbau begriffenen Schulen, die noch keine Fühlung mit den Gemeinden haben, in deren Umgebung das Erdreich noch nicht locker genug ist, um der jungen Pflanze Nahrung und Ausbreitung zu gewähren, die ihre Organe geduldig bearbeiten, sich wappnen und üben, um zur Blüthe bereit zu sein, sobald die erforderliche Wärme und Arbeitskraft sich einstellen.

Die Schule von Mogador gehört zur zweiten Kategorie. Sie macht in der Gemeinde noch den Eindruck eines fremdartigen Körpers; unsere Glaubensgenossen haben grosse Achtung vor ihr und erwarten ihre Leistungen, aber sie sind von ihrer Unentbehrlichkeit durchaus nicht überzeugt. Trotzdem einige frühere Zöglinge vermöge ihrer hier gewonnenen Ausbildung ihren Lebensunterhalt verdienen, ist bei den Juden von Magador die Ueberzeugung noch nicht durchgedrungen, dass der Unterricht zum Wohlleben, jedenfalls zu unabhängiger und würdiger Tätigkeit führen kann. Und da im Lande der arabische Jargon vollständig zur Verständigung ausreicht, könnte die Schule verschwinden, ohne etwas anderes als oberflächliches Bedauern zu hinterlassen.

Der Schülerbestand unserer Schule war lange Zeit sehr beschränkt, ihre Tätigkeit ist durch keine Mädchenschule unterstützt worden, so dass ihr Eindruck auf die Gemeinde nicht sehr tief hat sein können. Trotz aller unserer Bemühungen werden sich die Ansichten unserer Glaubensgenossen nicht ändern bis zu dem Tage, wo eine stark europäische Kolonie sich in Mogador gebildet haben wird und junge Leute in grosser Zahl für wohlbezahlte Stellungen verlangt werden, und die soziale und wirtschaftliche Ueberlegenheit des Mannes, „der lesen kann", sichtbar, greifbar geworden sein wird. Bis dahin besteht unsere Aufgabe darin, nichts zu vernachlässigen, damit vom ersten Beginn des Anzeichens einer wirtschaftlichen Hebung dies für aller Augen unmittelbar offenbar wird. Die Schule bereitet sich für ihre künftige Aufgabe vor. Seit 3—4 Jahren ist sie beträchtlich gewachsen, und mit der Schule in Mellah verdoppelt sie ihre Tätigkeit! Sie gewöhnt die Gemeinde daran, ihre Opfer für das Erziehungswerk zu steigern.

DIE KNABENSCHULE DER ALLIANCE IN BAGDAD.

(Inspektionsbericht des Herrn Niégo.)

Unterricht. Im Winter und im Frühling wird der Unterricht vor- und nachmittags gegeben. Sobald jedoch die starke Sommerhitze einsetzt, ist die Arbeit am Nachmittag unmöglich. Man beginnt dann morgens in aller Frühe und hört mittags auf. Während meines Besuchs stellte ich in den Klassen um 7 Uhr morgens 33°, mittags 44° fest. Bei 33° fühlt man sich noch recht behaglich, da die Luft beinahe ohne alle Feuchtigkeit ist, richtiger, die Luft hat auch bei höchster Temperatur einen Feuchtigkeitsgehalt, der weit unter dem Sättigungsgrade bleibt.

Folgende Sprachen werden in der Schule zu Bagdad gelehrt: Französisch, Englisch, Hebräisch, Arabisch, Türkisch.

Im allgemeinen sei bemerkt, dass die israelitische Bevölkerung Bagdads ausserordentlich intelligent ist. Die Mühe der Lehrer wird durch erstaunliche Erfolge belohnt. Die Schüler sind von Natur rege, arbeitsam, wissbegierig. Die Disziplin macht keinerlei Schwierigkeit. In der Klasse herrscht stets vollkommene Ordnung, und auf dem Hofe, während der Pause, hört man kaum einen Schrei. Ich finde diese Kinder für ihr Alter zu ruhig und zu vernünftig; ich wünschte sie mir etwas lärmender, bewegter, sie müssten sich in den Pausen jugendlichen Belustigungen hingeben.

Wenn ich nun sämtliche Lehrgegenstände mustere, so kann ich erklären, dass ich in allem und jedem Fortschritte konstatiere, dass ich überall, in allen Klassen, sehr befriedigende Antworten erhielt.

Unterricht im Englischen finden wir in den neun oberen Klassen. Herr Albala hat dieser Sprache mit Ihrer Zustimmung grösseren Platz eingeräumt als seine Vorgänger. Sie ist für die israelitische Bevölkerung Bagdads von wesentlicher Bedeutung. Die Handelsbeziehungen Mesopotamiens mit Indien, Aegypten, Grossbritannien sind viel wichtiger als die mit Frankreich und Oesterreich. Diesem Handelsverkehr und der Kenntnis des Englischen verdanken viele ehemalige Zöglinge der Schule ihre Wohlhabenheit; viele von ihnen haben sich die Rechtschaffenheit. und peinliche Ehrenhaftigkeit des englischen Grosskaufmanns angeeignet.

Ich bin nicht kompetent genug, um über die Fortschritte der Schüler im Englischen zu urteilen, aber ich beziehe mich auf den englischen Generalkonsul Major Ramsey, der während meiner Inspektion der Schule einen Besuch abstattete. Er begnügte sich nicht damit, die vorliegenden Hefte zu prüfen, sondern liess nach eigenem Diktat schreiben, wobei viele Schüler keinen Fehler machten. Er war von den Fortschritten sehr befriedigt und hat nur die Aussprache der allerjüngsten, die einen Inländer zum Lehrer haben, bemängelt. Man weiss, dass eine gute englische Aussprache nicht so leicht zu erwerben ist, insbesondere für den, der ein englisches Land noch nicht besucht hat.

Arabisch wird in allen Klassen gelehrt, und überall, weil es die Landessprache ist, mit Erfolg, den schlechten Methoden zum Trotz, die die Lehrer noch anzuwenden pflegen.

Türkisch ist nur in den oberen Klassen Lehrgegenstand.

Im Hebräischen werden ausgezeichnete Resultate erzielt. Es ist beinahe wieder zur Umgangssprache geworden, die jeder versteht. Bagdad ist die Stadt der Schreiber. Unweit von Bagdad liegt das Grab Esras, und in Bagdad werden in grosser Zahl Pentateuchrollen angefertigt, die in alle Länder gehen. Alle Kinder, die jüngsten wie die ältesten, lesen hebräisch korrekt und deutlich. Im Nu gelangt man — auch dank der Verwandtschaft mit der arabischen Sprache — zum Verstehen und Uebersetzen. Das Bibelstudium, das in gewissen Gegenden oft zu Gunsten des Talmud vernachlässigt wurde, steht hier sehr in Ehren. In jeder Klasse wird an den 6 Wochentagen je ein Stück Pentateuch (der Wochenabschnitt) oder ein Stück aus den Propheten durchgenommen. Dieser Unterricht mag vielleicht ein wenig mechanisch gestaltet, noch allzuwenig von modernen Methoden beeinflusst sein; aber er gibt nichtsdestoweniger infolge vieler Wiederholungen und wegen der Liebe, die man ihm widmet, gute Resultate.

Der erste Rabbiner der Schule, Chacham Hezkel, bemüht sich bereits, seinen Schülern die Grammatik methodisch beizubringen; bis jetzt beschränkt sich dies auf die Konjugation der Zeitwörter. Das ist wenig, aber immerhin ein Fortschritt.

Speisungen. Man speist täglich unentgeltlich 574 arme Zöglinge, davon 484 Knaben und 90 Mädchen. Die Kosten beziffern sich auf mehr als 5000 fr. jährlich, wovon 1000 fr. von der Alliance beigesteuert werden. Der Gemeindepräsident Meir Elias gewährt einen jährlichen Beitrag von 1380 fr. Der Rest geht zu Lasten der Stadt. Herr Albala hat diesen Zuschuss beim Rat der Stadt erwirkt.

Die reichen Familien pflegen zu jeder feierlichen Gelegenheit, wie zu Feiertagen, Hochzeiten, Jahrzeiten, den Armen und den Schülern der Talmud Tora Mahlzeiten zu schicken. Herr Albala hat es durchgesetzt, dass auch die armen Zöglinge unserer Schulen hierbei nicht leer ausgehen.

Auf dem täglichen Speisezettel stehen Brot mit Gemüse oder Reis oder Eier oder Früchte (Gurken, Wassermelonen, Melonen, Trauben, Pfirsiche, Aepfel, Datteln) oder Speise (Halva).

Das Hilfswerk ist gut organisiert und wird ordnungsgemäss überwacht.

Gewerbliche Ausbildung. Die Fürsorge erstreckt sich auf 20 Lehrlinge, nämlich: 4 Setzer, 8 Tischler, 3 Kupferschmiede, 1 Schneider, 4 Grobschmiede.

Zu den Kosten steuert die Alliance 1400 fr., die Anglo-Jewish Association 400 fr. bei. Die gezahlten Löhne werden den Lehrlingen erst am Ende der Lehrzeit zur Beschaffung von Werkzeug ausgehändigt und sind verpflichtungsgemäss zurückzuzahlen, wenn von dem Geld kein guter Gebrauch gemacht wird. Ausser einer gestempelten Quittung, die diese Verpflichtung enthält, fordert Herr Albala noch, dass ein Bürge die Quittung gegenzeichnet.

Ich habe die meisten dieser Lehrlinge besucht und festgestellt, dass sie mit Eifer arbeiten, und dass ihre Meister mit ihnen zufrieden sind. Nach Beendigung der Lehrzeit verdienen sie als Arbeiter 0,50 bis 1 fr. den Tag. Die Bezüge bleiben hier gering, solange einer nicht selbst Meister ist.

Das Lehrlingswerk ist im allgemeinen nur schwach entwickelt, wird jedoch gut überwacht und hat jedenfalls bessere Ergebnisse aufzuweisen, als ich z. B. in Aleppo gesehen habe.

Die Lehrlinge erhalten Kleidung auf Kosten des Hilfswerks und speisen täglich unentgeltlich in der Schule. Abendkurse gibt ihnen regelmässig der Lehrer, dem ihre Ueberwachung anvertraut ist.

Bibliothek. Die Schulbibliothek ist wie auch das ganze Schulmaterial in sehr gutem Zustand. Die Schüler haben an der Lektüre Geschmack. Die Bibliothek enthält viele französische und englische Bücher. Die ersteren sind von der Alliance gesandt, die letzteren von der Anglo Jewish Association, die hierfür die Zinsen eines von Silar Sassoon gestifteten Legats zur Verfügung hat.

Die Schüler haben auch unter sich eine kleine „Brüderschaft“ zum Ankauf von Büchern gebildet. Sie geben für die Lektüre jedes Buches 1 Sou. Von den so aufgesammelten Beträgen wurden im letzten Jahre 250 Bände moderner Schriftsteller, z. B. Balzac und Alexandre Dumas, angeschafft. Alle Bücher der Bibliothek sind gebunden und gut gehalten.

Schulgebäude. Die Bagdader Schule macht der Alliance und den Israeliten Ehre. Nicht nur Unterricht und Disziplin, auch die Räumlichkeiten sind vortrefflich. Das Schulgebäude, von einem weiten Hof umgeben, besteht aus 4 Einzelhäusern.

1. Der Zentralbau inmitten des Hofes, von allen Seiten beleuchtet und durchlüftet, mit einer Galerie rings herum, die den Sonnenstrahlen den direkten Zutritt zu den Klassenzimmern verwehrt und den Schülern als Erholungsraum dient. Das Haus umfasst 6 geräumige Zimmer über einem Erdgeschoss, das man hierzulande Serdab nennt. Dies Erdgeschoss ist ein einheitlicher sehr schöner Raum mit Säulen und Gewölben — letztere nach Landessitte mit Backsteinverzierungen verkleidet. Bis vor kurzem diente es als Speisesaal. Man ist seit einigen Monaten daran, es in eine Synagoge umzuwandeln, die die schönste in ganz Bagdad sein wird. Das Haus trägt den Namen David Sassoons, der 1869 das Kapital zum Bau gestiftet hat. An der Wand ist der Name des Wohltäters und das Datum der Erbauung eingraviert.

2. Der Anbau „Menachem Daniel“, durch Herrn Zémach errichtet, nach Osten gelegen, mit 2 grossen Klassenzimmern im Erdgeschoss und einem Bureauraum im ersten Stockwerk.

3. Das Empfangsgebäude, — nahe der westlichen Pforte. Es enthält unter anderm die Bibliothek.

4. Der neue Anbau, der gegenwärtig errichtet wird, nach Norden gelegen, — dies ist für Bagdad die beste Lage. Er wird 6 Klassenzimmer aufweisen, je 3 im Erdgeschoss und im ersten Stockwerk. Die Baukosten werden sich auf 300 Pfund belaufen. An 180 türkische Pfund sind bereits am Platze und durch Herrn Albala gesammelt.

Alle Gebäude sind in bestem Zustand. Die Wände erhalten alle 6 Monate Kalkanstrich. Der ganze weite Hof wird täglich gekehrt und reichlich besprengt. Klassenzimmer, Galerien und nicht zuletzt die Klosetanlage im Hofe blitzen von Sauberkeit. Grade in diesem heissen Lande ist es von Wichtigkeit, dass den Schülern täglich ein gutes Muster für Ordnung und Reinlichkeit gegeben wird.

Die Schule enthielt im letzten Jahr 12 Klassenzimmer. Durch den Neubau wird die Zahl auf 18 erhöht. Herr Albala fand bei seinem Amtsantritt 405 Schüler vor. Jetzt sind es 529, und mit Hilfe der neuen Räume wird es die Schule auf 750 Schüler bringen können.

Endergebnis. Die Schule in Bagdad, die erste, die die Alliance im Orient gegründet hat, ist ein gutes Institut. Es ist die schönste Schule im Irak. Die Muhammedaner und die Christen erkennen es gleicherweise an. Sie hat sich langsam aufsteigend entwickelt und hat noch eine grosse Zukunft vor sich, sie wird noch weit grössere Verhältnisse annehmen können. Sie hat zu einem sehr grossen Teil zu dem wirtschaftlichen Aufblühen der israelitischen Gemeinde in Bagdad beigetragen. Dank der allgemeinen, durch die Schule vermittelten Bildung, dem Unterricht im Französischen und vor allem im Englischen waren die ersten Schüler, die die Bänke der Schule verliessen, in der Lage, in die Fremde zu wandern, ihren Interessenkreis, ihren Handel auszudehnen, und gelangten dazu, solide Handelshäuser zu begründen und ihr Glück zu machen. Die Eröffnung der Schule hat einige Jahre vor der Fertigstellung des Kanals von Suez stattgefunden, die ersten aus-

gebildeten Zöglinge der Schule konnten daher bereits aus der Ausdehnung, die der Bagdader Handel durch den neuen Kanal erfuhr, Nutzen ziehen.

Die kommerziellen Beziehungen zu Europa, Ägypten, Indien und Persien haben sich vervielfacht. Man hat die Bemerkung gemacht, dass die Kaufleute, die ihre Geschäfte auf englischen Bezugsquellen basierten, weit mehr Gewinn erzielten, als die, die nur mit französischen oder österreichischen Häusern zu tun hatten. Einzelne kamen in wenigen Jahren zu Vermögen. Man kann sagen, dass unsre Glaubensgenossen zur Zeit den gesamten Handel in Händen haben. Diesen blühenden Stand der Gemeinde darf man gewiss nicht der Schule allein zuschreiben. Die angeborenen Eigenschaften der Bevölkerung sind mit in Anschlag zu bringen. Der Bagdader Jude ist tatkräftig; ein Mann der Ordnung, der seine Bücher bestens zu führen pflegt; die doppelte Buchführung hat sich früh in sämtlichen Geschäftshäusern eingebürgert. Ausserdem ist er sehr sparsam, gibt weit weniger aus, als er das Jahr hindurch einnimmt. Die Reichsten in Bagdad fahren mit dieser Methode noch immer fort; Luxus, Komfort, selbst die einfachste Behaglichkeit der Wohnung, des Mobiliars, der Kleidung liegen ihnen fern.

Bei Einzelnen unter den Wohlhabenden sieht man wohl schon das Gefühl der Solidarität im Keimen begriffen. Sie hegen den Wunsch, ihren Mitbürgern zu nützen, und helfen die Werke der Wohltätigkeit, der Schulen, der Talmudtora zur Entfaltung bringen. Aber noch ist diese Sinnesart kein Allgemeingut. An dem Direktor der Schule liegt es, sie zu verbreiten, zu entwickeln. Dann wird man in Bagdad mit den Mitteln der Bevölkerung selbst die schönsten Unternehmungen schaffen können.

Was mir bei diesem Schulunternehmen in Bagdad noch gefällt, das ist die Tatsache, dass es stufenweise fortgeschritten ist, dass mehrere Direktoren, die einander ablösten, durchaus von demselben Geist beseelt waren. Zemach trat in die Fusstapfen Danons, und Albala hat nur das eine Ziel vor Augen: das Erbe seiner Vorgänger zu mehren. Dies ist nachahmenswert. Nur die Kontinuität aller Anstrengungen verbürgt den Erfolg guter Unternehmungen.

DAS SCHULWERK DER ALLIANCE IN SALONIKI.

Aus einem Inspektionsbericht des Herrn S. Bénédict.

Saloniki, November 1906.

Saloniki zählt unter allen Städten des Orients die meisten Juden, 70 bis 75000 unter 120000 Einwohnern. Mehr noch als selbst Jerusalem ist Saloniki eine jüdische Stadt. Am Sonnabend ruht jeder Handel, die Läden sind geschlossen, auch die der Nichtjuden; die Schiffe können weder landen noch ausreisen, denn die Schauerleute sind alle Juden. In den übrigen Städten des Orients bemühen sich unsere Glaubensgenossen, sich die Landessprache anzueignen; hier hingegen waren die Griechen, die Türken darauf bedacht, den jüdisch-spanischen Dialekt zu erlernen. Das Jüdisch-Spanische ist beinahe die Amtssprache von Saloniki geworden. Die Salonikier Juden, ein rastlos tätiger Menschenschlag, haben einige Erwerbszweige völlig mit Beschlag belegt.

Die Gemeinde von Saloniki ist nicht arm. Ich sah sehr wenig Bedürftige — Bettler, von denen doch die Städte des Orients wimmeln, fast garnicht. Sehr wenig Arme werden auf Gemeindekosten unterhalten; auch diese Armen sind nicht Bettler im eigentlichen Sinne, sondern Gelegenheits-Notleidende, denen man Beihilfe zur Miete gibt oder zum Passahfest Mazzot spendet.

Schon aus der Höhe des in unsern Anstalten und in den Privatschulen entrichteten Schulgeldes erhellt, dass die grosse Mehrheit der Israeliten von Saloniki zwar nicht reich, aber doch wohlhabend ist; selbst die, die man mit Unrecht als arm bezeichnet, zahlen durchschnittlich an Schulgeld zwei Piaster die Woche. Das Schulgeld der Knaben bringt uns sicher beinahe 20000 Francs, die Mädchenschule etwa ebensoviel.

Die Behauptung, dass Saloniki eine arme Gemeinde ist, ist also falsch. Ich lege Wert darauf, dies zu Beginn meines Berichts testzustellen.

Der Bahnhofsbeamte, bei dem ich mein Billet löse, ist ein ehemaliger Zögling unsrer Schule; der Zollbeamte, der meinen Koffer durchsucht oder vielmehr nicht durchsucht, ging gleichfalls aus unsrer Schule hervor; der Kondukteur, der mein Billet locht, dankt seinen Posten dem Unterricht, den er bei uns erhielt. Meine beiden Reisebegleiter sprechen voll dankbarer Erinnerung von ihren Alliance-Lehrern; der eine hat sich als Möbelfabrikant in Konstantinopel niedergelassen und beschäftigt fünf von unseren Lehrlingen in seiner Werkstatt; der andere ist Modewarenhändler zu Ueskub, er fährt zum Einkauf nach Wien. Ich könnte noch viele Personen aufzählen, denen ich begegnet bin und die uns alles verdanken. Ich will jedoch nur noch feststellen, dass die 27 Zöglinge der Knabenschule, die in diesem Jahre die Schule verliessen, alle in Stellung gebracht sind und bereits mehr oder weniger verdienen.

Nach dieser langen Vorrede will ich Ihnen nun gleich sagen, dass Ihr ganzes Unternehmen in Saloniki vortrefflich gediehen ist. Die eigentlichen Schulen, das Asyl, die Volkskurse, die Gewerbeschule, das Lehrlingswerk, sie alle sind gut entwickelt und weisen schätzenswerte Fortschritte auf. Für alle unsre Lehrer habe ich nur Worte der Anerkennung. Die erzielten Resultate sind, wie ich mich überzeugen konnte, beinahe wunderbar. Saloniki besitzt heute eine gebildete, arbeitsame Generation, die sich ihrer sozialen Pflichten wohl bewusst ist. Der Boden, auf dem wir gearbeitet haben, war allerdings besonders fruchtbar. Die Israeliten von Saloniki sind im allgemeine von schönem Wuchs und lebhafter Intelligenz. Man sieht hier nicht jene gebückten Jammergestalten. Der Salonikier Jude ist eher

einmal etwas übermütig, er fühlt sich als Herr des Platzes: Saloniki gehört ihm.

Die aus unsern Anstalten entlassenen jungen Leute nehmen in den Bankhäusern, den Läden, in der öffentlichen Verwaltung die ersten Stellungen ein. Auf den zahlreichen Eisenbahnlinien, die ich benutzte, traf ich beinahe auf jeder Station ein oder zwei oder mehr jüdische Beamte. Viele Schüler setzten die auf der Schulbank begonnenen Studien fort; zahlreich sind die Aerzte und Rechtsanwälte, die ihre erste Erziehung den Schulen von Saloniki verdanken.

Die Knabenschule, vor 33 Jahren begründet, zählt zu unsern besten Schöpfungen. Sie erfreute sich stets, und grösstenteils mit Recht, eines ausgezeichneten Rufes. Die Schule ist ein wahrer „Turm von Babel." Ausser Hebräisch, Deutsch, Französisch, Türkisch unterrichtet man Englisch, Italienisch, Griechisch. Natürlich lernen die Kinder nicht alle sieben Sprachen auf einmal. Der deutsche Unterricht ist in den bewährten Händen des Herrn Neftel.

Das Lehrlingswerk. Saloniki gehört zu den Städten, in denen das Lehrlingswerk gut gediehen ist. Hier kennt man nicht die häufig unüberwindbare Schwierigkeit, die darin liegt, dass für die Zöglinge keine ordentlichen Lehrmeister zu finden sind. Die Mehrzahl der Handwerksmeister in Saloniki sind Juden.

Ehemalige Lehrlinge. Ich sah in einer Werkstatt zwei ehemalige Tischlerlehrlinge, der eine verdient 4 Frcs., der andere 3½ täglich, was für Saloniki ein sehr schöner Verdienst ist; in einer andern Werkstatt verdienen fünf Tischler je 3 Frcs. täglich; in einer Steinmetzerei verdienen sechs ehemalige Lehrlinge Frcs. 2,50 bis 1,75; in einer Teppichweberei zwei Arbeiter Frcs. 2. Einer unserer ehemaligen Tischlerlehrlinge, der sich etabliert hat, verdient wöchentlich Frcs. 20. Rührend ist, dass sein Vater nun bei ihm als Lehrling arbeitet. Ein anderer Tischlermeister, desgleichen zwei Tischlergesellen, verdienen Frcs. 2,50 bis 1,60 täglich; zwei Ofensetzer 1,50 und 1,25; sechs Stuhlmacher 2 bis 3 Frcs.; ein Klempner 6 Frcs. wöchentlich; sechs Posamentiere 10 bis 23 Frcs. wöchentlich; zwei Koffermacher 8 Frcs. wöchentlich; ein Tischler, der seit 27 Jahren sein Handwerk betreibt, verdient 1500 Frcs. im Jahr; zwei Bürstenbinder, der eine von ihnen Meister, verdienen 50 bezw. 11 Frcs. wöchentlich.

Ich besuchte die Werkstatt Nahmias, wo mehr als 35 Tischler, alles Juden, beschäftigt sind. Unter ihnen finden sich 12 ehemalige Lehrlinge, die 1,25 bis 3 Frcs. täglich verdienen. Unter diesen zwölfen ist ein Holzbildhauer von Ihrer Gewerbeschule in Jerusalem mit einem täglichen Verdienst von 3 Frcs. Endlich besuchte ich zwei ehemalige Setzerlehrlinge; sie verdienen heute 8 und 12 Frcs. wöchentlich.

Ich habe selbstverständlich nur den kleinsten Teil Ihrer ehemaligen Lehrlinge aufsuchen können. Alle, die ich sah, sind mit ihrer Lage zufrieden und segnen die Alliance, die sie einen Beruf erlernen liess, der sie und ihre Familien anständig ernährt.

Gegenwärtige Lehrlinge. Es sind an Zahl 54, davon 23 Tischler, 7 Schmiede, 5 Steinmetze, 3 Teppichweber, 3 Posamentiere. 3 Stuhlmacher, 3 Dentisten, 2 Setzer, 1 Kupferschmied, 1 Koffermacher, 1 Mützenmacher, 1 Schumacher und 1 Goldschmied. Alle diese Lehrlinge erhalten ausnahmslos einen wöchentlichen Lohn von 2 bis 8 Frcs.

Die Lehrlinge nehmen regelmässig an den Abendkursen teil, die in bester Art von zwei unsrer Lehrer abgehalten werden. Sie erhalten ausserdem Mittagessen, das uns etwa 0,15 Frcs. pro Lehrling und Mahlzeit kostet.

Die Gewerbeschule. Diese Schule ist die populärste in Saloniki, die Schule, auf die Saloniki am meisten stolz ist. Die vornehmsten Damen, jüdische wie muhammedanische, besorgen sich bei uns Korsett und Kostüm. Ein Korsett wird mit Frcs. 40 bis 50 bezahlt, die Anfertigung einer Robe mit Frcs. 50 bis 60, was für Saloniki recht beträchtlich ist; man kann dennoch der Nachfrage nicht genügen. Der Vorwurf, dass die Schule ihrer Kundschaft zu hohe Preise berechne, trifft sie nicht allzu schwer; man bedenke, dass mit Hilfe der Einkünfte der Ateliers nicht weniger als 300 junge Mädchen ihre Ausbildung erhalten. Wäre nicht die hohe Miete von 5200 Frcs. aufzubringen, so würde die Gewerbeschule nicht nur sich selbst, sondern auch die andern Anstalten erhalten.

Vereinigungen. Sowohl die ehemaligen Zöglinge der Knaben- wie der Mädchenschule haben sich zu Vereinigungen zusammengetan. Beide Vereine leisten dem Werk der Alliance grosse Dienste, durch Einsammlung von Jahresbeiträgen, durch Propaganda, durch Subventionen, die sie den Volkskursen und sogar den auswärtigen Schulen in Ueskub und in Serres widmen.

Schlussbemerkungen. Unser Werk in Saloniki ist in jeder Hinsicht gut, die Resultate sind beträchtlich. Die Saat wurde vielleicht ein wenig zu langsam ausgestreut, die Ernte aber ist reichlich. Wer das Saloniki vor 30 Jahren gekannt hat und mit dem heutigen Saloniki vergleicht, muss wahrnehmen, dass hier eine wahrhafte Revolution sich abgespielt hat. Die israelitische Gemeinde, ja die Stadt selbst hat sich von Grund auf verändert. Man höre die Männer von 40 bis 50 Jahren über die Alliance und über ihre wohltätige zivilisatorische Wirksamkeit sprechen. Man höre, mit welcher Begeisterung die jungen Leute, die eben die Schulbank verlassen, die „heilige" Alliance preisen der sie ihr Glück verdanken.

Berlin. Der Wunsch, mit den Mitgliedern der Alliance Israélite Universelle in immer nähere Beziehung zu treten und durch Aufklärung über das Wirken und die Ziele der A. I. U. dieser immer neue Freunde zu gewinnen, hat das Präsidium der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft veranlasst, Versammlungen zu veranstalten, in denen über die A. I. U. Vorträge gehalten wurden. Es geschah dies, abgesehen von den Vororten von Berlin, in Eberswalde, Grünberg in Schl., Würzburg, Stuttgart, Lissa i. P., Frankfurt a. M., Wongrowitz, Grätz, Mur. Goslin, Schokken, Ostrowo, Schrimm, Schildberg, Rawitsch, Memel, Insterburg, Erfurt, Gotha, Tilsit, Filehne, Allenstein, Schwetz. Die Vortragenden — die Herren M. A. Klausner, Dr. Friedländer, Dr. Markus, A. Jacoby — fanden überall für ihre Ausführungen lebhaftes Interesse. Nicht selten riefen ihre Darlegungen Ueberraschung hervor. Denn wenn die Alliance auch überall mit ehrender Anerkennung und mit höchster Achtung genant wird, so hatte sich doch vielfach die genauere Kenntnis von dem weltumfassenden Wirken der Alliance, von ihrer ausdauernden Fürsorge und von dem Reichtum der Mittel, die sie unseren bedrängten Glaubensbrüdern in aller Welt zur Verfügung stellt, verflüchtigt. Die Geräuschlosigkeit, mit der die Alliance ihre Taten verrichtet, hat zur Folge gehabt, dass man vielfach andere Organisationen für die eigentlichen Urheber dessen hielt, was in Wirk-

lichkeit von der Alliance ausgegangen und geleistet war. Man nahm die Aufklärung mit herzlicher Freude entgegen. Das jüngere Geschlecht erfuhr mit Genugtuung, dass die von den Vätern begonnene Arbeit nicht unterbrochen, sondern mit ebenso stillem wie grossem Eifer fortgesetzt worden ist. In den Vorträgen wurde auch rühmend der Jewish Colonisation Association gedacht, die durch Personalunion mit der Alliance verbunden ist und innerhalb der allgemeinen Aufgabe die besondere Riesenarbeit versieht, die Auswanderung aus Russland grosszügig zu organisieren. Endlich wurde betont, dass die Alliance Israélite Universelle es für ihre Pflicht hält, allen nationalistischen Bestrebungen gegenüber den universellen Charakter zu unterstreichen, und nicht zuzulassen, dass das jüdische Hilfswerk zerrissen und durch nationale Teilung entkräftet wird.

Berlin. Am 18. Dezember v J. feierte unser Mitglied Justizrat Dr. Hermann Veit Simon das Fest der silbernen Hochzeit. Dem hervorragenden Juristen und treuen Glaubensgenossen wurden aus diesem Anlass die herzlichsten Bekundungen zuteil. Auch das Präsidium der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft fand sich mit einer Glückwunschadresse ein, die folgenden Wortlaut hatte:

„Hochverehrter Herr Justizrat!

Sie feiern heute ein Familienfest, das Fest der Silbernen Hochzeit.

Wir bitten um die Erlaubnis, wir fordern es als unser Freundesrecht, mit Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin uns zu freuen, mit Ihnen beiden den Tag als einen Fest- und Freudentag zu begehen.

Wir haben Gelegenheit gehabt, Ihr öffentliches und Ihr stilles Wirken zu beobachten — wir haben gesehen, wie Sie in Ihrem ehrenvollen Beruf zu immer höherem Ansehen gelangten, wie Sie durch Gaben des Geistes und ernstes wissenschaftliches Streben zu einer Zierde Ihres Standes wurden.

Wir sind einander begegnet bei Ihrer steten Bereitwilligkeit, Ihr persönliches Können in den Dienst unserer Glaubensgemeinschaft und der dieser Gemeinschaft gewidmeten Werke zu stellen. Mit freudiger Bewunderung und mit herzinnigem Stolz haben wir wahrgenommen, wie Sie in der Fülle der Arbeit immer Musse fanden für die Förderung und Hebung der Judenheit, die mit ungeteilter Anerkennung auf Sie blickt, wie Sie mit durchdringendem, aus aufrichtiger Liebe geborenem Verständnis an der Erfüllung grosser, auf Gegenwart und Zukunft zugleich gerichteter Aufgaben sich beteiligten.

Auf das Grosse hat Ihr Streben sich gerichtet. Wo immer das Recht der Judenheit in Frage kam, wo es werktätiges Eingreifen galt und wuchtige Verteidigung mit den Waffen des Geistes und Wissens — da waren Sie zur Stelle, ein rüstiger und gerüsteter Kämpfer. Und für Ihre Liebe zu unserer Gemeinschaft hat es nichts Kleines, nichts Unbedeutendes gegeben.

Wir haben kein Mandat, im Namen der Judenheit zu reden. Aber wir sind sicher, im Sinne der deutschen Judenheit zu handeln, wenn wir den heutigen Tag als Anlass benutzen, mit unseren Glückwünschen Ihnen, unserem hochgeschätzten Mitglied, den Ausdruck tiefgefühlter Anerkennung, Verehrung und Liebe darzubringen.

Genehmigen Sie, hochverehrter Herr Justizrat, unsere Grüsse und die Versicherung unserer verehrungsvollen Ergebenheit."



Das neue Gebäude der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin.

Justizrat Dr. Hermann Veit Simon gehört einer Reihe bedeutender jüdischer Organisationen an, so auch der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums. Hier wurde er im Jahre 1904 in das Kuratorium gewählt, dessen Vorsitzender er seit Beginn des Jahres 1906 ist. Von Uebernahme dieser Tätigkeit an war es sein Bestreben, der Lehranstalt ein eigenes Heim zu gründen, würdig der grossen Aufgabe, die die Lehranstalt in der Judenheit zu erfüllen hat. Sein Wunsch konnte, dank der Munifizenz hochherziger Glaubensgenossen, zur Erfüllung gelangen. Im Herbst dieses Jahres wird in der Artilleriestrasse der Prachtbau der Lehranstalt seine Tore denen öffnen, die dereinst Lehrer in Israel sein und Gottes Wort künden wollen. Bei dem innigen Zusammenhang, der zwischen den erzieherischen Tendenzen der Alliance Israélite Universelle und allen Kulturwerken in unserer Glaubensgemeinschaft besteht, glauben wir der bildlichen Darstellung des Lehranstaltsgebäudes in diesen Spalten einen Raum anweisen zu dürfen.

Görlitz. Herr Rabbiner Dr. Freund, einer der Senioren der Alliance Israélite Universelle und seit 35 Jahren ihr eifriger, pflichtgetreuer und sorglicher Vertreter, hat am 30. Dezember v. J. sein fünfzigjähriges Jubiläum als Rabbiner der Synagogengemeinde Görlitz gefeiert. Das Central-Comité in Paris und das Präsidium der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft haben dem um die Sache der Alliance hochverdienten Manne, der von seiner Gemeinde geliebt und auf Händen getragen wird, der seine Gemeinde selbst erzogen hat, Glückwunschadressen überreichen lassen.

Rabbiner Dr. Freund steht im 78. Lebensjahre. Er ist am 3. August 1829 in der Posenschen Stadt Schmiegel geboren, wo sein Vater ein allseitig angesehener

Kaufmann war. Seine Mutter gehörte der Familie Sklower an, die in Breslau (Goldene Redegasse) die heute noch bestehende „Sklower Schul" gegründet und ausgestattet hat. Im Jahre 1842 kam Freund nach Lissa, wo er nach einjährigem Besuch des Gymnasiums die Maturitätsprüfung bestand. Nach dem Wunsch der Eltern und der eigenen Neigung gemäss widmete er sich dem Rabbinerberuf. In Lissa, wo damals Talmudgelehrte von grossem Ruf lebten, genoss er talmudischen Unterricht, namentlich bei dem Dajan Reb Jacob Hamburger. Von Lissa ging Freund zum Besuch der Universität nach Breslau. Hier hörte er Philosophie bei Professor Braniss, exegetische Vorlesungen über das Alte Testament bei den Professoren Movers und Middeldorpf, arabisch und syrisch bei den Professoren Bernstein und Schmölders. Dabei wurden die Talmudstudien unter Leitung der bedeutendsten Gelehrten, u. A. des späteren Ostrowoer Rabbiners Dr. Freimann fortgesetzt. Das Rabbinerseminar war damals noch nicht eröffnet. Rabbiner Dr. Geiger nahm sich des jungen Kandidaten an, ausser unserem Jubilar des Dr. Brann, nachmaligen Rabbiners in Stolp, und des Dr. Friedeberg, späteren Rabbiners in Tilsit. Dr. Geiger hielt Vorlesungen über jüdische Literatur, nahm mit den jungen Männern die jüdischen philosophischen Werke durch und hielt sie zu homiletischen Uebungen an. Am 11. Nov. 1853 promovierte Freund in Breslau. Seine Dissertation handelte („de rebus die resurrectionis") vom Auferstehungstage. Er veröffentlichte darin zum ersten Mal den Text eines in den Universitätsbibliotheken von Breslau und Leyden vorhandenen Manuscripts mit lateinischer Uebersetzung und zahlreichen Anmerkungen über die jüdische Auffassung vom Leben nach dem Tode und von der Auferstehung. Noch vor der Promotion hatte Freund die Stelle eines ersten Lehrers an der Tiktinschen Religionsschule unter Direktor Dr. Samuelsohn angenommen. In dieser Stelle blieb er bis Ostern 1856, wo der jetzige Wiener Oberrabbiner Dr. Guedemann, damals Hörer an dem mittlerweile gegründeten Breslauer Rabbinerseminar, sein Nachfolger wurde. Im Sommer 1856 wählte ihn die Gemeinde Görlitz zum Rabbiner. Am 27. Dezember 1856 trat er das Amt an, das er bis zum heutigen Tage bekleidet. Anlässlich seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums, am 11. November 1903, wurde sein Diplom erneuert. In dem Begleitschreiben sagte der Dekan der philosophischen Fakultät von ihm: „qui et dissertatione inaugurali cognitionem litterarum arabicarum historiamque comparativam religionum promovit et munera sua per multa lustra dignissime obiit" — er habe durch seine Inauguraldissertation die Kenntnis des arabischen Schrifttums erweitert, die vergleichende Religions-Wissenschaft gefördert und danach durch viele Lustren die Pflichten seines Amtes in würdigster Weise erfüllt. Im Jahre 1873 wurde Herrn Dr. Freund vom Magistrat in Görlitz unter Genehmigung des Provinzial-Schulkollegiums der jüdische Religionsunterricht an den städtischen höheren Knaben- und Mädchenschulen übertragen. An der Feier seines 25jähr. Amtsjubiläums am 27. Dezember 1881, ebenso an der Feier seines 70. Geburtstags im Jahre 1899 beteiligten sich die städtischen Behörden, das Ordensfest am 18. Januar 1900 brachte ihm den Roten-Adlerorden 4. Klasse. Dr. Freund gehört dem Ausschuss des Synagogengemeinde-Verbands Breslau-Liegnitz und dem Vorstand vieler gemeinnütziger Vereine an. Dass er treues Mitglied, ein Freund und Förderer der Alliance Israélite Universelle seit 32 Jahren ist, haben wir bereits erwähnt.



Rabbiner Dr. Freund-Görlitz.

Der 30. Dezember war für Dr. Freund und für seine Freunde und für die Gemeinde Görlitz ein Fest- und Ehrentag.

Berlin. Der grosse Philanthrop Jacob H. Schiff in New York, 965, 5th Avenue, feiert am 10. Januar d. J. den sechzigsten Geburtstag. Ehrungen aus der ganzen Welt werden ihm an diesem Tage verdientermassen zuteil werden. Wir entbieten dem Förderer aller grossen humanitären Werke, dem treuen und unerschrockenen Glaubensgenossen herzinnigen Glückwunsch und glaubensbrüderlichen Gruss.

* * *

Paris. Herr Oscar S. Straus hat infolge seiner Ernennung zum Handelsminister der Vereinigten Staaten seine Demission als Mitglied des Central-Comités der A. I. U. gegeben. Das Central-Comité hat beschlossen, an Herrn Straus für die wirksame Tätigkeit, die er stets zugunsten der Alliance, sowie überhaupt zugunsten aller Werke allgemein jüdischen Interesses entfaltet hat, ein Dankschreiben zu richten.

* * *

Neue immerwährende Mitglieder:

Berlin: Emanuel Bergmann, Stallschreiberstrasse 23a, Alfred Cohn, Behrenstrasse 48.
Breslau: Israel Sachs, Höfchenstrasse 97.

Alle für das **Berliner Lokal-Comité der A. I. U.** und für das **Deutsche Bureau** der A. I. U. bestimmten Geldsendungen beliebe man an den Schatzmeister

Herrn **Benno Braun** in Firma **Joelsohn & Brünn, Berlin C. 19,** Hausvoigteiplatz 12

zu adressieren, eventuell durch Reichsbank-Girokonto den Herren Joelsohn & Brünn zu überweisen.

EIN JUEDISCHER LIEDERABEND.

Am 10. Dezember fand im Festsaal der Gesellschaft der Freunde der erste Vortragsabend des neu gegründeten Vereins zur Förderung jüdischer Kunst statt. Dem längst totgesagten jüdischen Volkslied galt die erste Darbietung. Es war ein ganzer Erfolg. Das grosse Auditorium gab dankbaren Beifall. Und alle Zeitungen der Hauptstadt brachten anerkennende Besprechungen. — Wir blicken mit Liebe und freudiger Genugtuung auf die Arbeit des jungen Vereines; dient sie doch einem Gedanken, für den „Ost und West" seit sechs Jahren unter Opfern und Mühsal gekämpft hat. — In einem der nächsten Hefte werden wir über die Bestrebungen des Vereins eine eigene Studie bringen. Heute beschränken wir uns darauf, nur das Programm des ersten Abends zu geben, das in Wahrheit ein — Programm ist!

Den einleitenden Vortrag über „die Geschichte, die Quellen und die psychologischen Charaktere des jüdischen Volksliedes" hielt Dr. med. Theodor Zlocisti. Die musikalischen Erläuterungen zu den Einzelstücken gab der bekannte Komponist Dr. Bogumil Zepler, dessen hingebungsvolle Arbeit die Durchführung des Programms in erster Reihe ermöglicht hat.

Es folgten dann:

I. Volksliedmässiges.

1. Die Fähre . . . . Volkslied
2. Der Vater an sein Kind . . . . M. Beimel
3. Das Pekele . . . . Volkslied

Herr Michael Magidsohn.

4. Sehnsucht nach Jerusalem . . . . . . Volkslied
5. Zwei Wiegenlieder a) . . . . Volkslied
   b) aus „Sulamith" . . . . Goldfaden

Fräulein Bella Zlotnicka.

6. „Wer es kann af'n Fiddele spieln" . . . Volkslied
7. Alef Beiss . . . . Volkslied
8. Rätsellied . . . . Volkslied

Fräulein Vera Goldberg.

IIa. Liturgische Hausmusik.

(Hebräisch)

1. Ein Szeidergesang (Passah)
2. Ein Freitag-Abendgesang (S'miraus)

Herr Michael Magidsohn.

3. Ein Freitag-Abendgesang
4. Eine alte Neujahrmelodie (Melech eljaun)

Fräulein Bella Zlotnicka.

IIb. Alte jüdische Melodien

für Violine und Fishormonium gesetzt

5. Sefardische Melodie
6. Drei alte Weisen
7. Berühmte jüdische Melodie aus Wilna

Herr M. Modern.

III. Kunstmusik.

(Lied und Oper) unter Benutzung jüdischer Motive

1. „War ein kleines stilles Haus" . . . J. Rothstein
2. Arie a. d. Op. „Der Brautmarkt zu Hira" B Zepler

Herr Michael Magidsohn.

3. Arie a. d. Op. „Die Makkabäer" . . . Rubinstein
   (für Solo und Chor)
4. Wo du hingehst . . . . B. Zepler

Fräulein Vera Goldberg.

5. Arie der Sulamith a. d. Op. „Die Königin von Saba" (für Solo und Chor) . . Goldmark

IV. Volksliedmässiges.

(Heiteres und Chassidische Melodien)

1. „Her nur du schein Meidele" . . . . . Volkslied
2. „Geh ich mer spazieren" . . . . Volkslied
3. „Loif zu mir" . . . . Goldfaden

Fräulein Vera Goldberg.

4. Zwei kleine Lieder: A alte Kasche — Schnadahüpfl . . . . Volkslieder
5. Ballade vom Rebbe und den Chassidim . . Volkslied
6. Der Rebbe . . . . Volkslied

Herr Michael Magidsohn.

Die Mehrzahl der Lieder stammte aus der Sammlung Leo Winz (Ost und West).

Inseratenannahme nur durch Haasenstein & Vogler A. G. in Berlin und deren Filialen.

Abonnementspreis für das Jahr in Deutschland und Oesterreich Mark 7.— (Luxusausgabe Mark 14,—), für das Ausland Mark 8—, (Luxusausgabe Mark 16).

für Russland ganzjährlich 4 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen Mk. 1.— die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt.

Adresse für die geschäftliche Korrespondenz: Verlag „Ost und West", Berlin W. 8, Leipzigerstr. 31-32.
Redaktion: Berlin NW. 23, Altonaerstr. 36.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin, Altonaerstr. 36. – Verlag Ost und West, Berlin W. 8.
Druck von Haasenstein & Vogler A. G., Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50.

OST UND WEST.
ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR DAS GESAMTE JUDENTUM.
Herausgegeben und redigiert
von
LEO WINZ.

Heft 2. Februar 1907. VII. Jahrg.

BERTHOLD AUERBACH.

Zur 25. Wiederkehr seines Sterbetages.

Von B. Saphra.

Als ganz junger Mensch bekam ich in einem weltabgelegenen Winkel einmal ein Buch in fremdsprachlicher Uebersetzung zur Hand, das den Titel trug „Im Palast und in der Hütte“. Es war dies der Roman „Auf der Höhe“ von Berthold Auerbach. Der Verfasser war schon tot, ich aber hörte damals zum ersten Mal seinen Namen. Als ich das Buch zu Ende gelesen hatte und hinauslief in die Felder, um des mächtigen Eindruckes Herr zu werden, sagte ich mir: das muss ein Jude geschrieben haben. In dem Buch kam kein einziger Jude vor, es spielte in einem vom jüdischen Leben himmelweiten Milieu: im Königspalast und in der Bauernhütte. Gleichwohl schwebte über dem Ganzen etwas Jüdisches, undefinierbar, aber deutlich fühlbar. Die Idee der menschlichen Verantwortlichkeit, dass man seine Schuld nicht durch den Tod, sondern durch ein reines Leben sühnen müsse und könne, die kräftige und unverwüstliche Weltfreude, die lächelnde, verzeihende Milde und Nachsicht, die humorvolle Geringschätzung irdischer Pracht und Grösse, tönten in meinen Ohren wie ein fernes, aber deutliches Echo biblischer und talmudischer Sprüche: War das nicht irgend ein verkappter Rabbi, der in das Gewand des Romanschreibers geschlüpft? Am stärksten hatte es mir Irma angetan. Diese Irma war meine erste Liebe, das Mädchen meiner Knabenträume. Und dann jener Mann, dem ewige Blindheit droht, und der noch vorher die Welt durchstreift, um sich an der Schönheit der Menschen und der Dinge sattzusehen. Ich war fest überzeugt, dass das nur von einem Juden geschrieben sein konnte. Und wie einst Gutzkow „erschrak“, als er erfuhr, dass Börne — denkt euch, bitte, Börne in eigener Person — ein Jude sei, so war ich freudig überrascht und bewegt, als ich erfuhr, dass meine Ahnung mich nicht getäuscht hatte Er hatte sogar zwei Romane aus dem jüdischen Leben geschrieben und war dabei einer der angesehensten und einflussreichsten deutschen Schriftsteller gewesen.

Erst später, viel später lernte ich Berthold Auerbach als Juden kennen, aus seinen Briefen an seinen Vetter Dr. Jakob Auerbach, dessen wunderschöne Bibelübersetzung in Deutschland so populär geworden ist. Es ist dies eine eigenartige Briefsammlung, die sich über mehr als fünfzig Jahre erstreckt und nur selten ein paar Tage lang ruhte. Ein Tagebuch, voll von intimen Bekenntnissen, voll von persönlichen Erlebnissen, ein wahres Spiegelbild vom innersten Wesen des Schreibers. Auerbach hatte diese Briefe, wenigstens in den Anfängen, sicherlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Er legte nur in die Hände des geliebten Jugendfreundes eine „Generalbeichte“ ab, berichtete ihm getreulich von allem, was ihn betraf und was ihn innerlich bewegte; er wollte, wie er sich ausdrückte, bei ihm „in künftigen alten Tagen ein Erinnerungsmal seines Lebens wiederfinden“. Diese von Jakob Auerbach herausgegebenen Briefe sind eines der lesenswertesten Bücher, gleichwohl sind sie unter allen Büchern Berthold Auerbachs das am wenigsten beachtete. Das Buch ist nämlich „zu jüdisch“: Grund genug, um von Juden nicht gelesen zu werden, und von Christen — erst recht nicht. Jüdisch sind nun freilich alle Bücher Auerbachs, am jüdischsten die, die gar nicht von Juden handeln. Aber sie sind es sozusagen latent, unbewusst. Es ist rührend, wie Auerbach, der ein glühender Verehrer Spinozas war, sich einbildet, in seinen Erzählungen „konsequent“ die spinozistische Weltanschauung durchzuführen, während er nur das,

was an dieser Weltanschauung jüdisch ist, konsequent durchführt. Denn nichts eignet sich wohl weniger zur künstlerischen Darstellung als der Spinozismus mit seiner tiefen Gedankenblässe und Blutleere. Und die Gestalt Spinozas selber, wie sie, von Auerbachs Meisterhand gezeichnet (in dem gleichnamigen Roman), auf den Leser einen unauslöschlichen, unvergesslichen Eindruck macht, ist gar nicht der richtige Spinoza. Will man dessen Urbild finden, so muss man es unter den Weisen des Talmud suchen oder unter den jüdischen Rabbinern des Mittelalters. Auerbach hat von dem Antlitz seines Helden alle historischen Flecke weggewischt und es mit einer fast überirdischen Aureole umgeben, aber ein künstlerisch veredeltes Bild der bewegten Zeit Spinozas hat er nicht geboten. Namentlich hinderte ihn sein rationalistischer und aufklärerischer Standpunkt, den Gegnern Spinozas gerecht zu werden, in ihre Motive tiefer einzudringen und zu erfassen, zu ergründen, was in ihren Seelen vorging. Hier hinderte der Gesinnungsmensch den Künstler und trübte sein Verständnis. Künstlerisch ungleich höher steht „Dichter und Kaufmann“, ein Meisterwerk psychologischer Kleinmalerei, ein vollendetes Zeitgemälde der Mendelssohnschen Epoche. Es ist ein edles, tiefes und trotz des vielen Traurigen, das es enthält, doch so heiteres Buch, dass man es heute, sechsundsechzig Jahre nach Erscheinen, mit wahrer Wonne und grossem Nutzen lesen wird. Ausser diesen beiden Romanen plante Auerbach noch eine Erzählung aus dem jüdischen Leben „Schuliach Mizwah“ und einen grossangelegten Roman „Wir Juden“. Keines von beiden ist zur Ausführung gelangt. Wer aber Auerbach als Juden, seine jüdische Seele kennen lernen will, der muss in seinen Briefen an den Vetter blättern. Dort findet man ein unbewusst und ungewollt entworfenes Selbstkonterfei, das festgehalten zu werden verdient. Berthold (eigentlich Moses Baruch) Auerbach war „in einer lustigen Purimnacht“ am 28. Februar 1812 in Nordstetten in Württemberg geboren. Er bezeichnete sich selber als die Verbindung von zwei verschiedenen, aber verwandten geistigen Elementen: „Der leichtlebige, lustige Musikant von mütterlicher und der ernst vornehme grüblerische Rabbi von väterlicher Seite, seltsam gemischt.“ Es war eine kinderreiche, in sehr ärmlichen Verhältnissen lebende Familie, der Auerbach entstammte. Die Eltern bemühten sich, dem begabten und aufgeweckten Knaben eine gute Erziehung zu geben. Nach Vollendung seines 13. Lebensjahres konnte er sich auf die damals in Hechingen existierende Jeschiba begeben. Zwei Jahre darauf finden wir ihn an der talmudischen Hochschule zu Karlsruhe; dann bezog er das Gymnasium in Stuttgart. Allmählich wandte sich sein Sinn vom Talmudstudium ab. Die Art, in der damals dieses Studium in Deutschland betrieben wurde, konnte seinem auf das Plastische, Klare und Lichtvolle gerichteten Sinn auf die Dauer nicht behagen. So ist es denn kein Wunder, dass der Neunzehnjährige die naseweisen und leichtfertigen Worte schrieb: „Der jüdische Koran, Talmud genannt, ist nicht wert, dass im 19. Jahrhundert ein talentvoller Jüngling sich lediglich mit ihm befasst — ein Buch, in dem die erhabenste Moral neben dem gemeinsten Sophisma steht.“ Er konnte nicht ahnen, dass wenige Jahrzehnte darauf zahlreiche begabte christliche Jünglinge den „jüdischen Koran“ für wichtig genug halten würden, um mit der grössten Mühe in ihn einzudringen. Dass er die hohe kulturelle Bedeutung einer wissenschaftlichen Erforschung des Talmud verkannte, ist jedoch viel verzeihlicher als der billige Vorwurf von der Nachbarschaft der höchsten Moral mit dem „gemeinsten Sophisma“. In allen Schriften alter Kulturepochen, im Zend-Avesta, in den Veden, in den Reden Buddhas bei Platon, und bei den griechischen Tragikern findet sich immer das Ewige dicht bei dem Vergänglichen; also die erhabenste Moral neben dem, was uns, durch den Nebel der Zeiten betrachtet, als „gemeines Sophisma“ erscheint, und das im genetischen Zusammenhange zu verstehen eben Aufgabe einer universellen Betrachtung ist. Aber trotz dieser abfälligen Aeusserung über den Talmud war Auerbach doch von seinem Geist zu sehr imprägniert, besonders waren in seinem Geiste die wundervollen Bilder und Sentenzen der Haggada haften geblieben — unbewusst vielleicht — und sie kehren oft in seinen Schriften und Briefen wieder. Etwas blieb immer von der Theologie an ihm hangen, und es zog ihn immer wieder zu ihr hin.

Auerbach studierte in Tübingen und in Heidelberg. Als Mitglied der Burschenschaft geriet er in Untersuchung und musste wegen des Verbrechens, die Einigung Deutschlands anzustreben, zwei Monate auf dem Hohenasperg, dem „har haggeboa“, wie er ihn scherzend auf hebräisch nennt, brummen, weshalb er auch nicht zum Examen zugelassen wurde. Er hatte sich mittlerweile sehr erfolgreich als Schriftsteller versucht. Er hatte eine Geschichte Friedrichs des Grossen veröffentlicht, dann einen umfangreichen Aufsatz über die Juden und die neueste Literatur. Im Jahre 1837 enstand sein „Spinoza“ und drei Jahre darauf „Dichter und Kaufmann“. Ueber den Spinoza schreibt er: „Du kannst es kaum erfassen, welche Seligkeit ich bei der Abfassung dieses Buches genoss. Und doch fehlte mir oft, ja meist, der nervus rerum. Wochenlang habe ich keinen Heller in der Tasche. Von Familien- und persönlichen Verhältnissen belastet, zog ich mich in meine Arbeit zurück und vergass alles“. Ueber „Dichter und Kaufmann“ schreibt er: „Oft, wenn sich mein einsames Innere mit Gestalten füllte, die sich vor mir und in mir bewegten, da schwebte ich im seligsten Aether, und alles, was ich davon festgebannt, ist leider nicht der volle Klang dessen, was in meiner Seele tönte. Das Buch ist ein Lebensabschnitt von mir“.

Im Jahre 1890 bewarb sich Auerbach um eine Predigerstelle am „Tempel“ zu Hamburg. „Aber das Schicksal wollte nicht, dass ich noch zur Ruhe komme. Es war das letzte va banque, dass ich der Theologie zurief, sie schüttelte den Kopf. Gut.“

Die Gemeindegewaltigen von Hamburg bewiesen damals ebensoviel Geschmack und Verständnis, wie jene, die seinerzeit Zunz und Graetz nicht als Prediger akzeptieren wollten. Und ebenso wie jene vollbrachten sie unbewusst ein gutes Werk.

Auerbach widmete sich fortab gänzlich der Literatur. 1843 erschienen seine ersten 12 „Dorfgeschichten", die seinen Dichterruhm begründeten und in die weitesten Kreise der Gebildeten trugen. Es war ein gänzlich neuer Ton, den er in die Literatur hineinbrachte. Man kann sagen, dass Auerbach den Landmann für die deutsche Literatur entdeckte. Es ist erstaunlich, wie dieser Talmudjünger, der Sohn eines jüdischen Chasan und Enkel eines Rabbiners, tief in die Seele des schwarzwälder Bauern einzudringen vermochte, wie wunderbar er seine Leiden und Freuden, sein Sehnen und Hoffen, seinen Glauben und sein Zweifeln begriff, wie trefflich er es verstand, das rein Menschliche in ihm herauszufühlen und künstlerisch zu gestalten. Hierin war nicht allein der künstlerische Instinkt, sondern auch die grosse und echte Menschenliebe, von der Auerbach beseelt war, seine Führerin, die ihm das Innere dieser Kleinen und Geringen im Volke erschloss. Anatole Leroy-Beaulieu, unter den Franzosen einer der besten Kenner der deutschen Literatur, ruft in seinem Buche „Israël chez les nations" neidvoll aus: „Dass unsere Bauern in Frankreich nicht ihren Auerbach gehabt haben! Ich glaube nicht, dass Deutschland viele deutschere und gesündere Schriftsteller besitzt". Der Dorfgeschichte blieb Auerbach zeitlebens treu. Ihr erfrischender Erdgeruch durchduftet auch seine grossen Romane aus der „höheren" Gesellschaft, wie „Auf der Höhe", „Das Landhaus am Rhein" u. a., die zu den meistgelesenen belletristischen Schriften in Deutschland gehörten. Er wandte sich aber auch unmittelbar an das Volk in zahlreichen meisterhaft geschriebenen Volkserzählungen, Kalendern, Abhandlungen, während er selber auf den Höhen des philosophischen Gedankens wandelte und eine Uebersetzung sämtlicher Werke Spinozas (1846) lieferte.

In demselben Jahr war es ihm gegönnt, ein geliebtes Mädchen heimzuführen. Im November dieses Jahres schrieb er aus Breslau an Jakob Auerbach: „Ich liebe und werde geliebt. Ich war am vergangenen Abend spät hier angekommen, mein erster Ausgang Samstags morgens war in den Tempel, wo ich kurz vor der Predigt ankam. Ich las mit einem fremden Manne gemeinsam den Gesang vor der Predigt, und das war die erste Annäherung zu dem Mann, der mir ein neues Leben wahrte, meine Auguste ist seine Tochter. Nach beendigtem Gottesdienste ging ich weg, und auf der Strasse sah ich ein Mädchen, wir sahen uns zweimal unwillkürlich nach einander um. Das war meine Auguste, die ebenfalls aus dem Gottesdienste kam". Es war ihm nur kurzes Eheglück beschieden, denn seine geliebte Frau starb im April 1848 nach der Geburt eines Sohnes. „Mir ist die Welt zerfallen", schreibt er an den Freund, offenbar mit einer Reminiszenz an ein schönes talmudisches Wort. Einige Jahre darauf heiratete Auerbach Nina Landesmann, die Schwester des bekannten Hieronymus Lorm. Auerbach kehrte häufig in der Erinnerung zu seiner ersten Frau zurück, besuchte immer wieder ihr Grab und gab seinem nicht versiegenden Schmerz in den Briefen an den Freund erschütternden Ausdruck.

In den nächsten Jahren finden wir ihn in Wien, dann in Dresden. Sein Ruhm stieg immer höher. Er verkehrte mit den erlesensten und bedeutendsten Menschen seiner Zeit. Lebhaft interessierte er sich für alle jüdischen Fragen, schloss sich den bedeutenden jüdischen Gelehrten an, und mit so manchem von ihnen verband ihn innige Freundschaft, so mit Jakob Bernays, Abraham Geiger, Steinthal, Moritz Lazarus. Beim König Max von Bayern stand er in hoher Gunst, die er dazu benutzte, um dem Dichter Otto Ludwig eine Pension zu verschaffen. Dabei gedenkt er in einem Briefe an seinen Freund des — übrigens nicht richtig zitierten — talmudischen Wortes: „Wer für seinen Nächsten betet, der wird für sich auch erhört", und fügt hinzu: „Mir fallen jetzt oft jüdische Sprüche ein, vielleicht hat es den psychologischen Grund, weil ich jetzt mehr als je in die Vergangenheit hinabsteige". Ueber eine Unterhaltung mit dem freisinnigen Hofprediger Schwarz in Gotha schreibt er: „Ueber das Verharren im Judentum sprach er sich brav und ganz in unserem Sinne aus, dass es Aufgabe sei, das rein Menschliche als solches zu zeigen, das an keine Konfessionsform gebunden ist". Das Sukkothfest 1860 verlebte er in seinem Geburtsort Nordstetten. „Ich war sehr vergnügt hier", schreibt er, „und als ich in der Synagoge war und nach vielen Jahren zum ersten Mal wieder birchath geschem mit den Melodien meines seligen Vaters hörte, da konnte ich mich des Weinens nicht enthalten".

Bald darauf übersiedelte er nach Berlin. Sein Ruhm verschaffte ihm dort Zutritt zu den höchsten Kreisen. Der damalige Ministerpräsident Fürst von Hohenzollern und der Hof erwiesen ihm viel Freundlichkeit. Königin Augusta ernannte ihn zu ihrem Vorleser. Das erregte natürlich vielfachen Neid, namentlich in Junkerkreisen. Die Kreuzzeitung nannte Auerbach einmal „den Hofjuden". Auerbach bekannte sich stets mit Nachdruck zum Judentum. Er nahm lebhaften Anteil am jüdischen öffentlichen Leben.

Ueber das Pessachfest 1867 schreibt er: „Ich hatte Prof. Bernays versprochen, mit ihm den Seder zu halten. Wir gingen zu seiner Cousine. Alles war nach strengem Ritus mit alten goldenen Bechern bereit, und Bernays, der nicht singen konnte, freute sich meines Auerbachschen Familienerbes. Nun aber brachten mir die alten Worte und Melodien ein Stück Jugend zurück. Ich sprach das Mah nischtanah ... Bernays bemerkte, dass kein nachlebender und tätiger Volksstamm eine so weit hinausreichende geschichtliche Tatsache hat . . . Tief ergriff mich die Bemerkung, dass wir Juden schon einmal in Spanien

ganz frei waren und wieder zurückgeworfen wurden. Könnte das noch einmal so sein in der Geschichte?"

Aber nicht bloss an dem Schicksal der Juden seines Vaterlandes, sondern auch der in fremden Ländern nahm Auerbach regen Anteil. Er jubelte, als im ungarischen Reichstage 1867 das Gesetz über die bürgerliche Gleichstellung der Juden ohne Debatte einstimmig angenommen wurde. „Das ist doch etwas, was wir nicht zu erleben glaubten, dass unser heisses und schweres Drängen so zum Einmaleins der Humanität geworden; wer will da sagen, man dürfe am Sieg des reinen Gedankens zu irgend einer Zeit verzweifeln?" ... Ein Jahrzehnt darauf sollte sich die bittere Enttäuschung bei ihm einstellen.

Als im Jahre 1867 in Rumänien Judenverfolgungen veranstaltet wurden, hatte Auerbach die Absicht, zusammen mit Moses Montefiore nach Bukarest zu reisen. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Als sich im Jahre 1868 die Gräuel erneuerten, verwendete sich Auerbach beim damaligen Fürsten, jetzigen König Karol von Rumänien, für die Bedrängten im Namen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Der Vater des Fürsten, der ehemalige preussische Ministerpräsident, ein Freund und Verehrer Auerbachs, richtete darauf an diesen einen Brief, der nachher in der Neuen Freien Presse abgedruckt wurde und den wir weiter unten veröffentlichen. Interessant ist, dass der Vater des von den Rumänen zu ihrem Fürsten erkorenen Hohenzollern sich auf die kurz zuvor in Böhmen stattgefundenen Judenhetzen hinausredet und andeutet, dass, was für Oesterreich recht, für Rumänien billig sein kann. Schlägst du deinen Juden, so schlage ich meinen Juden!

Mittlerweile hatte der Antisemitismus in Deutschland sich zu regen begonnen. Auf leisen Sohlen trat er zuerst auf, in ästhetisch-philosophischen Gewändern, im Menuett-Schritt, mit wichtigen, würdevollen Gesten. Auerbach mit seinem feinen Empfinden witterte, dass etwas Unbekanntes, Drohendes herannahte, und bange Ahnungen klingen oft aus seinen Briefen an den Freund. Eine der frühesten Aeusserungen des neuerwachenden Judenhasses noch vor dem Kriege war die berüchtigte Broschüre Richard Wagners „Das Judentum in der Musik." Mit grosser Bitterkeit äusserte sich Auerbach darüber. Er empfand Aerger und zugleich eine Art von Schadenfreude, weil Felix Mendelssohn „als Inkarnation der Judenmusik" von Wagner hingestellt wurde, derselbe Mendelssohn, den Auerbach nicht leiden konnte, „weil er einmal bei ihm eine entschiedene Abwendung von allem, was die Juden betrifft, fand." Aber das und Aehnliches waren nur sanfte Präludien zu dem grossen Hallali, das mitte der siebziger Jahre gegen die Juden erscholl. Auerbach war erstaunt und entsetzt zugleich. „Rätselhaft ist mir der neuerwachte furor teutonicus gegen die Juden. Ich möchte die Grundquelle finden. Besteht sie vielleicht darin, dass das Selbstgefühl der Deutschen jetzt erwacht ist? Aber der Judenhass war ja auch schon in den Zeiten der Unterdrückung und besonders in der Reaktion von 1812—1830. Wo steckt es also?" An ihn persönlich, ebensowenig wie an andere geistig hochstehende Juden wagte sich der Hass noch nicht heran, aber er litt für andere. „Ich wollte heute arbeiten," schrieb er 1879, „da lese ich in der Zeitung, dass ein Prozess vor Gericht verhandelt wird gegen die Juden, die ein Christenmädchen getötet und ihm für Ostern das Blut abgezapft haben sollen. Das steht so da, und nun soll ich eine Dichtung zu Papier bringen, um ein ethisches Motiv zum Austrag zu bringen. Ich bin so ausser mir und weiss doch nicht, wo hinaus. Ich habe eine in allen Zeitungen zu veröffentlichende Erklärung abgefasst. Ja, da gehe ich in Zorn, Erbitterung und Wehmut mutlos umher und es steigert das Entsetzliche noch, dass ich voraussehe, wie Hunderte und Tausende die Zeitungsnotiz beiseite legen ... Ich weiss, wie ich damals bei der Damaskusgeschichte wochenlang nicht schlafen konnte. Eine tiefe Lebensverachtung, eine Verzweiflung an aller Geistesarbeit und Zorn über den Mangel an Solidarität lässt mich kaum die Feder führen ... Was haben wir von Jugend an gelitten von den Kindern derer, die Hexen und Ketzer verbrannten..." Es klingt wie der Aufschrei eines tiefverwundeten Herzens Von ähnlichen Jammertönen ist es voll in seinen Briefen bis an sein Lebensende. Man kann sagen, dass der Antisemitismus Auerbachs letzte Jahre vergiftet und ihm schliesslich den Todesstoss versetzt hat. Wir spätgeborenen, die wir um so vieles abgehärteter sind als Auerbach und seine Generation, wir, deren Jugendträume nicht von den holden Schattenbildern einer seligen Völkerliebe umgaukelt waren, können die ganze Tiefe dieses Schmerzes nur nachempfinden. Er verfolgt mit überempfindlicher Reizbarkeit alle Aeusserungen gegen und für die Juden. Er ist zu Tode betrübt über die „Petition an Bismark gegen die Juden" (1880) und jauchzt himmelhoch als „die besten Männer, an ihrer Spitze Forckenbeck und Mommsen, die Infamie der Antisemiten brandmarken." Aber einige Tage darauf stöhnt er wieder: „Vergebens gelebt und gearbeitet! Das ist der zermalmende Eindruck der zweitägigen Judendebatte im Abgeordnetenhause. Erbitterung über die entsetzliche Tatsache, dass solche Roheit, solche Verlogenheit und solcher Hass noch möglich sind." Und einige Monate darauf fühlte er sich wieder „wie neubelebt" infolge von Virchows und Richters Auftreten gegen die Judenhetze. Es liegt etwas unendlich Tragisches in dem Gedanken, dass dieser feinfühlige und leicht verletzbare Edelmensch im Grunde für die wirklichen oder vermeintlichen Sünden anderer leidet. Das war eben der Fluch des Antisemitismus, dass er die Edelsten und Vornehmsten in ihrer tiefsten Seele traf und verwundete, während er die, die ihn angefacht, völlig ungeschoren liess. „Was hörte man im Abgeordnetenhaus?" ruft Auerbach. „Die Börse und wieder die Börse. Sind denn wir anderen seit Moses Mendelssohn nicht auch da?" Und an den Schriftstellerkongress in Wien erwiderte er auf sein Begrüssungsschreiben, seit dem Ausbruch des Antisemitismus begreife er die Sage von dem Manne, der in einer Nacht alt wurde.

Im März 1881 wurde er ins Schloss zur Kaiserin Augusta und deren Schwiegersohn, dem Grossherzog von Baden gebeten. Man sprach von dem blutigen Attentat auf den Kaiser Alexander von Russland. Auerbach bemerkte, die Art, wie die Judenhetze in Deutschland unablässig betrieben werde, sei auch ein Werfen von Dynamitbomben. Die Kaiserin und der Grossherzog sprachen ihm Trost zu und äusserten die Meinung, der Antisemitismus sei eine vorübergehende Erscheinung. Einige Monate darauf entrissen ihm die Greueltaten in Südrussland folgenden Schmerzensruf: „Die Gemeinheit, die sich bei uns in Deutschland breit macht, zeigt sich in Russland gleich brutal als Raub und Mord. Und wenn ich daran denke, wieviel hundert Juden dort jetzt gemordet und geschlagen sind, so blutet mir das Herz, und es erscheint mir als eine Hartherzigkeit, dass wir da draussen uns vergnügen, Kunstgenüsse und alles haben, und dort ist Jammer und Wehgeschrei. . . . . Wie ein grausames Rätsel stellt sich die Erneuerung der gräulichen Gemeinheit dar . . . Der Verstand steht einem still, aber das Herz will nicht still stehen."

Es war ein grosses, edles Herz, das zehn Monate darauf still stand für ewig, weit unten in Cannes, auf fremder Erde, 30 Tage bevor Auerbach seinen 70. Geburtstag begehen konnte, auf den er sich wie ein Kind gefreut haben mochte. Wie ein Kind, — denn er hatte bei aller tiefen Lebenserfahrung, bei aller grossen und umfassenden Weisheit und scharfen durchdringenden Menschenkenntnis sein ganzes Leben lang etwas Kindliches, naiv Herzliches und Schlichtes Er beurteilte alle die zahlreichen Menschen, mit denen er zusammentraf, genau und treffend, kannte ihre Fehler und Schwächen, liebte sie aber, so wie sie waren, und empfand wie ein Kind das brennende Bedürfnis, von allen geliebt und bewundert zu werden. Daher seine Empfänglichkeit für Lob. Aber er war vollkommen frei von Hochmut, für den er „gar kein Talent hatte", und ebenso frei von Neid. Er war es, der Gottfried Keller nicht nur zum Schaffen anregte, sondern ihn auch auf den Schild hob und ihm den Weg zur Anerkennung bahnte und, als sein eigner Stern schon im Erblassen war, ihm noch einen ermunternden Gruss zurief. All die Bitterkeit, die ihm in den letzten Lebensjahren beschieden war, galt nicht seiner Person, sondern dem Stamm, dem er entsprossen, zu dem er sich allezeit laut und freudig bekannte.

* * *

Ein Brief des Fürsten von Hohenzollern, Vaters des Königs Carol von Rumänien, an Berthold Auerbach, betreffend die Judenverfolgungen in Rumänien, 1868.

„Verehrter Freund!

Schon längst würde ich Ihre inhaltsschweren Briefe beantwortet haben, wenn ich nicht in der Zwischenzeit eingehende Recherchen gepflogen hätte, um über die sehr allarmierenden Gerüchte wegen Judenverfolgung in der Moldau usw. mir Gewissheit zu verschaffen. Diese Gewissheit liegt mir in vollem Masse jetzt vor. Mein Sohn ist tief verletzt über die Tatsache, dass ihm solche Willkür-Akte im entferntesten nur zugemutet werden könnten. Er und seine Regierung leugnen auf das bestimmteste, dass irgendwo ein so schändlicher Missbrauch gegen die Juden vorgewaltet habe, und sie führen die Entstehung und Verbreitung solcher gehässiger, aller Zivilisation Hohn sprechender Ausstreuungen auf ausserhalb Rumäniens liegende, sehr feindselige, mit perfider Absichtlichkeit gepflegte Intrigen zurück.

Da es nun aber doch in der Möglichkeit liegen könnte, dass terroristische Massregeln von untergeordneten Organen platzgegriffen haben, so hat sich mein Sohn entschlossen, eventuelle Vorkommnisse an Ort und Stelle persönlich zu untersuchen und die vielleicht irgend einem Partei-Interesse dienstbaren Schuldigen mit rücksichtsloser Strenge behandeln zu lassen. Durch diesen Akt identifiziert er sich mit Anschauungen der Humanität und zeigt öffentlich, dass er die Niedertracht, wo er sie auch finden möge, entschieden zu bekämpfen und auszurotten bestrebt ist. Seine Geistes- und Herzensbildung sowie sein ganzer Erziehungslauf sind mir Bürge dafür.

An Rumänien darf überhaupt jetzt noch nicht der Mafsstab europäischer Kultur gelegt werden. Alle Bestandteile der dortigen Bevölkerung, inklusive Juden, befinden sich heute noch in einer Verfassung, die durch jene der Grenzländer natürlich bedingt ist. Es ist einerseits der dieses Land von etwas frischen siebenbürgischen Elementen scheidende Karpathenwall — andererseits ist es der unvermeidliche Kontakt mit tief gesunkenen russischen und türkischen Zuständen, was einer nach unseren Begriffen kräftig moralischen Aufraffung hindernd im Wege steht. Ein Menschenleben wird nicht ausreichen, die Besserung zu ermöglichen; aber es kann doch meinem Sohne beschieden bleiben, den Keimen einer hoffnungsvolleren Entwickelung nicht fremd geblieben zu sein. . . .

Es schneidet mir oft tief ins Herz hinein, wenn ich Beurteilungen, Ansichten und Aussprüche lese, die auf ganz falsche und gehässige Voraussetzungen sich gründen.

Die unrichtigste aller Voraussetzungen gipfelt in der Annahme, dass meines Sohnes Regierungsergreifung in den Donaufürstentümern im Zusammenhange mit der Waffnung Preussens gegen Oesterreich gestanden. Meines Sohnes Ankunft auf rumänischem Boden fand statt, nicht *weil* die Kriegseinleitungen gegen Oesterreich schon im vollen Zuge waren, sondern *obgleich* dieselben im Stadium des Beginnes sich befanden. Die so scharf und so oft hervorgehobene Inkognito-Reise durch Oesterreich lag in der Natur der Sache, und dass sie gelungen, beweist, dass sie mit Geschick vollführt worden. Die Veranlassung derselben war nicht in Oesterreich zu suchen, sondern in Rumänien, da es galt, ein fait accompli zu schaffen. Hierbei ist ein jeder sich selbst der Nächste. Meines Sohnes politisches Glaubensbekenntnis ist durchaus nicht gegen Oesterreich gerichtet, von welchem allein — niemals aber von Russland und der Türkei — zivilisatorische Einflüsse zu erwarten sind. Will ihm aber der Drang der österreichischen Rumänen nach einer nationalen Stammeseinigung vorgeworfen werden, so beweist dies nichts anderes als absichtliche Verkennung. Mein Sohn hat mit der inneren Ordnung und Kräftigung genug zu schaffen, — er wird sich gewiss leichtsinnigerweise keine auswärtige Komplikation auf den Hals laden.

Dass die „Neue Freie Presse" überhaupt für das Bojarentum plädieren kann, ist der auffallendste Widerspruch in ihrer politischen Haltung; dass sie aber an

Preussen kein gutes Haar lässt, darin liegt ein von mir verstandenes und nicht verurteiltes System.

Das ist, verehrter Freund, eine recht lange Epistel geworden — ein Attentat auf Ihre so kostbare Zeit. Die schönste Rache, welche Sie nehmen könnten, wäre die, dass Sie mir einen doppelt so langen Brief schrieben.

Von Oster- und Frühlings-Empfindungen will ich schweigen, nur so viel will ich sagen, dass es mich hinausdrängt, und zwar zunächst wegen meines lahmen Fusses in ein Bad. Trotz aller schwäbischen Preussenfresserei zieht es mich nach Wildbad in den Schwarzwald. Nun Gott befohlen!

In aller Freundschaft und inniger Hochachtung
stets Ihr treu ergebener Freund

Düsseldorf, 19. April 1868. Hohenzollern.“

„Nachschrift. A propos „Neue freie Presse“ fällt mir eben noch bei: Hat jemand im Winter 1866 der österreichischen Regierung einen Vorwurf aus der sehr exzessiven, gewalttätigen Judenverfolgung in Böhmen gemacht? niemand. — Wohl aber waren diese wilden Exzesse ein Mafsstab für den Bildungsstandpunkt der tschechischen Bevölkerung. Es dauerte ziemlich lange, bis die Regierung dieser Ausschreitungen Herr wurde. — Und Böhmen ist doch ein anders politisch organisiertes Land, als die Moldau ist. Nur überall gleiches Mass und ich gebe mich zufrieden.

Berlin war unserem Wiedersehen nicht günstig; für mich eine reine Unmöglichkeit, aus der Tagesaufgabe ein Stückchen Zeit herauszuschneiden, das ich Ihnen hätte widmen können. Am Rhein geht es besser!!!“



Nach einer Photographie. **Bar-Mizwa-Unterricht.** The Jewish Encyclopedia.



E. MOYSE. JUEDISCHE HOCHZEIT IM MITTELALTER.

JUEDISCHE KUENSTLER IN PARIS.

Von G. Kutna.

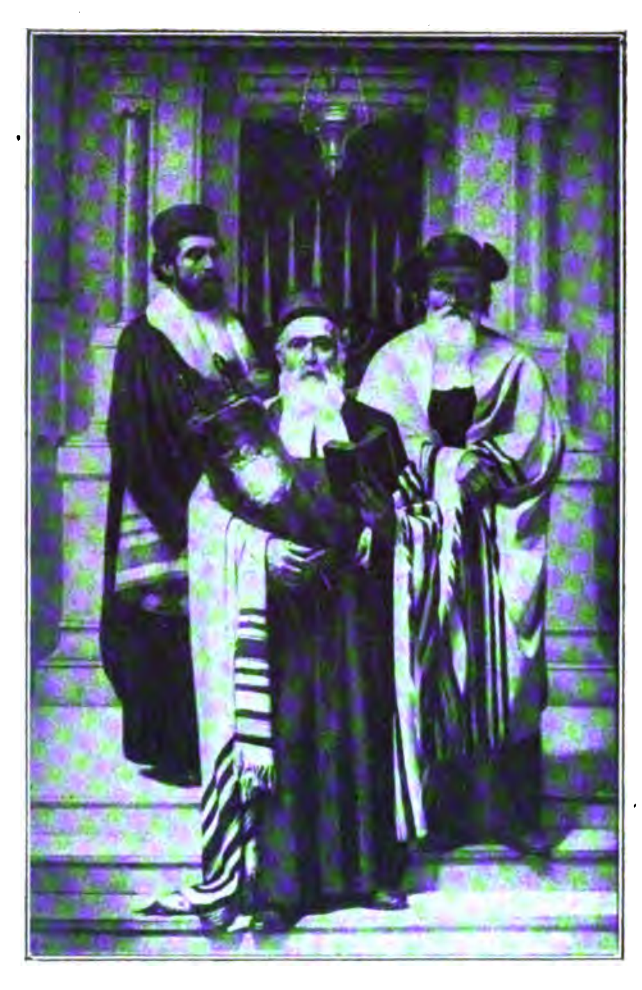
Ueberall in Paris stösst man auf Pracht und Not, auf Glanz des Reichtums und Bitternis der Armut. Ungeschieden ist beides neben einander, durchzieht in Wechsel und Wandel das schäumende, brandende Pariser Leben. So ist es auch in der Künstlerschaft, und so ists unter den jüdischen Künstlern. In feingestimmte Atelierräume tritt man, in denen künstlerischer Sinn und persönlicher Geschmack erlesen anmuten; und in Bodenlöcher kommt man, wo nichts da ist von Schmuck und Wohnlichkeit, nur harrende Hoffnung.

Viele solche gibt es. Man steigt hohe Treppen hinauf, windet sich durch enge, dumpfe Korridore, tappt sich an den Türen vorbei und gelangt in einen verlorenen, trüben Raum. Dort sitzt ein junger Mensch in der dürftigen Helle, schickt seine Träume hinaus in die Ferne und blickt durch enge Raumspalten über die Dächer der Weltstadt. Und er malt oder meisselt.

Wie ist es schön in diesen Dachstuben, wie ist es traurig dort. An den Wänden hängen Aktzeichnungen, ein niedriges Bett steht in der Ecke, am Fenster steht das Gestell, kahle Winkel irren in dem Raum, ein bleiches Menschengesicht wandelt darin. Das ist des Kunstschülers unwirtliches Obdach. Tritt er hinaus und schaut den Glanz, die reiche Kultur, den bestrickenden Geschmack, Kunst und Geist, Glück und Wirrnis, schaut die grosse Welt Paris; dann weiten sich die Augen, es weitet sich die Seele und all ihre Sehnsucht, all ihre Schwingen. Vollgetränkt davon geht er in seine Dachstube hinauf, fiebert nach Schaffen und vergisst die Enge.

Fragend, wartend, ausschauend ist sein Dasein. Der Ehrgeiz glüht, Bangigkeit und Zweifel umschauern die Stirn, und seines Lebens Schicksal spinnt.

Unsagbar stille Stunden gibt es dort oben. Niemals in der Ferne vergisst man den Hauch, der dort geweht, da ein solch junger Mensch von seiner Heimat und Not gesprochen, leis und dämmerstill. Aus einer Stadt im weiten Russland war er gekommen, dort gab es nichts von Kunst, nur ein Denkmal Katharinas II. Zu diesem zog es und lockte es ihn; er zeichnete danach, immer auf's neue, und befragte es, was Kunst sei. Ein Anderer



E. MOYSE. DAS AUSHEBEN DER THORA.

erzählt, wie er die Juden malen wollte in seiner Heimat in Odessa, die Juden in ihrer besten und wahrsten Charakteristik, in der Andacht des Gebets. Doch da stürzen sich Eiferer auf ihn, er wolle den Glauben verraten und die Synagoge beflecken, und beschädigen ihm sein Bild. So lebten sie in der kunstfremden Welt und harrten in Sehnsucht nach Kunst. In Paris gibt es dann Kunst und Lehre in Fülle, doch keinen Bissen Brot. So versuchen sies mit allerlei, malen Bildchen für Kinematographen, 15 Sous die Meterlänge, machen Retouchen von Photographien für 3 Fr. den Tag, malen billige Theaterdekorationen und derlei mehr. Während der Anfänger bange die ersten Schritte tut, muss er fabrikmässige Schnellarbeit liefern, um nur das Notwendigste zu verdienen. „Und trotz alledem, Juden bleiben nicht akademisch; ich arbeite nicht nach den Lehrern, sondern wie ich fühle." So endet die Erzählung von Not und Sorge mit dem Ausdruck selbstgewissen Vertrauens.

Langsam ringen sie sich durch, suchen eigene Wege zu gehen und mögen lieber stillos sein als schulmässig; bis sie eines Tages in der Oeffentlichkeit stehen und sich einen Kreis gewinnen. So gewann sich Aronson einen Namen, auf den in dieser Zeitschrift mehrfach hingewiesen wurde. Eine eigene Note unter den Malern beginnt der aus Odessa stammende Elie Pavill zu bekunden, der trotz seiner Lehrer in der Académie Julian eine ausgesprochene Begabung für impressionistische Malweise an den Tag legte. Er hat lebendig accentuierte Farbe ohne Buntheit, glückliche Raumwirkung, und gibt innerhalb der Impression die Gesamtwirkung, das „enveloppement" des Naturbildes. Seine kecke Art, Lichter aufzusetzen, ist manchmal unvermittelt, aber von lebendiger Naturwirkung; in wechselnder Bewegung der Flächen ist der Raum im Kreise festgehalten und doch ins Weite strebend. Das Bild aus dem Park Monceau hat spielerische Reize in einen anziehenden Mittelpunkt zentralisiert, gute Lichtwirkungen inmitten einer heiter grünenden Natur; „Grossvater und Enkelin" sprechende Bildhaftigkeit und natürliches Leben; beim „Bastillenplatz" gewinnt alles — ähnlich wie bei Jules Adler — einen umfassenden Einheitszug, in dem Strasse, Menschen und Atmosphäre sich zu dem einen düsteren Phänomen verdichten. Elie Pavill hat die Förderung von Männern wie Wereschtschagin, Graf Tolstoi in Petersburg, Bernstamm in Paris gefunden, seine Bilder sind in die Galerien des Grafen Stembock-Fermor in Petersburg, des Baron Günzburg in Kiew, Charles Ephrussis in Paris u. a. gelangt. Wenn seine Begabung weitere Förderung findet, kann sich dieser jüdische Künstler auf dem Gebiete der Lichtmalerei zu hervorragender Bedeutung entwickeln.

Den jüdischen Künstlern französischer Herkunft sind diese doppelten Nöte derer aus dem Osten erspart. Sie leben ungeschieden in der französischen Kultur, betätigen sich frei und werden sogar bei kirchlichen Aufträgen herangezogen, wie seinerzeit H. Lévy bei den Fresken des Pantheon und E. Lévy bei denen der Trinité. Sie fühlen sich meist als Söhne ihres Geburtslandes, wollen nichts von einem „esprit juif" wissen, wie dies der sonst geschmackvolle H. Caro-Delvaille tut, oder mögen gar nicht an irgend eine Art Judentum erinnert werden. Doch auch die andern sind von französischem Geiste genährt und entwickeln die Vorzüge der französischen Kunst: liebenswürdige Auffassung, leichtflüssigen Vortrag, gefällige Charakteristik, vibrierenden Reiz, bestrickende Natürlichkeit. Nach dieser Richtung hin ist Jacques Weismann eine gut veranlagte junge Kraft. Seine Pastelle finden

mit ihrer noblen Nonchalance und feinen Abtönung viel Beifall. Das **Portrait C. M. Gariel's** von der Académie de Médecine (Salon d'automne 1905) ist treffend, eindringlich und trotz des Momentanen der Charakteristik durchaus wesenhaft; das **Damenportrait** zeigt sehr fein die Mischung von freimütiger Gefallsucht, aparter Sinnlichkeit und leiser Sentimentalität, die dem französischen Weibe den rätselhaften Frauenreiz verleiht. Französische Grazie mit zarter sinniger Seelenstimmung ist auch den plastischen Werken des jungen Parisers **Raphaël Charles Peyre** eigen. Leise Düfte liegen auf diesen zarten, träumerisch seligen Gestalten, lieblich entfalten sich die knospenden Körper, von edlen Linien und schmiegsamen Flächen umrahmt. Ein feiner Schleier ist über ihres Lebens Freudigkeit gebreitet, und süss verhalten blüht ihr Dasein im Raume, wie Wiesenblumen, die das Morgenlicht erwarten. Seine Gruppen „**Zärtlichkeit**" (Salon 1906) und „**Opfer an Venus**" (Salon 1906) — von der Stadt Paris für einen öffentlichen Platz angekauft—sind von edler Poesie und eminent dekorativ.

Bei der weiblichen Künstlerschaft findet sich dieser graziöse Stil recht häufig vertreten. Die aus Odessa gebürtige Pastellmalerin **Emilie Landau**, die auch einer Damenschule für Pastellmalerei vorsteht, sucht in weiblichen Portraits und in Dar-



JACQUES WEISMANN PARIS.
Portrait des Herrn C. M. Gariel.



JACQUES WEISSMANN PARIS.
Portrait der Madame X.

stellung des Nacken die Wirkung des Charme zu erreichen. Mit liebenswürdiger Einfachheit verbunden, erscheint dies in den Portraits von **Helena Darmesteter**, der Witwe des Romanisten Arsène Darmesteter von der Sorbonne. Das **Portrait der Frau des japanischen Botschafters** in Petersburg (Salon 1904), das ihrer Schwester, **Miss Hartog**, haben solche Qualitäten.

Von den jüdischen Künstlern, die innerhalb der modernen französischen Kunst eine hervorragende Bedeutung haben, war bereits in besonderen Artikeln in dieser Zeitschrift die Rede, und wird im weiteren noch die Rede sein; in dem Zusammenhang einer allgemeinen Würdigung gebührt das Interesse neben den jungen Strebenden den Veteranen der Kunst, deren Erfolge in der Vergangenheit liegen, ohne dass sie in der Gegenwart untätig geworden wären. Sie begannen in einer Zeit zu schaffen, in der das Publikum sich an das Gegenständliche im Kunstwerk hielt und Anekdotisches, Sittenbildliches, Genreszenen in anziehender Ausführlichkeit sehen mochte. Solchem Geiste des Zeitalters liehen diese Künstler ihre Schaffenskraft.



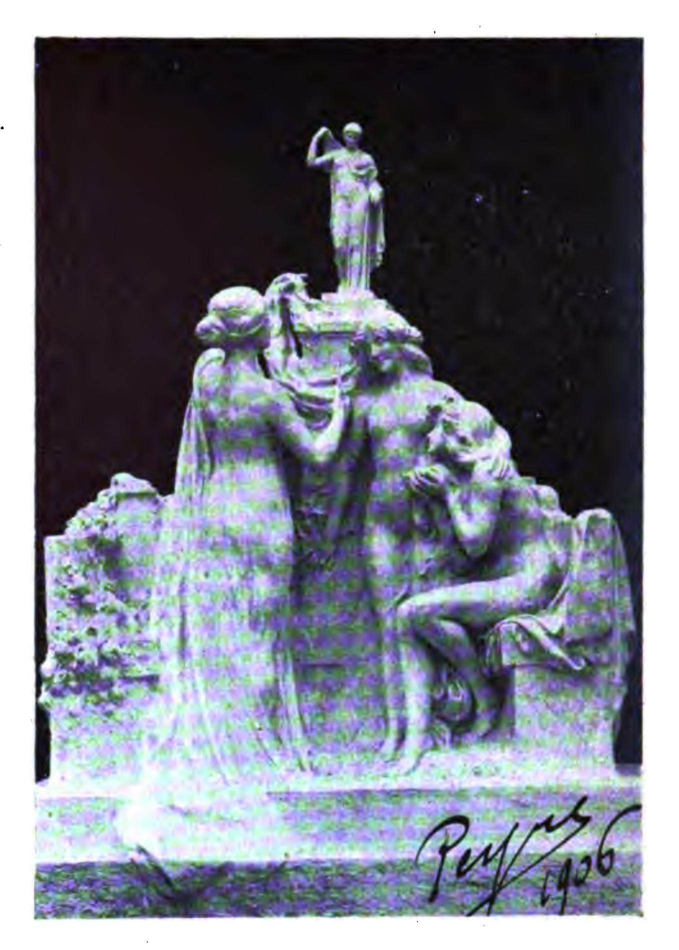
R. CH. PEYRE. ZAERTLICHKEIT.

Auf dem Gebiet der sittenbildlichen Schilderung hat Jules Worms eine reiche Lebenstätigkeit hinter sich. Seine Domäne ist Spanien, das Land der malerischen Trachten, des romantischen Volkslebens und strahlenden Sonnenlichts. Seine Werke muten wie Romanzen an, dem Leben der Strasse, den stillen, träumerischen Ecken abgelauscht. Im Jahr 1862 machte er seine erste Reise dahin, dann zog es ihn immer wieder in diese alten Städte, die wie im Halbschlaf daliegen, von ritterlicher Vergangenheit träumend. Und immer brachte er eine reiche Ernte nach Haus, gewann mit seinen Malwerken die Medaillen in Salon und wurde nach der Ausstellung 1876 Ehrenlegionär. Die französische Kritik rühmte die Reinheit seiner Zeichnung, den einfachen, ungezwungenen Effekt, die Harmonie der Bildeinheit und die tiefe „Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit.“ Wie er die anekdotischen Einzelheiten zur Einheit verknüpft, wie er das Zufällige der Gesamtwirkung einordnet, zeigt innerhalb der erzählerischen Malkunst eine gesunde sinnlich bildnerische Kraft und frischen Humor. So ist etwa in der „Sensationellen Bekanntmachung“ allerlei anekdotische Kleinmalerei eingestreut, und man hat doch ein ungestörtes bildhaftes Zentrum. Da steht der Barbier mit seinem eingeseiften Kunden vor dem Laden, die schöne Wirtin blickt aus dem Fenster der Boteria, ein Pfaffe spricht auf eine Dame ein, ein Schwarzer sinnt vor sich hin, ein Hündchen bellt und anderes mehr, und doch eint sich alles im Gesichtsfeld zu dem Ausrufer und der lauschenden Hörerschaft: man vernimmt die langgezogene Neuigkeit, sieht die neugierig angelockte Zuhörerschaft und ihre bewegten Silhouetten, vom Sonnenlicht umspielt. Dieselben Qualitäten zeigen die humoristischen Szenen: „Vor dem Richter“, „Ballkönigin“ und andere seiner Arbeiten. Jules Worms hat neben seinen Darstellungen aus Spanien auch mit seinen Illustrationen zu den „Contes de Voltaire“ (Edition Lechevalier 1869) und mit seinen Zeichnungen für die Bibelausgabe Lahure's viel Beifall gefunden.

Ein verwandtes Gebiet kultiviert Constant Mayer. Seine Malwerke sind von weicher lyrischer Sentimentalität, durch dichterische Stimmung und menschenfreundlichen Humor ansprechend. Diese Bilder in der Art der Düsseldorfer kamen dem Zeitgeschmack entgegen und brachten ihrem Schöpfer vollen Erfolg. Mayer ging im Jahr 1865 nach Amerika, wurde dort eine Berühmtheit und ein wohlhabender Mann. Dies dankte er seinem Bilde: der Trost. Als er es malte — es war 12 : 10 Fuss gross — musste er es in seinem kleinen Zimmer einrollen, weil er über keinen entsprechenden Raum verfügte. Als es ihn zum Tagesgespräch gemacht hatte und die Leute sich in den Städten dazu drängten, wurde er der bevorzugte Maler der amerikanischen Elite. Das Bild stellt einen Kranken dar, der den Trostworten der Krankenschwester lauscht; den verbundenen Kopf ans Kissen gelehnt, hört er, wie sie mit leiser Eindringlichkeit, die Hand bekräftigend erhoben, die Worte der Bibel liest, während der Raum in einsamer Stille daliegt und draussen die Höhen den Himmel umsäumen. Bald nach seinem ersten Erfolg fand er auch in der Heimat Anerkennung: er wurde im Jahr 1869 für sein „Rencontre“ Ritter der Ehrenlegion. Es stellte ein Zusammentreffen zweier Brüder dar, die einander im amerikanischen Krieg im Jahre 1863 als Gegner entgegentraten. Heute lebt Constant Mayer in seinem schönen Atelier in Paris, arbeitet und ist wohlgemut, übt mit jugendlicher Elastizität und weltmännischer Eleganz Gastfreundschaft und bekennt sich zur Lebensfreude mit dem Ausspruch: „Die Ein-

samkeit und die Dunkelheit sind meine beiden Schrecken.“

Anders Eduard Moyse, der Maler des religiös-zeremonialen Lebens der Juden. Still resigniert lebt er in seiner Zurückgezogenheit und denkt alter Zeiten und Sitten. Lauter Erinnerung weht durch sein Heim, wo alles lautlos, säuberlich, preziös Bild und Stimmung der Vergangenheit wahrt. Möbel, Bilder und alles Gerät altmodisch, fein gediegen, wie in einer jüdischen Familie von ehedem; getreuliche Vergangenheit, unberührt in Entlegenheit. Und er erzählt von jener Zeit, von seiner Zeit; wie er in seiner Vaterstadt Nancy die Zeremonien geübt, wie er täglich zweimal zur Synagoge gegangen und wie die Juden damals geglaubt und gebetet haben. „Ich kenne das alles recht gut, ich bin auch der einzige, der diese Dinge malt (Alphons Lévy behandelt sie in der graphischen Kunst, s. „Ost und West“ V. Jahrg. No. 5); hier in Paris gibt es ja nicht die richtigen Modelle; die Juden aus dem Osten sind nicht gut geeignet, sie sind nachlässig und armselig, aber das echte, natürliche, gläubig-jüdische Wesen fehlt ihnen.“ Das gerade gibt den Darstellungen von Moyse das Weihevolle, Erhebende, dass das Zeremonielle nicht als Formsache, nicht als äusserer Habitus und aufs Interessante, Aussergewöhnliche hin gestaltet ist, sondern dass alle religiöse Formübung von religiösem Gefühl durchzittert ist, dass andächtige, trostvolle Regungen durch die Seele gehen und der Mensch darin sichtbar wird, innerlich, gesammelt, in frommer Demut. Immer sind die Augen treu versonnen, die Gesten zart und zärtlich, und das Wesen in Gebet. Ein Mann hebt die Thora aus der Lade, und zwei stehen neben ihm als Ehrengeleite des heiligen Buchs. Ernste Weihe liegt auf ihnen, in versenkter Innerlichkeit empfangen sie Glaubenstrost, und Gewissheit ist in ihrer Seele. So wenden sie sich zur Gemeinde, Vorbeter und Rabbi, und alle sind gegenwärtig in gläubiger Andacht. Ein Mann hebt die Thora in die Höhe nach der Vorlesung, und wieder ist in dem engen Ausschnitt das halblaute Beten, die Andachtsstimmung der Gemeinde fühlbar. Die rückschauende Empfindungsweise des Künstlers lässt ihn weiter zurückgreifen in die Geschichte und die Judenheit schildern, als die Unduldsamkeit des Mittelalters ihr Zusammenleben noch abgeschlossener, enger, einheitlicher machte. In seiner „Jüdischen Hochzeit“ (Salon 1901) ist diese starke Gefühlseinheit der Versammelten ausgedrückt. Das Brautpaar neigt sich ergebenen Gemüts, und in der teilnehmenden Gemeinde



R. CH. PEYRE. OPFER AN VENUS.

wird alles Resonanz des Priestersegens aus dem Munde des Rabbi. Diese menschlich fromme Stimmung haben auch die anderen Werke seiner Hand, bei denen es sich nicht direkt um ein Zeremonial handelt. Eine „Talmuddiskussion“ im Atelier des Künstlers zeigt einen Juden in vergeistigter Unterhaltung, in edler Typik ideal aufgefasste Wirklichkeit. Ein „Jude aus Jerusalem“, für den nächsten Salon bestimmt, hat dekorative Qualität mit starker Betonung des Farbigen. Die Farbengebung hat bei Moyse etwas höchst Simples, das Organische wirkt schwach, fast symbolisch nur, das Raumgefühl ist matt. Aber das Gegenständliche ist rein und stimmungsvoll zum Vortrag gebracht und weckt auf dem Umwege einer Teilnahme des Gemüts den Eindruck einwandsfreier Wahrhaftigkeit. Nicht so gut wirken seine Darstellungen aus dem Anwaltsleben; sie erscheinen zu sehr in neutraler Idealität, sind ins Allgemeine verschönt und haben etwas von jener frommen Meditation, die bei den religiösen Bildern ein solch schönes Zeugnis sind für die Seelenfrommheit dieses jüdischen Künstlers.

DAS AUSERWAEHLTE VOLK.

Von A. Wolff, London.

Du glaubst gewiss, dass ich von den Juden reden will. Aber du irrst dich, mein Freund. Ich meine die — Engländer. Jawohl! Diese nur sind das auserwählte Volk. Freilich als „auserwählt“ fühlt sich jedes Volk in jener Epoche seiner Entwickelung, da ungebrochene Jugendkraft und Tatendrang ihm stürmisch durch die Glieder brausen. Gleich wie der Einzelwunsch in derselben Epoche seines Lebens sich so zu sagen als der Mittelpunkt der Welt fühlt und alles auf sich bezieht. Und das ist sein gutes Recht. Die Auserwähltheit ist dann ja nur der theologische Ausdruck für das Gefühl der eignen Wichtigkeit, von dem jedes lebenskräftige Individuum, solange es nicht enttäuscht ist, erfüllt zu sein pflegt. Aber das Bewusstsein der Auserwähltheit kann in einem Volke auch in den Epochen des Niederganges entstehen, als trotzige Bejahung des Willens zum Leben den Schlägen des Schicksals gegenüber. So hat z. B. die romantische Poesie Polens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die polnische Nation in einem gewissen Sinne als die auserwählte bezeichnet, indem sie ihr eine besondere, einzigartige, nur durch unsägliche Leiden zu erfüllende Mission innerhalb des Völkerkreises zuschrieb. Aber auch manche kleine Natiönchen, so u. a die Rumänen, betrachten sich als auserwählt, wie man aus ihren Nationalliedern ersehen kann. Männer wie Dostojewski und Tolstoy betrachten die Russen als das auserwählte Volk. Wenn Chamberlain die Germanen als auserwähltes Volk proklamiert, hat das einen andern Sinn, nämlich den, dass dieser Titel ihnen das Recht gibt, alle anderen Völker, namentlich die Romanen und Semiten, „in die Berge zu verdrängen“ und auszurotten. Keinem Volke aber wurde der Anspruch auf „Auserwähltheit“ so furchtbar verübelt, wie den Juden, obgleich dieser Anspruch sich in alter Zeit eigentlich auf die jüdische Lehre bezog, die nach dem bekannten Prophetenworte das „Licht der Völker“ werden sollte. In späteren Zeiten nahm dieses Epitheton einen tragischen, märtyrerhaft-tragischen Beigeschmack an und bildete einen unschuldigen Trost in Zeiten bitterster Not. Nirgends aber wie bei den Engländern hat sich das Gefühl der eignen Superiorität und „Auserwähltheit“ zu einer förmlichen Theorie krystallisiert, die ins einzelne durchgeführt und in allen Punkten begründet, zur Unterstützung und Rechtfertigung der praktischen Politik dient. Ja mehr noch, die Söhne Albions leiten ihr „Erstgeburtsrecht,“ ihren Anspruch auf den Titel des „auserwählten Volkes“ von der Bibel her, indem sie sich als die Erben des Volkes Israel ausgeben.

Es existiert über diesen Gegenstand in englischer Sprache eine ganze Literatur von seltsamen und in ihrer Art witzigen und spitzfindigen Interpretationen der Worte der Bibel, namentlich gewisser Prophetenstellen, von denen es sich verlohnt, einige hierherzusetzen.

Unter den heraldischen Emblemen im Wappen des vereinigten Königreiches Grossbritannien befindet sich auch ein Löwe und ein Einhorn. Das ist nun das vereinigte Wappen der Königreiche Jehuda und Ephraim (Israel). Ersteres vergleicht nämlich Michah (V. 7) mit einem „jungen Leu unter den Tieren des Waldes;“ von Ephraim aber sagt Deuteromium 33, 17, er sei ähnlich dem erstgeborenen Stier und habe ein Geweih wie ein Einhorn. Braucht man da noch eines kräftigeren Beweises, dass die Bibel an nichts anderes, als an Grossbritannien dachte? Doch muss hier bemerkt werden,



JULES WORMS. BEKANNTMACHUNG.



JULES WORMS. BEIM EINKAUF.

dass jenes Einhorn keineswegs so einwandfrei ist, wie der Löwe und der Stier, denn das Wort „Reêm", das sich in der Bibel findet, wird verschiedentlich gedeutet.

Wenn Jesajas an mehreren Stellen von den „Inseln des Ozeans" spricht, und Jeremias dem „Lande im Norden" eine grosse Zukunft verheisst, konnten sie etwas anderes im Sinne haben als das britische Inselreich, das im hohen Norden gelegen ist? „Der Ort ist mir zu enge, weiche, damit ich mich ansiedeln kann" ruft England mit einem Zitat nach Jesajas (49, 20), der also vor dritthalbtausend Jahren vorausgesagt hat, dass von den „Inseln des Ozeans" ein Volk ausgehen, „das sich über die ganze Erde verbreiten und sie in Besitz nehmen werde." Dass aber Jesajas sogar an Kolonisationspolitik, an eine Flotte ersten Ranges wie auch an afrikanische Gold- und Diamantenfelder dachte, geht ja unwiderleglich aus jener Stelle in in seinem Buche (60, 9) hervor, wo er ruft: „Mir werden die Bewohner der Inseln vertrauen und die Schiffe von Tharschisch werden an der Spitze einherschwimmen, ihre Söhne werden sie aus der Ferne bringen und ihr Gold und Silber zugleich." Hier ist offenbar die Rede von einem Volke von Seeleuten und Kolonisatoren, das Handel treibt und eine Industrie besitzt, aber zugleich kriegerisch und eroberungslustig ist. Natürlich kann kein anderes als das englische Volk gemeint sein.

Und wer anders erfüllt so gewissenhaft des Jesajas Weissagung oder Wunsch (49. 8), „auf dass du das Land aufrichtest und verödete Erbtümer besiedelst?" Darum kann sich auch einzig auf England die Prophezeiung des Ezechiel beziehen (37. 16) wonach die Tharschischflotte berufen ist, dermaleinst „die Invasion des Barbarenstammes Gog vom heiligen Lande abzuwehren." Ein reiches Erbe von Prophezeiungen und Weissagungen hat den Engländern unser Erzvater Jakob in dem Segen (Genesis 48—49) hinterlassen, den er den Söhnen allen und seinen Enkeln Ephraim und Manasse spendete: „Er lagert wie ein Löwe, wer wagt es, ihn zu wecken?" „Das Szepter entsinkt nicht den Händen Jehudas und ihm gebührt der Gehorsam der Völker." „Sein wird die Fülle der Nationen sein". All das verkündet die unvergleichliche rasche Ausbreitung der anglosächsischen Rasse, das Anwachsen ihrer Macht und Unabhängigkeit in der Welt.

Als im Jahre 1878 eine Deputation kanadischer



JULES WORMS. VOR DEM RICHTER



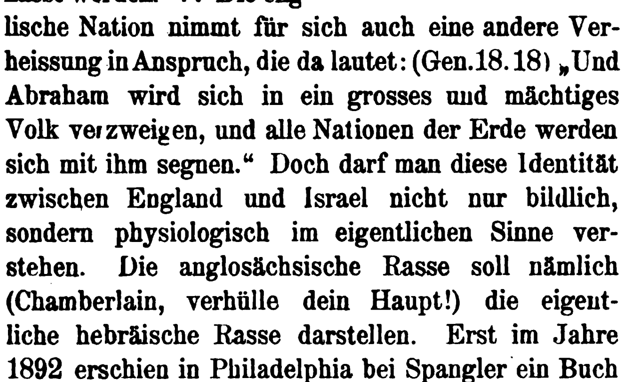
E. PAVILL. GROSSVATER UND ENKELIN.

Franzosen bei dem Generalgouverneur Marquis ot Lorne erschien und von ihm gewisse Konzessionen zugunsten der französischen Nationalität forderte, erhielt sie von dem Vertreter der britischen Gewalt folgendes zur Antwort: „Wir Engländer herrschen über Franzosen in Kanada und auf Mauritius, über Spanier auf Trinidad und Gibraltar, über Italiener auf Malta, über Deutsche auf Helgoland, über Holländer in Südafrika, über Chinesen in ihrem eigenen Vaterlande, über Araber in Asien, über Griechen auf Cypern, — ohne die zahllosen Millionen von Asiaten anderer Stämme zu erwähnen. Aber wo in der ganzen Welt gibt es den kleinsten Streifen Landes, wo englisch sprechende Menschen unter fremder Herrschaft lebten oder den Gesetzen eines fremden Gebieters gehorchten?“ Also sprach Marquis of Lorne. Wie heisst es nun im 5. Buche Mosis (15,6)? „Du wirst über viele Nationen herrschen, keine aber wird dir gebieten“. Eine andere Weissagung in demselben Verse lautet: „Du wirst vielen Nationen leihen, bei keiner aber wirst du entleihen.“ Das könnte sich freilich auch auf Frankreich beziehen, das die halbe Welt zu Schuldnern hat. Aber weder England noch Frankreich denkt daran, die mit diesem Segen verknüpfte Forderung zu erfüllen: „Jedes siebente Jahr sollst du einen Schuldenerlass einführen. . . . Erlassen muss jeder Gläubige das Geld, das er seinem Nächsten geborgt“. Es ist nicht bekannt geworden, dass jemand in England an die Vollstreckung dieser Vorschrift gedacht hätte.

„Dein Geschlecht wird die Pforten seiner Feinde besitzen“, sprach Gott zu Abraham nach der Opferung Isaacs. Der erste beste jüdische Kommentator etwas älteren Datums wird gern klar machen, dass dieses Wort besagen wolle: „Jeder Israelit, der seinen Willen dem Willen Gottes unterordnet, werde zum Lohn dafür die Herrschaft über alle Eingänge erhalten, durch die der ewige Feind, der Jezer-hara, der Satan, der böse Geist, sich in die Seele der Menschen einzuschleichen sucht, um sie in seine Gewalt zu bekommen. Nicht so der praktische Engländer; für ihn bedeuten die „feindlichen Pforten“ . . . Kohlenstationen, Inseln, befestigte Punkte, die er auf der ganzen Welt besitzt, in solcher Lage, dass sie die Eingänge zu ganzen Reichen, Ozeanen, Weltteilen beherrschen, z. B. Gibraltar, Portsaid, Aden (Bab el Mandeb), Weihaiwei. Kann da jemand noch zweifeln, dass das britische Volk der Erbe aller dem Volke Israel verkündeten Weissagungen ist? . . . Noch eine Aehnlichkeit mit Israel weist England auf: Es feiert nämlich den Sabbath (das heisst natürlich den Sonntag) beinahe ebenso rigoros und ebenso solenn wie die Juden. Und dadurch zeichnet es sich vor allen anderen Völkern aus. Israel — das ist also England.

Vor einigen Jahren veranstaltete der Morning Herald, eines der angesehendsten Londoner Tagesblätter eine öffentliche Diskussion über diese Frage. Eines der Mitglieder des hohen anglikanischen Klubs nahm das Wort zu folgenden Ausführungen: „Das von den Propheten angekündigte grosse und mächtige Reich muss in materiellem und nicht bloss in geistigem Sinne verstanden werden. Wenn aber nicht wir Engländer dieses Reich sind, wenn nicht wir es sind, die in der ganzen Welt unsere Kraft anspannen, um die Pläne der Vorsehung zu verwirklichen, wer ist es denn sonst? Alle Israel gegebenen Verheissungen von Allmacht, Reichtum, Kolonisation, Grösse und Glück, (die, wie gesagt,

im rein materiellen Sinne zu verstehen sind, nicht im spirituellen, wie es der Talmud und die späteren jüdischen Kommentatoren tun), haben sich an uns verwirklicht. Wir sind die Zeugen Gottes, welche die Welt bekehren. Wir senden Millionen nach allen Himmelsgegenden aus, wie das dem Volke Israel verheissen ward. Wenn wir nicht Israel wären, so hätten wir es nicht nötig, für diese Dinge zu arbeiten. Was mich anbetrifft, so bin ich überzeugt, dass wir Israel sind, und in dieser Überzeugung gewährt es mir nur eine grosse Genugtuung, dass wir von allen kontinentalen Mächten gehasst werden.“ .. Die englische Nation nimmt für sich auch eine andere Verheissung in Anspruch, die da lautet: (Gen.18.18) „Und Abraham wird sich in ein grosses und mächtiges Volk verzweigen, und alle Nationen der Erde werden sich mit ihm segnen.“ Doch darf man diese Identität zwischen England und Israel nicht nur bildlich, sondern physiologisch im eigentlichen Sinne verstehen. Die anglosächsische Rasse soll nämlich (Chamberlain, verhülle dein Haupt!) die eigentliche hebräische Rasse darstellen. Erst im Jahre 1892 erschien in Philadelphia bei Spangler ein Buch unter dem Titel: „Anglo-Israel and the jewish Problem. The ten lost tribes of Israel found and identified in the Anglo-Saxon Race.“ by Th. Rosling Hewlett B. A. (Anglo-Israel und das jüdische Problem. Die zehn Stämme Israels gefunden und mit der angelsächsischen Rasse identifiziert). Das ist nicht neu. In England existiert seit Jahren eine British Israel Associaton, die vermittelst der von ihr herausgegebenen Zeitschriften The Banner of Israel und The Covenant People, wie auch des Handbuchs British Israel Truk, das in 15 000 Exemplaren verbreitet wird — die Ansicht propagiert, dass die verlorenen 10 Stämme Israels die Engländer sind. Jene 10 Stämme sind bekanntlich unauffindbar vom Erdboden verschwunden. Wo sind sie hin? Die Bibel erzählt, sie wären hinter den Euphrat vertrieben worden. Aber warum sollten sie nicht von dort nach Britannien gelangt sein können?





E. PAVILL. IM PARK MONCEAU.



E. PAVILL. AUF DER PLACE DE LA BASTILLE.

JETTCHEN GEBERT.*)

Von Ben-Uri.

Nachdruck verboten.

Tagelang schwebt einem ihr Bild vor, man geht umher und denkt an dies Menschenkind, das so schön ist wie ein Maientag, frisch und licht und hold versonnen. Man sieht die „samtig glänzenden“ Augen, die verschwiegen umherirren im stummen Leid, den herrlichen Leib und die blanke Seele, über die sich das Frösteln legt, das starre Frösteln.

Armes Jettchen. So sagt man vor sich hin, wenn man strassenwärts geht durch die vielköpfige Menge; so spricht man vor sich, wenn man im Kreise von Menschen sitzt, und dann sinnen die Frauen und sagen: das arme Jettchen!

Voller Leibhaftigkeit sehen wir die Gestalt, wahr, greifbar und sinnfällig, unverrückbar in der Realität; und doch von Traum und Hauch umgeben, von Schleiern umhüllt, wundersam und ganz Erstaunlichkeit, wie Menschenseelen, Menschenwesen sind. So sehen wir Jettchen und ihren Kreis in Georg Hermanns herrlichem Roman.

So sehen wir sie, ausgestaltet in der Wirklichkeit, traumgeboren im Dichterland; sehen sie bangend und tiefbeglückt, staunenden Auges und zitternden Herzens.

Und man wird ein besserer Mensch dabei. Ich war innerlich arm, sah oberflächlich ins Leben und ging an Menschen und Schicksalen gleichmütig vorbei.



CONSTANT MAYER. DIE WAISE.

Da las ich „Jettchen Gebert“, und ich fand meine Ehrfurcht wieder; und man kann nicht anders denn glauben, so müsse es allen gehen. Dies aber ist ein untrüglich Zeichen, dass man ein Kunstwerk erlebt hat.

Es ist schwer, etwas darüber zu sagen, was man eine Kritik, ein fachmännisches Urteil nennen könnte. Man ist so voll Dankbarkeit, und wenn man dankbar ist, wird man leicht trivial, und das darf bei diesem Buch nicht geschehen; denn es ist Leben. Das blüht und träumt, wächst und spinnt und fängt Farben in der Sonne, wie das Leben selbst. Man sieht den Tag und die Dämmerung, in Raum und Saum regt sichs, Hintergründe steigen bildhaft herauf und weiten sich tief und fern; laut und leis rühren Menschen an einander, Menschenlose wandeln sich, Kobolde kichern, und Jettchens samtene Augen blicken in unsäglicher Trauer daraus.

Alles ist Weben darin, lebendiges Keimen, Reifen und Welken; das Naturdasein gewinnt Sprache, wird des Sinnes voll und unserem Wesen verbrüdert, und bleibt doch wahrhafte Natur, wurzelhaft vegetativ. In jeder Zeile ist das starke Kunstgefühl zu spüren, das Hermanns Kunstkritiken so nachgestaltend lebensvoll machen, und zugleich der Naturatem, die eindringliche sachliche Sinnlichkeit, die aller Kunstanschauung letzter Quell ist. Innerlichkeit und Erdenfülle.

Wir werden in die Natur hinausgeführt, ein Frühling und ein Sommer lacht und rauscht und bangt um uns her, wir sehen das Sprossen und Wachsen und den Wandel des Lichts, gehen verhaltenen Atems mit, gehen der Jahreswende zu in der Natur und Jettchens Dasein.

Es liesse sich ja die Anmerkung machen, die Versinnlichung der Vorstellungen sei zuweilen zu stark, die Materialisation der Dinge zu üppig, und die reine Stofflichkeit sei mitunter zu lose über die Erlebnisse gespannt. Aber dazu muss man sich kritisch gegenübergestellt haben, sonst wird man es nicht gewahr. Es ist ja Fülle der Sinnenwelt und quellendes Leben, da gibt es eben Ranken und Reiser, die weit hinaussprießen und alle Ecken überfluten. Und das ist von soviel Humor und Helligkeit durchleuchtet, dass es uns wegsam genug ist; und zieht uns an und lockt uns weiter.

Wir werden hineingezogen in Handlung und Zuständlichkeit, hangen und bangen darin, als forme und bilde das Buch uns selber und gebe uns Gepräge und letzte Bestimmung. Ein Lauschen ersteht in uns, und wir wähnen uns zu schauen, lauschend wir und offenbarend das Leben. Die bildnerische Kraft erstreckt

*) Jettchen Gebert. Roman von Georg Herrmann. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1906.



CONSTANT MAYER. FEDERZEICHNUNG.
Froh im Sinn.

sich auf uns mit; wir werden bildsam und fühlen, wie ein formendes Werden durch unsere Seele zieht.

Ein Menschenkind geht an uns vorüber, schön erwachsen in gleichmässigem Lichte des Tages, voll frischer Reife und geborgener, ruhiger Tiefe. Das ist Jettchen. Und andere sind da um sie, ganz menschlich wie wir selbst. Die leben und sinnen, lieben sie und verwunden ihre Seele, schmücken sie mit Kostbarkeiten und werden ihr Schicksal. Dass sie Juden sind, gibt nur dem Relief eigenartige Profilierung und Beleuchtung; in mäliger Transparenz schimmert es durch und zeigt das Menschliche von eigentümlichem Ornament umgeben, schnörkelhaft zuweilen, aber immer überzeugend und regsamen Lebens voll.

Man könnte bedauern, dass des Dichters Verhältnis zu seinem jüdischen Milieu nicht inniger, persönlicher ist, dass es mehr ein ästhetisches als ein herzliches ist. Man könnte wünschen, dass die künstlerische Wahrheit weniger die persönlichen Gemütswallungen ausgeschieden hätte, dass aus der objektiven Lebensfülle mehr persönliches Liebesbekenntnis herauszufühlen wäre. Damit aber hätte die Dichtung mehr unmittelbare Innigkeit des Tones wohl, aber sie wäre nicht so schön und reif als Kunstwerk. Dass der Dichter die Behandlung religiös-geistiger Dinge vermeidet, scheint seinen Grund in der Unkenntnis dieser Seite des Judentums zu haben, was man auch daraus schliessen kann, dass er einen Ausspruch Moses in völlig verunstalteter Form dem Hohenpriester Aron in den Mund legt. Durch die Abwesenheit einer Tendenz sowohl wie gedanklicher Kleinmalerei bekommt aber die Schilderung etwas Aufrechtes, Sieghaftes, Vollgültiges. Die Juden sind da Menschen, sie gebärden sich nicht scheu und vergrämt, nicht seltsam und fremdartig, sondern gradeaus und unbeirrt menschlich. Sie reden nicht viel von ihrem Judentum und üben nicht viel davon, aber es ist ihnen ein Erbe, das sie makellos erhalten wollen, und Onkel Jason, der geistreiche Skeptiker, äussert zu seinem christlichen Freunde, Jettchens Liebsten: „Unsere Familie hat den Stolz, dass wir eben als Juden hier angesehen und geachtet sind. Wenn mein Vater sich und uns hätte taufen lassen wollen, wie ihm öfter als einmal nahegelegt worden ist, wir hiessen vielleicht heute von Gebert und wären Offiziere und Räte bei der Regierung. Und dass wir das nicht getan haben und nicht zu Kreuze gekrochen sind und in keiner Weise unsere Gesinnung verkauft haben — nicht so und nicht so — das ist unser Stolz.“

Das ist gewiss kein besonderes Verdienst, es ist nicht anders denkbar für den, der Charakter hat. Aber die Geberts haben diesen Charakter; sonst sind sie freidenkerisch, aufrecht, selbstbewusst und haben die säuberliche Behaglichkeit des vormärzlichen Bürgertums und eine selbstfreudige Noblesse. Die hat Jettchen vor



CONSTANT MAYER. PARIS.
Die Näherin.



Helena Arsène Darmesteter
(Selbstportrait)

allen, sie ähnelt noch am meisten dem alten Gebert, dem Hofjuwelier, der „stocksteif und stolz in sein Schlafzimmer ging und voran der Diener mit einem dicken Band des Athenäums in der einen und einem silbernen Leuchter mit einer hohen Kerze in der anderen Hand —“. Dem ist Jettchen am ähnlichsten, sie hat „dieselbe Sinnesfeinheit und dieselbe Lebensstärke.“

Und doch kommt das Unglück über Jettchen. Die Sippe ist stärker. Die Jacobys aus Bentschen haben sich in die Familie eingenistet und nagen still und schleichen und saugen nach Sippenart. Onkel Salomon, Jettchens Nährvater, hat die Sinnesfeinheit verloren, Onkel Jason hat keine Lebensstärke, und Onkel Eli, das prächtige, knurrige Männchen, ist uralt. Da Jettchen den Dr. Kössling liebt, den schüchternen, linkischen, mittellosen Dichter, den blonden Christen und Träumer, da lassen die Frauen den Neffen Julius kommen und spinnen ihre Netze. Die Geberts werden überredet und umgarnt, werden willfährig oder machtlos, Jettchen wird durch mild und kosend knechtende Familienzärtlichkeit mürbe gemacht und kann nicht mehr nein sagen. So wird sie die Braut des kleinen, dickleibigen Julius Jacoby aus Bentschen, geht betäubt umher und schweigt. Wenn er sie mit seinen dicken kurzen Fingern berührt, durchzuckt es sie eisig, des Nachts kommen rote Spinnen und umfangen mit langen Fäden ihren Leib, Onkel Salomon sieht sie in stummer Reue fragend an, sie küsst ihren Liebsten vor dem Hochzeitstag in wildem Weh und schweigt und schweigt. Sie sagt sich, man esse nirgends umsonst zwanzig Jahre fremdes Brot, nun müsse sie die Rechnung bezahlen, wie es in ihres Onkels Hause Sitte. Sie wird Julius Jacobys Weib; der küsst sie und sagt ihr, „dass er so glücklich wäre, und zum Geschäft hätte er auch Zutrauen“; dann sitzt sie im Brautschmuck als reiche Braut, hört lustige Reden schwirren und fühlt Julius Jacobys kurzfingerige Hand. Da geht sie heimlich, des Geliebten Bild im Herzen, die Treppe hinab, in die kalte Finsternis hinaus. . . . .

Das ist Jettchen Geberts Geschichte, auf die nach einer Andeutung im Schlusswort die Geschichte von Jettchen Jacoby folgen soll.

DER POGROM.

Von Maria Konopnicka. — Aus dem Polnischen.

Im Gässchen herrschte seit gestern eine gewisse Unruhe. Der alte Mendel wundert sich, stopft öfter als gewöhnlich sein kurzes Pfeifchen und guckt durchs Fenster. All diese Leute hatte er hier noch nicht gesehen. Wohin gehen sie? Wozu halten sie Arbeiter auf, die zu dem Bauplatz eilen, wo das Fundament unter das neue Haus gegraben wird? Woher kommen alle diese in Lumpen gekleideten Gassenjungen? Wozu spähen sie in den Torgängen herum? Woher haben sie das Geld, um zu Fünfen in die Schänke zu gehen?

Der alte Mendel schüttelt das Haupt, indem er an dem stark gekrümmten Weichseltschibuk saugt. Er kennt es so gut, dieses stille Gässchen, seine Physiognomie, seine Stimmen, seine Pulsschläge.

Und wie sollte Mendel Gdanski es nicht kennen, da er siebenundzwanzig Jahre in der nämlichen Stube, hinter dem nämlichen Fenster seine Buchbinderwerkstätte hat; über ein Vierteljahrhundert steht er in seiner Ledersohürze da, jeden Tag, und während seine nervige, trockene, jetzt schon etwas zitternde Hand die Holzschraube der Presse lenkt, blicken seine Augen unter den grauen, überhängenden, dichten Brauen in diese Gasse, die in der grossen Stadt gleichsam eine besondere, in sich abgeschlossene Welt bildet.

Mendel weiss alles, alles was man mit scharfem Auge rechts und links wahrnehmen, was das Ohr rechts und links erhorchen, was man in langen Stunden mit dem Verstand ausdenken kann, während das Hämmerchen sich auf dem Brett hören lässt, und die Papierbogen, sich in saubere Bände fügend, rascheln.

Und ihn kennen alle hier. Ein Fremder lässt sich nur selten blicken; man ist hier untereinander wie Genossen desselben Hauses.

Der alte kahlköpfige Uhrmacher von gegenüber ruft ihm jeden Morgen im Sommer einen Gruss zu und beginnt ein Gespräch über Bismarck; der schwindsüchtige Seildreher befestigt an seiner Tür-

klinke die lange Hanfsträhne, die er keuchend in dem halbdunklen Hausflur dreht. Jeden Abend, wenn's dunkelt, zeigt sich der dürre Student von drüben, steckt den Kopf mit dem langen Halse durch die halbgeöffnete Tür und borgt sich die Talgkerze aus, die er gleich zurückzubringen verspricht, da er nur ein Stündchen schreiben will. Die Hökerin reicht ihm durchs Fenster zuweilen einen schwarzen Rettich, den sie für einige bunte Papierschnitzel eintauscht, woraus sich ihre Buben die Drachen fertigen, mit denen sie die ganze Gasse unsicher machen. Das Söhnchen des Hauswirts sitzt in seiner Werkstätte ganze Stunden und wartet, bis Mendel seine Papiersoldaten auf Pappe klebt, und bewundert unterdessen den grossen Griff der Scheere, wiegt den Hammer in seiner Hand und steckt die Nase in die Kleistertöpfe hinein. Alles dies zusammen bildet eine gewisse warme, traute Atmosphähre herzlichen, gegenseitigen Wohlwollens. Und der alte Mendel fühlt sie auf seinem typischen, in Arbeit und Sorgen verwelkten Antlitz.

Sein Haar ist stark ergraut und der lange Bart ist milchweiss. Bisweilen verkriecht sich zwar die eingefallene Brust unter dem abgetragenen Kaftan, und der gekrümmte Rücken will sich fast niemals gerade richten; aber das sind Kleinigkeiten, solange nur Beine und Augen dienen und die Kräfte der Hand nicht versagen. Wenn das Asthma ihm den Atem raubt und in dem gebeugten Rücken die Knochen schmerzen, dann stopft sich der alte Mendel sein Pfeichen mit Tabak voll, und indem er raucht, ruht er ein wenig aus. Sein Tabak ist nicht besonders fein, aber er gibt einen so schönen grauen Rauch. Dieser Rauch hat noch die ganz besondere Eigenschaft, dass Mendel in ihm verschiedene entlegene Dinge sieht, und auch solche, die längst vergangen sind.

In diesem Rauch sieht Mendel Resa, seine Frau, an deren Seite er dreissig glückliche Jahre verlebt, und seine Söhne, die sich, um Brot zu suchen, in die Welt verstreut haben, gleich Blättern, die der Wind einherjagt, und die Kinder dieser Söhne — und allerlei Kummer, Freuden und Sorgen. Am längsten aber schwebt vor seinem geistigen Auge die Gestalt der jüngsten Tochter Leah, die so früh aus dem Leben scheiden musste und von der ihm nur ein einziger Knabe zurückblieb. Sobald der alte Mendel sein Pfeifchen entzündet, kommt ein leises Murmeln von seinen Lippen. Und in dem Masse, als die Rauchknäuel dichter werden und vor ihm Bilder auftauchen, die niemals mehr Wirklichkeit werden, wird dieses Murmeln immer stärker, bis es sich zu einem wehmütigen Seufzen erhebt. Auch diese Menschenseele hat ihre Trauer und ihr Sehnen, die sie durch Arbeit zum Schweigen bringt.

Unterdessen kommt die Nachbarin und bringt in der einen Hand ein Töpfchen Brühe, in dem aufgeweichte Stückchen vertrockneten Weissbrodes schwimmen, in der anderen einen zugedeckten Teller mit Fleisch und Gemüse. Der alte Mendel nimmt die Gegenstände in die Hand; aber er macht sich nicht sogleich an das Essen, sondern wartet. Er wartet nicht lange. So bald die zweite Stunde schlägt, öffnet sich die Tür mit grossem Geräusch, und herein stürmt ein kleiner Gymnasiast in grauer, auf die Zukunft berechneter Schüleruniform, die Mütze aufs Hinterhaupt geschoben, mit einem Tornister auf den Schultern. Ein etwa zehnjähriger Knabe, der von der Mutter, der jüngsten Tochter Mendels, die braunen Augen mit dem goldigen Schimmer geerbt hat und die langen, schwarzen Wimpern und den kleinen Mund, vom Grossvater aber die Adlernase und die hohe Stirn. Klein und schmächtig, erscheint der Knabe noch kleiner und noch schmächtiger, wenn er den Mantel ablegt und in der Schülerbluse mit dem breiten Ledergürtel bleibt. Der Grossvater lebt in steter Angst um ihn. Die durchsichtige Hautfarbe des Knaben, sein fortwährender Husten, seine schmächtige Brust und die schmalen Schultern erwecken im Alten unaufhörliche Sorge. Deshalb legt er ihm die besten Bissen auf den Teller, und wenn er gegessen hat, klopft er ihm auf den Arm und eifert zum Spiel mit den Kindern auf dem engen Hof an.



HELENA ARSÈNE DARMESTETER PARIS
Frau des Gesandten Motono.

Aber der Knabe lässt sich nur selten dazu bereden. Die Lektionen quälen ihn, die schwere Uniform, das Sitzen in der Schule, der weite Weg, der Tornister erschöpfen seine zarten Kräfte. Auf morgen hat er eine Menge Aufgaben. Im Gehen schleppt er die Füsse nach, und selbst wenn er lacht, blicken seine braunen Augen schwermütig drein.

(Schluss folgt.)

DER CHASSIDISCHE OSSIAN.

Von L. Kellner.

Wie anders soll man das Unfassbare fassen, wenn nicht mittels des Verwandten und Aehnlichen, wie anders soll man das Undarstellbare darstellen, wenn nicht durch Gleichnis und Ebenbild? Ein seltsames, ganz eigenartiges Buch liegt vor mir: „Die Geschichte des Rabbi Nachmann. Ihm nacherzählt von Martin Buber“ (Literarische Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. M. 1906). Die zarten Flämmchen, die aus dem siebenzinkigen Leuchter auf dem Titelblatte emporstreben, schmelzen sachte die Eiskruste vom Herzen des Betrachters weg, und man ist im tiefsten Innern erschüttert. Und wie ich mich in die Worte des geheimnisvollen Buches vertiefe, fliessen die Buchstaben in einander, und das schimmernde Auge sieht die eigene, längst verschiedene Jugend vor sich, nicht als schreckendes Gespenst, sondern als verklärte, als eine himmlische Vision. Die seelenvolle Sprache klingt mir so vertraut, und doch habe ich sie nie in diesem Wohllaut vernommen; die Gestalten kamen mir so bekannt vor, und doch habe ich sie nie in solchem Glanze gesehen!

„Es gibt Menschen, die die Worte des Gebetes zu sprechen vermögen in Wahrheit, also dass die Worte leuchten wie ein Edelstein, der aus sich selbst leuchtet. Und es gibt Menschen, deren Worte nur wie ein Fenster sind, das kein Licht aus sich selbst hat, das dem Licht nur Eingang gibt und aus ihm erstrahlt.“ —

„Man kann Gott mit dem bösen Triebe dienen, wenn man sein Entbrennen und seine begehrende Glut zu Gott lenkt. Und ohne bösen Trieb ist kein vollkommener Dienst.“

„Es gibt Steine wie Seelen, die sind hingeworfen auf den Strassen. Aber wenn einst die neuen Häuser gebaut werden, dann fügt man ihnen die heiligen Steine ein.“ —

Diese tiefsinnigen Aussprüche habe ich in jungen Jahren von meiner chassidischen Umgebung gehört und doch nicht gehört; denn was ich damals aus dem Munde meiner frommen Verwandten vernahm, klang wie faselndes Nachsprechen von Fieberphantasien, hier aber werde ich an Böhme, Swedenborg, Blake, Novalis, Emerson erinnert.



HELENA ARSENE DARMESTETER PARIS.

Im Spiegel.

HELENA ARSENE DARMESTETER PARIS.

Trotzköpfchen.

Und vollends die Erzählungen! Wie roh, wie plump waren die Wunder, die man uns im Namen des Baalschem auftischte: Alles lief auf unendlich winzige Kniffe, auf gemeine Taschenspielerkünste hinaus. Und hier! Ein neuer Märchenhort tut sich vor uns auf, nicht für Kinder an Jahren, sondern für Männer, die im Alter noch nicht die Sehnsucht nach der Traumwelt der ersten Lebensjahre verloren haben, ein Märchenhort von einer Herrlichkeit, einer seelischen Schönheit, neben der alle Pracht der indischen, persischen und arabischen Phantasie wie der Morgenstern vor der Sonne verblasst.

Von den sechs Geschichten, die Buber dem Rabbi Nachmann nacherzählt, ist nicht eine der andern gleich, weder im Schauplatz, noch in den handelnden Personen, noch auch im geistigen Gehalt; aber den mystischen Grundgedanken haben sie alle gemein, die Geschichte vom Meister des Gebetes drückt ihn in unzweideutiger Weise aus.

Als das grosse Wetter die Erde heimgesucht und ihre Essenzen vernichtet hatte, veruneinigten sich die Scharen der Menschen und kamen in Streit miteinander um den Sinn des Lebens. Und jede Schar ging ihres Weges, ein Volk zu sein für sich und sich einen König nach ihrer Meinung zu erwählen. Und auch wir, die wir erkannt hatten, dass einzig die Weisheit Ziel und Grund alles Bestandes ist, taten also und zogen über die Flächen der Erde, um den Weisen



HELENA ARSENE DARMESTETER PARIS.

Miss Hartoy

(Schwester der Künstlerin)

und Wissenden zu suchen, der unser Herr sein sollte. So trafen wir auf einen, der sass da mit zurückgeworfenem Haupte und schaute zu den Sternen. Da fragten wir ihn: „Bist du der Weise, der die Welt weiss, also dass seinem Auge kein dunkler Rest standhält, vor seinem Forschen keine Bahn sich verliert, seinem Gedanken die Elemente zulaufen wie die Schafe dem Ruf des Hirten?“ Er antwortete: „Ich weiss um das Leben der Sterne; so weiss ich die Welt.“ Aber wir sprachen: „Und wenn das Leben über die Sterne kommt am Tage der Erneuerung und sie in Stücke schlägt — was weisst du dann?“ Da schwieg er und gab uns keine Antwort. Und weiter trafen wir auf einen, der lag am Strande und schaute in das Meer, und wir taten unsre Frage. Er sagte: „Ich weiss um das Leben des Meeres; so weiss ich die Welt.“ Da fragten wir ihn: „Und wenn die Sonne das Meer trinkt am Tage der Wende — was weisst du dann?“ Darauf schwieg auch er, und wir zogen weiter. So trafen wir manchen Weisen in seinem Schauen, und eines jeden Weisheit zerschellte an unserer Frage. Einmal aber erblickten wir auf unserem Wege einen alten Mann, der sass auf einem Stein, und seine Augen waren weit und schauend offen, aber auf kein Ding oder Wesen im Raum vor ihm gerichtet, sondern es war ein Schauen, das in sich selbst beschlossen und umfriedet war. Ihn fragten wir: „Bist du der Weise, der die Welt weiss?“ Da sah er auf zu uns und sprach: „Ich weiss um eine Seele. Und sie ist das Firmament, das Niemand zerbrechen kann“ So neigten wir uns vor ihm und baten ihn, unser König zu sein. . . . .

Die Selbstherrlichkeit der Seele allem Sichtbaren, allem Erschaffenen gegenüber, die Seele als der Urquell allens Seins. — Diese Grundanschauung hat Rabbi Nachmann mit den Upanischads und aller Mystik gemein. Ob wohl ein äusserer Zusammenhang zwischen dem polnischen Rabbi und den christlichen Mystikern besteht? Nach Allem, was wir von der Wanderung der Ideen wissen, möchte man es annehmen; aber wo sind die Brücken, die von einem Böhme zu einem Rabbi Nachmann führen? Und wie erstaunlich ist es, dass der englische Dichter William Blake (1757—1827) sich in mehr als einem Ausspruche eng mit der chassidischen Mystik berührt! Freude und Lachen ist ihm ein Gottesdienst, genau wie den Chassidim[1]); der Trieb, das Böse, die Sinnlichkeit ist ihm gleichwertig mit dem Guten, wenn nicht wertvoller[2]), und Rabbi Nachmann lehrt: Ohne bösen Trieb ist kein vollkommener Dienst. . . . Es ist übrigens kein Zufall, dass M. Buber seinen Rabbi Nachmann und H. Richter ihren William Blake gleichzeitig zu neuem Leben erweckten. Wir sind alle ein klein wenig mit Logik und Wissenschaft überfüttert, ein klein wenig verstandesmüde und sehnen uns nach Traum und Vision. Dieser Stimmung, die an die Zeit Hamanns und des jungen Herder erinnert, an die Zeit, da Ossian aus dem keltischen Zwielicht auftauchte und als Offenbarung erschien, kommt Buber mit seinem wunderschönen Buche entgegen. Und er dürfte seinem Rabbi ähnliche Dienste geleistet haben, wie der einst ganz mit Unrecht geschmähte Macpherson sie seinem Oisin erwies. Wenn Rabbi Nachmann nur der zehnte Teil des Erfolges beschieden ist, der Ossian im achtzehnten Jahrhundert zufiel, dann erleben wir noch das Wunder, dass das Aschenbrödel der Kultur, die chassidische Mystik, sich in eine Prinzessin verwandelt.

[1]) Helene Richter, William Blake, Strassburg 1906. S. 51.
[2]) Das. 66.



ISAAK ROSEMANN. PARIS.

Frau Mouromtzeff

(Frau des 1. Duma-Präsidenten)

Zum Artikel: Jüdische Künstler in Paris

VERERBTE UEBERSETZUNGS-FEHLER.

Von M. A. Klausner.

Uebersetzungen sind wie die Frauen: die treuen sind nicht schön, die schönen nicht treu.

Der Vergleich ist frivol, aber immer noch nicht so absprechend wie das italienische Sprichwort „traduttore — traditore", das den Uebersetzer einen Verräter nennt.

In Wirklichkeit hat schon mancher Uebersetzer Verrat geübt. Zumeist nicht aus bösem Willen, sondern aus Mangel an Verständnis oder auch aus Flüchtigkeit.

Man sollte glauben, dass der begangene Fehler bald erkannt und beseitigt werden müsste; denn es finden sich immer und immer Gelehrte, die zu der Quelle zurückkehren und sich nicht mit der Uebersetzung begnügen. Doch das gibt keine Gewähr. Die Korrektur greift selten durch — der einmal eingeführte Irrtum hat unüberwindlich zähes Leben, selbst da, wo die Wahrheit das herzlichste Interesse finden, ihre Aufdeckung innige Freude erwecken sollte, selbst da, wo eifrige Gemüter an dem Irrtum, den sie für Wahrheit halten, Anstoss nehmen und die neue Erklärung froh begrüssen müssten.

Im folgenden will ich eine Reihe solcher Uebersetzungsfehler anführen, die zumeist schon sehr hohes Alter haben. Für einige von ihnen habe ich die Richtigstellung gefunden, für die Mehrzahl danke ich die bessere Erkenntnis meinem Vater **Bernhard Wolf Klausner**, dessen scharfsinnige Gelehrsamkeit es nicht verschmähte, schon dem Kinde sich mitteilend zu offenbaren.

* * *

Wir alle haben in der Jugend von den Sans-Culotten gehört, den schlimmen Königsfeinden, die den Thron der Bourbonen stürzten und in ihrem Frevelmut Gott für abgesetzt erklärten. Wenn wir nun fragten, was denn das Wort Sans-Culotten bedeute, so erhielten wir den Bescheid: „Ohnehosen". Wir konnten uns keine rechte Vorstellung von den bösen Gesellen machen, die ihre Feindseligkeit gegen alle Zucht und Ordnung, gegen Brauch und gutes Herkommen durch den Verzicht auf das unentbehrlichste Kleidungsstück der gesitteten Menschheit zu schamlosem Ausdruck brachten und in ihrer Verachtung jeder Schicklichkeit durch ihre Nacktbeinigkeit sogar dem Kältegefühl trotzten. Die unverständliche Bezeichnung blieb haften. Mit dem sorglosen Glaubenseifer der Jugend sprachen wir nach, was wir gehört hatten, und verdammten mit aufrichtigem Abscheu die „Ohnehosen". Erst in späteren Jahren belehrten uns Bilder von den Revolutionskämpfen, die auf der einen Seite die treuen Anhänger des Hofes, auf der anderen Seite die ungestümen Rechtsforderer zeigten, dass wohl jene zu den Wadenstrümpfen sich mit den zierlichen Kniehosen begnügten, aber diese die Beine in ihrer ganzen Länge ungefähr so umhüllten, wie wir heute noch zu tun pflegen. Jetzt waren wir auch so weit, dass wir aus dem Lexikon erfahren konnten, Culotten seien nicht Hosen schlechthin, sondern Kniehosen, während Sans-Culotten die genannt wurden, die kein höfisches Kleid trugen, vielmehr in langen Hosen einhergingen. Die „Ohnehosen" waren also eigentlich „Langhosen", das ist ungefähr das Gegenteil von dem, wofür die ungeschickte Uebersetzung des Wortes Sans-Culotten sie hatte gelten lassen. — Ich glaube aber, dass das jüngere Geschlecht durch den nämlichen Uebersetzungsfehler in den nämlichen Irrtum gebracht worden ist, wie wir, und dass es gleich uns erst nach Jahren zur Korrektur seiner Vorstellung gekommen ist. Das ist gerade kein Unglück. Doch würde es gewiss nichts schaden, wenn wir die Sans-Culotten in unserer Sprache nicht mehr Ohnehosen, sondern Langhosen zu nennen uns gewöhnten.

* * *

Zu den Erscheinungen, mit denen die Weltliteratur die ganze Welt bekannt gemacht hat, gehört des Dom Miguel Cervantes de la Saavedra Don Quijote de la Mancha. Dass er bei uns seit Ludwig Tieck der „sinnreiche" Junker genannt wird, während er der „phantasiereiche" heissen sollte, mag noch angehen. Ueberaus wunderlich aber ist, dass er bei uns zum „Ritter von der traurigen Gestalt" werden und dass er diese Bezeichnung behalten konnte, obwohl sein ganzes Wesen gegen sie förmlich schreit. Zahllose Maler haben Don Quijote gezeichnet — keinem ist es eingefallen, keinem ist es möglich gewesen, ihm im Bilde eine traurige Gestalt zu geben. Lang und hager ist Don Quijote, „brandmager" wie der Idealtypus des Spaniers, aber seine Gestalt ist edel.

In Wahrheit hat der spanische Dichter seinem Helden den Ekelnamen gar nicht gegeben, den der deutsche Uebersetzer dem fahrenden Ritter angedichtet hat. Don Quijote ist bei Cervantes nicht der „Ritter von der traurigen **Gestalt**", sondern der „Ritter mit dem traurigen **Gesicht**." El

Caballero de la triste figura heisst es im spanischen Text, und das spanische Wort figura kann zwar Gestalt bedeuten, heisst aber in der Regel Gesicht. Die blosse Zulässigkeit der Uebersetzung „Gesicht“ statt „Gestalt“ würde förmlich zwingen, in diesem Fall die zulässige Uebersetzung für die allein mögliche zu halten. Zum Ueberfluss gibt Cervantes selbst ganz ausführlich an, bei welcher Gelegenheit und aus welchem besonderen Anlass der Knappe Sancho Pansa dazu gekommen ist, seinem Herrn den Beinamen des „Ritters mit dem traurigen Gesicht“ zu geben. Im 18. Kapitel wird das Abenteuer von Don Quijotes Angriff auf eine Hammelheerde erzählt, das dem Ritter üble Behandlung von seiten der ergrimmten Hirten eintrug, ihm das Antlitz zerschlug und zerschund und ihn um einen Teil seiner Zähne brachte. Unmittelbar nach diesem Ereignis, dessen körperliche und seelische Einwirkungen noch sichtbar waren, hält Don Quijote einen Leichenzug an, wirft einen jungen angehenden Theologen vom Pferd, so dass er einen Schenkel bricht, und erklärt es für seine Aufgabe, Recht an Stelle des Unrechts zu setzen und Missetaten zu bestrafen. Dass im vorliegenden Fall sein Eifer Schaden angerichtet habe, hebe seine Gerechtigkeitsmission nicht auf, müsse vielmehr als eine Fügung hingenommen werden. Dann empfiehlt er den Verletzten der Fürsorge Sancho Pansas, der nach Erfüllung seines Auftrages sagt:

> „Will vielleicht jemand wissen, wer der Tapfere gewesen, der Euch so zugerichtet hat, so möge Eure Gnaden erwidern: der berühmte Don Quijote de la Mancha ist es gewesen, der sich auch el Caballero de la Triste Figura nennt.“

Der junge Theologe zog wortlos von dannen; Don Quijote aber fragte Sancho, was ihn gerade in diesem Augenblick bestimmt habe, seinen Herrn den Caballero de la Triste Figura zu nennen.

> „Ich will es Euch sagen, entgegnete Sancho: Bei dem Licht der Fackel, die der Unglücksmensch da bei sich hatte, habe ich Euch ein Weilchen angesehen, und Eure Gnaden hat wahrhaftig seit kurzem das übelste Gesicht (Figura), das ich je erblickt habe, wovon die Ursache entweder die Einwirkung dieses Kampfes oder das Fehlen der Backen- und Vorderzähne sein mag.“ — „Das ist es nicht, versetzte Don Quijote. Sondern der gelehrte Mann, dessen Aufgabe es sein soll, die Geschichte meiner Heldentaten zu schreiben, wird gemeint haben, dass es gut sei, ich nähme irgend einen Beinamen an, wie es alle früheren Ritter getan haben, die sich der Ritter „mit dem glühenden Schwert“ oder „mit dem Einhorn“ oder „mit dem Fräulein“ oder der Ritter „mit der Sonne“ oder der Ritter „mit dem Greif“ oder der „Todesritter“ genannt und mit diesen Namen Ruhm über das ganze Erdenrund gewonnen haben. Darum, sage ich, hat mein künftiger Geschichtsschreiber, jener Gelehrte, auf deine Zunge das Wort gelegt und dir den Gedanken eingegeben, mich den Caballero de la Triste Figura zu heissen, wie ich mich von heute an für alle Zukunft zu nennen beabsichtige. Und damit dieser Name besser zu mir passe, will ich bei erster Gelegenheit auf meinen Schild ein sehr trauriges Gesicht (figura) malen lassen.“ — „Nicht nötig, Herr, Zeit und Geld für die Herstellung solchen Gesichtes (figura) zu verschwenden, sagte Sancho. Eure Gnaden braucht nur das eigne Antlitz (rostro) aufzudecken und zu zeigen; dann wird man Euch ohne Schild und Bild den „de la Triste Figura“ nennen. Glaubt mir, dass ich die Wahrheit spreche und es nicht zum Spass sage: die Augen und die fehlenden Zähne machen Euch ein so übles Gesicht (cara), dass man die traurige Malerei sehr wohl entbehren kann.“

Es ist unmöglich, hiernach zu bestreiten, dass Don Quijote bei uns Deutschen zu Unrecht zum Ritter von der traurigen Gestalt gemacht worden ist — nur bei uns Deutschen, die wir uns doch rühmen dürfen, die besten Uebersetzungen der Welt geliefert zu haben, hat er den Missnamen, während die Engländer ihn richtig the knight of the rueful countenance nennen — es ist ebenso unmöglich, zu bestreiten, dass es unsinnig gewesen ist, den Uebersetzungsfehler zu übernehmen. Und doch zweifle ich, dass die Korrektur angenommen werden wird. Die „traurige Gestalt“ ist eine blöde Verirrung — aber sie lebt, und Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass sie Leben behält.

* * *

Im 14. Satz des ersten Abschnitts der „Sprüche der Väter“ wird als Aeusserung Hillels angeführt: אִם אֵין אֲנִי לִי מִי לִי וּכְשֶׁאֲנִי לְעַצְמִי מָה אֲנִי וְאִם לֹא עַכְשָׁיו אֵימָתַי:

Das heisst nach der üblichen Uebersetzung: „Wenn ich nicht für mich bin — wer ist für mich? und bin ich für mich — was bin ich? und wenn nicht sofort — auf wann?“

Die Uebersetzung ist wortgetreu und tadellos. Doch der Sinn will mir nicht einleuchten. So wie er hier lautet, empfiehlt der Spruch in seinem ersten Teil — „wenn ich nicht für mich bin, wer ist für mich?" — Selbstvertrauen und Selbsthilfe. Dagegen ist nichts einzuwenden. Nur dass gerade von Hillel, dem Urbild der Bescheidenheit, Demut und Geduld, die Empfehlung ausgehen soll, ist mir unwahrscheinlich. Hätte es Schammai gesagt, der eifervolle Mann, der seinem Scharfsinn vertraute, so mochte es noch hingehen. Doch zu Hillel passt das Wort nicht, das gegen seinen ganzen Charakter schreit. Der zweite Teil des Spruches — „und bin ich für mich, was bin ich?" — könnte weit eher mit Hillelschen Anschauungen vereinbar sein, denn er predigt Bescheidenheit. Nur ist dann der zweite Teil mit dem ersten nicht vereinbar; er leugnet ihn und hebt ihn auf. Das wäre immerhin möglich. Hillel könnte den ersten Teil gesagt haben, um die Nichtigkeit des Selbstvertrauens und der Selbsthilfe durch den zweiten Teil des Spruches besonders hervortreten zu lassen. Aber damit wäre wieder der dritte Teil des Spruches — „wenn nicht sofort, auf wann?" — nicht vereinbar. Dieser dritte Teil gibt dann überhaupt keinen Sinn, wenn man nicht zu gewaltsamen Deutungen seine Zuflucht nimmt. Die überlieferten Deutungen und Auslegungen gehen dahin, dass Hillels Spruch Selbstvertrauen und Selbsthilfe empfohlen habe, die ohne Aufschub sich geltend machen müsse. Das mag sehr praktisch sein und etwa auf den Sinn der Mahnung hinaus kommen:

„Wer nur auf Gott vertraut
Und feste um sich haut,
Hat nicht auf Sand gebaut."

Ich sage nichts gegen diese Lebensweisheit — nur eben Hillelisch ist sie nicht, ganz und gar nicht.

Wenn man dagegen annimmt, dass in dem Spruch zweimal das Wort אֲנִי eine Abkürzung des Gottesnamens durch Auslassung des zweiten Buchstabens (ה) darstellt, so lautet die Uebersetzung: „Wenn Gott nicht für mich ist — wer ist für mich? und wenn Gott für mich ist — was bin ich? und wenn nicht sofort — auf wann?"

Jetzt lehrt der Spruch ganz in Hillelschem Geist Bescheidenheit, Demut, Gottvertrauen, jetzt predigt er, was Hillel gelebt hat: dass man alles auf Gott stellen, nur Gott vertrauen, sich Gott gegenüber nichts achten, Gottes Beistand keinen Augenblick („wenn nicht sofort — auf wann?") für entbehrlich halten soll. In dieser Deutung enthält der Spruch die jüdische Ethik, wie Hillel sie verstand und übte und lehrte.

Die Kürzung aber, die hier vorausgesetzt wird, kommt tatsächlich auch sonst vor. In den Gebeten des Laubhüttenfestes, bei den Hoschanoth, findet sich der Refrain: אֲנִי וָהוֹ הוֹשִׁיעָה נָּא: Hier sind die beiden ersten Worte Abkürzungen des Gottesnamens, das erste Wort genau die Abkürzung, die in dem Hillelschen Spruch vorkommt.

* * *

Die Gleichnisse in denen Jesu zu reden liebte, seine Parabeln und Bilder sind uns vertraut, weil die Redeweise, die hinter seine Tage zurückreicht, sich bei den östlichen „Maggidim" bis in unsere Zeit erhalten hat. Manche von diesen Gleichnissen — und gerade die bekanntesten — sind uns entstellt überliefert. Die Evangelisten Matthäus und Lucas berichten übereinstimmend als einen Ausspruch Jesus: „Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn dass ein Reicher ins Reich Gottes komme." Beide lassen auch übereinstimmend den Satz vorausgehen: „Ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen." Der Evangelist Marcus bringt den nämlichen Bericht, der aber mit dem letzterwähnten Satz endet, während sich bei ihm jener weitergehende, die Himmelreichsaussicht des Reichen vollkommen leugnende Schlusssatz nicht findet.

Schon immer ist das Bild vom Kamel und dem Nadelöhr als unschlüssig und verfehlt aufgefallen. Das Gleichnis hinkt über Gebühr, es enthält gewaltsame Nebeneinanderstellungen, es mangelt ihm an dem sinnfälligen und überzeugenden Parallelismus, der die Kraft des Gleichnisses und seinen rednerischen Wert ausmacht. Das Kamel geht allerdings durch kein Nadelöhr — es hat aber auch garnicht den Wunsch hindurchzugehen, und nichts berechtigt zu der Vermutung, dass es einen solchen Wunsch haben könnte. Der Reiche dagegen hat ganz gewiss den Wunsch, nach den Süssigkeiten dieser Erde auch die Seligkeiten des Paradieses zu kosten. Es ist darum im höchsten Grade wahrscheinlich, was von anderer Seite als Vermutung ausgesprochen ist, dass im griechischen Text καμιλος statt καμηλος — das überhaupt auch kamilos ausgesprochen wurde — zu lesen ist. Dann heisst es: „Eher geht ein Tau durch ein Nadelöhr, denn dass ein Reicher ins Reich Gottes komme." Jetzt ist das Bild genau und das Gleichnis vortrefflich. Von dem Tau als einem überstarken Faden kann man sich vorstellen, dass es durch ein Nadelöhr gehen will, nud dass nur für seinen Umfang das ent-

sprechend grosse Nadelöhr sich nicht leicht finden mag. Dann ist die Schwierigkeit für den Reichen, in das Reich Gottes zu kommen, sinnfällig gemacht, die Möglichkeit aber nicht völlig geleugnet. Dann bringt das Gleichnis die jüdische Anschauung zum klaren Ausdruck, dass die Versuchungen des Reichtums grösser sind als die Versuchungen der Armut. Jetzt begreift man auch, warum der Evangelist Markus lieber den ganzen Schlusssatz weggelassen hat. Die Korrektur fiel ihm nicht ein, oder war ihm fremd, und die Entstellung wollte er nicht übernehmen, weil er sie als solche erkannte. Für die ganze spätere Zeit aber, bis zu unseren Tagen und wohl auch für unabsehbare weitere Zeit ist die Richtigstellung vergeblich gewesen. Es bleibt bei dem Gleichnis vom Kamel und dem Nadelöhr, und fast möchte man wirklich glauben, dass eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, denn dass die Welt auf einen einmal recipierten Fehler verzichtet.

Es wird auch bei dem anderen Fehler sein Bewenden behalten, der sich in das Gleichnis vom Splitter und Balken eingeschlichen hat. Die Evangelisten Matthäus und Lucas haben es überliefert und Luther gibt es wie folgt wieder:

> „Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Mass ihr messet, wird euch gemessen werden. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge? Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: „Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen?“ Und siehe, ein Balken ist in deinem Auge. Du Heuchler, ziehe am ersten den Balken aus deinem Auge; danach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.“

Bei allem schuldigen Respekt vor der Ueberlieferung wird man doch sagen müssen, dass die Vorstellung vom „Balken im Auge“ eine unmögliche Vorstellung und darum das Bild recht unglücklich ist. Welche Dimensionen man in Gedanken dem Auge und dem Balken geben mag, immer wird der Balken grösser sein als das Auge, und immer wird die Phantasie sich weigern, ein Menschenauge vorauszusetzen, in dem ein Balken stecken kann. Und wenn selbst das Undenkbare denkbar wäre, wenn die Einbildungskraft die natürliche Ordnung so sehr verkehren könnte, so würde man sich sagen: dass es die erstaunlichste Selbstlosigkeit beweist, wenn jemand, der im eigenen Auge einen Balken hat, noch Sinn dafür hätte, im Auge des anderen einen Splitter zu bemerken, und die Neigung fühlte, den anderen von diesem Splitter zu befreien. Freilich wären Balken und Splitter hier nur Sinnbilder oder Symbole von Sünden und Fehlern. Doch das hebt die Bedingung für ein gutes Gleichnis nicht auf, sinnfällig zu sein und ohne Schwierigkeiten auf seine übertragene Bedeutung hinzuleiten.

Liest man aber im hebräischen Text statt קֹרָה – Balken – קוּר – Spinnweb – so lautet die angeführte Stelle in deutscher Uebertragung: „Was siehest du den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Spinnwebs in deinem Auge? Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen? Und siehe, ein Spinnweb ist in deinem Auge. Du Heuchler, nimm am ersten das Spinnweb aus deinem Auge; danach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.“

Das Gleichnis ist nun tadellos, jeder Teil des Bildes ist treffend und hat überzeugende Kraft. Wer richten will, soll zunächst sich selbst prüfen, die Klarheit des eigenen Blicks feststellen, damit er nicht in die Lage komme, dem Bruder als Fehler anzurechnen, was in Wahrheit ein Fehler des eigenen Sehvermögens ist. Man soll zunächst darauf achten, ob man nicht ein Spinnweb, einen Schleier vor seinem Auge hat und deshalb einen Mangel bei dem Bruder voraussetzt, während in Wirklichkeit ein Schleier, ein Spinnweb die eigene Wahrnehmungsfähigkeit beeinträchtigt und irreführt. Erst sorge man für Reinheit des eigenen Auges, für Unbefangenheit des eigenen Urteils, ehe man sich zum Richter über Mängel des Bruders aufwirft, ehe man sich zum „Splitterrichter“ macht.

* * *

Viermal kommt in der Bibel die Wortfügung מַה־לִּי וָלָךְ oder מַה־לִּי וְלָכֶם vor. Wir begegnen ihr zuerst im 12. Satz des 11. Kapitels im Buch der Richter, sodann im 10. Satz des 16. Kapitels im 2. Buch Samuel, ferner im 22. Satz des 19. Kapitels desselben Buches, endlich im 18. Satz des 17. Kapitels im 1. Buch der Könige. Luther übersetzt an allen vier Stellen: „was habe ich mit dir (bezw. mit euch) zu schaffen?“ oder in willkürlicher Umstellung: „was hast du mit mir zu schaffen?“ In allen vier Fällen streitet der Zusammenhang des Textes mit dieser Übersetzung, die von allen Späteren übernommen worden ist, und giebt keinen Sinn. Die Luthersche Übertragung knüpft an die buchstäbliche Bedeutung „was ist mir und dir (euch)?“ an und legt sie in der an

gegebenen Weise aus. Die rhetorische Frage „was ist mir und dir (euch)?“ setzt eine Verneinung voraus und lehnt eine Gemeinschaft des Willens zwischen dem Fragenden und dem Befragten ab.

Sehen wir nun die einzelnen Stellen an: Der Gileaditer Jephta, zum Haupt des Volkes in Gilead gewählt, schickt Boten zum König der Söhne Ammons mit der Frage: „מַה־לִּי וָלָךְ dass du mein Land mit Krieg überziehst?“ – Es bedarf kaum einer näheren Darlegung, dass es an einem logischen Zusammenhang fehlt, wenn man die ersten Worte mit „was habe ich mit dir zu schaffen?“ übersetzt. Denn der Kriegszug der Ammoniter ist eine dem Jephta bekannte Tatsache, und nur der Grund des Kriegszugs erscheint dem Jephta fraglich oder unberechtigt. Nach der Ursache des Krieges forscht Jephta. Der Ammoniterkönig versteht auch Jephtas Worte in diesem Sinne; er zählt die Gründe auf, die ihn zum Krieg bestimmt haben. Jephta erkennt an, dass er sachgemässen Bescheid erhalten hat, denn er führt die Erörterung fort und sucht in einer zweiten Botschaft den Kriegsvorwand des Ammoniterkönigs als hinfällig nachzuweisen. Die erste Botschaft Jephtas hat somit den Sinn — der mit dem Wortlaut in Einklang steht — „Wie soll ich das verstehen, dass du mein Land mit Krieg überziehst?“

Die beiden Stellen im 2. Buch Samuel erzählen zwei Vorgänge, die miteinander in Zusammenhang stehen. König David war vor seinem aufrührerischen Sohn Absalom geflohen. Der Fliehende wird von einem Nachkommen Sauls, Schim'i, mit Schmähreden und Steinwürfen angefallen. Einen Bluthund nennt Schim'i den König David, den gerechte Vergeltung für das vergossene Blut des Hauses Saul treffe. Des Königs Schwestersohn Abischaj ist empört über den „toten Hund“, der den König zu schmähen wagt, und erbittet die Erlaubnis, ihm den Kopf abzureissen. König David erwidert: „מַה־לִּי וְלָכֶם, ihr Kinder Zerujas? Lasst ihn fluchen! Gott hat ihm gesagt, er solle David fluchen — wer mag ihn nun fragen: „warum tust du also?“ . . . Nachdem König David den Aufstand niedergeworfen hatte, kehrte er desselben Weges zurück. Dem Siegreichen naht an der gleichen Stelle Schim'i mit demütiger Abbitte. Abischaj greift dem König mit zornvoller Rede vor: Soll darum Schim'i nicht sterben, der Gottes Gesalbtem geflucht hat? Doch David: „מַה־לִּי וְלָכֶם, ihr Kinder Zerujas? Wollt ihr mir heute zum Versucher werden? Soll heutigen Tages ein Mann in Israel sterben, da ich weiss, dass ich heute wieder König über Israel geworden bin!“

In dieser Erzählung gibt an beiden Stellen die Übersetzung der hebräisch angeführten Worte mit „was habe ich mit euch zu schaffen?“ keinen Sinn. König David weiss, was er mit seinen Schwesterkindern zu schaffen hat, die ihn auf der Flucht verteidigen, die ihm die Krone zurückgewonnen haben, die eine ihm zugefügte Beleidigung rächen wollen. Er lehnt nur die Rache ab — das eine Mal unter dem Hinweis darauf, dass der Spross aus dem Hause Saul zu Schmähreden berechtigt erscheine neben Absalom, der dem eigenen Vater nach Thron und Leben trachtet — das andere Mal unter Hinweis darauf, dass der Tag seines erneuten Königtums nicht durch ein Strafgericht verdunkelt werden dürfe. Darum lautet seine Rede: „Wie soll ich das verstehen, ihr Kinder Zerujas? Lasst ihn fluchen! Gott hat ihm den Fluch aufgetragen . . .“ „Wie soll ich das verstehen, ihr Kinder Zerujas? Wollt ihr mir heute zum Versucher werden? Soll Blut fliessen an dem Tage, da ich wieder König geworden bin!“

In den Worten מַה־לִּי וְלָכֶם liegt also keineswegs die schroffe Zurückweisung, die aus der Lutherschen deutschen Uebertragung spricht, sondern eine belehrende und vermahnende Ablehnung. Das gilt für alle drei Stellen.

Wir kommen zur vierten Stelle im 1. Buch der Könige: Der Prophet Elia hat sich auf Gottes Geheiss nach Zarpat bei Zidon begeben und von einer Witwe für die Dauer der grossen Trockenheit Obdach und Nahrung verlangt. Die Witwe stellt ihren ganzen Vorrat, eine Hand voll Mehl und einen kleinen Rest Oel, zur Verfügung des Gottesmannes. Mehl aber und Oel gingen nicht zu Ende, obwohl der Prophet, die Witwe und ihr Sohn dauernd davon nahmen. Der Sohn der Witwe erkrankte so schwer, dass kein Hauch mehr in ihm war. Da sprach die Witwe zu Elia: „מַה־לִּי וָלָךְ Mann Gottes? Bist Du zu mir gekommen, dass meiner Sünde gedacht werde und mein Sohn sterbe?“

Da die Witwe den Propheten Elia als „Mann Gottes“ anredet, so kann sie unmöglich in einem Athem zu ihm sagen, wie sie nach Luther und den Späteren tun soll: „Was habe ich mit dir zu schaffen!“ Ihre Worte lauten vielmehr: „Wie soll ich das verstehen, Mann Gottes, dass, während du zu mir gekommen bist, meiner Sünde gedacht wird und mein Sohn stirbt!“

*

Ich bin wohl zu der Annahme berechtigt, dass die Redewendung „was habe ich mit dir zu schaffen?“ in der Erinnerung der meisten lebendig ist nicht aus den vier oben angeführten Stellen der Heiligen Schrift, sondern aus dem vierten Satz des 2. Kapitels im Evangelium Johannes, aus der Erzählung von der Hochzeit zu Cana. Jesu und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen, auch seine Mutter war da. Als es an Wein gebrach, sprach die Mutter Jesus zu ihm: Sie haben nicht Wein. Jesu antwortete ihr; „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“

Die christlichen Ausleger haben unendliche Mühe gehabt, diese Worte so umzudeuten, dass sie ihren für das schlichte menschliche Gefühl peinlichen Charakter verloren. Jesu, so sagten sie, erscheine in dem Evangelium Johannes ganz und gar als Gottessohn und Gott und lehne deshalb mit beinahe schroffer Entschiedenheit alle menschlichen Beziehungen, alle Verwandtschaft des Fleisches, selbst der Mutter gegenüber, ab. — Man kann diese Auslegung vom christlichen Standpunkt aus gelten lassen, so lange sie notwendig ist. Aber auch der gläubige und fromme Christ wird dieser Notwendigkeit gern überhoben sein und vielleicht mit einer gewissen inneren Befreiung vernehmen, dass sich eine Deutung bietet, die mit der sonstigen menschlichen Erscheinung Jesus besser in Einklang ist. Auch wir Juden, denen Jesu ein jüdischer Mann ist, können uns dessen mit voller Unbefangenheit freuen. Denn es kann uns, für die der Hinweis auf Jesus Gottesbewusstsein naturgemäss keine überzeugende Kraft hat, nur willkommen sein, wenn der meistbekannte jüdische Mann keinen Widerspruch zeigt zu der jüdischen Anschauung und Erziehung, die Ehrfurcht vor Vater und Mutter als oberstes sittliches Gesetz, als das erste Gebot hinstellt, „das Verheissung hat“.

Der griechische Text der nach der Lutherschen Uebersetzung angeführten Stelle im Evangelium Johannes lautet: „Τί ἐμοὶ καὶ σοί, γύναι?“ — Man erkennt unschwer, dass das nicht griechisch, sondern buchstäblich aus dem Hebräischen übersetzt ist und in der Ursprache gelautet hat: מַה־לִּי וָלָךְ אִשָּׁה. — Nach den oben gemachten Darlegungen heisst das in richtiger deutscher Uebertragung: „Wie soll ich das verstehen, Fraue!“

Das ist eine durchaus ehrerbietige Anrede, wie sie dem Sohn der Mutter gegenüber nach menschlicher Auffassung geziemt. So kann Jesu zu seiner Mutter gesprochen haben, so muss er zu ihr gesprochen haben. Denn nach dem Zeugnis des Evangelisten Johannes hat Maria sich durchaus nicht verletzt gefühlt, vielmehr aus der rhetorischen Frage des Sohnes, der die Worte angefügt waren — „meine Stunde ist noch nicht gekommen“ —, die gehorsame Zustimmung verständnisvoll herausgehört. Spricht sie doch alsbald zu den Dienern: „Was er euch sagen wir!, das tut!“

*

Damit wäre dieser Luthersche Uebersetzungsirrtum aufgeklärt. Wenn ich bei der Richtigstellung noch verweile, so geschieht es, weil sie auch sonst einiges Licht verbreitet.

Von dem Evangelium Johannes hat man angenommen, dass es ursprünglich griechisch niedergeschrieben worden sei, während die anderen Evangelien in griechischen Uebersetzungen aus dem Hebräischen überliefert worden sind, und dass seine Abfassung spätestens auf das Jahr 150 der üblichen Zeitrechnung falle. Jene eine Redewendung nun, die absolut nicht original-griechisch, sondern buchstäblich aus dem Hebräischen übertragen ist, lässt erkennen, dass es einen hebräischen Urtext auch für das Evangelium Johannes, zum mindesten für einzelne Teile, gegeben hat, und dass zwischen der Abfassung des hebräischen Urtextes und der Herstellung der griechischen Uebersetzung ein langer Zeitraum gelegen hat. Der Zeitraum muss hinreichend lang gewesen sein, um erklärlich zu machen, dass sogar für den zweisprachigen Mann, den Uebersetzer des Evangeliums Johannes, eine nach viermaligem Vorkommen in den biblischen Schriften als landläufig anzusehende Redefigur dem Verständnis entschwinden konnte. Wäre das nicht der Fall, so hätte die griechische Uebersetzung den Sinn des מַה־לִּי וָלָךְ wiedergegeben und nicht völlig ungriechisch τί ἐμοὶ καὶ σοί gelautet. Die Frist aber, die den Sinn der hebräischen Redewendung in Vergessenheit brachte, kann — schätzungsweise — nicht viel unter hundert Jahre betragen haben, und damit rückt der Verfasser der hebräischen Urschrift des Evangeliums Johannes, wenigstens einzelner Teile, aus dem Jahr 150 in das Jahr 50, d. i. in die Zeitgenossenschaft Jesus.

* * *

Ich erbitte zum Schluss die Aufmerksamkeit für nachstehende Uebersetzung der ersten 14 Sätze des 20. Kapitels im ersten Buch Moses. Ich gebe sie nicht ohne Zagen, weil sie von uralter Ueberlieferung — wenn auch nur in der Einkleidung

und in Aeusserlichkeiten, nicht in Kern und Wesen — abweicht und vertraut gewordene Vorstellungen etwas umgestaltet. Wäre ich nicht der Ueberzeugung, dass die Umgestaltung der Weihe und Würde des heiligen Textes keinen Eintrag tut, so hätte ich mich vielleicht nicht zur Veröffentlichung der Auslegung entschlossen:

„Nach diesen Begebenheiten versuchte Gott den Abraham. Er rief ihn: Abraham! — Hier bin ich, erwiderte dieser. — Und Gott: Nimm deinen einzigen geliebten Sohn Isaak, gehe in das Land Morijah und bringe ihn dort zu dem Opfer hinauf auf einen der Berge, den ich dir anzeigen werde. — Abraham erhob sich am Morgen, sattelte seinen Esel, nahm zwei Diener mit sich und seinen Sohn Isaak, spaltete Opferholz und machte sich nach dem Ort auf, den Gott ihm bezeichnet hatte. Am dritten Tage erblickte Abraham, der sein Auge erhob, den Ort von ferne. Er sprach zu den Dienern: Bleibt ihr hier mit dem Esel. Ich gehe mit dem Knaben dorthin, um anzubeten, dann kehren wir zu euch zurück. — Abraham nahm das Opferholz, legte es seinem Sohn Isaak auf und nahm Feuer und Schlachtmesser in seine Hand. Dann schritten sie mitsammen fort. — Isaak redete seinen Vater Abraham an: Mein Vater! — Und dieser: Hier bin ich, mein Sohn. — Isaak darauf: Feuer und Holz sind da, wo ist das Opferlamm? — Abraham erwiderte: Mein Sohn, Gott wird sich das Opferlamm ersehen. — Danach schritten sie beide fürbass und gelangten an den Ort, den Gott dem Abraham bezeichnet hatte. Dort errichtete Abraham den Altar, ordnete das Holz, band seinen Sohn Isaak und legte ihn auf den Altar über das Holz. Dann streckte Abraham seine Hand aus und ergriff das Messer, um seinen Sohn zu schlachten. Da rief Gottes Engel vom Himmel: Abraham! Abraham! — Und dieser: Hier bin ich. — Der Engel sprach: Strecke deine Hand nicht nach dem Knaben aus und tue ihm nichts! Jetzt weiss ich, dass du gottesfürchtig bist, da du den einzigen Sohn mir nicht verweigert hast. — Abraham erhob seine Augen, blickte um sich, und siehe: hinter ihm hatte sich ein Widder mit seinen Hörnern in die Hecke verwickelt. Zu diesem schritt Abraham, ergriff ihn und brachte ihn als Opfer dar an seines Sohnes statt. Abraham gab dem Ort den Namen „Gott ersieht", und bis zum heutigen Tage heisst der Ort: auf dem Berge Gottes wird ersehen."

Ich habe mich genau an den Urtext gehalten; meine Uebersetzung weicht von der üblichen nur in dem einzigen Satze ab, der durch Sperrdruck hervorgehoben ist. Nach der allgemeinen Auffassung erhält Abraham von Gott den Befehl, seinen Sohn als Opfer darzubringen, während ich der Meinung bin, dass der Befehl nur sagt, Abraham solle seinen Sohn zu dem Opfer auf den Berg hinaufbringen.

Dies scheint mir logischer.

Die grammatische Zulässigkeit meiner Deutung ist ausser Zweifel. הַעֲלֵהוּ לְעֹלָה kann ebenso gut heissen: führe, bringe ihn zum Opfer hin, wie: bringe ihn als Opfer dar. Der Zusammenhang aber spricht für meine Auffassung.

Die Erzählung beginnt mit der Angabe, dass Gott den Abraham „versuchte". Die „Versuchung" kann nicht wohl darin bestehen, dass erprobt werden solle, ob Abraham einem direkten Gottesbefehl, der ihm tiefschmerzlich sein musste, gehorsamen würde. Für den Sterblichen, dem die Gnade zuteil geworden ist, mit dem Allmächtigen gleichsam von Angesicht zu Angesicht zu sprechen, ist es kaum ein Verdienst, dass er einem Befehl nachkommt, dessen Erfüllung gar nicht von seinem Willen abhängt, dessen Erfüllung sich vielmehr unter allen Umständen erzwingt. Abrahams Gottesfurcht zeigt sich darin, dass er ohne jedes Besinnen und Zögern einen blos vermuteten Gottesbefehl auszuführen bereit ist, obwohl die Ausführung ihn mit der Vernichtung aller seiner Zukunftshoffnungen bedroht und ihm das Liebste nimmt, das er auf Erden hat. Abraham erhält den Befehl, seinen Sohn zu einem Opfer hinzuführen an einen Ort im Lande Morijah, den Gott ihm zeigen wird. Er fragt nicht, er gehorcht. Er erwartet, dass Gott an Ort und Stelle das Opfer ersehen wird. So sagt er seinem Sohn. Freilich wäre dem Knaben gegenüber die Verschleierung der Wahrheit eine pia fraus gewesen; aber auch die pia fraus will zu Abrahams ganzer Erscheinung nicht passen. Noch kurz vor dem Ziel der Wanderung denkt Abraham nicht an eine Opferung seines Sohnes. Man müsste ihn sonst einer zweiten Unwahrheit den Dienern gegenüber zeihen, die er seine und seines Sohnes Rückkehr abwarten heisst. Abraham glaubt wirklich, wie er Isaak versichert, Gott werde sich das Opferlamm ersehen. Erst als er an der Opferstätte nach Er-

richtung des Altars kein Lebewesen ausser seinem Sohn erblickt, vermutet er in diesem das ersehene Opfer, und er ist bereit, den Sohn in Erfüllung des vermuteten Gottesbefehls hinzugeben. Das war die Versuchung, und diese Versuchung hat er bestanden. Jetzt erfolgt die Intervention des Gottesengels, jetzt erblickt auch Abraham den mit den Hörnern in die Hecke verstrickten Widder und erkennt in ihm das Opfer, das Gott sich ersehen hat. Auch jetzt noch hält er daran fest, dass er nichts als natürlichen Gehorsam geübt hat, und nennt den Ort nach der Bestätigung seiner Zuversicht: Gott ersieht. Hätte Abraham die Diener und den Knaben absichtlich getäuscht, so wäre darin ein Zweifel an Gottes Berechtigung zu dem Opferbefehl zum Ausdruck gekommen, und das wäre schon ein Zweifel an Gott selbst gewesen . . . . .

*

Nicht aus Freude an Neuerungen, nicht aus Geschmack an Ueberraschungen habe ich dieser Darlegung Worte geliehen, sondern weil ich glaube, dass die Schrift durch jede bessere Einsicht nur gewinnen kann.

Die Gesamtheit meiner Ausführungen aber bildet, glaube ich, einen Beweis dafür, dass die prüfende Rückkehr zu den Quellen immer wieder frische Aufschlüsse bringt und darum immer wieder notwendig ist.

DR. PHILIPP KRONER.

Ein Nachruf von M. A. Klausner.

Am 2. Januar d. J. ist in Berlin der Rabbiner und Schulmann Dr. Philipp Kroner gestorben. Mit seinen 73 Jahren hatte er die Schwelle des Greisenalters überschritten. Doch aufrecht und kräftig war er bis zuletzt geblieben, arbeitsfähig und arbeitsfroh, voller eifrigen Menschenliebe — ein echter Jude, an dem kein Falsch zu finden.

„Ich will euch Hirten senden nach meinem Herzen." Dieses Prophetenwort war als Text der Rede zu Grunde gelegt, die am 4. Januar gehalten wurde, als die Verwandten und Freunde den Verewigten zur letzten Ruhe geleiteten. Rabbiner Dr. Emil Cohn hätte für die Grabrede keinen passenderen Spruch finden können. Ein Hirte nach dem Herzen der grossen Propheten Israels ist Dr. Kroner gewesen, vom Beginn seines Amtswirkens an bis an sein sanftes Ende.

In früher Jugend schon auf sich gestellt, hat er sich selbst zur Selbstlosigkeit erzogen und in dieser vornehmsten Tugend sich geübt, die Quell und Inbegriff aller Menschenliebe ist. Sein ganzes bewusstes Leben war fortgesetzte Betätigung einer Menschenliebe, die durch keine üble Erfahrung, durch keinen Undank sich erschöpfen oder auch nur ermüden liess. Sein Glaube an die Menschheit und an die Menschen grenzte an Aberglauben. Für bösen Willen fehlte ihm das Verständnis — er glaubte nicht an ihn. Sein kindliches Herz war voll von jener Weisheit des Himmels, die kein Arg kennt. Darum waren vor allem die Kinder ihm zugetan. Sie fühlten, dass in ihm ein kindliches, kinderreines Gemüt lebte. Darum war er auch der geborene Pädagoge. Ungehorsam ihm gegenüber gehörte einfach zu den Unmöglichkeiten.



Philipp Kroner
geb. in Deutsch-Krone am 11. Oktober 1833, gest. in Berlin am 2. Januar 1907.

Und dieser friedfertigste der Menschen konnte in heiligen Zorn geraten: Jene Bewegung, die eine Schmach unserer Zeit ist, rief ihn zur Apologetik, in der er sein vielseitiges und umfangreiches Wissen, seine scharfe Logik in den Dienst der Wahrheit stellte.

Seine Homiletik hatte eigenartigen Reiz. Seine Predigten waren kurz und eindringlich. Sie schmeichelten sich durch ihre Form dem Ohr des Hörers ein und sättigten zugleich das Herz, dem sie Nahrung gaben. Wer offenen Herzens seinen Worten lauschte, der trug dauernde Erinnerung davon, dem blieb dauernder Gewinn zurück.

Das Lehramt versah er in meisterlicher Weise. Ihm war gegeben, die Herzen der Jugend und ihren Verstand aufzuschliessen. Was er den Kindern sagte, ging nicht über ihren Horizont, und enthielt doch auch schon Keime der Belehrung für die wmmenden Tage der Reife. Und sias er den Jünglingen vortrug, die doch mit Begeisterung um ihn krängten, das hatte überzeugende, mitreissende Kraft. Der Glaube in ihm schuf Gläubige. Er predigte ihnen nicht Religion, er lebte sie vor ihren Augen, ein Vorbild, das zur Vereehrung und Nacheiferung zwang.

Ein Schüler Diesterwegs ist Dr. Philipp Kroner gewesen. Er hat, was jener gelehrt, zur Tat gemacht. Nicht blos in der Schule, nicht blos in seinem Hause, sondern in seiner ganzen Lebensführung. Sein Herz jauchzte, wenn er loben durfte; es war ihm Erquickung, Anerkennung auszusprechen. Anderen helfen, war seine Freude. Er half mit Rat und Tat jedem, der sich an ihn wandte, jedem, den er hilfsbedürftig fand. Und für die Hilfe, die er brachte, wusste er aufrichtigen Dank. Klugen Rat erteilte er, ohne seine Ueberlegenheit fühlbar zu machen; seine Trostesworte waren eine Aufrichtung, denn aus echtem, innerem Mitgefühl waren sie geschöpft.

Philipp Kroner, reine Seele, fahre wohl!

MITTEILUNGEN AUS DEM DEUTSCHEN BUREAU DER ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE.

(Berlin N. 24, Oranienburgerstr. 42/43 I).

BEKANNTMACHUNG.

Vierte regelmässige Jahressitzung der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft der ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE.

Das Präsidium der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft hat an deren Mitglieder die Einladung zur vierten regelmässigen Jahressitzung erlassen, die

am 19. Februar 1907 in FRANKFURT A. M.

— Beginn: Vormittags $9^1/_2$ Uhr —

im Saal der Frankfurt-Loge, Eschersheimer Landstrasse 27, stattfinden wird.

Die am 13. Februar 1906 festgestellten Satzungen der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft der A. I. U. enthalten folgende Bestimmungen:

Im § 1. Jedes deutsche Mitglied des Central-Comités der A. I. U. ist Mitglied der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft.

Im § 2. Die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft beschliesst über die an die Centrale nach Paris zu richtenden Anträge.

Im § 8. Tagungen der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft beruft der Vorsitzende, so oft er es für erforderlich hält, und mindestens alljährlich einmal die regelmässige Jahressitzung innerhalb der vier ersten Monate des Kalenderjahres nach Berlin oder anderswohin in Deutschland.

Auf den Tagungen können sich die Mitglieder durch ein anderes Mitglied der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft, oder durch ein Mitglied des Lokal-Comités, dem sie zugehören, auf Grund schriftlicher, dem Vorsitzenden einzureichender Vollmacht vertreten lassen. Ausserdem ist der Vorsitzende befugt, die Mitglieder des Lokal-Comités des Platzes, an dem die Tagung stattfindet, einzuladen. Diese Eingeladenen haben das Recht, sich an den Verhandlungen beratend zu beteiligen.

Im § 9. In der regelmässigen Jahrestagung unterbreitet der Vorsitzende den Rechenschafts- und Arbeitsbericht über das abgelaufene Jahr, sowie den Arbeitsplan für das neue Jahr.

Die Bestimmung des Ortes für die vierte regelmässige Jahrestagung der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft hat das Präsidium den Mitgliedern der D. C. G. selbst überlassen, die sich in grosser Mehrheit für Frankfurt am Main entschieden haben.

Die Mitglieder des Frankfurter Lokal-Comités werden auf Grund des § 8 der Satzungen zu der vierten regelmässigen Jahrestagung eingeladen.

Die Tagesordnung ist wie folgt festgesetzt:

1. Rechenschafts- und Arbeitsbericht des Präsidiums für das Jahr 1906 und Arbeitsplan für das Jahr 1907. (§ 9 der Satzungen.)
2. Bericht der Mitglieder über ihre Bezirke.
3. Ausbau der Organisation der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft und Anträge.
4. Beschlussfassung über die an die Centrale nach Paris zu richtenden Anträge (§ 2 der Satzungen).
5. Die Stellung der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft zu anderen jüdischen Organisationen im Inlande und jüdische Tagesfragen.
6. Unvorhergesehenes.

---

§ 9 der Satzungen sieht vor:

„Den regelmässigen Jahressitzungen der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft soll möglichst ein Alliance-Tag angegliedert werden, zu dem alle Vertreter der deutschen Bezirks- und Lokal-Comités einberufen werden und alle Mitglieder der Alliance Zutritt haben".

Das Präsidium hat beschlossen, den Alliance-Tag diesmal in Berlin stattfinden zu lassen, möglichst im Anschluss an die Generalversammlung des Berliner Lokal-Comités, die bis zum 1. Juli einzuberufen ist. Nähere Mitteilungen über diesen Alliance-Tag, zu dem alle Vertreter der deutschen Bezirks- und Lokalcomités einberufen werden, und alle Mitglieder der Alliance Zutritt haben, werden rechtzeitig erfolgen.

BERLIN, 18. Januar 1907. Der Vorsitzende: **L. M. Goldberger,** Geheimer Kommerzienrat.

DIE LAGE DER JUDEN IN PERSIEN.

Spezialbericht für die Alliance Israélite Universelle von S. Galfon. Nachdruck verboten.

Ispahan, 28. Oktober 1906.

Bei dem unbeschreiblichen Zustand von Anarchie, in dem das ganze Land lebt, das der Gier der Regierenden, der Habsucht und Bestechlichkeit der Priester ohne Gnade überliefert ist, können wir zufrieden sein, dass unser Ansehen nicht noch schlimmeren Schaden gelitten hat. Persien befindet sich zur Zeit an einem Wendepunkt seiner Geschichte. Die von den Einwohnern der Hauptstadt erlangte Einrichtung eines Parlaments bleibt für die Provinzbewohner ein toter Buchstabe. Sie können nicht begreifen, dass der Schah es leichten Herzens über sich gewinnt, etwas von den Vorrechten seiner Autokratie aufzugeben und seine Taten einer Volkskontrole zu unterwerfen. Das persische Volk ist feige, furchtsam, sehr langsam im Fortschritt, und daran gewöhnt, das Knie zu beugen; es ist deshalb noch nicht so weit, sich von dem Joch ererbter Dienstbarkeit befreien zu wollen. In der Besorgnis, dass das aufgeklärte Volk schliesslich des vexatorischen Expressungssystems müde werden möchte, wenn es nach dem Beispiel der Einwohner Teherans sich belehren lässt und ihre Herrschaft zu bestreiten oder selbst abzuwerfen versucht, bemühen sich die Priester, das Uebel mit der Wurzel auszureissen. Sie haben neue drakonische Gesetze erlassen, alle vergessenen Verordnungen wieder hervorgesucht, die Fasten, die Buss- und Trauertage (Taziels) vervielfältigt, als ob der Weltuntergang drohte. Um die gläubigen und kindlichen Gemüter der Menge noch mehr zu schrecken und sie in das Dunkel der Unwissenheit zurückzudrängen, halten die Oberpriester in den Moscheen drohende Predigten, die die Blitze Allahs und die vollständige Vernichtung auf alle herabbeschwören, die die ungläubigen protestantischen und jüdischen Schulen besuchen. Diese Drohungen haben bereits gewirkt. Die Oscof-Schule der englischen Missionare, die den Zweck verfolgt, unter den Mohamedanern Propaganda zu machen, hat aus Mangel an Schülern geschlossen werden müssen.

Von den 22 Schülern, die im letzten Jahr unsere Knabenschule besucht haben, sind uns nur 6 oder 7 geblieben, die übrigen haben uns verlassen, um den Priestern zu gehorchen. Mehr als alle andern empfinden unsere Glaubensgenossen den Rückschlag des wiedererwachten Fanatismus. Jeden Tag sind sie neuen Quälereien ausgesetzt. Ein Muschtéhéd hat sich grosse Berühmtheit erworben, weil er den Mohamedanern verbot, den Juden Trauben zu verkaufen. Die Djedids (Convertiten) machen jetzt schon gemeinschaftliche Sache mit den Priestern. Unter deren Schutz kommen sie plötzlich überall zum Vorschein und reklamieren Anteile von märchenhaften Erbschaften. Die Lage wird sehr kritisch. Ich bin fortwährend auf dem qui-vive, um den Eventualitäten zuvorzukommen. Ich habe sehr unangenehme Zeiten durchzumachen, und muss mit meiner Person eintreten, um die verworrenen Angelegenheiten der Gemeinde zu gutem Ende zu führen. Um Unterstützung zu gewinnen und um sie im Notfall auf meiner Seite zu haben, habe ich bei den einflussreichsten Priestern eine Besuchsrunde gemacht.

Was ich eben erzählt habe, bezieht sich nur auf die beiden letztverflossenen Monate. Aber im allgemeinen hat während des vergangenen Jahres unser Einfluss heilsame Ergebnisse für unsere Glaubensgenossen gehabt. Nicht nur in Ispahan, sondern auch in Schiras und in Golpaygan ist unser Einfluss wohltätig gewesen. Als unsere Glaubensgenossen in Schiras im letzten Jahr soviel Ungemach und Verfolgungen erleiden mussten, haben wir hier daran gearbeitet, sie aus der Gefangenschaft zu befreien, in der sie über ein halbes Jahr haben aushalten müssen. Wir haben einen eigenhändigen Brief des Grosspriesters von Ispahan, Agha Nadjafi, erlangt, in dem er unsere bedrückten Glaubensgenossen dem Wohlwollen seines Kollegen in Schiras, Agha Mirza Ibrahim, empfiehlt. Etwas Aehnliches war bis jetzt in Persien noch nicht vorgekommen: dass ein einflussreicher und fanatischer Priester die „unreinen" Juden protegiert hätte. Andererseits hat auch Se. Hoheit Zil Essultan, der Gouverneur von Ispahan, uns die wärmsten Empfehlungsbriefe an die Behörden in Schiras gegeben. Dieser gleichzeitige Schutz von hoher geistlicher und weltlicher Stelle hat sehr viel zur Befreiung unserer Glaubensgenossen in Schiras beigetragen.

In der 15 Kilometer von Ispahan belegenen Stadt Golpaygan haben die Djedids unseren Glaubensgenossen das Leben schwer gemacht. Durch unsere guten Beziehungen und durch direkte Intervention beim Minister des Auswärtigen in Teheran haben wir erreicht, dass die Urheber der Unruhen bestraft wurden — sie wurden nach Sultanabad verbannt. Das hat allen jenen die Lust benommen, die unseren Glaubensgenossen neue Unannehmlichkeiten bereiten wollten.

In Ispahan selbst hat unser Schulwerk gute Fortschritte gemacht. Mehrere von der ersten Stunde an unseren Schulen feindlich gesinnte Personen haben ihren alten Irrtum eingesehen und kamen zu uns, amende honorable zu leisten. Ihre Neutralität ist uns jetzt eine wertvolle Hilfe.

In den leider sehr häufigen Streitigkeiten der Juden untereinander sind wir die versöhnenden Schiedsrichter gewesen und haben das gute Einvernehmen wiederhergestellt; damit ist vielfach die Veranlassung zu Missgunst und Rache aus der Welt geschafft worden.

Das Judenviertel verwandelt sich von Tag zu Tag, und unsere Glaubensgenossen ebenfalls. Früher vermieden sie alle Verlautbarungen ihrer Existenz, schlichen an den Häusermauern entlang, um unbemerkt vorbeizukommen, lebten in Kellern, damit man ihre Häuser nicht erkannte, feierten ihre Hochzeiten bei Nacht, um den Mohamedanern nicht durch ihre Freude zu missfallen, kleideten sich in schmutzige Lumpen, damit man ihr Vermögen nicht argwöhnte, demütigten und duckten sich, damit man sie vergass und in ihren Löchern vegetieren liess. Heute ist die Lage eine ganz andere. Seitdem unsere Schulen bestehen und der in ihrer Mitte lebende Direktor ihnen Beistand und Schutz verleiht, haben die Juden Selbstvertrauen gewonnen, ihre Häuser erheben sich schön, bequem und sauber; sie kleiden sich gut, eröffnen zahlreiche Geschäfte im europäischen Viertel und haben Läden in den grossen Handelsbazaren der Stadt; sie importieren und exportieren und haben Beziehungen zu den anderen Städten Persiens, sogar zum Ausland. Nicht nur in den wohlhabenden Häusern, auch in den Hütten der Armen fängt ein besseres Leben an. Mit einem Wort: in den Herzen unserer vordem so sehr zu beklagenden Glaubensgenossen wird die Hoffnung wieder neu geboren.

Nach dem Urteil aller Welt zeigen unsere Schulen schon jetzt die besten Erfolge; jedenfalls nimmt ihr guter Ruf immer weiter zu, trotz des verdummenden

Fanatismus der Menge und der nervenzerrüttenden Scherereien der Priester. Einige Beispiele mögen davon überzeugen.

Die Tombacs-Gesellschaft verlangte von mir einen Schüler, der gut französisch und persisch verstand, und ich beeilte mich natürtich, diesen Wunsch zu erfüllen. Durch sein geschäftliches Verständnis und besonders durch sein Anpassungsvermögen wird er bald die Kollegen überflügelt haben, die schon länger als er im Dienst der Gesellschaft stehen. Obgleich er erst vor knapp vier Monaten engagiert worden, verdient der junge Mann schon 90 Francs monatlich.

Ein armes junges Mädchen aus unserer ersten Klasse gibt im Harem (Enderum) des Gouverneurs Unterricht im Französischen. So etwas ist bis jetzt noch nicht vorgekommen. Zweimal wöchentlich schickt Se. Hoheit der Gouverneur seinen Wagen ins Judenviertel und lässt die arme Lehrerin mit ihrer Mutter abholen, damit sie im Palast des Gouverneurs Unterricht erteilen kann.

Unsere Schule verdankt ihr Vorwärtskommen ihrer praktischen Unterrichtsmethode. Schüler, die drei bis vier Jahre die mohamedanischen oder die Missionsschulen besucht haben, sind nicht im Stande, englisch zu sprechen oder zu verstehen, während die Erfolge unserer Schulen sehr schnell zu Tage treten. Es ist ein wahres Vergnügen, unsere Schüler während der Unterrichtspausen französisch plaudern zu hören. Während des Unterrichts hören sie nicht auf, ihren Lehrern verständige Fragen zu stellen, die das Erwachen ihres Geistes und ihr rasches Auffassungsvermögen beweisen. Mehr als das eigentliche Lehren im buchstäblichen Sinne haben wir uns die Hebung unserer Glaubensgenossen zum Ziel gesetzt, die Neuschaffung der Familie durch Hygiene und Reinlichkeit, die Uebung einer rechtschaffenen Moral und reinere Sitten, die Weckung des Selbstgefühls und eine weniger materielle Auffassung des Lebens. Gerade den Kindern müssen wir die Keime dieser Grundsätze einimpfen, damit die von ihnen zu bildende Generation besser werde als die vorhergegangenen.

Bei den Mädchen bestehen die Kurse aus Plaudereien über Familie, Hygieue, Kindererziehung, gute Haltung und saubere Häuslichkeit. Viele Stunden werden mit Näharbeiten, Stickereien und der Fabrikation von Ghivès ausgefüllt. Die überall in Persien übliche lächerliche Kleidung, die so grosse Aehnlichkeit mit dem Kostüm der Tänzerinnen in den Konzert-Hallen hat, wird allmählich durch den langen und einfachen Rock der Europäerinnen verdrängt. Die täglich vorgenommene Sauberkeitsinspektion ermöglicht uns, die hautkranken Kinder herauszufinden und sie zu heilen. Tatsächlich wird die Zahl dieser Kranken von Tag zu Tag geringer, dank der strengen Methode, dass allen Schülern gleichmässig die Haare ganz kurz geschoren werden.

Von allen Lehrgegenständen interessieren unsere Schüler die exakten Wissenschaften und die Geographie am meisten. Die sehr elementaren wissenschaftlichen Vorstellungen zerstören allmählich manchen lächerlichen Aberglauben: die Furcht vor den Dämonen, den Glauben an die Wunderwerke der Zauberkunst, der Kartenleger, der Chiromantie und aller occulten Wissenschaften, die so grosse Gewalt über die Gemüter der Perser üben. Wir benutzen jede Gelegenheit, unsere Schüler von der Wesenlosigkeit der mancherlei abergläubischen Vorstellungen zu überzeugen, die bei unsern Glaubensgenossen Geltung haben, und ihnen beizubringen, dass man in Krankheitsfällen und bei Verletzungen anstatt eines Nekromanten einen europäischen Arzt zu Hilfe rufen muss.

Die Geographie interessiert die Kinder noch weit mehr. Da die meisten Schüler Ispahan noch nicht verlassen haben, weder das Meer noch Schiffe noch Eisenbahnen kennen, haben alle nur den einen Wunsch: alles zu sehen; und bis sie in die Lage kommen, ihre Träume zu verwirklichen, wollen sie wenigstens davon sprechen hören. Ihre sehr berechtigte Neugier kennt keine Grenzen. Sie befragen uns fortwährend über die zivilisierten Länder, die von ihrem Vaterland so verschieden sind. Ich ermutige ihren Wunsch, Persien verlassen zu wollen, denn in unserem Viertel ist die jüdische Bevölkerung viel zu dicht. Ihr Elend kommt von ihrer grossen Zahl. Ganze Familien leben in herzbrechender Enge in einem einzigen Raum ohne Luft und Licht. Die Familien sind nicht selten, die nach wiederholter Vermehrung immer noch dasselbe einzige Stübchen bewohnen. Unglücklicherweise kann die jüdische Kolonie sich nicht in grösserer Entfernung von ihrem jetzigen Viertel ausdehnen und entwickeln. denn sie ist von allen Seiten von übelwollenden Mohamedanern umgeben, die missgünstig auf den neuen Aufschwung sehen, den unsere Glaubensbrüder zur Verbesserung ihres Loses genommen haben.

Für die mohamedanischen Kinder, die unsere Knabenschule besuchen, habe ich ausser den gewöhnlichen Lehrstunden eine arabische Klasse eingerichtet. Ich benutze meine Kenntnisse in dieser Sprache, jeden Freitag selbst Unterricht zu erteilen. Dadurch bringe ich unsere Schule besser zur Geltung, denn das Arabische ist die Religionssprache der Perser.

Jeden Tag konstatiere ich mit Vergnügen die Fortschritte, die unsere männlichen und weiblichen Lehrlinge in ihren verschiedenen Handwerken machen. Abgesehen davon, dass ihre Gesundheit sich durch das Handhaben der Werkzeuge gekräftigt hat, bemerke ich, dass sie mit ausgesprochen gutem Willen und mit allen möglichen Mitteln bemüht sind, auch die feinsten Handgriffe ihres Metiers zu erlernen. Ich habe die Hoffnung, dass ihre Zukunft durch die Ausübung ihrer Berufe gesichert ist. Wenn sie ihre Lehrzeit beendet haben, werden sie ihren Lebensunterhalt bequem und anständig verdienen können.

Auch die Stickerinnen, Näherinnen und Ghivès-Arbeiterinnen sind mit grossem Eifer in Tätigkeit, und ihre Arbeiten sind wegen ihres guten Geschmacks, ihrer Feinheit und vollendeten Ausführung sehr geschätzt.

Ich resümiere mich: Das vergangene Jahr ist für unsere Tätigkeit in Ispahan ein gutes Jahr gewesen. Nach aussen ist es uns gelungen, unsere Glaubensgenossen aus schwierigen Verlegenheiten zu ziehen, dank den freundlichen Beziehungen, die wir mit den Behörden und den Notabeln der Stadt unterhalten.

SALOMON BUBER.

Nachdruck verboten.

(Der Vertrauensmann der A. I. U. in Lemberg, am 28. Januar 1907 im 80. Lebensjahr gestorben.)

Wieder hat der Tod in die Reihen der Wissenschaft des Judentums eine Lücke gerissen und einen Mann dahingerafft, der nicht ersetzt werden wird. Salomon Buber, der nach einem arbeitsvollen und an mannigfaltigen Erfolgen reichen Leben in dem hohen Alter von 80 Jahren von uns geschieden ist, stand ein volles halbes Jahrhundert unter den emsigen Arbeitern im Weingarten der jüdischen Literatur. Er entstammte einer wohlhabenden, angesehenen Kaufmannsfamilie in Lemberg, in der es, wie zu jener Zeit in dieser Klasse allgemein üblich war, die der geschäftlichen Arbeit abgerungene Musse der Schriftgelehrsamkeit zu widmen. Salomon Bubers Jugend fiel in eine Zeit, als die Sturm- und Drangperiode der Haskala, von der er übrigens unmittelbar fast garnicht berührt wurde, bereits ausgetobt hatte. Aber von dem Geist, der die Zeit beherrschte, musste auch er notwendig einen Hauch verspüren. So kam es, dass er, anstatt sich in dem Labyrinth des Pilpul und der ritualistischen Diskussionen zu verirren, für die wissenschaftliche Forschung Vorliebe fasste. Als er im Jahr 1856 mit seiner ersten Arbeit, einer Biographie des Eliah Bachur, debütierte, war Nachman Krochmal seit fünfzehn Jahren tot und Rappoport schon lange auf dem Prager Rabbinatsstuhl festgeeist. Salomon Buber gedachte nicht, die Rolle eines Dilettanten zu spielen. Er vertiefte sich mit ganzem Ernst und vielem Fleiss in die Wissenschaft. 1865 veröffentlichte er Glossen zu den Responsen der Gaonim, und drei Jahre später begründete er seinen Ruf durch die Publikation der sog. Pesikta des Rav Kahana, eines der wichtigsten aggadischen Midraschwerke, einer unumgänglichen Quelle zur Literaturgeschichte der Juden Palästinas im 4. Jahrhundert, eigentlich die älteste Aggadakompilation, an die sich die tausendjährige Serie dieser Literaturgattung anschliesst, ein Werk, das bis dahin in seiner Totalität der Oeffentlichkeit nicht zugänglich war. Nun stammt diese Pesikta freilich gar nicht von Rav Kahana, wie Buber im deutschen Titel seiner Edition angibt, sondern der Name ist eine Abkürzung von Rabbi Abba bar Kahana, von dem ein Ausspruch die Sammlung ursprünglich einleitete. Aber das tat dem grossen, allgemein anerkannten Verdienst des Herausgebers keinen Eintrag. Buber hatte sich vier äusserst seltene Handschriften verschafft, die Lesarten mit peinlicher Genauigkeit verglichen, dem Text eine sehr lange Einleitung vorausgeschickt, in der er alle möglichen Hypothesen über Entstehungszeit, Komposition und Beziehungen des Werkes zusammentrug, alle Stellen verzeichnete, wo sein Midrasch erwähnt, zitiert oder nur berührt wurde, und begleitete ihn mit einem ausführlichen Kommentar, der über die geringsten Minutiositäten sich mit Genauigkeit ergeht. Dieser Methode blieb Salomon Buber sein ganzes Leben treu. Fast jedes zweite Jahr brachte von ihm die Edition irgend eines anderen verloren geglaubten Midrasch, eines Midraschfragments, eines Kommentars oder Superkommentars, nach derselben Methode bearbeitet. Grosses Verdienst erwarb er sich durch die Ausgabe des Ur-Thanchuma (Wilna 1885). Er stellte seine sehr bedeutenden materiellen Mittel in den Dienst der Wissenschaft und vollbrachte das, was sonst überall nur mit reichen Ressourcen ausgerüstete gelehrte Körperschaften zu unternehmen pflegen. Er durchstöberte alle Bibliotheken nach Handschriften, beschäftigte zahlreiche Kopisten, scheute auch keine Opfer, wo es galt, die Manuskripte selber in Augenschein zu nehmen, arbeitete unermüdlich und rastlos, selbst im hohen Alter, da er schon schwer leidend war, jeden Tag von 5 Uhr morgens ab. (Dabei war er ein Grosskaufmann, Chef einer bedeutenden, prosperierenden Firma. Auch war er lange Jahre der Vertrauensmann der Alliance Israélite Universelle, deren Werke er mit hingebendem Eifer förderte.) Unverdrossen brachte er eine grosse Reihe älterer und jüngerer Midraschwerke an den Tag. Da ist der Lekach Tov, Sifrê deaggadetha, Midrasch Tehillim, Midrasch Samue



Salomon Buber.

Midrasch Mischlê, Midrasch Aggada, Midrasch Suta, Midrasch Echah, Jalkut Hammakhiri und viele, viele andere. Bubers Publikationen bilden zusammen 26 oder 28 Bände, eine imponierende Ernte. Dabei war Salomon Buber nicht ehrgeizig. Er langte nicht nach den Lorbeeren eines Abraham Epstein, J. H. Weiss, Fränkel, Theodor, Friedmann, Bacher, die diese ganze Literatur als eine Reihe von Dokumenten entschwundenen Geisteslebens betrachteten, deren Text sie mit ungeheurem Scharfsinn durchforschten, um auf ihm die Kulturgeschichte verschollener Zeiten wieder aufzubauen. Buber zog es vor, die verschiedenen Hypothesen und alle Lesarten, die er auftreiben konnte, nebeneinander zu stellen und es dem Leser zu überlassen, die zu wählen, die ihm am meisten zusagte. Er betrachtete es als seine Aufgabe, mit Gewissenhaftigkeit und genauester Sachkunde Bausteine zusammenzutragen, die mühsamste Vorarbeit für einen späteren Bau zu leisten, dessen Ausführung er anderen ermöglichte und neidlos überliess. Auch die Bearbeitung des so überaus reichen linguistischen Stoffes, den seine Publikationen boten, überliess er anderen, wie z. B. Kohut, Jastrow, Fürst, Kraus. Es war nicht seine Schuld, wenn die genannten Männer oft eigene Wege gingen. Ihn störte und kümmerte das nicht, er war unermüdlich. Das von ihm erwählte Gebiet liebte er mit ausschliesslicher Liebe, so dass für ihn zuletzt der Begriff Literatur fast mit dem eines alten noch nicht publizierten Midrasch identisch wurde. Es kam ihm seltsam vor, dass die Leute Gedichte, Dramen, Romane, philosophische und naturwissenschaftliche Bücher schrieben, während noch so viele unedierte Midraschim im Dämmer der Bibliotheken schlummern. Andererseits war er in wissenschaftlicher Hinsicht von unerschöpflicher Freigebigkeit und stets bereit, jedem, der auf seinem Gebiet mitarbeiten wollte, mit seinem Rat und seiner Erfahrung beizustehen. Wer seine Werke nur dem Namen nach kannte und ihm näher trat, war erstaunt, auf einem vergleichsweise so engen Gebiet solche Fülle von Gelehrsamkeit und positivem Wissen anzutreffen, und musste inne werden, dass Fleiss, Emsigkeit und Hingabe imstande sind, der Kleinheit selbst innere Grösse zu verleihen. Aus seinem Gebiet trat er nur selten heraus. Noch im vorletzten Jahr erfreute er alle Verehrer Raschis durch Herausgabe des „Sêfer Haorah“, eines den Namen des grossen Kommentators tragenden Sammelwerkes, das bisher nur aus Exzerpten bekannt war. Nun ist er selber hingegangen dorthin, wo Raschi seit acht Jahrhunderten weilt. Er ist hingegangen, „alt und satt an Tagen“ wie die Patriarchen der Bibel, und lässt hier unten keinen zurück, der seinen Platz ausfüllen würde.

JACOB H. SCHIFF.

In der vorigen Nummer haben wir unserem grossen amerikanischen Glaubensgenossen Jacob H. Schiff zum 10. Januar, seinem 60. Geburtstag, unseren Glückwunsch dargebracht. Heute zeigen wir unseren Lesern den berühmten Philanthropen im Bilde.



Jacob H. Schiff.

Er ist in Frankfurt a. M. geboren, wo seine Familie seit dem 14. Jahrhundert ansässig ist und sich wachsenden Ansehens erfreut hat. Nachdem er — wir folgen hier den Angaben eines zuverlässigen Berichterstatters — die zu jener Zeit allgemein übliche Realschulbildung genossen und seine kaufmännische Lehrzeit in der Tuchhandlung Moses Amschel durchgemacht hatte, ging er achzehnjährig nach New-York, wo er bei einer Brokerfirma Frank & Gans eintrat. Nach zweijähriger Tätigkeit gründete er 1867 das Bankhaus Budge Schiff & Co., das im Jahre 1873 wieder aufgelöst wurde. Schiff weilte dann einige Zeit in Europa, wo er viele wertvolle Beziehungen anknüpfte. Nach Amerika zurückgekehrt, trat er am 1. Januar 1875 als Teilhaber in das angesehene New-Yorker Bankhaus Kuhn Löb & Co. ein, in dem er bald die ...itende Persönlichkeit wurde. ...em Wirken war es vor...gend zu danken, dass dieses Bankhaus in den amerikanischen Eisenbahnangelegenheiten bald eine führende Stellung erlangte. Er war die treibende Kraft bei der Reorganisation der Union Pacific-Bahn und führte sie in glänzender Weise durch. Ausser der Verwaltung dieser Bahn gehört Schiff auch derjenigen der Baltimore and Ohio, der Norfolk Western, der Pennsylvania, der Chicago Bulington and Quincy-Bahn an, und seine Firma übt die Kontrolle über ein gewaltiges Eisenbahnnetz aus. Bei vielen hervorragenden amerikanischen Eisenbahn-Geschäften hat Schiff eine massgebende Stellung eingenommen, so auch bei dem bekannten Kampf um die Northern Pacific-Aktien, uud seiner Mässigung war es zu danken, dass dem New-Yorker Markte damals eine schwere Katastrophe erspart blieb. Für die Unterbringung der japanischen Kriegsanleihen hat hat Schiff mit seinem Hause eine ausschlaggebende Tätigkeit entwickelt und hat im vorigen Jahre auf Einladung des Kaisers von Japan das Land bereist, wo er mit fürstlichen Ehren empfangen wurde. Mit Wort und Tat hat Schiff eifrig und erfolgreich für die so schwer bedrückten russischen Juden

gewirkt, wie er sich stets als Philantrop grossen Stils bewährt. Die wichtigsten jüdischen Stiftungen New-Yorks sind ihm zu danken, und bei zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten in New-York ist er mit seinen Mitteln und seiner Arbeitskraft tätig. In den Werken hilfsbereiter Menschenliebe ist sein Haus für alle Notleidenden ohne Unterschied des Glaubens und der Nation geöffnet. Je reicher er wurde, umsomehr liess er die Armen und Dürftigen an seinem Reichtum teilnehmen. Auch für wissenschaftliche und künstlerische Interessen hat er stets ein weit geöffnetes Haus. So hat er, abgesehen von anderen grossen Leistungen, einen eigenen Lehrstuhl für Sozialwissenschaften an der Kolumbus-Universität errichtet und auch für Verbreitung der hebräischen Literatur in Amerika viel getan. Jacob H. Schiff war immer ein treuer Sohn und hat sich seinen Geschwistern gegenübern zu allen Zeiten den warmen Familiensinn bewahrt, wie er auch inmitten der anstrengendsten und aufreibendsten Geschäfte sich immer Herz und Gemüt für die Familie im wahrsten Sinne des Wortes bewahrte. Ein gutes, warmes Herz, ein feines, tiefes Gemüt, sind die charakteristischen Eigenschaften des energischen Mannes der Tat.

Herr Jacob H. Schiff ist der Bruder unseres hochverehrten Mitgliedes in der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft Herrn Philipp Schiff in Frankfurt a. M.

DIE KREDITGENOSSENSCHAFTEN IN GALIZIEN.

Ein Hilfswerk der J. C. A.

Die Jewish Colonisation Association — ihr Präsident ist zugleich der Präsident des Central-Comités der Alliance Israélite Universelle — verwaltet und verwendet ihre grossen Mittel mit vorschauender Klugheit. Sie hat ihre Aufgabe dahin aufgefasst, dass sie nicht das Elend fristen und dadurch verewigen, sondern es bekämpfen und durch Schaffung selbstständiger wirtschaftlicher Existenzen beseitigen soll. Indem die J. C. A. zu freier Selbsttätigkeit anregt, strebt sie dahin, den wirtschaftlich rückständigen Teil der ihrer Obsorge überwiesenen jüdischen Bevölkerung auf die eigenen Füsse zu stellen, Selbstvertrauen in den Gemütern derer zu wecken, die sonst gewöhnt waren, im „Schnorren" die einzige angemessene Betätigung des Gottvertrauens zu sehen. In aller Stille hat sie in Galizien Kredit-Genossenschaften für den Kleinhandel und das Kleingewerbe geschaffen, deren Zahl im Laufe weniger Jahre auf 12 gestiegen ist. Der Gründungsvorgang war überall der nämliche: Die J. C. A. zeichnete 6000 Kronen Anteilscheine und gab ein unverzinsliches Darlehen von 14 000 Kronen, nachdem sie vorher durch ihre Vertrauensmänner angesehene Personen des Platzes dazu bewogen hatte, durch Uebernahme von Anteilscheinen das Werk zu unterstützen und ehrenamtlich in die Direktion einzutreten. Dehnt sich die Tätigkeit der Kreditgenossenschaft aus, so gewährt die J. C. A. ihr weitere Mittel als Darlehen zu mässigem Zinsfuss.

Von 10 Kreditgenossenschaften — die in Husiatyn und Brzczany sind erst später gegründet — liegen Jahresberichte pro 1905 vor, aus denen wir die nachfolgende Tabelle zusammenstellen:

Kreditgenossenschaften der J. C. A.
Stand am 31. Dezember 1905.

	Mitglieder	Anteile Kr.	Darlehen Kr.	Spareinlagen Kr.	Reservefonds Kr.	Gewinn pro 1905 Kr.
Brody	974	16 920	69 750.80	52 686.07	3 884.65	172.91
Burstyn	240	8 420	22 277.—	14 000.—	280.—	16.38
Kolomea	1895	30 880	142 760 50	111 680.09	16 262.63	1355.55
Rzeszow	775	14 220	67 664.74	54 169.87	4 275.26	546.32
Sambor	370	10 090	39 903.80	14 000.—	1 707.81	241.24
Stanislau	820	14 190	72 189.88	59 020.24	5 125.99	100.49
Tarnow	643	12 830	60 817.41	49 685.71	3 394.10	667.37
Tarnopol	290	10 940	40 734 80	34 000.—	584.25	—
Zloczow	226	8 910	27 117.90	19 000.—	450.13	—
Zaleszczyki	416	10 150	34 310.40	22 155.21	3 953.83	690.27
	6649	Kr. 137 550.—	Kr. 577 527.23	Kr. 430 397.19	Kr. 39 918.65	Kr. 3 790.53

Von diesen zehn galizischen Kreditgenossenschaften haben drei, die in Kolomea, Stanislau und Tarnow, bereits sieben Geschäftsjahre hinter sich, die von Brody, Rzeszow und Zalesczyki fünf Geschäftsjahre. Die Kreditgenossenschaft von Sambor hat zwei Jahre, die von Bursztyn, Tarnopol und Zloczow haben erst ein Geschäftsjahr hinter sich. Die Zahl der Mitglieder, bei den jüngsten Genossenschaften 224—226—290, belief sich Anfang vorigen Jahres bei den ältesten auf 643 — 820 — 1895, bei allen 10 Genossenschaftskassen auf zusammen 6649. In fünf Kassen war die Zahl der Mitglieder vom 1. Januar 1905 bis 1. Januar 1906 um 894 gestiegen, in einem einzigen (Tarnow) war ein kleiner Rückgang, von 650 auf 643, eingetreten. Innerhalb desselben Jahres hatten sich, wie bereits erwähnt, drei neue Kassen mit 756 Mitgliedern gebildet, sodass in der genannten Zeit 1643 Mit-

glieder (1650 –7) sich neu dem Genossenschaftswesen angeschlossen haben. Die Anteilscheine der zehn Genossenschaften, über je 10 Kronen lautend, betragen zusammen 137750 Kronen, wovon 60000 Kronen der J. C. A. gehören. Ausserdem sind von den 430377,19 Kronen mehr als 400000 Kronen Darlehen der J. C. A. an die Genossenschaften. Mit diesen Mitteln war es den Genossenschaften möglich, im Jahr 1905 insgesamt 997752 Kronen an 5596 Parteien zu verleihen. Das geringste Darlehen schwankte von 35 bis 50, das höchste von 300 bis 800 Kronen, der Durchschnitt war 178,30 Kronen. Bezeichnend für die ganze Geschäftsgebarung und für die Solidität und Ehrlichkeit der Genossenschaftsmitglieder ist der Umstand, dass die Genossenschaftsleitungen wohl hier und da über mangelhafte Pünktlichkeit in der Innehaltung der Rückzahlungstermine zu klagen hatten, dass aber wirkliche Ausfälle fast gar nicht vorkamen. Man darf jedoch nicht glauben, dass dieses günstige Ergebnis durch besonders strenge Auswahl unter den Darlehnssuchern erreicht worden ist. Wenn beispielsweite in Kolomea von 2257 Kreditgesuchen nur 225 abgelehnt worden sind, so spricht das nicht für übergrosse Peinlichkeit. Man kann nicht sagen, dass die galizischen Kreditgenossenschaften der J. C. A. mit blendenden Gewinnen arbeiten. Durchaus nicht. Das sollen sie aber auch garnicht. Keine von ihnen hat im letzten Geschäftsjahr ein Defizit gehabt — das ist alles, was man verlangen kann. Dagegen sind überall die Reserven so reichlich wie möglich bedacht. Und noch ein Umstand ist bemerkenswert: die Verwaltung ist die denkbar billigste.

Dass die Jewish Colonisation Association zu diesem Werk Kapital hergegeben hat, ist nicht der springende Punkt. Das Bedeutsamste und Anerkennenswerteste ist, dass sie gerade an der Kleinarbeit sich zu beteiligen nicht verschmäht hat, dass sie im Gegenteil in fortgesetzt steigendem Masse bemüht gewesen ist, zu solcher rettenden Kleinarbeit immer mehr Personen heranzuziehen. Nicht alle Mitglieder der galizischen Kreditgenossenschaften der J. C. A. sind gerettete, neu aufgerichtete wirtschaftliche Existenzen, aber Tausende sind durch diese Kreditgenossenschaften tatsächlich zu Selbständigkeit und Selbstvertrauen erzogen worden. Und das Werk ist noch nicht an seinem Ende, noch nicht auf seiner Höhe. Im Gegenteil. Die bisherigen Leistungen stellen eher Versuche dar, deren glückliches Gelingen den Weg zu weiterem Fortschreiten weist.

Berlin. Anlässlich des Ablebens unseres gelehrten Freundes Salomon Buber hatte der Präsident der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle an die Hinterbliebenen ein herzliches Beileidschreiben gerichtet. Darauf ist folgende Antwort eingegangen:

Lemberg, 6. Januar 1907.

An die verehrliche Deutsche Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle
Berlin.

Wollen Sie den Ausdruck unseres herzlichen Dankes für die Teilnahme, die Sie uns anlässlich des Hinscheidens unseres unvergesslichen Familienoberhauptes, des Herrn Salomo Buber, erwiesen haben, entgegennehmen. Ihre Worte haben uns in unserm tiefen Schmerze einen kostbaren Trost gespendet und werden von uns allezeit in dankbarer Erinnerung bewahrt werden.

Für die trauernde Familie
Carl Buber.

* * *

Cöln. Am 6. Januar hat sich hier ein Lokal-Comité der A. I. U. gebildet, das sich später zu einem Bezirks-Comité erweitern soll. Einstweilen besteht das Comité aus den Herren Rabbiner Dr. Frank (Vorsitzender), Stadtverordneter Louis Eliel (stellvertr. Vorsitzender), B. Feilchenfeld (Schriftführer), Emil Blumenau (Schatzmeister), Dr. med. B. Auerbach, Justizrat Dr. Callmann und Simon Rosenberg.

* * *

Frankfurt a. M. Die immerwährende Mitgliedschaft der A. I. U. hat Frau Jakob Sichel, Eschenheimer Anlage 31 erworben.

Alle für das **Berliner Lokal-Comité der A. I. U.** und für das **Deutsche Bureau** der A. I. U. bestimmten Geldsendungen beliebe man an den Schatzmeister

Herrn **Benno Braun** in Firma **Joelsohn & Brünn, Berlin C. 19,** Hausvoigteiplatz 12

zu adressieren, eventuell durch Reichsbank-Girokonto der Firma Joelsohn & Brünn zu überweisen.

Inseratenannahme nur durch Haasenstein & Vogler A. G. in Berlin und deren Filialen.

Abonnementspreis für das Jahr in Deutschland und Oesterreich Mark 7,— (Luxusausgabe Mark 14,—), für das Ausland Mark 8—, (Luxusausgabe Mark 16).
für Russland ganzjährlich 4 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen Mk. 1.— die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt.

Adresse für die geschäftliche Korrespondenz: Verlag „Ost und West", Berlin W. 8, Leipzigerstr. 31-32.
Redaktion: Berlin NW. 23, Altonaerstr. 36.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin, Altonaerstr. 36. — Verlag Ost und West, Berlin W. 8.
Druck von Haasenstein & Vogler A. G., Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50.



OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR DAS GESAMTE JUDENTUM.

Herausgegeben und redigiert
von
LEO WINZ.

Heft 3. März 1907. VII. Jahrg.

DER KOLLEKTANT.

Von Charles L. Hallgarten (Frankfurt a. M.).

Vor einiger Zeit empfing ich einen Brief nachstehenden Inhaltes:

„Bei den Vereinen, bei denen Sie und Ihre Freunde an der Spitze stehen, sollten Sie doch dahin wirken, dass folgender Missstand gründlich beseitigt werde: Durch Trägheit oder Indolenz der Colporteure oder deren mangelhafte Instruktion werden die Sammellisten immer und immer wieder nur einer beschränkten Anzahl von Leuten vorgelegt, von denen man weiss, dass sie geben, während die weitaus grössere Zahl unserer Mitbürger, die sich in Verhältnissen befindet, die ihr das Geben ebenfalls erlauben (ich meine nämlich den Mittelstand), ganz und gar unbehelligt bleibt. — Viele davon brauchten nur aus dem Indifferentismus aufgerüttelt zu werden, um an den humanitären Werken aktiv teilzunehmen. Ich glaube hier nach allen Seiten eine dankenswerte Anregung gegeben zu haben."

Ich möchte nun das bewährte Mittel der Öffentlichkeit erproben, um eine „dankenswerte Anregung" zu geben, wie man den Indifferentismus im Spendengeben aufrütteln könne. Dass die Kollektanten immer an denselben Türen anklopfen, ist doch sehr begreiflich. Zunächst werden sie sich stets an die wenden, von denen sie etwas zu erwarten haben. Daneben machen sie auch viele erfolglose Gänge, und mein Korrespondent weiss nicht, wie oft der Kollektant abgewiesen wird. — Dieser lässt sich die Mühe nicht verdriessen, besucht auch solche wieder, die ihm schon einmal eine Gabe verweigert haben, und verfolgt jede Spur, um möglichst neue Kunden zu erwerben. — Es ist sein Geschäft, und da er von der Kollekte Prozente erhält, so giebt er sich schon im eigenen Interesse die grösste Mühe, den Betrag seiner Kollekte durch Heranziehung neuer Geber zu vermehren.

Dass der Kollektant denen, an die er sich wendet, Moral predige, sie an ihre Pflicht mahne, das ist wohl kaum von ihm zu erwarten. Einem jeden ist auch schon so oft gepredigt worden, Geben sei seliger denn Nehmen, dass diese Wahrheit einer eigenen Propaganda kaum noch bedarf. Und die Aufgabe der Kollektanten kann es sicherlich nicht sein, die Gewissen zu erwecken, die sich solchen Lehren verschliessen. Dass er kommt und wieder kommt, das wirkt ohne Zweifel bei einigen; denn steter Tropfen höhlt den Stein. — Allein eine würdige Aufgabe wäre es, die Menschen zum Geben zu erziehen. Einer der grössten Philanthropen in New-York wirkt seit den letzten Jahren mit aller Macht nach dieser Richtung, da er erkannt hat, dass die Erziehung zum Geben ebenso eine Pflicht ist, wie das Selbstgeben. Am meisten wirkt er durch sein Beispiel, und die Erfolge, die er erzielt, sind auch wohl zumeist dem Beispiel, das er gibt, zu verdanken, wenn sie auch verhältnismässig gering sind. Der Kreis der Geber ist überall klein, und auch für Frankfurt stimmt, was mir erst kürzlich ein geistreicher Philanthrop in Paris gesagt hat: „Ce sont toujours les mêmes qui se font tuer."

In einem Punkte hat mein Korrespondent Unrecht. Er will, dass der Kollektant sich an den Mittelstand wende, an den „armen" Mittelstand,

dessen sich heute so viele politische Parteien annehmen. Eher möchte ich betonen, müsste man sich noch weit dringlicher an die vielen **Reichen** wenden, die geben können, aber nicht geben wollen. Wie oft hört man nachgerade in diesen Kreisen die Worte: „Ich gebe prinzipiell nichts!" In **England** besteht die Sitte, dass die Geistlichen einmal im Jahre einen charity sermon (Wohltätigkeitspredigt) halten. Der geistreiche **Dean Swift** hielt einst eine solche Predigt mit den wenigen Worten: „He who gives to the poor lends to the Lord. If you like the security, down with the dust" (wer dem Armen gibt, leihet dem Herrn. Wenn Euch die Sicherheit genügend erscheint, heraus mit dem Plunder!) und verliess die Kanzel.

Das ist ungefähr das Gleiche, was der Kollektant zu bieten hat, wenn er seine Sammelliste vorlegt. Durch lange Reden, durch persönliche Einwirkung kann er nichts erreichen. Wie oft, wenn ich selbst sammeln sollte, habe ich an die Worte gedacht, die **Bulwer** seinem Schauspiel „Money" als Motto vorangesetzt hat:

„'T is a very fine world that we live in
To lend or to spend or to give in;
But to beg or to borrow or get a mans' own
'T is the very worst world that ever was known."

„'S ist 'ne schöne Welt, in der wir leben,
Zum Verleihn, zum Schenken, zum Geldausgeben;
Doch zum Betteln, zum Borgen, zum Fordern von Geld —
Da ist es eine abscheuliche Welt!"

EINIGES ÜBER DEN GESCHICHTLICHEN BEGRIFF DES AMHAAREZ.

Von Dr. Max Steif. Nachdruck verboten.

Gibt es so bald ein zweites Volk wie das jüdische, das sein neu erlangtes Volkstum vor allem dadurch bekundet, dass es am Sinai Lehren und Gebote entgegengenommen? Findet sich so leicht ein zweiter Volksführer wie Mose, der, anstatt das ihm anvertraute Volk zuallererst mit den Regeln der Kriegskunst vertraut zu machen, es kampfbereit und schlagfertig zu halten gegen die Unzahl von Feinden, die es rings umlauerte, „vom Morgen bis Abend" unermüdlich tätig ist, es auszurüsten mit den Waffen des Geistes und des Wissens? Wahrlich, da ist es keine Uebertreibung, wenn von Israel gesagt wird, dass es allein ein „weises und verständiges Volk" genannt zu werden verdiene. Und wenn wir finden, wie später aller Tadel und aller Hohn der Propheten sich zumeist dagegen gerichtet, weil das Volk dieses Wissen geringzuschätzen begann, wenn wir erfahren, dass es wieder ein grosser Schriftgelehrter, Esra, gewesen, an dessen Namen sich die Neugründung des zweiten jüdischen Staatswesens knüpfte, dann wird man zugeben müssen, dass das Wissen nirgends eine solche Wertschätzung gefunden, wie innerhalb des jüdischen Volkes. — Bildung und Wissen war zumeist allein entscheidend für den Rang, den jemand im alten Israel und auch späterhin eingenommen, und nichts mag hierfür bezeichnender sein als jene talmudische Entscheidung, derzufolge einem Bastard der Vorrang selbst vor dem Hohepriester gebühre, wofern jener diesen an Bildung überrage. (Horioth 13a).

Die Tatsache von der hohen Wertschätzung des Wissens und die Geringschätzung der Unbildung ist also schon in eine sehr frühe Zeit zurückzudatieren. Etwas anderes ist es hingegen mit den verschiedenerlei hebräischen Bezeichnungen für den Gebildeten und Ungebildeten; namentlich hat jenes Wort, das wie kein zweites den Ignoranten im jüdischen Wissen kennzeichnet, das Wort **Amhaarez**, seine besondere Geschichte, die darlegen kann, wie Worte ursprünglich ganz harmloser Natur im Laufe der Zeit zu einer ominösen Nebenbedeutung gelangen.

Wortwörtlich nichts anderes als „Volk des Landes" bezeichnend, erscheint der Amhaarez neben dieser Ursprungsbedeutung schon in der Bibel als eine besondere Klasse von Leuten, als misera plebs contribuens, oder als der gewöhnliche Mann idiotes, im Gegensatze zu dem eine Würde oder ein Amt Bekleidenden (vgl. III. B. M. 4, 27, Ez. 33, 2). Hier involviert diese Bezeichnung noch lange nicht die Bedeutung des Unwissenden, denn in der Bibel finden sich hierfür eine Reihe anderer Ausdrücke, wie z. B. isch-baar (4, 92, 7), kethil, pethi (Spr. I. 5, 22, VII. 6 u. a. m.) vor. —

Die Entwicklung des Städtewesens zur Zeit des zweiten Tempels hatte mehr als früher, wo der Staat im ganzen und grossen ein ackerbautreibender gewesen, in der Landbevölkerung eine besonders differenzierte Klasse geschaffen, der in dem damaligen Schrifttum die Gesamtbezeichnung Amhaarez beigelegt wurde. Nichts wäre nun natürlicher gewesen, als dass infolge der Entfernung vom Zentrum der Gesetzesforschung eine immer mehr überhandnehmende Unwissenheit bei diesem Amhaarez hätte Platz greifen müssen. Und doch geht aus den, auch diese Zeitverhältnisse schon berührenden Mischnahangaben so viel hervor, dass das charakteristische Merkmal des Amhaarez keineswegs völlige Unkenntnis des Gesetzes gewesen, sondern nur eine laxere Beobachtung gewisser religiöser Vorschriften, namentlich ein leichtfertiges Sichhinwegsetzen über gewisse zu leistende Abgaben, Zehnten, und schliesslich eine geringere Observanz der auch in bestimmten Laienkreisen oft streng eingehaltenen levitischen Reinheitsgesetze. Dies hatte zur Folge, dass sich nach und nach streng abgeschlossene Vereinigungen Gleichgesinnter, sog. „Genossenschaften" (Chaberim), herausbildeten,

die, wenn auch ihrem eigentlichen Wesen und ihrer Bedeutung nach bis heute unerkannt, sich gerade die Pflege der von dem Amhaarez so sehr vernachlässigten religiösen Bräuche zur Aufgabe stellten und behufs ihrer besseren Einhaltung jeden engeren Verkehr mit dem Amhaarez verpönten. Wohl hat in jüngster Zeit Professor Dr. Büchler (der galiläische Amhaarez des 2. Jahrhunderts, XIII. Jahresberichts der isr. theol. Lehranstalt in Wien 1906) in instruktiver Weise den Nachweis geführt, dass es sich hier um eine spezielle Menschenklasse, um den Kôhen-Amhaarez in Galiläa und ebenso in seinem Widerpart um den Chaber-Kôhen handle; aber so grosse Wahrscheinlichkeit diese Hypothese in sich schliesst, sie beweist nicht, dass die Nichtbeobachtung der Reinheitsgesetze gerade aus purer Ignoranz geschah. Denn wenn es dem Amhaarez durchaus nicht benommen war, durch blosse Uebernahme der Pflichten jener Genossenschaft selbst gleichfalls ein Chaber zu werden (Toss. Demai II, 3), so lässt sich daraus der Schluss ziehen, dass er in allen übrigen Dingen, mithin auch in der Gesetzeskenntnis, nicht weit hinter dem Chaber zurückstand. Es war also, wie gesagt, mehr sein unfrommer Lebenswandel, der Anstoss erregte, ein Vorurteil, das der Amhaarez schwer zu bannen vermochte, dessen Nachbarschaft darum selbst bei äusserem frommen Gehaben man womöglich meiden sollte. (Sabbat 63a). Denn so lautet ein alter Ausspruch der Mischnah (Pirke Aboth II, 5): kein Amhaarez kann ein Chassid sein. Vielleicht ist indessen in diesem Satze eine versteckte Spitze gegen die Sekte der Essäer zu suchen, die, wie bekannt, zumeist in Dörfern lebten und wahre Frömmigkeit einzig in dem völligen Zurückziehen von dem lauten Treiben der Städte wie in asketischen Uebungen erblickten. Noch mehr wäre dies aus einer anderen Stelle ersichtlich (Pirke Aboth V, 10), die es als Merkmal des Amhaarez bezeichnet, es im Munde zu führen: was mir gehört, gehört dir, und was dir gehört, gehört mir — ein Grundsatz, der in der Gütergemeinschaft der Essäer seinen prägnanten Ausdruck fand. — Auch im Talmud findet sich eine ganze Reihe verschiedener Ansichten, denen zufolge der Amhaarez alles andere denn als Ungelehrter gelten kann. Da meint beispielsweise R. Elieser (Berachot 47 b), der wäre ein Amhaarez zu nennen, der nicht täglich früh und abends das Sch'ma spreche; ein anderer, R. Josna: der keine Gebetriemen anlege; ein dritter, Ben Asai: der keine Schaufäden trage; ein vierter: der seine Kinder ohne Thorakenntnis heranwachsen lasse; und schliesslich ein fünfter: der wohl selbst die Lehre studiere, sich aber im praktischen Leben nicht den Bestimmungen — der Lehrer füge. Namentlich aus dieser letzten Ansicht ginge klar und deutlich hervor, dass auch zu Beginn des talmudischen Zeitalters der Begriff Amhaarez mit dem des Unwissenden noch nicht identisch war. Und wenn auch die Bedeutung der „Bôte-Kenessioth" der Amhaarez (Aboth III, 4) als Lehrhäuser noch nicht so fest steht, wie manche annehmen, so gibt es auch noch andere Stellen, die uns vom gelehrten Amhaarez erzählen, deren Unterweisung ein Chaber aufgesucht (Toss. Demai II, 8, vgl. dagegen Büchlers Jahresbericht S. 181, Note 3), oder von solchen, denen man gewisse Streitfälle, freilich nicht ohne Verwahrung einiger Schriftgelehrten, vorlegte (Gittin 88 b). Was hingegen gerade um diese Zeit zutage tritt, ist die keineswegs wohlwollende, ja mitunter direkt feindselige und hasserfüllte Gesinnung, die von Seiten des Amhaarez dem Gelehrtenstande und umgekehrt von diesem dem Amhaarez entgegengebracht wurde. Gewisse Forscher über die Entstehungszeit des Christentums, wie Schürer, haben in diesem Gegensatz eine Bestätigung jener gespannten Beziehungen finden wollen, wie sie die Evangelien als zwischen den Pharisäern und den ersten Anhängern der christlichen Lehre bestehend schildern, und haben darum dem Amhaarez ihre besonderen Sympathien zugewandt. Auch Friedländer (Religiöse Bewegungen innerhalb des Judentums im Zeitalter Jesu, Berlin, Georg Reimer 1905) wandelt zum Teil in ihren Spuren, und erklärt sich zu der Ansicht, dass namentlich seit den Makkabäersiegen ein grosser Teil der Volksmasse, der sog. Amhaarez, beeinflusst durch den hellenistisch universalistischen Geist, dem die sog. Weisheitslehrer in den Apokryphen und sonstigen apokalyptischen Schriften Ausdruck verliehen, sich in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu den Pharisäern d. h. den gesetzestreuen und nationalistisch Gesinnten im Volke stellte und infolgedessen von diesen verachtet, gehasst und verfolgt wurde. Aber zugegeben, dass der Einfluss der apokalyptischen Weisheitsschriften auf einen Bruchteil des jüdischen Volkes von einiger Bedeutung gewesen, es will doch nicht recht einleuchten, dass einzig aus dem Grunde und weil „die Pharisäer ihm schwere und unerträgliche (?) Bürden auf den Hals legen wollten" (S. 88) er vom „unversöhnlichsten Hass" gegen diese erfüllt worden und darum mit den schärfsten Waffen sie bekämpfte. — Um diesen klaffenden Gegensatz zwischen beiden zu verstehen, muss man sich vielmehr jene Zustände vergegenwärtigen, wie sie knapp vor dem Untergang des zweiten jüdischen Staatswesens geherrscht haben: Die immer mehr zunehmende Kriegsnot hatte nämlich zu jener Zeit die Landbevölkerung, die zuerst dem Vordringen der Römer weichen musste, in grossen Massen nach Jerusalem getrieben, und wie selbstverständlich waren diese Desperados, die ihr Hab und Gut eingebüsst und darum nichts mehr zu verlieren hatten, Anhänger derer unter den verschiedenen Parteien geworden, für den äussersten Widerstand gegen den verhassten Römer, für den Kampf bis zum letzten Atemzuge waren. — Dieser gegenüber stand die sog. Friedenspartei, die bei der Aussichtslosigkeit jeden Widerstandes für einen friedlichen Vergleich, selbst mit Verlust staatlicher Selbständigkeit, eintraten. Es ist bekannt, dass zu dieser Partei auch einflussreiche Gesetzeslehrer, darunter nicht in letzter Linie

R. Jochanan b. Sakkai, zählten. Als dann in der Tat das Unvermeidliche eingetreten, das Heiligtum und Jerusalem eingeäschert worden, und man die Gesetzeslehrer ruhig, als ob sich nichts geändert hätte, im Lehrhaus zu Jabneh ihren Studien obliegen sah, da sammelte sich in den Patrioten, zu denen eben jene Landbevölkerung das grösste Kontingent stellte, ein versteckter Groll gegen die, die man jetzt nachträglich als feige Verräter ansehen musste, als Egoisten, die nur an sich selbst und nicht an das allgemeine Wohl gedacht. — Es war also ursprünglich mehr ein Hass aus politischer Gegensätzlichkeit, der noch nicht jede Hoffnung auf Wiedervergeltung aufgegeben, und, weil diese bei den führenden Geistern auf so wenig Teilnahme stiess, naturgemäss sich steigern musste. (Vgl. Rosenthal. Vier apokryphische Schriften. S. 25). Nur so lassen sich jene Stellen im Talmud verstehen, wo beispielsweise ein R. Akiba, ein Mann, durchglüht von nationaler Gesinnung, erklärte: als ich noch ein Amhaarez gewesen, da hasste ich die Gelehrten so sehr, dass ich sie hätte in Stücke reissen mögen. (Pess. 43b). Oder: wenn sie unser nicht bedürfen würden, würden sie (die Amhaarez) uns ohne weiteres ermorden. (Meg. 28 a).

Später geriet die eigentliche Ursache nach und nach in Vergessenheit, während die feindselige Gesinnung selbst von Zeit zu Zeit immer wieder hervortrat. Da stellte man es dann als eine Schande hin, an Gastgelagen in Gesellschaft eines Amhaarez teilzunehmen (Berachoth 43 b), widerriet auf das energischste, seine Tochter einem Amhaarez zur Frau zu geben (Pess. 43 b), untersagte es, ihm Heilmittel zu verabfolgen (Sota 43 a), und ächtete ihn für die Gerichtsbarkeit der Synagoge wie des Lehrhauses. — Was aus allen diesen Fällen für uns hervorgeht, ist, dass, mag auch bei dem Amhaarez dieser Zeit keine hervorragende oder nur geringe Gesetzeskenntnis gefunden werden, er damals dennoch noch nicht als das Prototyp der Unwissenheit gegolten.

Erst folgende, einer etwas späteren Zeit entstammende Anekdote liesse erkennen, dass unter dem Amhaarez auch der Unwissende und Ungebildete verstanden wurde. In Baba Bathra 8a wird uns von Rabbi, dem Redaktor der Mischnah, erzählt, er habe während einer Hungersnot seine eigenen Getreidekammern für den allgemeinen Bedarf geöffnet, jedoch mit dem Vorbehalt, dass nur der Zutritt haben sollte, der genügend Bescheid wisse, sei es in Bibel, Mischnah oder Agada; hingegen sollte ein Amhaarez unerbittlich zurückgewiesen werden. Man kennt es, wie dabei Rabbi der Missgriff unterläuft, einen seiner besten Schüler, R. Jonathan Sohn Amrams, der es verschmäht, solchermassen Vorteil aus seinem Wissen zu ziehen, abzuweisen, und, später von seinem Sohn über den Irrtum aufgeklärt, seine harte Verfügung zurückgezogen. — Von dieser Zeit behält der Amhaarez diese seine geringschätzige Nebenbedeutung bei, in welchem Sinne wir ihm auch in den babylonischen Lehrhäusern begegnen. Merkwürdigerweise war auch dort in Babylonien, wenngleich aus anderer Ursache und bei weitem nicht so gehässiger Natur, das Verhältnis zwischen Amhaarez und Gelehrten ebenfalls zeitweilig gespannt. Weil nämlich diese hier eine Art Patrizierkaste bildeten, „die ihre eigenen Interessen gegenseitig schützten und wahrten", sich z. B. das Privilegium einräumten, ihre Produkte am Markte zuerst vor den Uebrigen verkaufen zu dürfen, um einen höheren Preis zu erzielen, erregten sie gelegentlichen Spott seitens des Amhaarez gegen sich, die zuweilen in wegwerfendem Tone „von diesen Gelehrten da" redeten. Man konnte Aeusserungen vernehmen wie: „was nützen uns diese Gelehrten, sie treiben die Gelehrsamkeit nur zu ihrem eigenen Vorteil". Oder: „Wozu brauchen wir diese Gelehrten, sie können uns weder Raben erlauben, noch Tauben verbieten." (Synhedrin 9 ° b). Dr. Hamburger will hier die Spuren einer dem Karäertum vorausgegangenen Richtung erblicken; vgl. Winter und Wünsche II, S. 68). — Doch dauerte dieses unleidliche Verhältnis keineswegs lange. Der Adel der Gesinnung, die leuchtenden Charaktereigenschaften der meisten Gelehrten liess bald alle ohne Unterschied mit vollster Ehrerbietung zu ihnen emporschauen. Und es darf mehr als eine blosse Redensart gelten, wenn es an einer Stelle im Talmud heisst: Der Gelehrte erscheint in den Augen des Amhaarez gleich einem goldenen Gefäss (Synh. 52 a). Freilich unterlässt die Stelle nicht, sofort hinzuzufügen: Wenn er sich allzuviel mit ihm abgibt, dann wird er gleich einem silbernen Gefäss angesehen, und zieht der Gelehrte gar irgend einen Vorteil von dem Amhaarez, dann sinkt er bei ihm zum irdenen Gefäss herab.

Mit der Zeit wich hier wie dort die früher so feindselige Gesinnung zwischen beiden einer zusehends freundschaftlichen Annäherung, wovon neben anderen folgender Satz (Baba mezia 85 a) zeugen kann: Wer den Sohn eines Amhaarez Thora lehrt, dem zu Liebe hebt Gott selbst ein schweres Verhängnis auf. Ebenso verlangten es Männer wie z. B. R. Seïra, dass man dem Amhaarez nur freundlich und wohlwollend entgegenkommen möge, denn dadurch erfahre die Lehre selbst eine Förderung, indem jene dann ihre Söhne zu Gelehrten erziehen. — Auch gewisse Vorrechte, früher nur den Gelehrten eingeräumt, wurden ihnen jetzt gleichfalls bereitwilligst zugestanden: bei Gericht wies man ihnen ebenso wie den Gelehrten einen Platz zum Sitzen an (Schebuoth 30 b), und bei voreilig geleisteten Gelübden wurden die früher gegen sie erlassenen Erschwerungen aufgehoben (Nedarim 20 a). Auf besondere Veranlassung eines Gesetzeslehrers, Resch-Lakisch, sollte sogar für das Wohl des Amhaarez gebetet werden; denn, so meinte er, wie der Weinstock seine Blätter nötig hätte, so seien auch die Gelehrten auf jene angewiesen. (Chullin 92 a). In der Tat erreichte ein solches Entgegenkommen bald, dass sich namentlich am Sabbat das Lehrhaus mit ihnen füllte, woselbst sie andächtig den populären Lehrvorträgen lauschten. — Ein Vertrauen

freilich besonderer Art, das dem Amhaarez entgegengebracht wurde, liesse sich aus dem Ratschlage ersehen, den man dem Gelehrten gab, sich bei der Brautschau einen Amhaarez als Berater mitzunehmen, damit ihm, dem Gelehrten, vielleicht bei seiner vom Vielwissen herrührenden Zerstreutheit (also schon damals gab es den Typus des zerstreuten Professors!) bei der Hochzeit keine andere an Stelle seiner Auserwählten unterschoben werde. (Baba bathra 168a). So gut sich indessen der Amhaarez auf die Frauen im Allgemeinen verstehe, so sei damit noch nicht ausgeschlossen, dass er selbst eine Art Pantoffelheld sei, wie dies (Berachoth 61a) an der historischen Figur des Monauah, des Vaters Simsons, und in dem Mann der Prophetin Deborah (Tana debe Elia rabba IX) nachgewiesen wird.

Was die nachtalmudische Zeit betrifft, so wechselt jetzt die Anschauung bezüglich des Amhaarez wohl nicht mehr dem Wesen, sondern höchstens dem Grade nach, wie ja auch das Prädikat eines Gelehrten in den verschiedenen Zeitläufen eine verschiedene Schätzung erfuhr. Aus den jeweiligen Anforderungen, die an den Gebildeten gestellt wurden, lässt sich nun unschwer der Rückschluss ziehen, wer damals als Amhaarez betrachtet wurde. In der spanischen Blütezeit bis Maimonides (gest. 1204) hiess hauptsächlich der gelehrt, der neben dem Talmud auch in den profanen Wissenschaften wie Grammatik, Poetik, Philosophie, Mathematik, Astronomie und Medizin bewandert war. (vergl. Buch Heilung der Seelen von R. Josef C. Juda, Aknin, 12. Jahrhundert.) Von Interesse ist hier ein Schreiben des grossen Maimonides an einen gewissen Josef ben Gaber in Bagdad, der sich selbst anklagte, ein Amhaarez zu sein, „weil er nur den arabisch geschriebenen Commentar Maimunis zur Mischnah aber nicht den hebräisch abgefassten „Jad hachasaka" zu lesen vermöge", worauf ihn jener beruhigt, sich deswegen noch keineswegs für einen Amhaarez zu betrachten, sondern weiterhin als seinen „geliebten Schüler"; „denn ein jeder sei es, wer auch nur einen Vers oder eine Halacha zu lernen wünsche."

Eine wissensfeindliche Strömung tritt in der nachmaimunischen Zeit ein, und man gilt schon für gelehrt, wenn man in den verschlungenen Gängen des Talmud bewandert ist. Selbst Unwissenheit in der Grammatik tut dem Ehrennamen eines Gelehrten keinerlei Abbruch, „denn alle die, die sich geistig beschäftigen, haben eine Abneigung gegen die Grammatik", wie Profiat Duran in seinem Maasse Efod (1391) nicht ohne gewissen Spott bemerkt. Noch weniger wurde von ihnen Metrik oder elegante Diktion verlangt, und es erschien unbegreiflich, wieso man in früheren Zeiten dies als Bedingung für den Namen eines Gelehrten habe aufstellen können. (vgl. Güdemann, Geschichte des Erziehungswesens in Spanien Note 1). Konnte es sonach Wunder nehmen, wenn man jetzt den als einen Amhaarez hinstellte, der, mochte er auch in allen übrigen Wissenschaften zu Hause sein, das talmudische Studium vernachlässigte, und wenn in einem Brief Alfachars (13. Jahrhundert) religionsphilosophische Werke als Fabeleien bezeichnet wurden, gut genug für den Amhaarez? So wurde nach und nach die Kenntnis des Talmud und der verschiedenen Dezisoren allein zum ausschlaggebenden Moment für den Titel eines Gelehrten, und je mehr die ganze nun kommende Zeitrichtung dahin ging, jede einzelne Lebensäusserung der religiösen Norm unterzustellen, desto häufiger traf den der Vorwurf der Unbildung, der sich hier auch nur die geringste Blösse gab. Da wird in einem Responsum des R. Isak b. Schescheth (zuletzt Rabbiner in Algier gest. 1408) an Chajim Galipaa über die grosse Masse von Amehaarez geklagt, die sich damit begnügen, bloss am ersten Abend des Laubhüttenfestes den Kidduschspruch in einer Sukkah zu beten oder von andern zu hören, und sonst während des ganzen übrigen Festes ausserhalb der Laubhütte zu speisen. Ein vielleicht zu dunkel gehaltenes Bild der Zustände seiner Zeit entwirft uns Salomo Alámi um die Mitte des 15. Jahrhunderts in seinem Iggereth Mussar: Am allerschlimmsten aber ist es, dass es heute leichtfertige Buben gibt, die nicht einmal auf eine gründliche Bildung hinweisen können und nur auf grund einiger Brocken griechisch, die sie sich angeeignet, sich unterfangen, die jüdische Ueberlieferung zu verhöhnen und die Gebote verächtlich zu machen. Es trägt dies am meisten dazu bei, dass die grosse Masse die jüdische Wissenschaft verachtet und sich von ihr abwendet. Versammelt man sich, um einen Vortrag zu hören, so schlummern die Vornehmen, die Andern unterhalten sich laut und stören den Redner durch ihr ungezogenes Geräusch." — Bekannt ist ferner, dass sich R. Meir b. Baruch Halevi (um 1375) veranlasst sah, den Morenutitel für den rabbinische Funktionen Ausübenden einzuführen, weil um diese Zeit der traurigen äusseren Verhältnisse in Deutschland und Oestereich ein arger Rückgang im Talmudstudium eingetreten war, und Unberufene oder Halbwisser aus Mangel an besseren Kräften die Stellung von Rabbinern einnahmen. (vgl. Grätz VIII. S. 16.). Und wenn gelegentlich in früherer Zeit Samuel Hanagid seinen Spott in einer Satyre über die ausgegossen, die sich unrechtmässig als Gelehrte ausgaben, „als wenn Schaufäsen, langer Bart und Hut den Mann zum Lehrhaus-Meister machten," so wendet sich R. Meir Eisenstadt (st. 1744) in einem Responsum (II. 152.) gegen die Unwürdigen, die mit Geld ihre hohen Stellungen erkaufen, und gleich bei deren Antritt sich in weisse Gewänder kleiden, als würden sie jenen heiligen Männern früherer Zeiten gleichen, die sich voll inniger Glaubenswärme darein hüllten." — Aber mochte auch der Amhaarez seines geringen jüdischen Wissens halber für sozial minderwertig betrachtet und darum zumeist von den verschiedenerlei Ehrenstellen ausgeschlossen bleiben (vgl. Resp. des R. Menachem Krochmal 1648 Landesrabbiner von Nikolsburg), mochte ihm seit jeher (Derech-Erez sutta 9. Jhrdt.) mit mehr oder minder Berechtigung jedes bessere Gefühl für Anstand

und Sitte abgesprochen werden, er hat doch zu allen Zeiten hoch über dem Ungebildeten der ausserjüdischen Kreise gestanden. In den Tagen dunkelsten Mittelalters, wo es mitunter selbst Fürsten nicht unerhebliche Mühe verursachte, den eigenen Namen zu unterfertigen, hat der Amhaarez im engen Ghetto in hebräischen Lettern lesen und schreiben gekonnt. Es gab auch eine besondere Amhaarezliteratur, d. h. Werke in jüdisch-deutscher Mundart für Ungelehrte, Frauen und Kinder. Hierher gehörte unter anderem der Josippon (entstanden im 10. Jhrdt. in Italien), eine verschlechterte volkstümliche Bearbeitung des Josephus Flavius, später das im Anfang des 17. Jahrhunderts entstandene Deutsch-Chumesch, Zeenah-Reenah von Jacob b. Isak Janow aus Polen, eine populäre Bibelerklärung, untermischt mit zahlreichen talmudischen Sagen und Legenden. Aber auch eine ganze Reihe ausserjüdischer Dichtungen und Erzählungen fand auf eigenartigen Umwegen in diesen Teil jüdischer Literatur Eingang, so dass man nicht ohne gewisse Berechtigung behaupten darf, dass der Amhaarez indirekt zum Pfleger und Erhalter mancher schon für verloren gehaltenen deutscher Literaturerzeugnisse geworden ist.

HENRYK GLICENSTEIN.

Von Piero Jacchia (Rom).

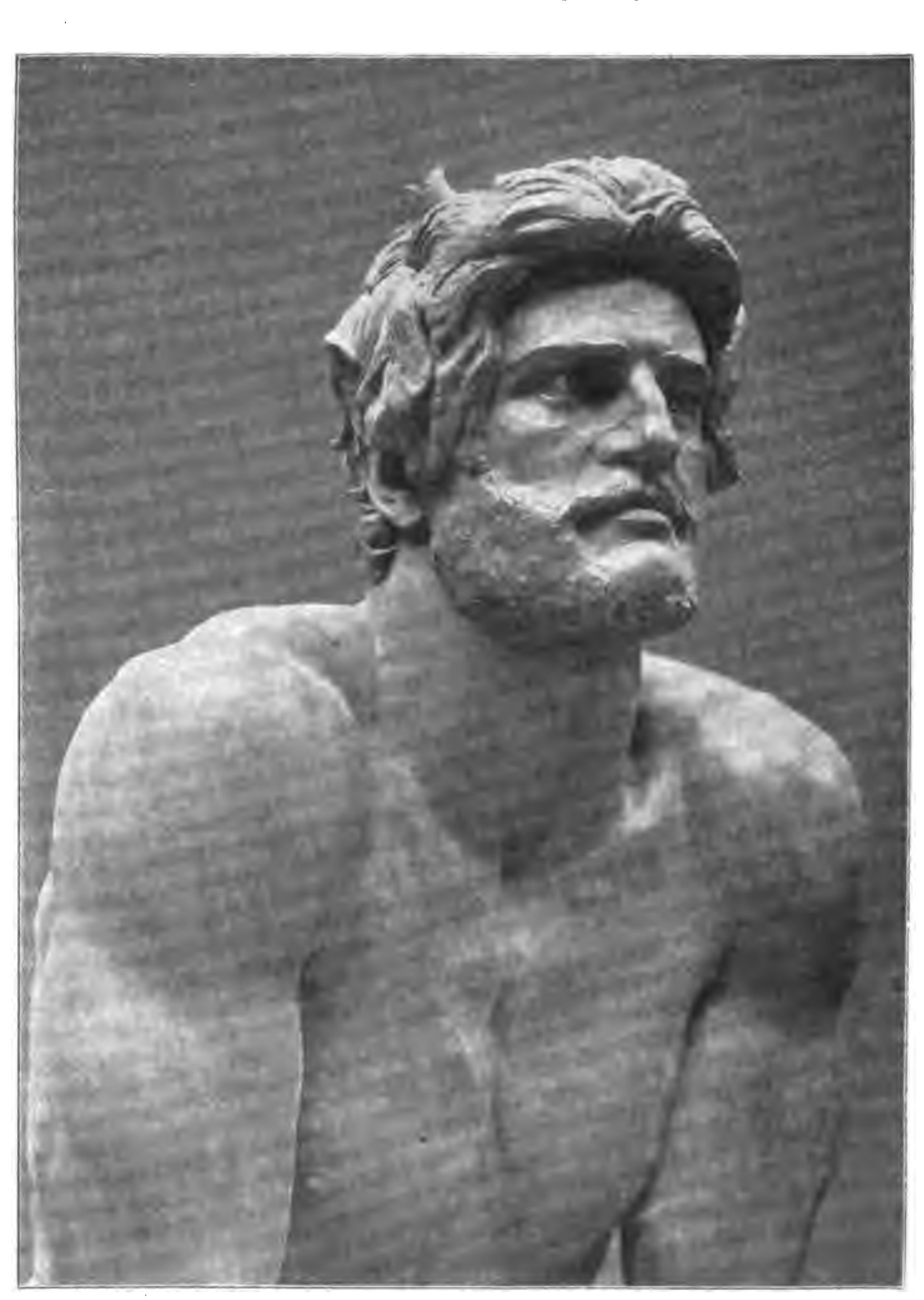
Henryk Glicenstein, über den wir nachfolgend den Artikel eines hervorragenden römischen Publizisten veröffentlichen, ist den Lesern dieses Blattes kein neuer Name. Sie kennen die merkwürdige Geschichte seines Lebens. Wir haben es wiederholt unternommen, durch Reproduktionen eine Anschauung seiner Kunst zu vermitteln. Aber heute, wo wir den Werken des jungen Meisters im Kunstsalon Schulte selbst gegenüberstehen, glauben wir ihm zum ersten Male zu begegnen. Welche photographische Nachbildung wäre auch im Stande, einen Begriff von der Grösse dieses Schlafenden Messias zu geben, von der Wucht und Kolossalität seiner übermenschlichen Formen. Das merkwürdige dabei ist, dass dieser Eindruck des ganz Ungeheuren nicht durch besonders überraschende Dimensionen hervorgerufen wird; wie an der Sphinx, die sich in einem der Nachbarsäle befindet, machen wir die Erfahrung, dass Grösse eine innere Eigenschaft ist. Wir begegnen zuweilen Bildwerken von ungeheuren Maassen, und sie wirken klein; und hier haben wir anderthalb der natürlichen Grösse, und die Illusion des Ueberweltlichen wird erzeugt. Eine Tempelstille umgibt dieses religiöse Bildwerk, religiös in einem neuen Sinne. Was kümmert uns die bemalte Leinwand an den Wänden, das grüne Gestrüpp, mit dem eine unglückliche Hand den Sockel umgeben hat. Auch die fremden Beschauer ringsum haben wir vergessen; das Gleichgültige der Welt rauscht irgendwo in der Ferne. Wo Religion ist, da wölbt sich das Gotteshaus. Gleichwohl möchten wir dem Werk am liebsten in der geheimnisvollen Tiefe eines Grabgewölbes oder auf der freien Weite des Gottesackers begegnen. — Viel stärker leidet unter den unglücklichen Raumverhältnissen der Bar Kochba, das andere Hauptwerk Glicensteins. Ein Springer braucht Raum vor sich, ein Bildwerk von heroischen Formen einen erhabenen Standpunkt; hier ruht es auf einer umgestürzten, flachen und schmalen, nicht einmal verkleideten Kiste, eigentlich ein wenig schamlos aufgestellt; eingezwängt zwischen Plastiken von zum Teil entmutigendem Dilettantismus, im Rücken eine Treppe, vor den Füssen der Eingang zum Nachbarsaal. Es hat übrigens seinen Reiz, die kleine Treppe hinter der Figur hinabzusteigen und die federnde Kraft und gesammelte Energie des zu Sprung und Schlag in Einem Ausholenden (die Midraschstelle lautet: er springt auf eine Meile und schlägt auf eine Meile) an dem Muskelspiel über Bein und Rücken zu geniessen. Bekannt, und doch nicht bekannt aus der Abbildung ist uns der Jüngling mit dem Stab über der Schulter (bei Schulte

HENRYK GLICENSTEIN ROM.

Selbstportrait.

(Zeichnung.)

als **Oedipus** bezeichnet), den der König von Italien auf der römischen Internationalen Ausstellung 1905 erworben hat; der zu gerade Stab von damals, der in Bronze fast den Eindruck eines Speeres machte, ist mittlerweile durch einen echten krummen Stecken oder Knotenstock, irgendwo auf der Wanderschaft an einem Kreuzdorn abgeschnitten, ersetzt worden. Auch die rührende Figur der kleinen, in ihrer Verlassenheit eingeschlafenen **Mandolinistin** haben wir früher abzubilden gesucht; wieder müssen wir sagen: welche Reproduktion kann eine Vorstellung von dem Linienspiel und der lieblichen Trauer diese Gestalt verschaffen! Abgusse dieses kleinen Juwels ist in Besitz des Grafen Stroganoff in Rom, des Barons Rothschild in Paris und anderer Privater in London, Paris, Berlin, Leipzig und anderwärts. Unter den neuen Kleinbronzen bemerken wir ein Bürschlein, das spreizbeinig auf einem Eckstein sitzt, ein so naives Stück Leben, wie es nur auf italischem Boden und in der göttlichen Nackheit des Südens wächst; die edle, fast tragisch anmutende Brunnenfigur eines Wasserträgers, der den Schlauch über der Schulter in ein nicht angedeutetes Becken entleert; und eine wunderschöne **weibliche Brunnenfigur**: ein nacktes Mädchen in scheuer, spröder Haltung sitzend, mit der Rechten fängt sie die Fülle des nach vorne flutenden Haares auf und scheint sich zugleich gegen die Sonne zu beschirmen; der Sockel mit den vier Tier- und Menschenmasken an den Ecken, die mit dem Unterkiefer in Brunnenschalen übergehen, ist eine künstlerische Tat. Endlich die Gruppe der **drei Vorläufer der russischen Freiheit**, der Student zwischen dem Bauer und dem Arbeiter. Doch dieses Werk bedürfte einer eigenen Abhandlung. Ein echter Glicenstein ist auch das grosse Flachrelief eines Narziss, ausserordentlich malerisch und reizvoll in die Landschaft hineinkomponiert; der Knabe träumt, auf den Hirtenstab gelehnt, melancholisch in den Spiegel eines Quells, der durch das Motiv des trinkenden Hundes sichtbar gemacht wird. Von den sechs ausgestellten Büsten endlich mögen die einen dem genialen Porträt Gabriele d'Annunzios den Vorrang geben, andere der Büste des Dr. Ludwig Mond, die ein Pariser Kritiker eine herkulanische Ausgrabung genannt hat; wir bevorzugen gegen alles andere die



HENRYK GLICENSTEIN ROM.

Bar-Kochba.



HENRYK GLICENSTEIN **Bar-Kochba.** ROM.
(„Er [Bar-Kochba] springt auf eine Meile und schlägt auf eine Meile." — Midrasch-Raba.)

Büste des Dichters Heinzelmann, eines slavischen Freiheitssängers und Menschenapostels, so gütig, so kindlich, so rührend schwermutvoll, so schmalbrüstig; so gross in der Form unter dem Schleier einer dunkelschweren Patina, dass dieses Werk selbst wie ein rührender Gesang vom Menschenleide wirkt. — Doch lassen wir Jacchia das Wort. Kleine Ungenauigkeiten des biographischen Berichts mögen wir gern übersehen oder aus Eigenem ergänzen, gegenüber der lebhaften Vergegenwärtigung, die die künstlerische wie



HENRYK GLICENSTEIN **Bar-Kochba.** ROM.

(„Er [Bar-Kochba] springt auf eine Meile und schlägt auf eine Meile." — Midrasch-Raba.)

menschliche Persönlichkeit des jüdischen Meisters erfährt. Das schliessliche Urteil fällt, wie das unsere, zusammen mit den Worten des Kunstreferenten für die Akademie der Wissenschaften in Krakau, der in feierlicher Jahressitzung am 3. Mai 1905 Glicenstein ehrend erwähnte für seine Arbeiten, „die sich durch besondere Frische auszeichnen und bisweilen an die besten Werke der italienischen Renaissance gemahnen". B.



HENRYK GLICENSTEIN ROM.

Portraitbüste des Gabriel d'Annunzio.

„Einst sagte man, dass die Juden keine Befähigung zur bildenden Kunst hätten. Und es schien wahr, denn neben einen Phidias, Parrhasius, Michelangelo und Raffael hatten sie keinen Namen zu stellen. Der Geist der Religion, der wie bekannt die wichtigste Quelle der Inspiration, wenn nicht der eigentliche Schöpfer der Künste war, war bei ihnen wie der Glutwind der Wüste, der die Scholle unfruchtbar macht, dass keine Blume mehr dort spriessen kann. Die Religion, die fast Fähigkeiten der Juden absorbierte und ihnen verbot, die eifernde Gottheit darzustellen, war der Grund, dass der künstlerische Keim niemals durch die Berührung mit anderen Kulturen befruchtet werden und sich entwickeln konnte.

Erst in allerjüngster Zeit, Hand in Hand mit der Anpassung der Juden an die modernen Existenzbedingungen, treten bei ihnen eine Reihe von Künstlern, glänzende Namen, hervor. Russland hatte seinen Antokolsky, Holland seinen Israels, Amerika seinen Ezekiel, Deutschland seinen Liebermann, Italien seinen Arturo Rieti, in dessen Pastellgemälden die Besucher der derzeitigen Mailänder Ausstellung eine tiefe Originalität und eine suggestive Ausdruckskraft bewundern, und Polen endlich hat seinen Henryk Glicenstein, von dem ich heute den Lesern erzählen will.

Auch Henryk Glicenstein hat in Mailand einige Arbeiten ausgestellt, vor denen das Publikum stehen bleibt nicht wissend, ob es mehr die Technik bewundern oder über den philosophischen Gehalt nachsinnen soll. In der Büste d' Annunzio's lebt förmlich die Seele des Dichters, die der Künstler ihr einzuhauchen verstand. Ein grösseres Lob wüsste ich nicht Die Sphinx, eine Gruppe in weissem und schwarzem Marmor, ist weit entfernt von der üblichen Auffassung des Ödipus-Mysteriums. Ueber einem zurückgebogenen, vielleicht schon toten menschlichen Körper kauert ein Tier mit Tigerleib und Frauenkopf, und seine Krallen dringen schon in die schöne männliche Brust. Die Opalaugen, unter einem kühngeschwungenen Brauenpaar, starren ins Leere mit einem Ausdruck ynischer Wildheit. Der schöne Kopf der Sphinx wie e beiden Leiber, der Mensch in der müden und resignierten Erschöpfung des Todes, und das Ungeheuer, eine Verkörperung des „Vae victis!" sind wunderbar modelliert. Von dem Meisterwerk Glicensteins, der Kolossalstatue des Messias, kann ich nicht sprechen ohne vorher noch einige Worte über das Leben des Künstlers zu sagen, der in diesem Gedicht von Erz den Akt seiner Befreiung vollendet hat.

Henryk Glicenstein ist als Sohn armer Eltern in einem weltverlassenen, fast ausschliesslich von Juden bewohnten Dorf im unglücklichen Russischpolen geboren. Sein Vater wollte ihn zum Rabbiner machen, aber der Jüngling, der schon in sich das Feuer des Genies spürte, widersetzte sich. Gegen den väterlichen Willen besuchte er statt der jüdischen Schule die russische Ortsschule, und zum Aergernis der ganzen Gemeinde modellierte er in Ton. Er hatte noch als Kind ohne Lehrer angefangen, aber bald fühlte er, dass er in dieser engen und elenden Welt verkümmern müsse. Das Leiden seiner Glaubensgenossen und des ganzen russischen Volkes hatte ihn dann tief ergriffen. Er floh aus dem Vaterhaus und unter den härtesten Lebensprüfungen bereitete sich seine wahrhaft heroische Seele vor, um ihr künstlerisches Ideal siegreich durchzusetzen.

Man muss den Künstler selbst die Geschichte seiner Jugend erzählen hören, wie er von seiner Mission spricht in diesem seinem etwas dunklen und symbolischen, beflügelten und poetischen Stil, der an den der heiligen Schriften erinnert. Man muss seine Augen erglühen sehen von lohender Flamme, seine kleine Gestalt, wie sie fast geheimnisvoll beseelt ist, um zu verstehen, was der Glaube ist, und welche enorme schöpferische Kraft der besitzt.

Erst dann, wenn man an das tausendjährige Elend des jüdischen Volkes denkt und an die feierliche Verheissung der Propheten — denen es in aller Herren Länder gleichen Glauben bewahrt, trotz der Verfolgungen,



HENRYK GLICENSTEIN ROM.

Portraitbüste des Pianisten Muzio Hanozowski.

die ihnen seit Jahrhunderten widersprechen — an die Verheissung eines Erlösers, der Israel befreien und auf Erden das Reich der Gerechtigkeit gründen wird, erst dann kann man die Kunst von Glicenstein beurteilen, weil man erst dann in ihr innerstes Wesen eindringt.

Glicenstein fühlt sich als Jude in jeder innersten Fiber: als Jude d. h. als ein Wesen, das kaum weniger als ein Sklave verachtet und von dem menschlichen Verkehr ausgeschlossen ist, weil es der Liebling Gottes ist. Die ganze Seele seines Stammes ist auf ihn niedergestiegen, gequält von seiner Angst und seinem Schmerz, mit seinem Glauben, seiner Hoffnung und seiner Erwartung, damit er sie hinaussinge in Strophen von Marmor und Erz mit aller Wahrheit und Kraft seiner Verzweiflung.

Glicenstein ist ein philosophischer Bildhauer, aber ein Pessimist. Der grösste Teil seiner Figuren ist traurig. Ich weise hier nur im Flug auf die grössten hin.

In der Gruppe **Maternità** ist nur **eine** lächelnde Figur. Die Mutter ist düster und nachdenklich im Gesichtsausdruck, und ihr grösster Sohn zu ihrer Seite betrachtet auch schon das Leben ernst. Ein **Orpheus**, der ermattet und weinend über die Leier gebeugt ist, könnte auch „Verzweiflung" heissen. Ein Θάνατος stellt Kain dar, wie er im Begriff, den Körper des erschlagenen Abel aufzuheben, die schreckliche Erscheinung des Todes hat, der durch sein Werk in die Welt gekommen. und stellt die Frage: „Du bist also der Tod?" Die Gruppe erinnert mich an die Worte Kains in dem Mysterium von Byron.

Das **Mysterium** ist eine kleine Statue, von der man schwören möchte, dass sie in Tanagra wiedergefunden sei. Sie ist ein wahres Juwel. Ein junger Wanderer bleibt auf seinem Wege nachdenklich vor einer unverständlichen Erscheinung stehen.

Glicenstein ist Pessimist, auch wenn er den Heroismus verewigt. Er versteht nicht den triumphierenden Krieger darzustellen. **Sein** Held ist zum Untergang bestimmt und ist sich dessen bewusst. Daher legt sich auf sein männliches und energisches Gesicht ein kaum bemerkbarer Schatten von Traurigkeit. Dieses Werk ist der **Bar Kochba**, der sich durch seine Tapferkeit im Kampf gegen die Römer berühmt gemacht hat. Er ist dargestellt in dem Augenblick, da er auf einen Felsen springt, um von da seine Pfeile gegen den Feind zu schiessen. Der Mensch ist hier, entgegen den Klassikern und allen Theorien Lessings, im Augenblick der höchsten Kraftanstrengung aufgenommen, während alle seine Muskelenergie und seelische Aufmerksamkeit auf die Tat konzentriert sind. Eine Rötelskizze an der Wand seines Ateliers zeigt uns, wie der Künstler den Sprung des Helden an dem des Leoparden studiert hatte. Die Figur hat etwas Dämonisches.

Ich übergehe der Kürze halber, wenn auch nur schweren Herzens, die (ihrem Umfang nach) kleineren Arbeiten, die alle eine besondere Würdigung verdienten. Es sind Porträts, Basreliefs, Brunnenskizzen mit Fratzen und Satyren etc. Ich kenne endlich zum dritten ein in Mailand ausgestelltes Werk, den **Messias**. Auf ihn hat der Künstler die höchste Anstrengung gewandt und seine ganze Seele hineingelegt. Er gesteht selbst, dass er schwerlich etwas besseres wird schaffen können.

Diese Statue stellt das jüdische Volk in seiner jetzigen Verelendung (man bedenke, dass der Künstler aus Polen ist) und doch im Ruhm seiner Zukunft dar. Es ist mit einem Wort die „bewusste Erwartung".

Der wie unter ein Joch gebeugte Kopf, die düstere Stirn sagen, was er ist. Die geballte Faust auf dem



HENRYK GLICENSTEIN ROM.

Il Domani.

Knie zeigt den hartnäckigen Willen zur Zukunft an. Er scheint zu sagen: „Und er wird doch kommen". Das Horn, das er in der Linken hält, ist ein Sinnbild der glorreichen Auferstehung.

Diese Statue ist erhaben. Sie steht da, gewaltig sitzend wie die ägyptischen Kolosse und der Mose von Michelangelo. Es sind die einzigen Werke, mit denen man sie vergleichen kann. Dieser titanische Körper ist wahrhaft aus Muskeln und Nerven gemacht. Man spürt förmlich das Gewicht des Fleisches. Das ist der „Sinn der Materie".

Sie wäre nach meiner Meinung würdig, unter der Kuppel des Pantheon zu stehen, vielmehr würde erst da ihre ganze Bedeutung verstanden werden. Sie steht dem „Denker" von **Rodin** nicht nach.

Doch ach, wer weiss, in welcher amerikanischen Gallerie sie enden wird?"

(Aus „La Vita", Roma, 4. Ottobre 1906, übersetzt von F. P.)

PRINZESSIN GOLDHAAR.

Aus dem Englischen übertragen von Hulda Zlocisti.*)

Es war einmal ein alter frommer Mann, der war sehr, sehr reich. Er hatte nur einen einzigen Sohn, namens Jochanan. Dieser Jochanan hatte ein schönes und frommes Weib. Als sein Vater im Sterben lag, rief er seinen Sohn zu sich und ermahnte ihn, sich mit der Lehre Gottes zu beschäftigen und fort und fort Werke der Liebe und Barmherzigkeit zu üben. All seinen Reichtum hinterliess er ihm und dann sprach er zu ihm also: „Wenn die Tage der Trauer um mich vorüber sind, geh hinaus auf die Gasse und warte, bis Du einen Mann des Weges kommen siehst, der seine Ware auf dem Markte verkaufen will, kauf ihm die Ware ab, nimm sie mit Dir nach Hause und behüte sie wol".

Bald darauf starb der alte Mann und wurde mit allen Ehren begraben. Dreissig Tage trauerte sein Sohn um ihn; und dann gedachte er der Weisung seines Vaters und ging hinaus auf die Strasse, wie ihm geheissen ward. Dort setzte er sich nieder. Da kam ein Mann des Weges, der ein schönes Gefäss trug. Jochanan fragte ihn, ob er das Gefäss verkaufen wolle. „Ja", antwortete jener. „Wie viel verlangst Du dafür?" „Hundert Goldstücke", sagte der Mann. „Gib es mir für sechzig", sagte Jochanan. Der Mann weigerte sich und setzte seinen Weg fort. Da erinnerte sich Jochanan des Wunsches seines frommen Vaters und rief dem Manne nach: „Gib mir das Gefäss, hier hast Du die hundert Goldstücke, die Du verlangt hast." Da antwortete der Mann: „Wenn Du mir zweihundert Goldstücke zahlen willst, werde ich Dir das Gefäss geben; wenn nicht, so gehe ich meines Weges." Da sagte Jochanan: „Ich will Dir nicht mehr geben als die hundert Goldstücke, die Du selbst verlangt hast." Da ging der Mann weiter. Jochanan aber glaubte, dass er den Gegenstand kaufen müsse, um seines Vaters Weisung zu erfüllen, und lief hinter ihm drein und sagte: „Hier hast Du die zweihundert Goldstücke, die Du verlangst." Der Mann antwortete: „Wenn Du es zufrieden bist, mir tausend Goldstücke zu geben, sollst Du das Gefäss haben; wenn nicht, so muss ich gehen." Da nun Jochanan sah, dass der Mann jedes mal, da er ihn zurückrief, immer mehr verlangte, so zahlte er die tausend Goldstücke, um sich nicht gegen den Vater zu versündigen, und nahm das Gefäss mit nach Hause und und stellte es beiseite. Manchmal versuchte er, es zu öffnen, aber vergebens. Am Passah-Abend, als er und sein frommes Weib sich zu Tische setzten, um den ersten Seder-Abend zu feiern, bat er seine Frau, sie möge das Gefäss, dass er gekauft habe, herbeiholen und es zu Ehren des Festes auf den Tisch stellen. Die fromme Frau tat also. Jetzt versuchte Jochanan wieder es zu öffnen und siehe: es gelang. In dem grösseren Gefäss fand er noch ein kleineres. Und als er das kleine Gefäss öffnete, fand er darin einen kleinen Skorpion. Da erschraken die beiden Leute gar sehr. Jochanan aber fasste Mut, nahm den Skorpion heraus und gab ihm zu fressen. Er wand sich um Jochanans Hals und umarmte und küsste ihn. Und als er gesättigt war, kroch er wieder zurück in das kleine Gefäss. Jochanan verschloss es und stellte es wieder in das grössere Gefäss hinein, worin es zuvor gestanden. Dann sprach er zu seinem Weibe: „Mein Vater bat mich wohl nicht umsonst, also zu tun. Wir sollen den Skorpion füttern und grossziehen und acht geben, was daraus wird." Sie fütterten ihn nun jeden Tag, so dass er wuchs und bald nicht mehr in das kleine Gefäss hineinschlüpfen konnte. Da setzten sie ihn in das grössere; aber der Skorpion wuchs und wuchs und wurde so gross, dass man einen besonderen Platz für ihn schaffen musste. Und Jochanans Reichtum ward immer kleiner, denn der Skorpion frass alles, was sie besassen, bis er so ungeheuer gross ward, dass er nicht mehr in das Haus, ja nicht mehr in den Hof hinein konnte. Und er wuchs immer noch, bis er wie ein riesiger Berg anzusehen war.

Als Jochanan nun gar nichts mehr besass, was er ihm zu fressen geben konnte, weinte er und sprach zu seiner Frau: „Was sollen wir nur tun, um ihn mit Nahrung zu versorgen? Nichts ist uns geblieben. Alles was wir besassen, hat er verschlungen." Sein Weib riet ihm, sein Gewand zu verkaufen. Auch sie wollte am nächsten Tage ihr Kleid verkaufen, um dem Skorpion Nahrung zu geben. So taten sie auch. Nun aber hatten sie nichts mehr. Und Jochanan warf sich nieder vor Gott und sprach: „Du weisst es, o Herr, dass ich alles hingegeben habe, um den Wunsch meines Vaters zu erfüllen und dass mir nichts, gar nichts mehr geblieben ist. Enthülle es mir, wozu ist der Skorpion nütze, den ich grossgezogen habe, und was soll daraus werden?" Da öffnete der Skorpion seinen Mund und sprach: „Gott hat Dein Gebet erhört und hat mir erlaubt, zu Dir zu sprechen. Ich weiss, dass Du alles für mich getan hast, was Du nur konntest, und dass Du mir nichts von Deinem Besitztum vorenthalten hast. Nun dafür darfst Du einen Wunsch aussprechen, den ich Dir erfüllen will." Und Jochanan sprach: „Lehre mich denn alle Sprachen der Welt." Das tat er und Jochanan konnte nun verstehen die Sprache aller Tiere, Vögel und Vierfüssler und alle Sprachen der Welt. Und der Skorpion sprach weiter: „Lass auch Dein frommes Weib, die sich so viel Mühe mit mir gab, und die so voller Eifer war, mich zu bedienen, lass auch sie einen Wunsch aussprechen, den ich ihr erfüllen will." Die Frau sagte: „O mein Herr, gib mir genug, um mich, meinen Mann und mein Haus zu erhalten." „Folge mir," sagte der Skorpion, „und bringe Wagen, Pferde und Esel und alle Tiere, die Du hast, mit Dir. Ich will sie mit Silber und Gold, mit Edelsteinen und Perlen beladen." Sie folgten ihm, und er brachte sie in einen Wald. Der hiess Ilai. Sie drangen in die Tiefe dieses Waldes ein. Der Skorpion stiess einen lauten Pfiff aus, und da erschienen vor ihm alle wilden Tiere der Welt und Schlangen und Skorpione. Ein jedes von ihnen brachte ein Geschenk von Silber und Gold, Edelsteinen und Perlen und warf es vor ihm nieder, wie ein Volk seinem Könige Geschenke darbringt.

Und der Skorpion sprach zu Jochanan und seinem Weibe: „Gehet und füllet Eure Säcke und Wagen, füllet alles, was ihr habet, auf dass Ihr Überfluss von allem haben möget." Das taten sie. Und Jochanan sprach zu dem Skorpion: „Sei mir nicht böse, wenn ich Dich bitte, mir zu sagen, wer Du bist und woher Du

*) Nach einer aus dem hebräischen Manuskript hergestellten Übersetzung von Dr. Gaster (Folk-Lore. 1906). Der Originaltext befindet sich in der Bodleiana und entstammt augenscheinlich dem 12. Jahrhundert. Dem hebräischen Text (etwa 100 Märchen enthaltend) ist ein hebräisch-altfranzösisches Glossarium angefügt. Dieses Manuskript stellt aber auch nicht die erste Niederschrift der Märchen dar, sondern ein grosser Teil, darunter auch das hier wiedergegebene, finden sich schon in einem dem 5. Jahrhundert entstammenden Manuskript, das in Palästina geschrieben wurde und sich im Besitze des Dr. Gaster befindet. Eine neuere Bearbeitung, die durch Fortlassung aller religiösen Momente verwässert ist, findet sich bruchstückweise in dem „Maassebuch" wieder.



HENRYK GLICENSTEIN. **Die Vorkämpfer.** ROM.

kommst.“ Er antwortete: „Ich bin der Sohn Adams. Während eines Zeitraums von tausend Jahren bin ich immer kleiner und kleiner geworden und während der nächsten tausend Jahre bin ich allmählich gewachsen. Auf mich erstreckte sich das Gebot nicht: „Am Tage, da Du davon issest, musst Du sterben“.“ Und Jochanan sagte: „Da Du der Sohn Adams bist, so segne mich.“ Da sprach er: „Möge Gott Dich von den Leiden befreien, die über Dich kommen werden.“ Und Jochanan erschrak und wollte wissen, was das für Leiden sein würden, die über ihn kommen sollten. Aber der Skorpion antwortete ihm nicht mehr und entschwand seinen Blicken. Und Jochanan kehrte in sein Haus zurück als ein reicher und weiser Mann, und es gab niemand, der ihm an Weisheit gleichkam.

Auch der König des Landes hörte von seiner grossen Weisheit and liess ihn zu sich rufen, um einige schwierige Fragen zu beantworten. Und er fand, dass er ausserordentlich geschickt und wohl bewandert in allem war. Darum liebte ihn der König mehr als alle andern weisen Männer. Nun war der König noch nicht verheiratet. Und so kamen eines Tages seine Ratgeber zu ihm und sprachen: „Es kann Dir nicht wohlgefallen, so weiter zu leben, ohne einen Erben, der Dir auf dem Throne folgen soll. Denn wenn Du stirbst, wird das Königreich ohne einen Erben bleiben und an einen Fremden fallen, weil Du keinen Sohn und Nachfolger haben wirst. Darum lass in allen Provinzen Deines Reiches nach einem schönen Mädchen suchen, auf dass Du sie zur Frau nähmest.“ Aber der König wollte nicht aut sie hören. Sie kamen jedoch noch einmal und ein drittes und viertes Mal, bis er sagte: „Gut, wenn ihr durchaus haben wollt. dass ich heiraten soll, so gebt mir drei Tage Zeit, dann will ich Euch antworten, ob es recht ist zu heiraten oder nicht.“ Des waren sie zufrieden. Am zweiten Tage sass der König in tiefem Nachdenken in seinem königlichen Garten. Da flog ein Rabe auf ihn zu und liess auf seine Knie ein sehr schönes, goldenes Haar fallen, welches er in seinen Füssen getragen hatte. Dieses Haar reichte der König am dritten Tage seinen Ratgebern hin und sprach: „Ihr wollt, dass ich heirate. Gut, ich bin es zufrieden. Wenn ihr mir die Frau bringen könnt, der dieses Haar gehört, so will ich sie heiraten. Wenn Ihr sie aber nicht findet, so seid Ihr des Todes.“ „Gib uns drei Tage Zeit, um uns zu beraten,“ sagten sie und der König gewährte sie ihnen. Nun kamen sie zusammen und dachten nach, was wohl zu tun sei. Und sie erkannten, dass es niemand ausser Jochanan gäbe, der dass vollbringen könnte, was der König verlangte; denn er kannte alle Sprachen und seinesgleichen war im ganzen Lande nicht zu finden. So kamen sie am

dritten Tage zum König und sprachen: „Da lebt ein weiser Mann in Deinem Königreich; Jochanan heisst er. Er kennt alle Sprachen der Welt und er ist der einzige, der vollbringen kann, was Du verlangst.“ Und da schickte der König nach ihm.

Inzwischen geschah es, dass über Jochanans Haus der Gelehrsamkeit ein Vogel flog und schrie: „Möge Dich, Jochanan, Gott befreien von den Leiden, die über Dich kommen werden.“ Als Jochanan das hörte, erschrak er sehr; denn mit den gleichen Worten hatte ihn ja der Skorpion gesegnet. Und die Diener des Königs kamen zu Jochanan und sprachen: „Auf, komm zum König! Er hat nach Dir geschickt.“ Jochanan zitterte gar sehr. Er stand auf, ging zum König und warf sich vor ihm nieder. Und der König sprach zu ihm: „Ich weiss, dass Du sehr klug und weise bist und alle Sprachen der Welt verstehst. Nun wünsche ich eine Frau zu nehmen, weil das Gesetz des Landes es dem König verbietet, ohne Frau und ohne Kinder zu bleiben. Darum ziehe aus und bringe mir die Frau, der dieses Haar gehört. Ein Rabe hat es mir gebracht. Ich weiss, dass es einer Frau gehört, und diese Frau begehre ich.“ Und Jochanan antwortete: „Niemals hat ein König, ein Prinz, ein Fürst oder ein Herscher einen solchen Wunsch ausgesprochen, wie Du es tust; eine Frau zu suchen, der ein Haar in Deiner Hand gehört.“ Da sprach der König „Willst Du sie mir nicht bringen, so werde ich Dir und Deinem ganzen Volke die Köpfe abschlagen lassen.“ Und Jochanan sagte: „Nun so gib mir drei Jahre Zeit, sie zu suchen und Dir zuzuführen.“ Die Frist wurde ihm gewährt. Und er eilte sofort nach Hause, rief seine Frau und seine Familie herbei und erzählte ihnen, was sich zugetragen. Und sie weinten alle miteinander über sein Leid. Er aber ging, begleitet von den Segenswünschen seiner Frau und seiner Kinder, in der Richtung nach dem Walde Ilai; denn er sagte sich: „Vielleicht treffe ich doch zufällig den Skorpion, den ich grossgezogen habe.“ Mit sich nahm er drei Laib Brot und zehn Goldstücke. Er drang in die Tiefe des Waldes ein und traf einen riesengrossen Hund, desgleichen er noch nie gesehen. Die Tiere dieses Waldes waren nicht wie andere Tiere und von ungeheurer Grösse. Der Hund schrie und heulte: „Gott hat mich so riesig gross und so verschieden von allen anderen Tieren geschaffen, damit ich nicht genug Nahrung finden kann für mein Bedürfnis; denn „eine Handvoll wird den Löwen nicht sättigen“. Wenn ich so klein wäre wie andere Hunde, könnte ich mich mit wenigem begnügen und gut für mich sorgen. Hast Du mich geschaffen, auf das ich Hungers sterbe?“ Und Jochanan sprach: „Gott hat Dich nicht geschaffen, um Hungers zu sterben; denn seine Gnade waltet über allen seinen Geschöpfen. Nimm einen dieser Laibe und iss!“ Das tat der Hund und dann sprach er: „Möge Gott Dich befreien von aller Art Leiden, die über Dich kommen werden, und möge er mir gnädig sein, dass ich Dir vergelten kann die Speise, die Du mir gereicht und die Güte, die Du mir erwiesen.“ Jochanan zog weiter und traf auf seinem Wege einen ungeheuren Raben, desgleichen er noch nie gesehen hatte. Auch er schrie und jammerte wie der Hund. Und Jochanan gab ihm den zweiten Brotlaib. Der Rabe aber segnete ihn mit denselben Worten, mit denen ihn der Hund gesegnet hatte. Jochanan zog weiter, und als er am Rande des Waldes ankam, sah er einen Fluss vor sich. Er ging auf ihn zu, liess sich an seinem Ufer nieder, ass von dem dritten Brote, das ihm noch geblieben war, und trank etwas Wasser dazu. Ihm gegenüber sass ein Fischer. Der sprach zu ihm: „Möchtest Du den Fisch kaufen, den ich gefangen habe?“ Er antwortete: „Ja.“ „Willst Du mir dafür die zehn Goldstücke geben, die Du in Deinem Beutel hast?“ — „Wer sagte Dir, dass ich zehn Goldstücke in meinem Beutel habe?“ — „Kein anderer als Gott selbst,“ erwiederte der Fischer. Und Jochanan gab ihm die zehn Goldstücke. Als der Fischer aber das Netz öffnete, fand er darin einen sehr schönen, grossen Fisch, der hundert Goldstücke wert war. Und er ärgerte sich fürchterlich über den Handel, den Jochanan gemacht hatte, und warf ihm den Fisch vor die Füsse. Der Fisch aber streckte sich vor Jochanan aus und sprach zu ihm: „Du weisst, mein Herr, dass ich zu gross bin, als dass Du mich tragen könntest, und selbst wenn Du mich essen wolltest, hättest Du an einem kleinen Stück von mir reichlich genug. Tu daher, was gerecht und gut ist, und wirf mich wieder in den Fluss, aus dem ich gekommen bin, und mit Gottes Hilfe werde ich Dir das Geld zurückgeben, das Du für mich gezahlt hast. Möge Gott mit Dir sein und Dich befreien von allen Leiden, die über Dich kommen werden, und möge er mir gnädig sein, auf dass ich Dir die Güte vergelten kann, die Du mir erwiesen hast.“ Bei diesen Worten warf Jochanan den Fisch wieder ins Wasser zurück. Als der Fischer das sah, ärgerte er sich und sprach: „Warum wirfst Du den Fisch in den Fluss zurück? Du hast töricht gehandelt; denn er war hundert Goldstücke wert.“ Jochanan antwortete: „Ich tat es, weil es in der heiligen Schrift heisst: „Und seine Gnade waltet über allen seinen Geschöpfen“.“ Er stand auf und ging am Ufer des Flusses entlang. Da sah er am andern Ufer eine schöne Stadt liegen. Vor den Toren der Stadt standen zwei Frauen. Eine davon war die Königin der Stadt, die schönste Frau im ganzen Lande. Die andere war ihre Kammerfrau. Zu ihr sprach die Königin: „Sieh jenen armen Mann am andern Ufer des Flusses. Er kommt zu mir und will mich mit sich nehmen, damit ich einen König heirate, dessen Bosheit ohne gleichen ist. Er hat mich nie gesehen, noch je etwas von mir gehört; aber ein Rabe nahm ein Haar von meinem Haupte und brachte es ihm. Und da schickte er diesen braven Mann zu mir. Ich werde mit ihm gehen müssen, wenn er mir drei Wünsche erfüllen kann, die ich ihm nennen werde. Geh zu dem Bootsmann und sag ihm, dass er den Mann herüberhole.“ Und so brachte ihn der Bootsmann vor die Königin. Jochanan trat vor sie hin und verneigte sich vor ihr. Sie erwiederte seinen Gruss und sprach zu ihm: „Sei mir willkommen! Woher kommst Du und wohin gehst Du?“ Da antwortete er: „Ich komme aus fernen Landen, und ich suche eine Frau, deren Haar dem Haar gleicht, das ich bei mir trage.“ „Bleib einen Monat bei uns,“ sagte sie, „und wir werden Dir geben, was Du suchst.“ Und er blieb bei ihr. Als der Monat um war, kam Jochanan zur Königin und sprach: „Sag mir, ob ich in Deinem Lande finden kann, was ich suche.“ „Ja,“ sagte sie, „ich, die ich hier vor Dir stehe, bin die Frau, die Du suchst. Siehe: mein Haar ist das gleiche wie das, was Du bei Dir trägst. Wisse nun, dass ich mit Dir gehen will. Zuvor aber musst Du mir drei Wünsche erfüllen.“ Und Jochanan sprach: „Lege mir keine Hindernisse in den Weg. Wisse, wenn ich Dich nicht in vier Monaten zum König bringe, so müssen alle sterben, die von meinem Volke noch geblieben sind.“ Sie aber sprach: „Ich habe zwei Eimer; und ich wünsche, dass Du mir einen mit dem Wasser der Hölle, den andern mit Wasser aus dem Garten Eden füllen sollst.“ Da weinte Jochanan und sprach; „Wer könnte das wohl tun?“ Und sie antwortete: „Wenn Du es nicht kannst, so will ich nicht mit Dir gehen.“ „Nun, dann bringe mir die beiden Eimer und ich werde tun, was ich kann.“ Man brachte

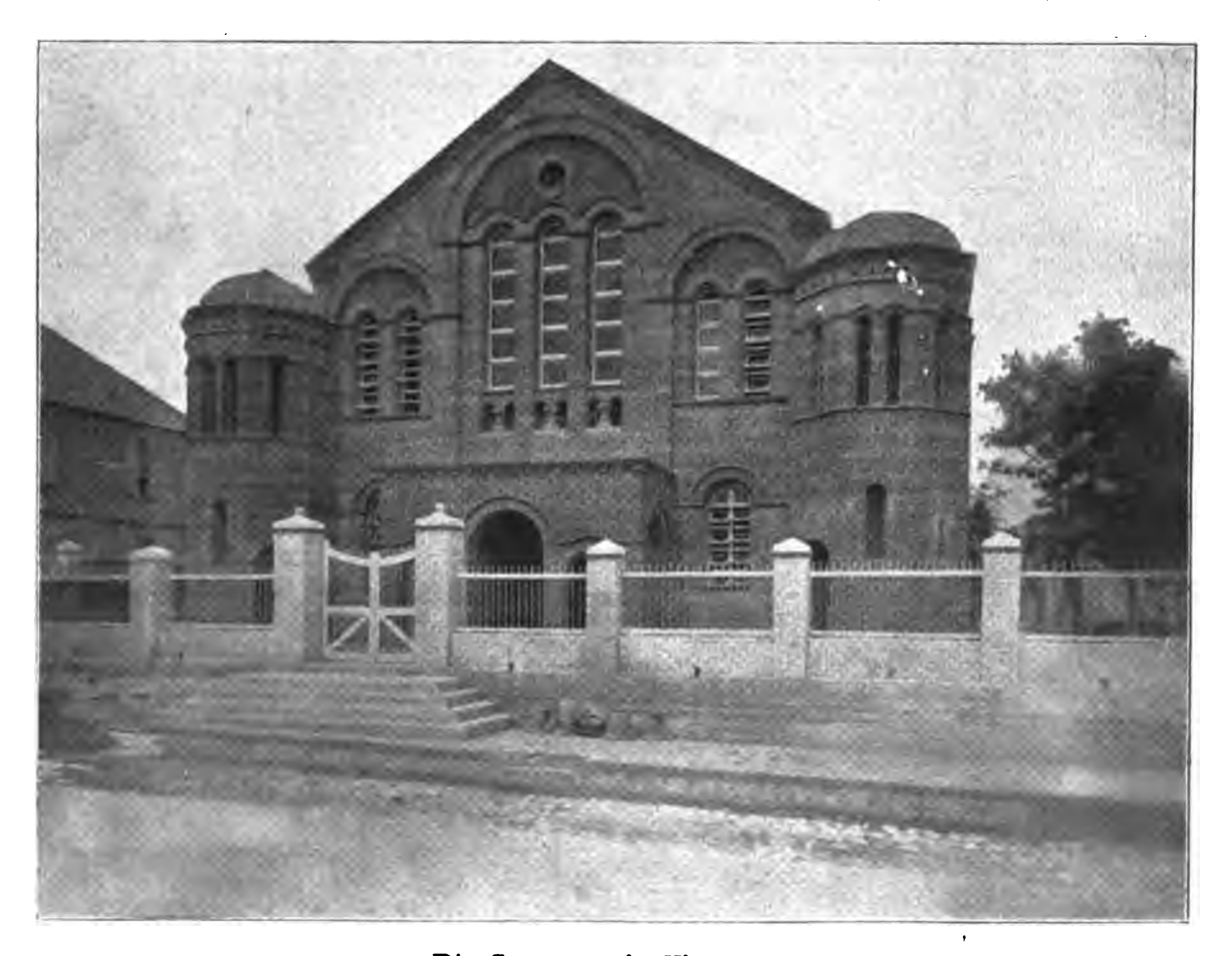
sie ihm und er ging sogleich über den Fluss und wanderte fort, bis er zum Walde Ilai kam. Dort setzte er sich nieder, weinte bitterlich und betete aus der Tiefe seiner Seele: „Möge es Dir, o Gott, gefallen, mir den Raben zu senden, dem ich mein Brot gab und der mir versprach, mir meine Güte zu vergelten!" Der Rabe kam, liess sich neben ihm nieder und sprach: „Hier bin ich, um zu tun nach Deinem Geheiss" Da nahm Jochanan die Eimer, hing sie dem Raben um den Hals und sagte: „Bring mir einen von diesen Eimern gefüllt mit Wasser aus dem Garten Eden und den andern mit dem Wasser der Hölle." „Ich will tun, was Du verlangst," sprach der Rabe und flog davon. Er kam nach der Hölle und tauchte einen Eimer in den Fluss und füllte ihn mit dem Wasser der Hölle. Aber das Wasser war kochend heiss, und man konnte den Finger nicht hineinstecken, ohne ihn zu verbrühen, und wäre Gottes Gnade nicht mit dem Raben gewesen, so wäre er ganz verbrannt. Von da flog er zu dem Flusse, der mitten durch den Garten Eden fliesst, und füllte mit seinem Wasser den anderen Eimer. Dann tauchte der Rabe selbst sich in das Wasser und wusch seinen Körper und er ward geheilt von den Brandwunden, die er durch das Wasser der Hölle bekommen hatte. Nun nahm er die Eimer auf, flog zu Jochanan und sprach zu ihm: „Siehe, mein Herr, ich habe getan, wie Du es mir geheissen." Und Jochanan nahm die Eimer und brachte sie der Königin Er sprach: „Sieh, o Königin, die Eimer, gefüllt mit dem Wasser des Gartens Eden und dem Wasser der Hölle, wie Du es gewünscht." Als die Königin ihm die Eimer abnahm, sah sie das Wasser an und erkannte, dass das Wasser der Hölle sehr heiss und übelriechend war, während das Wasser aus dem Garten Eden sehr kühl war und nach köstlichen Spezereien duftete. Da war die Königin sehr froh darüber und sprach: „Nun musst Du mir noch einen Wunsch erfüllen. Vor fünfundzwanzig Jahren starb mein Vater und gab mir den Ring von seinem Finger. Darin war ein so kostbarer Edelstein, wie es in der ganzen Welt nicht seinesgleichen gibt. Eines Tages ging ich nun am Flusse spazieren und da fiel mir der Ring vom Finger in den Fluss hinein. Meine Diener suchten ihn, leiteten das Wasser des Flusses ab und konnten ihn doch nicht finden. Wenn Du ihn mir bringen kannst, so werde ich mit Dir gehen." Aber Jochanan sprach: „Wie ist es möglich, jetzt etwas wiederzufinden, was vor fünfundzwanzig Jahren verloren gegangen ist?" Die Königin antwortete: „Kannst Du ihn mir nicht bringen, so werde ich nicht mit Dir gehen." Nun ging Jochanan am Flussufer entlang, bis er zu der Stelle kam, an der er einst den Fisch hineingeworfen, den er dem Fischer abgekauft hatte. Dort setzte er sich nieder und weinte und betete. Während er noch betete, kam der Fisch herbei und sprach: „O, mein Herr! Ich bin bereit Deinen Wunsch zu erfüllen. Ich weiss, was Du suchst und Gott weiss, dass das, was Du suchst, nicht in meinem Besitz ist; aber ich kenne den Fisch, der ihn nahm und noch besitzt und ich will ihn vor Leviathan anklagen, dem ich die Geschichte erzählen muss." Nun ging der Fisch zu Leviathan und sprach: „Am Flussufer sitzt ein guter Mann ..." und erzählte ihm alles, was er wusste. Da sprach Leviathan: „Geh hin zu jenem Fisch und frage ihn, ob er weiss, wo der Ring ist, und um deinetwillen werde ich dafür sorgen, dass er ihn dem Eigentümer zurückgibt." So ging er nun zu dem Fisch und führte ihn vor Leviathan, der also zu ihm sprach: „Du hast einen Ring, den Du zu der und der Zeit gefunden und aufgenommen hast. Gib ihn diesem Fisch, damit er ihn dem frommen Mann bringe, der am Flussufer steht. Sein ganzes Volk ist vom Kummer gebeugt wegen dieses Ringes." Der Fisch gab nun dem andern Fisch den Ring und dieser brachte ihn Jochanan. Aber als der Fisch ihn aus seinem Munde auf den Boden spie, schnappte ein riesiges Schwein danach, verschlang ihn und verschwand. Und Jochanan weinte und klagte in der Betrübnis seines Herzens. „Wehe, wehe mir!" schrie er laut. Auch der Fisch war sehr betrübt und sprach: „Ich habe nicht mehr die Macht, Dir jetzt noch den Ring wiederzubringen. Aber möge Gott Dein Gebet erhören und Dich aus der Not zur Freiheit führen." Damit verschwand der Fisch. Und Jochanan sprach: „O Herr, möge es Dir gefallen, mir den Hund zuzuschicken, damit ich mit ihm ausziehe, d s Schwein zu suchen und, wenn es möglich ist, auch zu finden." Während er noch so sprach, kam derselbe Hund an und sagte: „Teurer, ich habe Deinen Wunsch und Dein Gebet schon erfüllt; denn ich traf das Schwein, das Dir den Ring wegnahm. Ich riss es in Stücke und nahm ihm die Eingeweide heraus. Da liegen sie auf der Erde. Komm, ich will Dich zu dem Ort führen, damit Du die Eingeweide öffnest und den Ring darin findest." Jochanan ging mit ihm und sie kamen zu dem toten Schwein. Er öffnete die Eingeweide und fand den Ring darin. Nun nahm er ihn an sich und ging frohen Herzens seines Weges. Der Hund verschwand. Und Jochanan kam zur Königin und brachte ihr den Ring. Als sie ihn sah, freute sie sich gar sehr und küsste ihn. Und Jochanan sprach: „Da Gott den Weg gesegnet hat, den er mich geschickt, so lass uns jetzt zusammen hingehen nach meinem Lande, nach meiner Stadt. Ich habe vollbracht, was Du verlangst; tue nun auch Du, was Du versprochen und lass uns nicht zögern." Und sie antwortete: „Da Gott es so gefügt hat, kann ich nicht anders und muss mit Dir gehen, wohin Du mich bringen willst." Sie brachen nun auf und kamen wieder in das Land des Königs, der ihn ausgesandt hatte. Als der König von ihrer Ankunft hörte, zog er ihnen mit seinem ganzen Gefolge entgegen und geleitete sie zu seinem Palaste. Als sie dort ankamen, erfuhr Jochanan, dass seine Frau gestorben, seine Söhne gefangen genommen und alles dessen beraubt worden waren, was sie besessen hatten: denn die Ratgeber des Königs, die ihn beneideten, hatten sein ganzes Besitztum geplündert und seine Söhne in die Gefangenschaft geführt. Als Jochanan das hörte, ward er sehr traurig und weinte und wehklagte um seine Frau und seine Söhne.

Die Söhne aber waren sehr froh, als sie hörten, dass ihr Vater zurückgekehrt war. Sie kamen zu ihm und erzählten ihm von allem Ungemach, das sie betroffen hatte. Er befreite sie nun, und sie blieben bei ihm. Er wurde vom Könige geliebt und geehrt, weil er ihm eine sehr schöne Frau gebracht hatte, wie ihresgleichen im ganzen Königreich nicht zu finden war. Nun wollte der König sie auch gleich heiraten und sie zum Traualtar führen. Sie aber sprach: „In meinem Lande ist es nicht Sitte, jemand gleich zu heiraten, der eben zum ersten Mal zu uns spricht. Gib mir zwölf Monat Zeit." Der König fügte sich ihrem Wunsche und versprach, alles zu tun, was sie verlangte. Und Jochanan ward sehr geliebt von dem König und der Königin, so dass der König den Ring von seinem Finger nahm, ihn ihm darreichte und ihn zum obersten Beamten in seinem Palaste, zum Verwalter seines ganzen Gutes ernannte. Deswegen wurden die Ratgeber des Königs wieder neidisch und sprachen zu einander: „Wenn wir nicht beschliessen, diesen Mann zu erschlagen, wird er an uns Rache nehmen für alles

Böse, was wir ihm und seinen Söhnen getan haben." So lauerten sie ihm eines Tages auf, schlugen ihn zu Boden und rissen ihn in Stücke, Glied um Glied. Als die Nachricht, dass Jochanan erschlagen und von seinen Mördern in Stücke gerissen war, zum Könige kam, war dieser und die Königin gar sehr betrübt. Und die Königin sprach: „Führe mich zu dem Ort, wo seine zerstreuten Gliedmassen liegen." Sie führten sie hin. Und die Königin sammelte die Gliedmassen und fügte sie aneinander, wie sie zusammengehörten. Und sie nahm ihren Ring und als sie die Wunden mit dem Stein berührte, wuchsen die Knochen und Muskeln wieder zusammen, denn eine seltsame Kraft lag in dem Ringe. Dann nahm sie Wasser aus dem Garten Eden, wusch damit seine Haut, so dass sie geheilt wurde und dass er das Aussehen eines schönen Jünglings erhielt. Dann kniete sie nieder, presste ihren Mund auf den seinen und küsste ihn. Und sie betete zu Gott und er gab ihm auch die Seele wieder, so dass er wieder lebendig wurde, sich erhob und auf seinen Füssen wandelte.

Als das Volk sah, dass sie Tote beleben konnte, wunderte es sich über alle Massen. Und der König sagte: „Lasst uns ausziehen und einen Krieg mit dem Nachbarvolke beginnen. Falle ich in der Schlacht, so wird sie kommen und mich wieder ins Leben rufen." Und der König zog aus mit seinem Gefolge und seinen Soldaten, um einen andern König zu bekämpfen. Sie stellten sich in einer langen Schlachtlinie auf. Aber der König, seine Fürsten und seine Diener wurden getötet. Da kamen die königlichen Ratgeber zu der Königin und sprachen zu ihr: „Komm und belebe den König und seine Getreuen, denn sie sind vom Schwerte erschlagen." Und sie ging zusammen mit Jochanan zu dem Orte, wo die Erschlagenen lagen, und tat ihnen, was sie Jochanan zuerst getan hatte. Aber dann nahm sie statt des Wassers aus dem Garten Eden solches aus der Hölle und besprengte sie damit, worauf sie sogleich alle zu Asche verbrannt waren. Dann sagte sie: „Siehe die Wunder Gottes; denn nicht mein ist die Kunst zu töten und zu beleben. Gott ist es, der tötet und belebet, der Wunden schlägt und heilt, der erniedrigt und erhöht. Es gefiel ihm nicht, diese bösen Menschen zu beleben, wie er diesen guten Mann wiederbelebt hat. Ich kann nur seinem Willen gehorchen." Dann kehrten sie nach Hause zurück und das Königreich blieb ohne König, bis das Volk seine Blicke auf Jochanan richtete und ihn zum König machte, denn alle, die ihm nach dem Leben trachteten, waren nun tot. Und sie gaben ihm auch die schöne Frau zum Weibe. Sie lebten miteinander in Friede und Freude viele, viele Jahre und bekamen Söhne und Töchter.

So kann man auch hier sagen; „Wirf Dein Brot ins Wasser; wenn die Zeit kommt, wirst Du es wieder finden." (Eccles. XI.)



Die Synagoge in Kingston.
Zerstört durch das Erdbeben.



Die jüdische Familie Motta in Kingston auf Jamaika, die fünf Mitglieder durch das Erdbeben verloren hat.

JAMAIKA.

Die furchtbare Katastrophe, die über das blühende Kingston, die schöne Haupt- und Hafenstadt von Jamaika, hereingebrochen, hat auch unter der jüdischen Bevölkerung eine entsetzlich hohe Zahl von Opfern gefordert. In der langen Liste der verwundeten und getöteten Juden liest man die Namen der hervorragendsten Gemeindemitglieder; am schwersten aber wurde die sehr angesehene Familie Motta getroffen, die den Tod von fünf Angehörigen zu beklagen hat. Es war für die verunglückten Juden verhängnisvoll, dass die Erderschütterung und die Feuersbrunst zuerst und am heftigsten dort wütete, wo die meisten von ihnen ihre Berufstätigkeit ausübten, nämlich in dem am Hafen gelegenen Handelsviertel, der City von Kingston. In diesem Stadtteil befand sich auch das nun vollständig vernichtete Gotteshaus, die vereinigte (amalgamated), ursprünglich sephardische Synagoge. Als sie nämlich erbaut wurde, besass Princess Street nebst Umgebung noch zahlreiche Privathäuser, deren Wohnungen wegen der Nähe des Geschäftsbetriebes von den jüdischen Kaufleuten besonders bevorzugt waren. Allmählich aber mussten diese Gebäude weichen und den Riesenspeichern und Handelspalästen Platz machen, und schliesslich stand der stille Tempel einsam inmitten des lärmenden Treibens der Hafenstadt. Seine Gründer waren Sephardim, die seit jeher an Zahl und Einfluss die Aschkanasim im Lande weit übertrafen.

Die ersten jüdischen Ansiedler kamen nach Jamaika auf der Flucht vor der spanischen Inquisition. Hier fand ihr lebhafter Geist und ihre rege Energie ein fruchtbares Feld der Betätigung. Gleichwohl hielten sie in ihrer fast sprichwörtlich gewordenen Treue die Beziehungen zum Lande ihrer Geburt aufrecht und lockten immer neue Stammesgenossen aus Spanien und Portugal nach der freien Insel im Caraibischen Meere. Diese jüdischen Flüchtlinge wurden die Ahnen des nunmehr alt gewordenen, vornehmen und wohlhabenden jüdischen Adels von Kingston. Es gibt Familien im Lande, die ihren Stammbaum bis ins 15. Jahrhundert nachweisen können. Es gab aber (und gibt auch jetzt noch) viele spanische und portugiesische Juden, die zwar keine Familientradition besassen, denen jedoch ihre sephardische Abstammung allein hinreichenden Stolz verlieh, um ihre aschkanasischen Brüder als Juden zweiter Ordnung zu betrachten und zu verachten. So kannte beispielsweise ein Sephardi kaum einen grösseren Schimpf und ein schlimmeres Unglück, als wenn ein Mitglied seiner Familie den Sohn resp. die Tochter eines Aschkanasi heiratete. Nach einer alten Überlieferung pflegten die Blutsverwandten eines solchen „abtrünnigen" Yahid, der eine Tedesca heimführte, sieben Tage zu trauern, — als wäre er gestorben.

Die Aschkanasim hatten sich ihrerseits zu einer eigenen Gemeinde (German community) mit eigener Synagoge zusammengeschlossen. Eine Feindschaft zwischen den beiden jüdischen Körper-



Charles de Cordora.
Beim Erdbeben auf Jamaika schwer verwundet.



C. de Mercado.
Leiter der Judenheit in Kingston.



Isaac Brandon, Kingston.
Beim Erdbeben auf Jamaika schwer verwundet.



L. M. Mordecai, Kingston.
Beim Erdbeben getötet.



Jacob Mudahy.
Ein hervorragendes Mitglied der Kingstoner jüdischen Gemeinde.



Dr. A. C. Motta, Kingston.
Beim Erdbeben getötet.

schaften gab es im übrigen nicht, sie betrachteten einander als gleichgiltige Freunde und hatten nur so viele gemeinsame Berührungspunkte wie etwa Katholiken und Protestanten. Erfreulicherweise wurde durch das Verdienst des alten Herrn de Cordova diesem unwürdigen Zustande ein Ende bereitet. Er und seine Familie haben schon vor Jahrzehnten den Wahn bekämpft, als sei die Ehe mit einer Tedesca ein Unglück oder ein Verbrechen; man begann allmählich brüderliche Verbindungen zu knüpfen, und endlich kam es vor Jahren zu einer vollständigen Verschmelzung der beiden Gemeinden. Die Aschkanasim verliessen ihre Synagoge und siedelten in das alte Gotteshaus der Sephardim über, das seitdem die Bezeichnung Amalgamated Synagogue führte. Man einigte sich dahin, dass die sephardische Aussprache des Hebräischen beibehalten, dagegen die Form des Gottesdienstes nach aschkanasischem Brauche modifiziert wurde.

Nun ist die Synagoge in Schutt und Asche verwandelt. Möge der neu zu errichtende Tempel im gleichen Sinne wie der alte „amalgamated“, d. h. ein Symbol jüdischer Einigkeit sein. Dr. M.

MORITZ STEINSCHNEIDER.

Von Dr. S. Almoni.

Das jüdische Volk, das seit jeher eine warme Verehrung für sein nationales und religiöses Schrifttum hegte, zeigte auch frühzeitig Sinn und Verständnis für die bibliographische Wissenschaft. Moritz Steinschneider, der am 24. Januar im Alter von über neunzig Jahren heimgegangen ist, war seit Jahrzehnten als der grösste und bedeutendste hebräische Bibliograph anerkannt und gefeiert. Diesen Ruhm verdiente er unstreitig. Aber er war nicht der Einzige und auch nicht der Erste auf diesem Gebiet, und der jüngstverstorbene Gelehrte, dem die wissenschaftliche Objektivität immer so hoch stand, würde es gewiss nicht geduldet haben, dass man das Verdienst seiner Vorgänger, seiner zeitgenössischen Mitarbeiter und der jüngeren Gelehrten nicht genügend anerkenne. Was Steinschneider zu dem hervorragendsten hebräischen Bibliographen machte, das war die seltene Vereinigung aller Eigenschaften, die man bei den anderen Bibliographen nur vereinzelt findet.



Moritz Steinschneider.

Wie bei den anderen wissenschaftlichen Disziplinen ist es auch bei der hebräischen Bibliographie denkbar, dass ein von einem Gelehrten unternommenes Werk gleichzeitig von mehreren gefördert und durch sie zum Abschluss gebracht wird. Und tatsächlich ist Steinschneider mit seinem Unternehmen zu einer Zeit aufgetreten, als die hebräische Bibliographie sozusagen hoch in der Mode stand. Man braucht nur die zwölf Jahrgänge des „Orient“, oder richtiger seiner „Literaturblatt“ benannten wissenschaftlichen Beilage (1840 bis 1851) durchzublättern, um zu sehen, welches Interesse man in den Kreisen der Fachgelehrten seit der Begründung der Wissenschaft des Judentums der Bücherkunde entgegenbrachte. Bibliographen waren sie fast alle, die ersten Begründer der Wissenschaft des Judentums: Rappoport, Zunz, Luzzatto, Schorr, Fürst, David und Selig (Paulus) Cassel usw. Steinschneider überragt sie alle auf diesem Gebiet nur dadurch, dass er alle seine Kräfte, seinen Scharfsinn, seine Kombinationsgabe und seine Ausdauer in den Dienst dieser Wissenschaft stellte. Büchertitel und Autorennamen waren für ihn nicht Schall und Rauch, sondern Denksteine des schöpferischen Geistes des jüdischen Volkes und Bausteine für dessen Kulturgeschichte.

Die hebräische Bibliographie haben jüdische und christliche Forscher noch vor Steinschneider begründet. Unter den jüdischen Bibliographen war zweifellos der bedeutendste Ch. J D. Asulai, dessen hundertster Sterbetag im nächsten Monat in Erinnerung gebracht zu werden verdient. Es war dies ein eigenartiger Mann, einer durch ihre Gelehrsamkeit berühmten sephardischen Familie entstammend, der aus Palästina nach Europa kam und in verschiedenen Ländern öffentliche und private Bibliotheken durchstöberte, um die hebräische Bibliographie wissenschaftlich zu fördern. Unter den christlichen Gelehrten, die sich mit der Erforschung des hebräischen Schrifttums eingehend befassten, ragten zwei Männer hervor: der deutsche J. Ch. Wolf und der Italiener de Rossi, der zuletztgenannte von einer jüdischen Familie abstammend. Diese drei Männer, die so ziemlich zu einer Zeit

lebten (Wolf hat seinen jüdischen Fachgenossen Asulai persönlich gekannt und sehr geschätzt), haben in der hebräischen Bibliographie wertvolles geleistet. Indessen haften ihren Arbeiten grosse Mängel an, die freilich auch die Mängel ihrer Zeit waren. Steinschneider hatte gegen sie den Vorzug, dass er zu einer Zeit lebte, wo die jüdische Geschichte aus ihrem Dunkel geführt und wissenschaftlich erforscht war.

Die hebräische Bibliographie hatte nämlich in den früheren Jahrhunderten dasselbe Missgeschick erfahren, wie die jüdische Geschichte. Grätz bemerkt sehr zutreffend, dass der jüdischen Geschichte vordem beide Augen fehlten: Orts- und Zeitbestimmung. Von vielen Begebenheiten wusste man nichts. Das war aber nicht das Schlimmste, da man das fehlende durch neue Forschungen ergänzen konnte. Viel irreführender war es, dass manche bekannten Ereignisse in eine falsche Zeit oder an eine falsche Stelle verlegt wurden. Alles war durcheinandergeworfen. Es hielt sehr schwer, die Irrtümer, die so festgewurzelt waren, zu berichtigen. Aehnliches geschah auch mit der hebräischen Bibliographie. Autoren, die zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern gelebt hatten, zumal wenn sie gleiche oder ähnliche Namen führten, wurden im Lauf der Zeit mit einander verwechselt; ebenso erging es den Büchertiteln. Die Flüchtigkeit der Abschreiber, die merkwürdigen Schicksale, die jüdische Bücher oft erfuhren, die ewige Unruhe in der sich jüdische Bücherbesitzer früherer Jahrhunderte befanden, die Furcht vor der Zensur und den Denunziationen, die häufigen Bücherkonfiskationen — all dieses trug reichlich dazu bei, die hebräische Bücherkunde zu einem Knäuel von Irrtümern und Missverständnissen zu machen. Es kam nicht selten vor, dass durch irgend einen Zufall ein handschriftlicher Kodex aus verschiedenen Bücherteilen zusammengesetzt war, die miteinander in nur losem Zusammenhang standen. Sie gehörten verschiedenen Autoren an. In früherer Zeit war es nicht unmöglich, dass ein solches Buch kritiklos gedruckt und in die Welt geschickt wurde.

Als der Sinn für wissenschaftliche Ordnung der hebräischen Bücherschätze erwachte, war es nicht leicht, den Knäuel zu entwirren, die hebräischen Bücher von dem Schimmel zu befreien, der sich auf sie im Lauf der Jahrhunderte gelagert hatte. Wolf hat für sein bibliographisches Buch in erster Reihe die berühmte Oppenheimische Büchersammlung benutzt, die damals in Hannover verpfändet war. Sie enthielt seltene Drucke und auch viele Handschriften. Schon die Bücher bibliographisch zu ordnen, war gewiss ein verdienstvolles Werk. Aber von einem christlichen Gelehrten, der sich immerhin nur schwer in den Text dieser Schriften hineinlesen konnte, durfte man nicht verlangen, dass er alle Fehler vermeide, die sich durch falsche Vermerke auf den Büchertiteln ergaben. Noch weniger konnte er Irrtümer aufhellen, die aus falschen Zusammenstellungen verschiedener Hefte oder Bücherteile entstanden waren. Dasselbe lässt sich auch von de Rossi sagen, der namentlich italienische Bibliotheken benutzte, so auch die berühmte Foa'sche, die die seltensten und inhaltlich wertvollsten Handschriften, zum Teil tausend Jahr alte Autogramme, umfasste, später aber, um die Zeit der italienischen Freiheitskämpfe, bis auf wenige Nummern verloren ging. Asulai war ein bedeutender jüdischer Gelehrter, der wohl sehr gut in den von ihm beschriebenen Büchern Bescheid wusste. Aber ihm fehlten die materiellen und wissenschaftlichen Mittel, um die Bibliographie kritisch zu behandeln. Auch beschrieb er nur einen geringen Bruchteil des hebräischen Schrifttums.

Steinschneider vereinigte bei seltener Begabung die umfassende Gelehrsamkeit Asulais mit der wissenschaftlichen Akribie seiner christlichen Vorgänger. Dazu kam noch seine gründliche Kenntnis mehrerer semitischer Idiome. Eine grosse Rolle spielten unzweifelhaft in seinen gelehrten Forschungen die modernen Komunikationsmittel, durch die allein es ihm möglich wurde, an fremden Orten vorhandene Büchersammlungen entweder selbst zu besichtigen, oder sie bibliographisch durch andere verwerten zu lassen. Es wäre eine unangebrachte Schmeichelei, wollte man behaupten, dass alle bibliographischen Arbeiten Steinschneiders frei von Fehlern und Irrtümern seien. Gerade sein Hauptwerk, der grosse lateinisch geschriebene Katalog der Bodleiana hat solche Mängel in nicht kleiner Zahl aufzuweisen. Aber das verringert die Bedeutung Steinschneiders nicht im geringsten. Vor ihm und neben ihm hat keiner die hebräische Bibliographie so vollständig beherrscht und so umfassend behandelt.

Das merkwürdigste ist aber, dass die Arbeiten Steinschneiders, die ihm zu solcher Berühmtheit verhalfen, nicht einmal die bedeutendsten von ihm waren. Es erging ihm darin wie seinem von ihm mit Recht bewunderten Freund Leopold Zunz, der ebenfalls durch ein grosses Buch berühmt wurde, das nicht sein grösstes war. Steinschneiders kulturgeschichtliche Forschungen sind von einer Bedeutung, die man in einem Nekrolog nicht erschöpfend behandeln kann. Was er zu der Geschichte der Philosophie, der Mathematik, der Astronomie, der Medizin usw. beigetragen hat, ist bekannt genug. Er schrieb über Bücher verschiedener Sprachen und in verschiedenen Sprachen. Was er über den innigen Zusammenhang zwischen der altklassischen und der arabisch-jüdischen Kultur für wertvolles Material zusammengetragen hat, das allein würde genügen, ihm ein ruhmvolles Blatt in der Geschichte der Wissenschaft zu sichern.

Moritz Steinschneider war ein eigenartiger Gelehrter, ein Mann, der auch in seiner Persönlichkeit überaus interessant war. Man hat oft behauptet, dass seine Gelehrsamkeit vom Leben losgelöst sei. Für die Gegenwart, für das moderne Leben und seine Anforderungen habe er wenig Verständnis gezeigt. Indessen muss man in Betracht ziehen, dass er stets seinen Stolz darin setzte, nur für die Wissenschaft und für Wenige zu schreiben. Ein

gutes Buch war für ihn nur ein solches, das in einer Auflage von höchstens dreihundert Exemplaren gedruckt wurde. Das Thema seiner Forschungen eignet sich tatsächlich nicht direkt selbst für gebildete Laien. Und das konnte er weder verstehen noch ertragen, dass andere die von ihm herbeigeschafften kulturgeschichtlichen Bausteine zu hohen und luftigen Gebäuden, allen zugänglich, benutzten. Hätte er es gekonnt, so würde er dies verhindert haben. Ich kann das Wort nicht unterdrücken; es war dies ein unjüdischer Zug in seinem Wesen. Denn bei Juden galt es stets als das grösste Verdienst, die Schätze des menschlichen Wissens freigebig zu verteilen, und im Talmud wird der am heftigsten getadelt, der sein Wissen für sich behält oder nur wenigen mitteilen will.

Aber glücklicherweise ist auch dieses Ideal Steinschneiders, die Wissenschaft sorgfältig vor den Augen nicht Eingeweihter zu verbergen, nicht verwirklicht worden Er hat für das jüdische Volk mehr geleistet, als in seiner Absicht lag. Er hat sich oft im Leben über die Unberufenen beklagt, die sich in die Wissenschaft des Judentums verliefen. Dies mag in manchen Fällen bedauerlich sein, aber der Wissenschaft hat es nicht geschadet. Wenn die Kenntnis des Judentums, wie wir hoffen, dereinst, sei es in der ersten Quelle, oder durch Popularisierung, allen Juden eigen sein wird, so wird man auch Steinschneiders unsterbliche Leistungen zu würdigen verstehn, trotzdem er dies gar nicht wollte. Was jüdische Gelehrte und Forscher auf dem Gebiet des Judentums geschaffen haben, ist der geistigen Kraft des jüdischen Volkes entnommen und gehört für immer der jüdischen Gesamtheit an.

DANIEL OSIRIS.

Am 4. Februar starb zu Paris im Alter von 82 Jahren der Offizier der Ehrenlegion Daniel Osiris Iffla. Osiris — er pflegte sich nicht mit seinem Familiennamen zu nennen — war der Sohn eines jüdischen Kaufmanns in Bordeaux und kam im Alter von 14 Jahren nach Paris, wo er im Kontor eines Bankgeschäfts seine finanzielle Karriere begann. Er gelangte sehr rasch zu grossem Reichtum, der ihm die Möglichkeit gab, schon bei Lebzeiten philanthropische Werke von bewundernswerter Art zu stiften. Er war nicht nur ein hochherziger Wohltäter der leidenden, sondern auch ein verständnisvoller Wohltäter der „geniessenden“ Menschheit. Er war nicht nur ein Erbauer von Krankenhäusern, sondern — in erster Linie — ein tatkräftiger Förderer der Künste und Wissenschaften. Seine Vaterstadt schmückte er mit öffentlichen Brunnen, der Stadt Nancy schenkte er eine Statue der Jungfrau von Orleans. Jüngst noch bedachte er die Stadt Paris mit einem Standbild Murrets, das vor dem Théâtre Français aufgestellt worden ist. Im Jahre 1889 stiftete er aus Anlass der Pariser Weltausstellung einen Preis von 100 000 Franks für das wertvollste Werk auf dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft oder der Industrie; 1900 stiftete er einen neuen Preis von 100 000 Franks für die nützlichste wissenschaftliche Entdeckung. Die ersten Empfänger dieses Preises waren der verstorbene Professor Curie für die Entdeckung des Radiums und Brandly, der Erfinder der drahtlosen Telegraphie. Im Jahre 1905 schenkte er dem Staate das Schloss Malmaison, die frühere Residenz der Kaiserin Josefine. Noch viele andere grossartige Stiftungen sind dauernd mit dem Namen Osiris verknüpft.
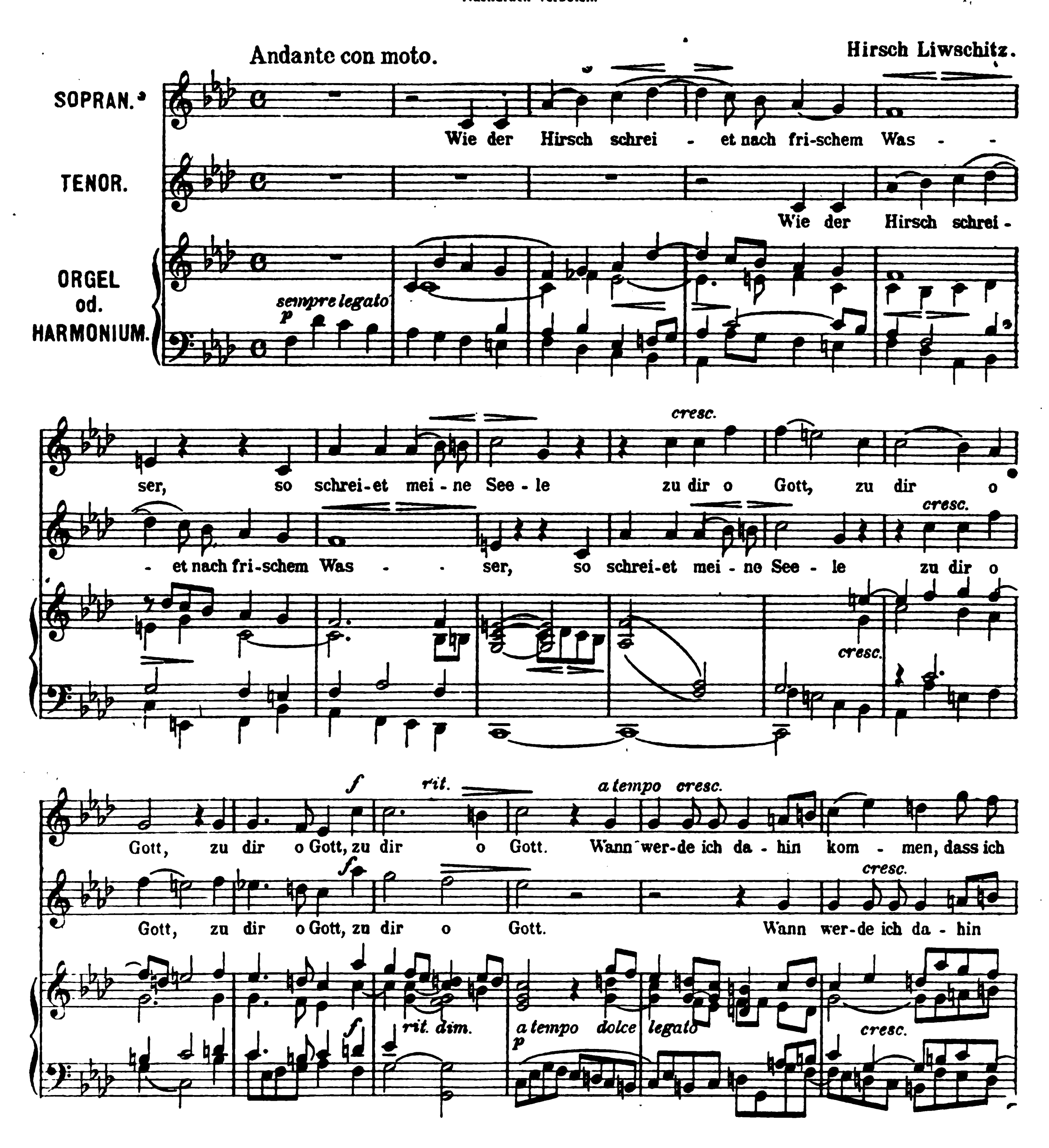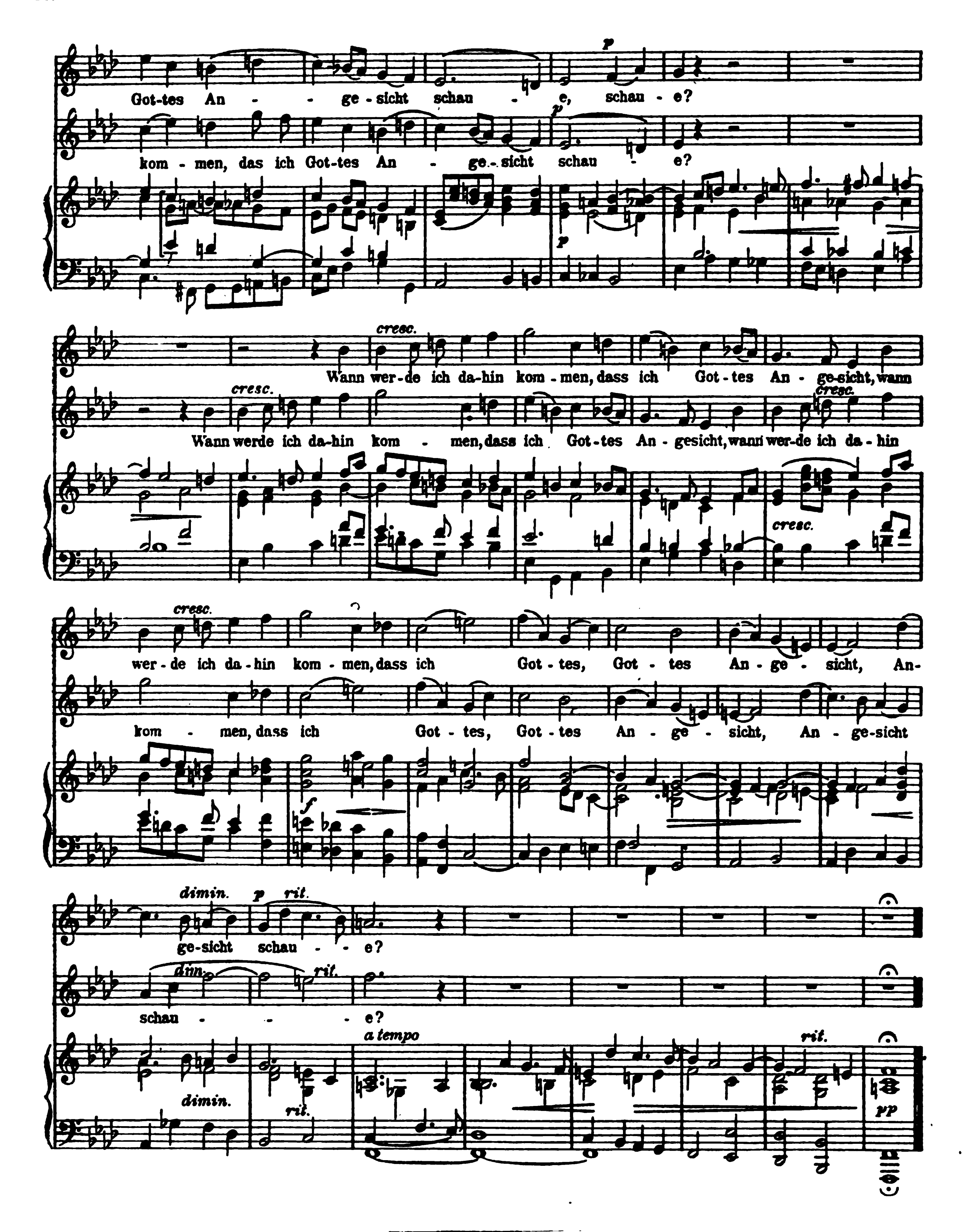


Daniel Osiris.

Sein Steckenpferd aber bildete gleichsam das Erbauen von Synagogen. Hierbei verfuhr er streng nach dem Prinzip, nur für den äusseren Bau zu sorgen, die innere Einrichtung und die Ausschmückung der Gotteshäuser überliess er den Gemeinden.

Trotz seines unermesslichen Reichtums verschmähte Osiris für seine Person jeden Luxus, ja selbst manche Bequemlichkeiten, auf die sogar der „bessere Mittelstand“ nicht verzichten würde. Nur für die Ausschmückung seiner letzten Ruhestätte gab er eine grössere Summe her. An seiner Familiengruft auf der jüdischen Abteilung des Montmartre-Friedhofs liess er eine Marmornachbildung des „Moses“ von Michel Angelo anbringen. Später erschien ihm der Marmor an diesem Orte nicht passend, und er ersetzte ihn durch eine Kopie aus Bronze. Das Marmorstandbild aber schenkte er der Alliance Israélite Universelle für ihr Lehrerseminar, in deren Garten es jetzt steht.

PSALM 42.


Andante con moto.
Hirsch Liwschitz.
SOPRAN.
TENOR.
ORGEL
od.
HARMONIUM.
sempre legato
p
Wie der Hirsch schrei - et nach fri-schem Was - ser, so schrei-et mei-ne See-le zu dir o Gott, zu dir o Gott, zu dir o Gott, zu dir o Gott.
Wann wer-de ich da-hin kom-men, dass ich
Wie der Hirsch schrei - et nach fri-schem Was - ser, so schrei-et mei-ne See-le zu dir o Gott, zu dir o Gott, zu dir o Gott.
Wann wer-de ich da-hin
cresc.
f
rit.
a tempo cresc.
rit. dim.
a tempo dolce legato
cresc.


p
Got-tes An - - ge - sicht schau - e, schau - e?
p
kom - men, das ich Got-tes An - ge - sicht schau - e?
p
cresc.
Wann wer-de ich da-hin kom - men, dass ich Got - tes An - ge-sicht, wann
cresc.
Wann werde ich da-hin kom - men, dass ich Got-tes An - gesicht, wann wer-de ich da - hin
cresc.
cresc.
cresc.
wer - de ich da - hin kom - men, dass ich Got - tes, Got - tes An - ge - sicht, An-
kom - men, dass ich Got - tes, Got - tes An - ge - sicht, An - ge-sicht
f
dimin. p rit.
ge-sicht schau - - e?
dim. rit.
schau - - - e?
a tempo
rit.
dimin.
rit.
pp

DER POGROM.

Von Maria Konopnicka. — Aus dem Polnischen.

II.

Nach dem Mittagessen macht sich der Kleine an die Arbeit, indem er aus dem Tornister seine Bücher und Hefte hervorholt, während der Alte an seinen Arbeitstisch geht. Obgleich das Kind sich still verhält und nur mit halblautem Flüstern seine Lektionen wiederholt, scheint dem alten Buchbinder doch etwas bei der Arbeit hinderlich zu sein. Jedesmal wendet er den Kopf, um den Knaben anzusehen, und obgleich er nur die Hand auszustrecken braucht, um Kleister zu haben, macht er doch absichtlich einen Umweg um die ganze Länge der Stube, um unterwegs den Enkel in die bleichen Wangen zu kneifen, oder ihm das kurzgeschorene, weiche und dichte Haar zu streicheln. Der Knabe ist offenbar an diese Liebkosungen gewöhnt, denn er unterbricht weder sein eifriges Murmeln, noch die wiegenden Bewegungen. Und der Grossvater ist damit sehr zufrieden; leise auftretend kehrt er auf seinen Platz beim Arbeitstisch zurück.

Am Freitag vor Abend ändert sich die Szene; der Kleine lernt beim Fenster, indem er sich mühselig auf seinem Sessel hin- und herwiegt, auf dem Tischchen liegt ein weisses Tischtuch, und die Nachbarin bringt Fische, Nudeln mit Brühe und eine fette, eben vom Bäcker abgeholte, hübsch gebräunte Ente. Ein Zinnleuchter von seltsamer Form erhellt die Stube und verleiht ihr ein feierliches, festliches Aussehen.

Der alte Mendel hat einen etwas abgetragenen, aber noch immer schönen schwarzen Kaftan an, mit breitem Gürtel darüber, in den er mit einem wonnigen Gefühl seine abgearbeiteten Hände steckt. Ein Käppchen bedeckt sein graues Haar, und das Knistern der neuen Stiefel mit Schäften erfüllt den Raum mit einem gewissen heiteren Geräusch. Sobald der Tisch angerichtet ist, wäscht sich der Knabe, kämmt sein Haar, das wie ein Maulwurfsvliess aussehende Haar auf dem kleinen, länglichen Köpfchen, knöpft sich einen frischen Kragen und frische Manschetten an, und die Hände auf dem Rücken gekreuzt steht er da, ernst und gerade aufgerichtet, während der Grossvater nach dem Tales (Gebetmantel) und Gebetbuch langt.

Eine Weile später erklingen die Töne eines hellen Singsangs. Der alte Jude betet. Seine Stimme durchläuft alle Tonfälle, von den tiefsten Lagen bis zu den höchsten, die sich zu einem Stöhnen und inbrünstigen Klagen erheben, voll leidenschaftlicher, flehender schluchzender Akzente. Unter dem Eindruck dieses Gesanges empfindet der kleine Gymnasiast einen nervösen Schauer, sein bleiches Gesichtchen wird noch bleicher, seine grossen Augen werden übermässig weit, bald schliessen sie sich und füllen sich mit Tränen; er blickt auf den Grossvater wie gebannt, und ein spasmatisches Gähnen öffnet sein Mund. Zum Glück schlägt der Alte das grosse Gebetbuch zu und beginnt mit einem Segensspruch des Sabbatmahl.

Im Sommer kam es einmal vor, dass die Burschen vom benachbarten Schlosser und Schuster sich vor dem geöffneten Fenster des alten Buchbinders versammelten, in die von dem Samstagslicht erhellte Stube guckten und über das Gebet des Juden höhnten und schlechte Scherze trieben. In diesem Augenblick ging der alte Pfarrer vorbei, er blickte flüchtig ins Fenster, und als er den betenden Juden sah, der so wehmütig zu seinem Gott rief, lüftete er ehrfürchtig den Hut. Die Burschen liefen davon, wie vom Winde auseinandergejagt, und seither war kein Fall mehr vorgekommen, wo der Friede der armen Behausung gestört worden wäre.

Erst vorgestern . . .

Eigentlich war auch vorgestern nichts vorgekommen. Nur der Kleine kam aus der Schule ohne Mütze, keuchend, wie ein gehetzter Hase. Anfangs wollte er nichts sagen. Erst nach langer Inquirirung kam es heraus, dass ihn ein zerlumpter Gassenbube unterwegs „Jud! . . . Jud!" angebrüllt hatte; daher sei er davongelaufen, habe die Mütze verloren und nicht gewagt zurückzukehren, um sie zu suchen.

Eine Zorneswelle stieg in das Gesicht Mendel's. Er richtete sich empor, als sei er plötzlich gewachsen, spuckte aus, dann fasste er den Knaben hart bei der Schulter, schob ihn zum Tisch und verzehrte schweigend das Mahl.

Nach dem Mittagessen kehrte der Alte nicht zu seinem Arbeitstisch zurück, stopte keine Pfeife, sondern ging im Zimmer auf und nieder. Auch der Kleine machte sich nicht ans Lernen, sondern betrachtete den Grossvater mit erschrockenen Augen. Noch nie hatte er ihn so zornig gesehen.

„Höre, Du!" brachte endlich Mendel hervor, indem er vor seinen Enkel sich aufpflanzte. „Als ich Dich, eine kleine Waise, zu mir nahm, und Dich erzog und hegte und pflegte, und Dir Mutter und Wärterin vertrat, so habe ich das nicht deswegen getan, damit Du ein Dummkopf würdest. Und als ich Dich lernen liess, und Dir Bücher kaufte, so habe ich das auch nicht dazu getan, damit Du dumm bleibst. Und Du wächst ganz dumm heran, und hast kein Fünkchen Klugheit in Dir. Wenn Du ein Fünckchen Klugheit in Dir hättest, würdest Du Dich nicht schämen, nicht weinen und nicht davonlaufen, wenn man Dir auf der Strasse „Jud'!" zuruft. Und wenn Du darüber weinst, davonläufst und mir noch dazu eine so schöne Mütze verlierst, die fünf polnische Gulden weniger sechs Groschen in baarem Gelde kostet, na, so bist Du mir ganz dumm, und die Schulen, die Bücher, das Lernen, Alles nützt zu nichts".

Er holte Athem und hub dann wieder zu sprechen an.

„Nun, was ist das: Jud'? Nu! was heisst: Jud'?" sagte er schon mit etwas sanfterer Stimme. „Du bist in dieser Stadt geboren, bist also kein Fremder,

gehörst hierher, bist ein hiesiger, hast ein Recht, diese Stadt zu lieben, so lange Du redlich bleibst. Du hast Dich dessen nicht zu schämen, dass Du Jude bist. Wenn Du Dich schämst, dass Du Jude bist, so hältst Du Dich selber für niedrig, nur weil Du Jude bist, nu, wie kannst Du dann für diese Stadt etwas Gutes tun, in der Du geboren bist? Wie kannst Du diese Stadt lieben? Nu? . . .“

Er verschluckte sich und blieb wieder vor dem Knaben stehen. Jetzt aber schaute er auf sein erschrockenes Gesichtchen mit einer gewissen Rührung. Er legte die Hand auf sein Haupt und rief mit Nachdruck:

„Ein redlicher Jude bleiben, das ist eine schöne Sache! Merk' Dir das! Und jetzt gehe lernen, damit Du aufhörst, dumm zu sein; und eine Mütze werde ich Dir schon kaufen, Du brauchst deshalb nicht zu weinen, das ist eine Dummheit.“

Der Kleine küsste dem Grossvater die Hand und ging an die Arbeit. Den Alten aber hatte die Sache doch mehr aufgeregt, als er vor dem Kleinen entdecken wollte. Denn er ging im Zimmer auf und ab, ohne die angefangene dringende Arbeit zu vollenden, spuckte jedesmal in den Winkeln aus, als hätte er etwas Bitteres verschluckt. Er hatte auch über Nacht diese Bitternis noch nicht verdaut, denn am Morgen erhob er sich noch gebückter und mehr gealtert, als sonst. Als der Kleine sich die Riemen seines Tornisters befestigte und zur Schule ging, stand er lange noch am Fenster und sah ihm unruhig nach.

Diese Unruhe verliess ihn auch während der Arbeit nicht. Oefter als gewöhnlich, offenbar im Zustande einer Gereiztheit, stopfte er das kurze Pfeifchen und blickte argwöhnisch in diese Gasse, die er so lange nnd so gründlich kannte. Und vielleicht war eben diese seine Gereiztheit schuld, das ihm ihre Bewegung und das rege Treiben anders als gewöhnlich vorkamen.

Aber als der Kleine aus der Schule fröhlich heimkam, weil er eine gute Zensur bekommen, und belustigt über die neue Mütze, die ihm über die Stirn fiel, vergass der Alte ganz alle seine Phantasiegebilde und, sei es für sich selber, oder um dem Kleinen eine Freude zu machen, begann er bei der Arbeit zu pfeifen, wie in den Zeiten der Jugend.

Nach dem Mittagessen kam der ewig nach Bisam riechende Dependent hereingestürzt, um sich seine zusammengenähten Akten zu holen.

In der Stube war es schon dunkel, als durch die niedrige Tür der dicke Uhrmacher im aschgrauen Havelock sich hineindrängte, den er immer um diese Stunde trug.

„Haben Sie Neues gehört?“ frug er, indem er sich auf den Rand des Tisches setzte, an dem der Knabe studirte.

„Nu,“ versetzte Mendel, „was gehen mich Neuigkeiten an? Ist es eine gute Neuigkeit, wird sie gut bleiben, auch wenn sie nicht mehr eine Neuigkeit ist; ist sie böse, was nützt es mir zu wissen!“

„Es heisst, dass man die Juden schlagen soll,“ rief der beleibte Uhrmacher, indem er den Fuss mit dem ausgeschnittenen Schuh und der Stahlspange hin und her wiegte.

Der alte Mendel zwinkerte einige Male nervös mit den Augen, ein plötzliches Beben zuckte um seinen Mund. Bald aber hatte er sich wieder in seiner Gewalt und im Tone jovialer Gutmütigkeit sprach er:

„Juden? Welche Juden? Was für Juden will man schlagen? Die Diebe, oder solche, die den Leuten Böses tun, unterwegs die Reisenden berauben, die den Armen die Haut herabziehen, warum nicht? Ich selber werde hingehen und sie schlagen!“

„Aber nein!“ lachte der Uhrmacher. „Alle Juden! . . .“

In den grauen Augensternen Mendel's flammte ein plötzlicher Glanz auf. Er dämpfte ihn durch die halb gesenkten Wimpern und mit gekünstelter Gleichgültigkeit sprach er:

„Nu, warum sollen alle Juden geschlagen werden?“

„Wieso, warum?“ erwiderte der Uhrmacher freimüthig. „Darum, weil sie Juden sind!“

„So?“ sagte Mendel, indem er halb seine grauen Augen schloss: „Warum gehen die Leute nicht in den Wald, um die Birken und die Tannen zu schlagen, weil sie Birken und Tannen sind? . . .“

„Ha, ha!“ lachte der Uhrmacher. „Jeder Jude hat seine Ausflüchte. Aber, lieber Freund, diese Birken und diese Tannen sind ja unser, in unserem Walde, auf unserem Grund und Boden aufgewachsen.“

In Mendel brauste es auf, dass er sich verschluckte. Er beugte sich leicht zu seinem Gegner hinüber und blickte ihm tief in die Augen.

„Nun, und ich, wo bin ich aufgewachsen? Aus welchem Boden heraus bin ich aufgesprosst? Wie lange kennen Sie mich schon? Siebenundzwanzig Jahre kennen Sie mich! Bin ich ich etwa hierher gekommen, wie man in ein Wirtshaus kommt. Wie Einer, der isst, zecht und nicht bezahlt? Nein, ich bin nicht wie in ein Wirtshaus hier eingekehrt. Ich bin in dieser Stadt aufgewachsen wie die Birke im Walde. Habe hier mein Brod gegessen, das ist wahr. Hab' auch Wasser getrunken, auch wahr. Aber für mein Brod und Wasser habe ich bezahlt! Womit habe ich bezahlt? Wollen Sie wissen, womit ich bezahlt habe?“

Er streckte seine beiden abgearbeiteten, trockenen und nervigen Hände vor sieh aus.

„Nu,“ sagte er mit einer plötzlichen Wallung, „mit diesen fünf Fingern habe ich bezahlt! Sehen Sie diese Hände?“

Wieder beugte er sich herab und fuchtelte mit seinen mageren Händen vor dem Gesichte des Uhrmachers.

„Diese Hände haben das Brod und das Wasser nicht unverdient zu den Lippen geführt. Diese Hände sind krumm geworden vom Messer, von den Zangen, der Schraube und dem Hammer. Ich habe mit diesen Händen für jeden Bissen Brod und für jeden Schluck Wasser bezahlt, die ich verzehrt. Ich habe auch noch diese Augen hinzugelegt, die nicht mehr gut sehen wollen, und diesen Rücken, der sich nicht mehr gerade strecken will, und die Füsse, die mich nicht mehr tragen wollen!“

Der Uhrmacher hörte teilnahmslos zu, während er mit seiner Uhrkette spielte. Der Jude erhitzte sich vom Reden noch mehr.

„Nu, wo ist meine Bezahlung? Sie ist in der Schule bei den Kindern, bei den jungen Herren und Fräuleins, die in den Büchern studieren und in den Heften schreiben, die ich mit meinen Händen da gebunden habe. In der Kirche ist sie, wenn die Leute mit meinen Büchern dorthin gehen. Nu, meine Bezahlung ist in der Hand des gnädigen Herrn Pfarrers, dem ich auch seine Bücher einbinde, leben und gesund sein soll er!"

Hier lüftete er das Käppchen, dann fügte er hinzu:

„Meine Bezahlung ist in guten Händen!"

„Dass sind blosse Redensarten," erwiderte der Uhrmacher diplomatisch, „aber Jude bleibt immer Jude".

Neue Funken erglühten in den Augen des alten Buchbinders.

„Nu, was denn soll er sein? Ein Deutscher soll er sein, ein Franzose soll er sein? Vielleicht soll er gar ein Pferd sein? Zum Hund nämlich hat man ihn längst schon gemacht! Verstehen Sie das?"

„Nicht um das handelt es sich," rief der Uhrmacher pathetisch, „es handelt sich darum, dass der Jude kein Fremder sein soll".

„So, darum handelt es sich," versetzte der Jude, indem er sich zurückneigte und die Ellenbogen an sich zog. „Nu, so hätten Sie doch gleich sprechen sollen. Das ist einmal ein gescheidtes Wort. Wissen Sie, ich höre sehr gern ein gescheidtes Wort. Ein gescheidtes Wort ist dem Menschen wie Vater und Mutter. Um ein gescheidtes Wort zu hören, möchte ich eine Meile weit gehen. Das nährt mich, wie das liebe Brod. Wenn ich ein reicher Mann wäre, ein Banquier z. B., so möchte ich für jedes gescheidte einen Dukaten geben. Sie sagen, der Jude soll nicht fremd sein? Nu, das sage ich ja auch. Er soll nicht ein Fremder sein. Warum soll er fremd sein, er gehört ja hierher. Glauben Sie, dass, wenn der Regen fällt, er den Juden nicht durchnässt, weil er fremd ist? Oder glauben Sie, dass, wenn hier der Wind weht, er dem Juden keinen Sand in die Augen streut, weil er hier fremd ist. Oder glauben Sie, dass, wenn hier der Ziegel vom Dache fällt, der Jude verschont bleibt, weil er fremd ist? Nu, da muss ich Ihnen aber sagen, dass er ihn nicht verschont, und auch der Wind nicht, und auch der Regen nicht. Sehen Sie mein Haar und meinen Bart? Sie sind grau! Was bedeutet das? Das bedeutet, dass sie vielerlei Dinge gesehen und bewahrt haben. Sie haben grosse Feuer, grosse Brände und scharfe Blitze gesehen, die auf diese Stadt niederzuckten, aber das, dass die Juden verschont geblieben wären, das haben sie nicht gesehen. Nu, und wenn die Nacht über diese Stadt kommt, so scheint auch für die Juden keine Sonne."

Er holte tief und schwer Atem.

Er streichelte wiederholt seinen weissen Bart, dachte ein wenig nach, dann hub er an:

„Entschuldigen Sie, Herr Nachbar, wer hat es sagt, das man die Juden schlagen soll? Ich wollte, bevor Sie das Kind wegschickten, nicht fragen, um es, Gott behüte, nicht zu erschrecken, denn das ist ein sehr zartes Kind, aber jetzt frage ich Sie darüber."

Er lächelte einschmeichelnd, herzgewinnend, und seine grossen Augen blickten mit ängstlicher Neugierde drein.

Der Uhrmacher, den die früheren Ausführungen des Juden etwas aus der Fassung gebracht hatten, fühlte sofort seine Ueberlegenheit.

„Man sagt . . .," brummte er nachlässig, indem er die Lippen blähte.

„Nu, wer sagt?" fragte der Jude und seine Augen gewannen einen scharfen, stechenden Ausdruck.

„Menschen sagen . . ." brummte der Gefragte in demselben Tone.

Der alte Jude sprang plötzlich zwei Schritte zurück mit einer Geschicklichkeit, die niemand bei ihm vermutet hätte. Sein Blick brannte, die Lippen bebten, der Kopf hob und senkte sich.

„Menschen? . . . Menschen sagen das? . . ." fragte er mit zischender Stimme, immer höhere Töne greifend.

„Menschen?"

Bei jedem Worte bückte er sich mehr und mehr, so dass er fast zu sitzen kam.

Der Uhrmacher blickte fragend drein, spielte mit seiner Uhrkette und schaukelte den elegant beschuhten Fuss hin und her. Er bedachte jedoch, dass diese Haltung des Juden ihm gegenübar unpassend und lächerlich war.

„Was wundert Sie das so?" fragte er kühl.

Aber der alte Buchbinder hatte sich schon beruhigt. Er blickte um sich, stemmte die Arme in die Hüften, hob das Kinn empor und schloss die Augen.

„Sie irren sich!" rief er. „Menschen sagen das nicht. Das sagt der Schnaps, das sagt die Schänke, das sagt die Bosheit und die Dummheit, das sagt der böse Wind, der weht!"

Er erhob die Hand und machte eine verachtungsvolle Bewegung.

„Sie können ruhig schlafen. Ich werde auch ruhig schlafen und mein Kind auch. Unsere Stadt hat schon viel Trauriges erlebt, viel Dunkelheit und viel Unglück ist über sie gekommen, aber das war noch in unserer Stadt nicht, dass die Menschen sich in ihr beissen sollten, wie die Hunde. Was das anbetrifft, so können Sie ruhig sein."

Er biss die Lippen zusammen und griff nach dem schweren Zinnleuchter, als wollte er dem Gast hinausleuchten. Dieser glitt vom Tisch herunter, wickelte sich in seinen Havelock, schob sich den Hut zurecht, der ihm auf den Nacken heruntergerutscht war, sagte kurz: „Guten Abend!" und entfernte sich.

Der Jude trat von der Tür zurück, stellte den Leuchter auf den Tisch, dann schritt er auf den Zehen zum Alkoven, schob den Vorhang beiseite und horchte.

(Schluss folgt.)

MITTEILUNGEN AUS DEM DEUTSCHEN BUREAU DER ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE.
(Berlin N. 24, Oranienburgerstr. 42/43 I).

DIE VIERTE TAGUNG DER DEUTSCHEN CONFERENZ-GEMEINSCHAFT DER ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE

am 19. Februar 1907 in Frankfurt a. M.

Zum 18. Februar, dem Vorabend der Vierten regelmässigen Jahressitzung der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle, hatte Herr Charles L. Hallgarten die Mitglieder der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft, die bereits vor der Tagung in Frankfurt eingetroffen waren, und alle in der Judenheit Frankfurts in vorderster Reihe stehenden Männer in sein gastliches Haus eingeladen. Es war eine überaus stattliche Versammlung, die sich dort zusammenfand — es fehlte kaum ein Name von Bedeutung aus unserer Glaubensgemeinschaft in der Mainstadt. Herr Hallgarten hiess die Erschienenen mit herzlichen Worten willkommen. Dem Dank der Gäste gab der Präsident der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft Herr Geheimrat Goldberger-Berlin Ausdruck. Die Alliance Israélite Universelle, sagte er, sei kein Hilfsverein der deutschen Juden und kein Hilfsverein der französischen Juden. Wir Juden in Deutschland sind gute Deutsche, die Juden in Frankreich gute Franzosen; wir Juden stehen keiner Glaubensgemeinschaft nach in nationalem Zugehörigkeitsgefühl und patriotischem Empfinden. In der Alliance Israëlite Universelle aber sind wir **nur** Juden, ohne nationale Färbung, ohne nationalistische Tendenzen, einzig bestrebt, für die Gleichstellung und den moralischen Fortschritt unserer Glaubensgenossen zu arbeiten und denen, die als Juden leiden, wirksame Hilfe zu bringen. Für uns in der Alliance gibt es nur einen Bekenntnisruf: „Schema Israel," und auf diesen Ruf nur die eine Antwort: „Hinneni," — hier bin ich! — sobald es gilt, Hilfe zu bringen.

Im Verlauf des Abends sprachen noch die Herren Dr. Frank-Köln, Feinstein-Königsberg, Schlesinger-Frankfurt a. M., Dr. Blau-Frankfurt a. M. Bis tief in die Nacht blieb man beisammen — ein harmonisches Präludium für die Verhandlungen des folgenden Tages.

Am 19. morgens $9^1/_2$ Uhr begannen diese Verhandlungen unter dem Vorsitz der Herren Geheimrat Goldberger und Charles L. Hallgarten in einem Saal der Frankfurt-Loge. Die Beratungen währten, mit einer geringen Pause, bis zum späten Abend.

Vor Eintritt in die Tagesordnung verlas der Vorsitzende drei Zuschriften, die bei den Zuhörern freudigste Stimmung erweckten. Der Ehrenpräsident des Berliner Lokal-Comités der A. I. U. und Mitglied des Pariser Central-Comités, Herr Sanitätsrat Dr. Neumann, entschuldigte sein Fernbleiben von der Tagung mit der Rücksicht auf sein Alter und seinen Gesundheitszustand und knüpfte daran

die besten Wünsche für ein treues und erfolgreiches Arbeiten der deutschen Juden im Sinne der unvergänglichen Prinzipien unserer lediglich universellen Alliance."

Herr I. M. Bielefeld aus Mannheim, der Nestor der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft, hatte an den Vorsitzenden des Frankfurter Lokal-Comités der A. I. U, Herrn Theodor Schlesinger, folgendes geschrieben:

Da ich durch die gütige Vermittlung meines lieben Freundes Herrn Charles L. Hallgarten, und Ihr freundliches Entgegenkommen die Ehre haben werde, Sie bei der morgenden Versammlung der A. I. U., wenn auch leider nur schriftlich, als meinen Vertreter begrüssen zu dürfen, so erlaube ich mir schon heute die ergebene Bitte, die vereinigten Herren auch in meinem Namen, da ich als 94jähriger wohl der älteste sein werde, herzlich zu begrüssen und den Wunsch auszusprechen, dass dem gemeinschaftlichen Streben ein voller Erfolg zur Ehre der Alliance und des ganzen Judentums beschieden werde.

Es sind 40 Jahre vergangen, seit ich im Mai 1867 das erste Comité in Havre gegründet habe. Unmittelbar nach dem Kriege 70/71 habe ich in Mannheim, wohin ich meinen Wohnsitz wieder verlegt hatte, mit voller Kraft an dem Wachstum der Alliance Israélite Universelle und mit glücklichem Erfolg gearbeitet und das noch heute bestehende Landescomité für das Grossherzogtum Baden mit seinen Filialen gegründet.

Ich fühle meine Kraft zum Schreiben schwinden und muss schliessen.

Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre Bemühungen für mich und meine Entschuldigung für den so leeren Brief. Altersschwäche in Kopf und Hand muss mich entschuldigen. Empfehlen Sie mich gefl. den Herren Präsidenten.

Der ganze Brief ist von Herrn Bielefeld eigenhändig geschrieben.

Von dem Präsidenten des Pariser Central-Comités der A. I. U. Herrn Narcisse Leven war folgender Brief eingegangen:

Cher Président!

Je suis vraiment touché de votre insistance à me faire venir à Francfort et regette d'en être empêché par l'inclémence de la saison et surtout par l'état de santé de ma femme, qu'un accident, heureusement léger, retient au lit.

Veuillez, je vous prie, dire aux membres de la réunion, comme j'aurais été heureux de me trouver au milieu d'eux pour les remercier de ce qu'ils ont fait et étudier avec eux ce qui reste à faire pour le développement de l'Alliance en Allemagne. Je leur souhaite de réussir à donner un nouvel essort à notre grande institution qui, pour avoir un demi siècle d'existence environ, n'a pas vieilli, et reste malgré tout ce qui a été tenté à côté d'elle, plus que jamais nécessaire au maintien de l'unité dans l'action pour le bien de nos coréligionnaires.

Votre bien dévoué

N. Leven.

Paris, le 14 février 1907.

Verehrter Herr Präsident!

Ich bin innig gerührt von der Dringlichkeit Ihrer Einladung nach Frankfurt und bedaure, dass ich durch die Ungunst der Jahreszeit und namentlich durch den Gesundheitszustand meiner Frau, die ein glücklicherweise leichter Unfall an das Bett fesselt, gehindert bin, der Einladung zu folgen.

Haben Sie die Güte, ich bitte Sie darum, den Mitgliedern der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft zu sagen, wie glücklich es mich gemacht hätte, mich in ihrer Mitte zu befinden, um ihnen den Dank für alles auszusprechen, was sie getan haben, und mit ihnen zu prüfen, was für die Entwickelung der Alliance in Deutschland noch zu geschehen hat. Ich wünsche der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft, dass es ihr gelingen möge, neuen Aufschwung unserer grossen Gemeinschaft zu geben, die nach einem Dasein von fast einem halben Jahrhundert nicht gealtert hat und trotz allem, was neben ihr versucht worden ist, mehr denn je notwendig ist zur Erhaltung einheitlicher Tätigkeit für das Wohl unserer Glaubensgenossen.

Ebenfalls von dem Präsidenten des Central-Comités von Paris war nachstehendes Telegramm gelangt:

Le comité central me charge de vous adresser ainsi qu'à nos excellents collègues de la Deutsche Conferenz - Gemeinschaft affectueux sentiments. Il est convaincu que vos délibérations constitueront une nouvelle étape dans la marche en avant de l'Alliance pour le plus grand bien du Judaisme. Leven.

Das Central-Comité beauftragt mich, für Sie und unsere ausgezeichneten Kollegen von der Deutschen Conferenz - Gemeinschaft der Vermittler seiner freundschaftlichen Gefühle zu sein. Das Central-Comité ist überzeugt, dass Ihre Beratungen einen neuen Ausgangspunkt bilden werden für das Fortschreiten der Alliance zum Wohl der Judenheit. Leven.

Die telegraphischen Antworten auf diese Kundgebungen lauteten in der gleichen Reihenfolge:

Sanitätsrat Dr. Neumann-Berlin.

Dem Ehrenpräsidenten des Berliner Lokal-Comités, dem hochverehrten Kollegen entbietet für seinen freundlichen Gruss in herzlicher Gesinnungsgemeinschaft innigen Dank die zur vierten Tagung vereinigte

Deutsche Conferenz-Gemeinschaft der
Alliance Israélite Universelle
Goldberger. Hallgarten.

Herrn I. M. Bielefeld-Mannheim.

Ihrem würdigen Nestor bringt mit dem Wunsch, dass ihm die Zahl der Jahre der Patriarchen in Frische und Rüstigkeit beschieden sein möge, verehrungsvollen dankenden Gruss die zur vierten Tagung vereinigte

Deutsche Conferenz-Gemeinschaft der
Alliance Israélite Universelle
Goldberger. Hallgarten.

„Präsident Narcisse Leven Paris.

Die Mitglieder der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft bringen bei Beginn ihrer vierten Tagung in Frankfurt a./Main dem hochverdienten Präsidenten des Central-Comité verehrungsvollen Gruss und den Ausdruck herzlicher Zugehörigkeit dar. Sie danken aufrichtig für die guten und treuen Wünsche in dem lieben Brief vom 14. Februar und in dem Begrüssungstelegramm, das allgemeine freudige Stimmung erweckt hat.

Die Vorsitzenden
Goldberger. Hallgarten.“

Hiernach trat die Versammlung in die Tagesordnung ein, die folgendermassen lautete:

1. Rechenschafts- und Arbeitsbericht des Präsidiums für das Jahr 1906 und Arbeitsplan für 1907. (§ 9 der Satzungen.)
2. Bericht der Mitglieder über ihre Bezirke.
3. Ausbau der Organisation der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft und Anträge.

4. Beschlussfassung über die an die Centrale nach Paris zu richtenden Anträge. (§ 2 der Satzungen.)
5. Die Stellung der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft zu anderen jüdischen Organisationen im Inlande, und jüdischen Tagesfragen.
6. Unvorhergesehenes.

Der Vorsitzende, Herr Geheimrat Goldberger, erstattete den Rechenschafts- und Arbeitsbericht für 1906. Der Bericht konstatierte das Aufblühen der Alliance in allen Teilen Deutschlands, die Erweiterung des gesamten Arbeitsfeldes und die Ausgestaltung der Tätigkeit im Geiste der Stifter. Der von dem Herrn Vorsitzenden entwickelte, an die seitherige umfassende Tätigkeit sich anschliessende Arbeitsplan für das Jahr 1907 fand allseitige Zustimmung. In dem Bericht des Präsidenten, wie in den Berichten der Mitgliederüber ihre Bezirke (Punkt 2 der T.-O.) wurde mit vorbehaltloser Anerkennung des Organs der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft, der Monatsschrift „Ost und West“ gedacht. Es herrschte nur eine Stimme darüber, dass durch diese Monatsschrift ein ausgezeichnetes Mittel gewonnen sei, nicht blos dauernde Beziehungen zwischen der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft und allen ihren Mitgliedern zu unterhalten, nicht blos die Mitglieder der Alliance fortgesetzt über alle Vorgänge in den Werken und in dem Wirken der Alliance in Kenntnis zu setzen, sondern gleichzeitig in jedes jüdische Haus Deutschlands und des deutschen Sprachgebiets Kunde zu tragen von dem, was auf irgend einem Felde geistigen jüdischen Lebens sich regt. Durch die Verbreitung, die die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft ihrer Monatsschrift gibt, macht sie aus ihr, ganz im Sinne der Alliance, ein eigenes literarisches Schulwerk für Erwachsene. Und wiederum geschieht es im Geiste und nach den Gewohnheiten der Alliance, dass sie dieses Schulwerk nicht abhängig macht von Beitragsleistungen, dass sie ihr Blatt in jedes Haus schickt, ohne besondere Beiträge, ohne materielle Gegenleistungen dafür zu fordern, zufrieden, dass sie jüdisches Wissen und Wissen vom Judentum verbreitet, dass sie Gemeinsinn weckt und hebt, und mehr und mehr die Gemeinbürgschaft zur Wirklichkeit macht, die in dem Wahlspruch der Alliance Israélite Universelle sich ausdrückt: „Ganz Israel bürgt für einander.“

Zu dem dritten Gegenstand der Tagesordnung wurde ein von den Vorsitzenden vorbereiteter Antrag angenommen, der in seinem wesentlichen Teil nachstehenden Wortlaut hat:

„Die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft, die den Wunsch hat, die Einheitlichkeit der A. I. U. zu festigen und dem Gedanken und den Zielen der A. I. U. noch besser als bisher zu dienen, erklärt es für notwendig,

dass spätestens vom 1. Januar 1908 ab — unbeschadet der Satzungen der A. I. U. und unbeschadet der Beziehungen zwischen den deutschen Bezirks- oder Landes-Comités und ihren Lokal-Comités — alle deutschen Bezirks- oder Landes- und Lokal-Comités ihre Einnahmen an Beiträgen und Spenden, ihre Abrechnungen, nach Abzug der notwendigen Kosten, und ihre Berichte dem Deutschen Bureau in Berlin übermitteln, das die Weitergabe und die Weitermeldung an das Central-Comité nach Paris übernimmt. Dem Deutschen Bureau liegt die Versendung aller Drucksachen an die Einzelmitglieder wie an die einzelnen Comités ob. Jedes Bezirks- bezw. Landes- und Lokal-Comité soll berechtigt sein, von dem Deutschen Bureau ein gewisses Mass an Leistungen schriftlicher Arbeiten für die Förderung der Organisation und Propaganda oder Beihilfe hierzu für ihre Bezirke zu verlangen, und das Deutsche Bureau soll verpflichtet sein, diesen Anforderungen nach Kräften nachzukommen.“

Ferner wurden — vierter Gegenstand der Tagesordnung — folgende Anträge der Vorsitzenden angenommen:

„Die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft spricht die Erwartung aus,

1. dass das Central-Comité der A. I. U. seinen Beschluss vom 24. Oktober 1906, nämlich:
   Zöglinge der Ecole Normale in Paris zum Erlernen der deutschen Sprache nach Deutschland zu schicken

   möglichst bald — nach vorheriger Verständigung mit dem Präsidium der D. C.-G. über die Art der Ausführung — verwirklichen wird;
2. dass das Central-Comité der A. I. U. mit dem Präsidium der D. C.-G. eine Vereinbarung trifft, die die Ausbildung einiger Allianceschullehrer in Deutschland zum nahen Ziele hat;
3. dass das Central-Comité der A. I. U. dem Präsidium der D. C.-G. ein Vorschlagsrecht für die an den Allianceschulen anzustellenden Lehrer der deutschen Sprache einräumt;
4. dass an den hierfür geeigneten Allianceschulen in Marokko deutscher Sprachunterricht eingeführt wird und hierbei

erstmalig das Alinea 3 vorhergesehene Vorschlagsrecht in Geltung tritt."

Bei dem fünften Gegenstand der Tagesordnung kam die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft auf Antrag der Vorsitzenden zu folgendem Beschluss:

„Die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft der A. I U. hält daran fest, unter Wahrung ihrer Selbständigkeit und Würde mit allen jüdischen Hilfsorganisationen in Deutschland in freundlichem Einvernehmen zu bleiben. Sie beauftragt ihr Präsidium, für die angemessene Fortführung bereits bestehender oder die Anbahnung neuer Zusammenarbeit mit jenen Organisationen die erforderlichen Verabredungen zu treffen, und ermächtigt ihr Präsidium, die hierbei nötigen Massnahmen Namens der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft anzuordnen."

Die Vorsitzenden wurden von der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft beauftragt, von allen vorstehenden Beschlüssen dem Central-Comité in Paris Kenntnis zu geben.

Bei jedem einzelnen der bisher erwähnten Punkte der Tagesordnung gab der Vorsitzende eingehenden Bericht über die voraufgegangenen Beratungen und über die mit dem Central-Comité in Paris gepflogenen Verhandlungen. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, dass alle Anträge mit Stimmeneinhelligkeit gefasst worden sind, dass die ganzen Beratungen einen vollständigen Zusammenklang aller Anschauungen ergaben, einen Zusammenklang, der nur möglich war durch die Ueberzeugung, die sich allen Teilnehmern aufdrängte, dass jeder Einzelne ohne Ausnahme das gleiche Ziel im Auge hatte, und dass die Ueberzeugung unbedingtes Gemeingut wurde, die in der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft und dem Deutschen Bureau geschaffene Organisation sei für die Pflege der Alliance Israélite Universelle, ihre Erhaltung und ihre gedeihliche Ausbildung das beste Mittel. Mit herzlicher Anerkennung muss hervorgehoben werden, dass Herr Bezirksrabbiner Dr. Salvendi-Dürkheim mit vorbildlicher Bereitwilligkeit und Selbstentäusserung — nachdem er im Verlauf der Tagung die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass seine Comités nirgend besser aufgehoben sein könnten als bei dem Deutschen Bureau, für das er den Segen des Himmels erflehte — spontan die Erklärung abgab, dass er mit Ende des laufenden Jahres alle seine Comités dem Deutschen Bureau überweise. — Damit ein äusseres Zeichen die Erinnerung an die langjährige Tätigkeit des Dr. Salvendi festhalte, wird den Comités, die bisher Dr. Salvendische Comités gewesen sind, auch in den späteren Berichten diese Bezeichnung erhalten bleiben. Die gleiche freudige Zustimmung erwarb sich durch die gleiche Erklärung Herr Rabbiner Dr. Frank-Cöln. Beiden hochverdienten Mitgliedern wurde wärmster Dank ausgesprochen.

Die Tagung fand ihren Abschluss in einem prächtigen Festbankett, das das Frankfurter Lokal-Comité den Teilnehmern veranstaltet hatte. Auch diesem Festbankett wohnten die hervorragendsten Mitglieder der Jüdischen Gemeinde von Frankfurt am Main bei. Viele geistvolle Trinksprüche wurden ausgebracht. In launiger und ernster Rede ergingen sich Meister des Worts. Die Herren Rabbiner Dr. Rosenthal-Breslau, Rabbiner Dr. Porges-Leipzig, Feinstein-Königsberg, Theodor Schlesinger-Frankfurt a. M., erfreuten die Hörer bald durch sinnige, bald durch heitere Betrachtungen. Herr Rabbiner Dr. Horowitz fand stürmischen Beifall, als er im Namen des Frankfurter Lokal-Comités des Hilfsvereins der Deutschen Juden ein Hoch der Alliance Israélite Universelle brachte, zu deren ältesten Mitgliedern er selbst gehört. Er erzählte von dem siebenarmigen Leuchter in der Stiftshütte, dessen Lichter, der Ueberlieferung zufolge, von Westen her angezündet wurden. Vom Westen sei das Licht der Alliance aufgegangen, ein Licht der Befreiung für die bedrängten Teile der Judenheit, und dieses Licht werde leuchten bis an das Ende der Dinge.

Die Beratungen haben den harmonischsten Verlauf genommen, zur aufrichtigen Befriedigung aller Teilnehmer und in voller Erfüllung der Wünsche, die sie von aussen her begrüsst und begleitet hatten.

Der Tag von Frankfurt wird allen Teilnehmern unvergesslich in der Erinnerung haften. Stärker denn je ist das stolze Werk der Alliance Israélite Universelle und ihrer Deutschen Conferenz-Gemeinschaft gefestigt, zum Segen für die gesamte Glaubensgemeinschaft.

* * *

Zu allseitiger Befriedigung wurde während der Tagung festgestellt, dass die Anhängerschaft der Alliance in Deutschland während des letzten Jahres eine Zunahme erfahren hat wie noch nie zuvor, dass die Zahl ihrer Mitglieder grösser ist als sie je gewesen, weit grösser als irgend eine jüdische Vereinigung besessen hat oder besitzt. Man war einig darin, immer und überall den universellen Charakter der Alliance und ihre Einheitlichkeit zu betonen.

DIE ISRAELITEN IN TRIPOLIS.

Spezialbericht an die Alliance Israélite Universelle von N. Slousch, Lehrer an der Sorbonne.

Am 16. August 1906 unternahm ich einen dreiwöchigen Ausflug in das tripolitanische Djebel. Diese Reise, die durch Sandwüste führt, ist im Sommer besonders gefährlich; doch konnte ich die einzige Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, die sich mir zum Besuch der Gebiete des alten Libyen bot, die reich sind an jüdischen Erinnerungen und wo sich mehrere jüdische Niederlassungen, noch von keines europäischen Glaubensgenossen Auge geschaut, in unverändertem vorgeschichtlichen Zustand befinden.

Nach zweitägigem Kamelritt gelangte ich in das gebirgige Gebiet der Höhlenbewohner von Gharian. Ein seltsamer Anblick, diese fruchtbaren Hügel und Täler, in denen, abgesehen von einigen Ruinen und Moscheen, sich keine Spur menschlicher Wohnungen über den Erdboden erhebt, wo die Toten über der Erde liegen, die Lebenden in Höhlen sich aufhalten, die das Auge kaum zu entdecken vermag! Gharian, von Troglodyten bewohnt, hat eine grosse Zahl muselmanischer Dörfer, wenn man diesen Namen den nackten Anhöhungen von roter Erde geben kann, bei denen nichts auf die Anwesenheit menschlicher Wesen deutet. Von Zeit zu Zeit entdeckt das geübte Auge zwischen Oliven- und Feigenbäumen, zur Seite einer Moschee oder neben Ruinen am Abhang eines Hügels Löcher, die durch ihre Gestalt meist an Kellertüren erinnern. Eine kleine hölzerne Pforte öffnet sich vor dem Reisenden, und er ist in einer Art dunkler Galerie, die abwärts führt und die man erst durch Gewöhnung ungefährdet durchschreiten lernt. In einem Abstand von etwa 15 bis 20 Meter stösst man auf einen Hof, der durch von oben einfallende Lichtstrahlen schwach erhellt ist. Dieser Raum geht dem Centralhof vorauf und dient zuweilen den israelitischen Schmieden als Werkstatt. Man steigt immer weiter hinab und gelangt auf einen viereckigen unterirdischen Hof, der vergleichsweise hell ist, weil durch ein Stück Himmel, das man durch einen Ausschnitt von 10 bis 12 Meter Durchmesser sehen kann. Dieser Hof, ein förmlicher Abgrund, ist der Zentralsitz, zugleich Küche und Fabrik. Die einzelnen Gemächer sind in Umfassungsmauern gegrabene Aushöhlungen, die ihr Licht vom Hof aus erhalten. Man erstickt dort gerade nicht, aber der Reisende fühlt sich unbehaglich, während die Eingeborenen der Meinung sind, dass das unterirdische Leben naturgemäss und sogar bequem sei. Die Synagoge des Dorfes Beni-Abbas ist gleichfalls unterirdisch angelegt, doch ist der Zugang offen und leicht, das Dach überragt sogar um etwas den Erdboden. In Tigrena hat man eben einen Synagogenbau beendet, der sich ganz über die Erde erhebt.

So habe ich zwei vollständig jüdische Dörfer und zwei unterirdische Niederlassungsgruppen unserer Glaubensgenossen gefunden. Das eine Dorf, unter dem Namen Yehud-Abbas bekannt, liegt der Wüste, die nach Tripolis führt, am nächsten. Das Dorf zählt in sechs unterirdischen Höfen 240 Einwohner und hat eine Synagoge, deren Dach kaum über den Erdboden ragt. Die Bewohner sind die letzten Überlebenden einer vormals zahlreichen, durch Pest aufgeriebenen Bevölkerung. Männer und Frauen stellen einen schönen Typ dar, den die Höhlenluft nicht verderbt hat. In den Höhlen arbeiten alle Juden. In der Jahreszeit, die der Feldarbeit vorausgeht, sind sie Schmiede, dann sind sie Feldarbeiter und während der Brachzeit wandernde Kaufleute, die das ganze Land durchziehen. Viele von ihnen fabrizieren einen Dattelschnaps, die Frauen weben für die Eingeborenen, arbeiten in den Feldern und an den Fruchtbäumen. Manche Juden von Gharian beschäftigen sich überdies mit der Fabrikation von Holzschuhen.

Bei der allgemeinen Unwissenheit hat man nur wenige örtliche Überlieferungen bewahrt. Die Schochtim und die Talmud-Tora-Lehrer sind von tiefer Unbildung. In der Talmud-Tora von Beni-Abbas sind 16 Schüler, in der von Tigrena 40. Bemerkenswert ist, dass man in der Synagoge „Piutim“ singt, die anderwärts unbekannt sind und deren Verfasser aus dem Troglodytenlande stammen. Als Nahrung dient den Höhlenbewohnern Gerstenbrod, Feigen und Datteln. Aus diesen bereiten sie einen Schnaps, dem sie auch selbst nur allzusehr zusprechen. Ihre Lieblingsspeise ist ein aus Gerste und Öl hergestelltes Gemisch, das sie mit den Fingern, ohne Gabel oder Löffel, zum Munde führen.

Fast jeder Jude hat einen Esel, den am Sabbat die Araber ohne weiteres in Anspruch nehmen, indem sie sagen: „wenn der Jude seinen Tag verliert, so ist das kein Grund, dass das Vieh dasselbe tut.“ Solche Ungeniertheit findet man nicht blos bei den Troglodyten. Die überaus fanatischen

und faulen arabischen Nachbarn ersparen dieser fleissigen, arbeitsamen Bevölkerung auch sonst nicht Schädigungen aller Art. Die Synagoge, ein altes nnd verehrtes Heiligtum, wäre beinahe unter dem Vorwand zerstört worden, dass sie einer Moschee zu nahe stehe. Erst der urkundliche Nachweis, dass die Synagoge 500 Jahre vor der Moschee gebaut worden, gab dem türkischen Verwaltungschef die Möglichkeit, die Synagoge zu erhalten. Den grössten Kummer bereiteten die Araber dadurch, dass sie den Friedhof beackerten, auf dem die irdischen Reste einer langen Ahnenreihe der Israeliten ruhen.

Drei und eine halbe Stunde von Beni Abbas liegt malerisch das Dorf Tigrena, das in etwa 20 Höhlen 650 jüdische Einwohner hat. Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind hier wie dort die nämlichen, aber die Beziehungen zu den Eingeborenen scheinen mir in Tigrena erträglicher. Das Dorf hat zwei Synagogen, deren eine unter der Erde, und eine Talmud-Tora-Schule, in der die Kinder fast nichts lernen. Der einzige des Hebräischen kundige Mann hier ist der Chacham Baschi der troglodytischen Judenschaft, Rabbi Kalifa Hadschai. Gleich den Rabbinern des Mittelalters und einer Reihe von Vorfahren übt der Chacham die ärztliche Kunst aus. Kalifa ist ein schöner Mann, der ausgezeichnet hebräisch spricht. Er gab mir eine handschriftliche Sammlung von „Piutim“, von denen er einen Teil selbst verfasst hat. Er ist der wahrhafte Spross des jüdisch-arabischen Mittelalters.

Die wirtschaftliche Lage der Juden im Troglodytengebiet ist überaus unsicher. Die ganze Existenz der Juden hängt von dem guten Willen der arabischen Kundschaft ab. Die Bezahlung der Schmiede und anderen Handwerker besteht in dem geldarmen Lande fast ausschliesslich in Naturalien: so und so viel Mass Gerste, Feigen oder Oliven, nach dem Ausfall der Ernte. Selbst Ackerbauer, sieht der Jude, ohne Einspruch zu wagen, wie die arabischen Nachbarn sich der Erstlinge seiner Olivenbäume, des Ertrages seiner Äcker bemächtigen, die in der weiten Ausdehnung der muselmanischen Felder sich verlieren. Ein unternehmender Hausierer, der bis nach Fezzan vordringt, ist er allen Nachstellungen und Demütigungen ausgesetzt, die die Phantasie des muselmanischen Mittelalters hat ersinnen können. Als türkischer Untertan hat er die Wehrsteuer selbst da zu entrichten, wo die Muselmanen Militärdienste nicht zu leisten brauchen, und von den Vorteilen der ottomanischen Justiz und der ottomanischen Gesetze hat er keine Nutzniessung. Eine freundschaftliche Intervention bei den aufgeklärten Behörden von Tripolis, um den Juden eine gerechtere Verteilung der Steuern und des Landbesitzes zu sichern, der im Innern niedrigen Preis hat, würde die wirtschaftliche Lage dieser arbeitsamen Bevölkerung wesentlich bessern, die abermals beweist, bis zu welchem Grade unsere Rasse sich jeder Umgebung und jeder sozialen Lage anzupassen vermag. Was die moralische Lage betrifft, so würde genügen, einen guten Hebräisch-Lehrer zu schicken, der hinreichend zivilisiert ist, um sich mit den Behörden ins Vernehmen setzen zu können. Schon dadurch würde die gesellschaftliche Stellung der Juden im Troglodytenlande sehr gehoben werden.

Eine Tagesreise trennt Djebel Gharian von Djebel Iffron. Dieses zählt noch drei israelitische Dörfer: El Ksir, El Meanien und Dissir mit einer Gesamtbevölkerung von etwa 2000 Seelen. Wenn die Juden der erstgenannten Provinz Höhlen bewohnen, so suchen die der anderen Provinz auf Bergabhängen Schutz, wo ihre Wohnungen an die versteckten und schwer zugänglichen Dörfer der Berber erinnern. Diese interessante jüdische Bevölkerung hat ihre Sitten und Ueberlieferungen und sogar eine seltsame Art hebräischen Dialekts bewahrt. Die letzten Ueberlebenden einer zahlreichen jüdischen Bevölkerung, deren zahllosen Spuren man durch das ganze weite Gebiet des Djebel Nefussi begegnet, stellen die Juden von Iffren einen der schönsten, stattlichsten Menschentypen dar, die zu sehen mir je vergönnt gewesen. Die Frauen besonders, in eine Art gefälteten bunten Tuchs gekleidet, fallen durch die Weisse der Haut, die Schlankheit des Wuchses, die Regelmässigkeit der Züge auf. Ihre soziale Lage gleicht fast der der Männer. Wenn die Frau, gleich der Tochter des alten Juda, Leinen und Gürtel webt, Korn mahlt, so hat sie dafür auch das Recht, an der Seite des Mannes zu speisen und sich in die Gesellschaft der Männer zu mischen.

Die Ehen werden in der Nähe der Brunnen geschlossen, dort wo die jungen Mädchen Wasser schöpfen. Ich habe manche anmutige Rebekka von Djebel gesehen, dicht am Brunnen, von den jungen Burschen des Dorfes umgeben.

Die Gewerbe unserer Glaubensgenossen hier sind ungefähr die nämlichen, wie bei den Juden von Gharian, Nach Ansicht der türkischen Behörden sind in dieser Gegend, die durch die ausnehmende Faulheit ihrer Bewohner ruiniert worden, die Juden das einzige arbeitsame, schaffende Ele-

ment, allein imstande, sogar die benachbarten Muselmanen zur Arbeit anzuregen. Das gilt bis an das äusserste Ende von Djebel Nefussi, wohin immer die jüdischen Kaufleute, die Schnapsfabrikanten (deren beste Kunden die Juden selbst sind) und Schmuckhändler dringen.

Die Beziehungen zwischen Juden und Berbern sind besser als die zwischen Juden und Arabern. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts würden die Juden als Sklaven betrachtet. Die Türkei beseitigte diese erniedrigende Einrichtung, hat aber noch nicht Zeit gehabt, die moralischen Erniedrigungen zu unterdrücken, denen die Juden von Seiten ihrer arabischen Nachbarn ausgesetzt sind. Ein Beispiel von hundert: Der Bezirksrabbiner macht eine Reise nach Nalut. Eingeborene zwingen ihn, von seinem Maultier abzusteigen, weil ein Jude in Gegenwart von Muselmanen nicht auf einem Sattel sitzen darf. Wollte der Rabbiner wagen, sich zu beklagen, so wäre er in Gefahr, alle Seinigen von den Arabern umgebracht zu sehen. Die verehrtesten Heiligtümer, die ältesten Friedhöfe werden von den Muselmanen entweiht; auf dem Felde nehmen die Araber ohne Bedenken den Ernteertrag ihrer jüdischen Nachbarn in Anspruch. Die oberen Behörden haben guten Willen, aber die Einzelheiten entgehen ihnen.

Djebel Iffren, ehemals Sitz gelehrtester Rabbiner, ist gänzlich in Verfall. Ein Vertreter der Alliance könnte das materielle und soziale Niveau dieser interessanten jüdischen Gruppe heben.

Indem ich den Spuren der alten jüdischen Einrichtungen folgte, kam ich nach Djebel Nefussa. Alte Synagogen, Friedhöfe, die in die entferntesten Zeiten zurückreichen, halbzerstörte jüdische Städte zeugen von dem überwiegenden Einfluss, den der Judaismus auf dieses bisher den Europäern unbekannte Gebiet ausgeübt hat. In den letzten Jahren haben die Türken Djebel vollständig pazifiziert, und unsere Glaubensgenossen fangen an, sich von neuem in den Ortschaften niederzulassen, aus denen ihre Vorfahren haben weichen müssen. Vor allem aber täte eine Intervention bei den türkischen Behörden dahin not, dass den Abkömmlingen der vormaligen eingeborenen Juden alle Heiligtümer und Friedhöfe, die heute noch vorhanden sind und von den örtlichen Traditionen und von den Eingeborenen selbst als solche an mehr als 50 Stellen bezeichnet werden, zurückgegeben werden.

Nach dreitägigem Wüstenmarsch verweilte ich in der Küstenstadt Zauia, die etwa 800 unserer Glaubensgenossen einschliesst. Ihre soziale Lage lässt zu wünschen übrig. Die fanatische Bevölkerung der Oase erspart den jüdischen Nachbarn keine Bedrückung.

Bei meiner Rückkehr nach Tripolis hatte ich zweimal Gelegenheit, den oberen Behörden zu schildern, wie ich die Juden der Oasen gefunden habe. Ich freue mich, dass ich bei den leitenden Männern die freundlichsten Absichten hinsichtlich unserer Glaubensgenossen gefunden habe. Man hat mir die Versicherung gegeben, dass ein Rundschreiben an die Ortsbehörden ergehen wird, dass sie die Eingeborenen an Rechtsverletzungen gegenüber den Juden hindern sollen. Unter allen Umständen erwarten die Aufsichtsbehörden, dass die nahe bevorstehende Einrichtung von Katasterämtern den Besitzungen und den Ernteerzeugnissen der Juden im Innern des Landes wirksameren Schutz verschaffen wird.

DR. HERMANN BAERWALD.

Ehrenmitglied des Central-Comités der A. I. U.

Ein Erinnerungsblatt.

In der Nacht zum 9. Februar 1907 ist, hochbetagt, in Frankfurt a. Main Doktor Hermann Baerwald gestorben. So lange Rüstigkeit in ihm wohnte — und er hatte das Glück, weit über die Grenze des biblischen Lebensalters hinaus Rüstigkeit und geistige Regsamkeit sich zu wahren — war er Mitglied des Central-Comités und somit Mitglied der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle. Erst der 78jährige erkannte in seiner Pflichttreue und in seinem Arbeitseifer, dass die Last der Tage ihm die Möglichkeit nehme, im gewohnten Umfang für die Alliance tätig zu sein. Diese Erkenntnis, die sein Pflichtbewusstsein ihm eingab, bestimmte ihn, aus dem Central-Comité auszuscheiden, das ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenmitglied machte.

Hermann Baerwald war am 7. November 1828 in Nakel in der Provinz Posen geboren. Sein Vater war ein Mann von vielseitiger Bildung und hohem Streben, seine Mutter eine Frau von vorbildlicher Güte und Herzensreinheit. Der patriarchalische Geist, der in dem Elternhause gewaltet hat, ist von dauerndem Einfluss auf Hermann Baerwald geblieben. Den Jugendunterricht genoss Hermann Baerwald im wesentlichen auf dem Elisabethgymnasium in Breslau, das er 1850 mit dem Zeugnis der Reife verliess. Die Ereignisse der Revolutionszeit und das Bestreben, die Begebenheiten des Tages aus der Kenntnis der vaterländischen Vergangenheit zu verstehen, führten ihn zum Studium der Geschichte. Schon als junger Student lieferte er in Breslau eine wissenschaftliche Preisarbeit. In Berlin

gehörte er zu den vertrauten Schülern Rankes, dessen Persönlichkeit und Auffassung nachhaltigsten Eindruck auf ihn ausübten. Im Jahr 1855 erwarb er mit einer Abhandlung über „Die Erwählung König Rudolfs I. von Habsburg" den Doktorgrad. Später schrieb er eine Abhandlung „Zur Charakteristik und Kritik mittelalterlicher Formelbücher" und eine Untersuchung über das „Baumgartenberger Formelbuch". Sein Wunsch war es gewesen, nach Ablegung der Lehramtsprüfung in den staatlichen höheren Schuldienst einzutreten. Die Anschauungen der preussischen Regierung und namentlich der preussischen Schulbehörden in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre machte das für den glaubenstreuen Juden unmöglich, trotz vorzüglicher Prüfungszeugnisse, trotz der wärmsten Empfehlungen Rankes. Er wurde nicht einmal zur Ableistung des Probejahrs an einer höheren Lehranstalt zugelassen. Er begab sich nach Wien, wo er seine Studien fortsetzte und im Hause des Preussischen Consuls Moritz Ritter von Goldschmidt als Lehrer tätig war. Die Frucht der Wiener Jahre war eine Reihe von Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte. Seine Schriften fanden allgemeine Anerkennung; eine von ihnen wurde in den Berichten der Wiener Akademie veröffentlicht und trug dem jungen Gelehrten die österreichische goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft ein — aber die Universitätslaufbahn blieb selbstverständlich dem Juden verschlossen.



Dr. Hermann Baerwald.

Bei Anbruch der neuen Aera in Preussen kehrte Baerwald in die Heimat zurück. Im Vertrauen auf die Verheissungen der Verfassung hoffte er, jetzt hier eine Lehrtätigkeit ausüben zu können. Doch die Verwaltungspraxis war die alte geblieben. Baerwald entschloss sich deshalb, in den Schuldienst der Berliner Jüdischen Gemeinde einzutreten. Er wirkte längere Zeit an der damals einzigen Berliner Religionsschule und am Lehrerseminar als Lehrer. Enge Beziehungen verbanden ihn mit Michael Sachs, einige Freundschaft verknüpfte ihn mit Eduard Lasker. Seine ausgezeichneten Charaktereigenschaften, seine ungewöhnliche pädagogische Befähigung veranlassten im Jahre 1868 die Berufung Baerwalds als Direktor des Philanthropin in Frankfurt a. Main. Unter seiner Leitung wurde dieses Institut zu einer neunklassigen Realschule ausgebaut. Dass er grosse und mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden hatte, nicht zum wenigsten Schwierigkeiten, die ihm von den Behörden bereitet waren, bedarf keiner Ausführung. Er überwand sie alle. Ueber 30 Jahre hat er an der Spitze der Anstalt gestanden, die unter ihm an Schülerzahl, an Ansehen und an wohltätigen Stiftungen für Lehrer und Schüler stetig zunahm.

Hermann Baerwald hat zu den Begründern des nationalliberalen Wahlvereins gehört. Aber nicht in seiner politischen Tätigkeit lag seine hauptsächliche Stärke. Humanität war sein ganzes Sinnen und sein ganzes Leben, und darum gehörte er zur Alliance Israélite Universelle. Seit Anfang der siebziger Jahre stand er an der Spitze des Frankfurter Lokal-Comités, war er als Mitglied des Central-Comités für die Sache der Alliance Israélite Universelle mit heiligem Eifer tätig. Sein herzliches Interesse an diesem grossen Institut hat er bis in die letzten Tage seines Lebens bewahrt und bekundet.

Die Alliance Israélite Universelle wird dem hochverdienten Freunde ehrendes Andenken allezeit bewahren.

Wir führen unseren Lesern das Bildnis des Verewigten vor Augen.

RABBINER DR. FRANK-COELN.

(Mit Bildnis.)

Wenn die verdientesten Mitglieder der Alliance Israélite Universelle genannt werden, so wird auch der Name des Rabbiners Dr. Frank-Cöln genannt, der seit 1876, d. i. seit seiner Uebernahme des Rabbinats von Cöln, dem Central-Comité der Alliance angehört, und in dieser langen Zeit an allen Arbeiten der Körperschaft den treuesten Anteil genommen hat. Als in dem genannten Jahre die Constantinopeler Konferenz den Anlass bot für die von dem Central-Comité der Alliance nach Paris berufene Zusammenkunft europäischer und amerikanischer Juden, in der Schritte zugunsten der Israeliten des Orients beraten werden sollten, war Frank-Cöln unter den Delegierten. Wenige Jahre später war er es, dem auf Wunsch des Pariser Central-Comités die Nachfolgerschaft des unvergessenen Rabbiners Dr. Landsberg-Liegnitz übertragen wurde. Dr. Frank hat deutsche Uebersetzung und den Versand der Berichte der Alliance für Deutschland und das Ausland an erster Stelle besorgt und teilte die übrige Arbeit mit Theodor Oschinsky-Breslau und anderen Führern der Alliance, die heute noch in vorderster Reihe tätig sind. An der Renaissance der A. J. A. in Deutschland ist Dr. Frank mit tätig.

Dr. Frank, in Oud-Beyerland (Holland) geboren, besuchte das Gymnasium in Arnhem, danach das jüdisch-theologische Seminar und die Universität in Breslau. Er war hier ein Lieblingsschüler des Seminardirektors Frankel, dessen hebräische Korrespondenz er zumeist besorgte. Grätz, Bernays, Joël, Zuckermann hatten auf seinen Bildungsgang wesentlichen Einfluss. Sein erstes Rabbineramt bekleidete er (1868 bis 1873) in Saaz in Böhmen, das nächste (1873 bis 1876) in Linz an der Donau, seit 1876 steht er in Cöln an der Spitze des Rabbinats. Hier hat er sich seit mehr als einem

Menschenalter vorzüglich bemüht, den Frieden unter den Konfessionen zu erhalten Sein vortreffliches Einvernehmen mit den katholischen Kirchenbehörden — bis hinauf zu dem Kardinal-Erzbischof Fischer — kam ihm hierbei zu Hilfe. Tatsächlich hat sich in der Cölner Diözese der Antisemitismus nur sporadisch gezeigt. Ein Teil des Verdienstes hieran gebührt Herrn Dr. Frank, seiner Klugheit und seinem Takt.

Mit welchem Eifer Dr. Frank die Weckuug religiösen Lebens sich angelegen sein liess, zeigt schon der äussere Umstand, dass er während seines rabbinischen Wirkens 24 Synagogen — zumeist in Rheinland und Westfalen — einweihte. Dass er allen jüdischen Wohltätigkeitsanstalten in Cöln als Vorstandsmitglied angehört, ist selbstverständlich. Auch sitzt er im Kuratorium des „Israelitischen Asyls für Kranke und Altersschwache", ist Mitbegründer des „Cölner Vereins für entlassene Strafgefangene" und versieht die Funktionen als Strafanstaltsgeistlicher. Das jüdische Waisenhaus in Cöln, dessen Statuten die behördliche Genehmigung gefunden haben, ist ganz und gar sein Werk, das Ergebnis langjähriger, mühevoller Arbeit.



Rabbiner Dr. Frank-Cöln.

Dem gemeinjüdischen Interesse gehörte seine fördernde Teilnahme auf jedem Gebiet. Er ist zweiter Vorsitzender des „Verbandes der Vereine für Jüdische Geschichte und Literatur, Vorsitzender und Ehrenmitglied des Cölner Literaturvereines, Ehrenmitglied des Vereins der Lehrer Rheinlands und Westfalens, für dessen Pensionskasse er in den letzten 7 Jahren grosse Summen gesammelt hat. Gelehrte Abhandlungen hat er in der Frankelschen Monatsschrift veröffentlicht.

Ein freundlicher Zufall fügte es, dass Herrn Dr. Frank gerade am 29. Januar 1907, an welchem Tage er genau 31 Jahre rabbinischer Tätigkeit in Cöln geübt hatte, von dem Vertreter der Regierung der Rote Adlerorden IV. Klasse überreicht wurde „als Anerkennung für patriotisches Wirken und stets betätigte Vaterlandsliebe, für Ausübung der Seelsorge und das stete Bemühen, Verträglichkeit und Harmonie unter den verschiedenen Konfessionen zu fördern."

Dr. Frank gehört dem Vorstand der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft an, zu dessen werktätigsten Mitgliedern wir ihn mit aufrichtigster Genugtuung zählen.

Neue immerwährende Mitglieder:

Berlin: Kommerzienrat J. Dannenbaum, Direktor der Preussischen Pfandbriefbank, Vossstrasse 1 und Herr Louis M. Bamberger, Berlin, Königin Augustastr. 40.

* * *

Berlin. Auf die Glückwünsche zu dem 50jährigen Amtsjubiläum des verdienstvollen Mitgliedes und Vertreters der A. I. U. in Görlitz Herrn Rabbiner Dr. Freund ist der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft nachstehendes Schreiben zugegangen:

„Görlitz, 24. Januar 1907.

Vielen herzlichen Dank für Ihre Glückwünsche zu meinem 50jährigen Amtsjubiläum und die mich hochehrenden Worte, mit denen Sie dieselben begleitet haben.

Unter den vielen mich nur zu sehr ehrenden Anerkennungen, die mir an dem Tage wurden, haben mir Ihre Worte besonders wohlgetan. Sie haben mich darin erinnert, dass ich schon vor mehr als 30 Jahren es mit Freuden erfasst habe, mich in den Dienst einer so segensreichen Tätigkeit zu stellen, wie sie die Alliance weit über die Grenzen unseres Vaterlandes, ja unseres Erdteils übt.

Möge Ihrem so segensreichen Wirken zur Ehre unseres Judentums, zum Heile von Tausenden unserer Glaubensbrüder Gottes Segen und der Erfolg, der Ihnen der schönste Dank sein wird, nimmer fehlen.

Mir wird es eine Ehre sein, in dem Dienst einer von Ihnen so wirksam vertretenen Sache zu stehen.

Achtungsvoll und ergebenst
Rabb. Dr. Freund."

* * *

Berlin. Die Vorsitzenden der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft haben am 28. Januar an Herrn Bezirksrabbiner Salvendi nachstehendes Schreiben gerichtet:

„Hochgeehrter Herr Bezirksrabbiner!

Wir kommen als verspätete Gratulanten — aber nicht durch unsere Schuld. Ihre Bescheidenheit ist es, die unsere Säumnis veranlasst hat. Erst aus einem Zeitungsinserat haben wir, und auch das nur zufallsweise, erfahren, dass am 18. Januar Ihr 70. Geburtstag war.

Wir bitten Sie, unsere herzlichsten Glückwünsche entgegenzunehmen und bei diesem Anlass den Ausdruck unserer freudigsten Anerkennung für die Dienste, die Sie der Alliance Israélite Universelle seit langen Jahren erwiesen haben.

Sei Ihnen fröhliches, gesundes, rüstiges Alter bis zu der Zahl der Patriarchenjahre beschieden!

Ihre aufrichtig und verehrungsvoll ergebenen
Die Vorsitzenden
gez. Goldberger. Hallgarten."

* * *

Berlin. Der „Norddeutsche Lloyd", der in dankenswertester Weise für die jüdischen Auswanderer in Bremen und anderwärts Fürsorge-Einrichtungen, in der Hauptsache auf Veranlassung und Anweisung des Generaldirektors Wiegand, getroffen hat, feierte am 20. Februar das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens. Das Präsidium der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft hat aus diesem Anlass am genannten Tage an Herrn Generaldirektor Wiegand in Bremen nachstehendes Glückwunschtelegramm gerichtet:

Zu dem Jubiläum des Norddeutschen Lloyd, das zu einem Festtag Deutschen Unternehmungsgeistes nicht zum wenigsten durch Ihren Weitblick und Ihre organisatorische Grosszügigkeit geworden, bringen wir Ihnen die herzlichsten

Glückwünsche zugleich mit unserem Dank für die menschenfreundliche fürsorgende Teilnahme, die Sie unseren notleidenden bedrängten Schutzbefohlenen zuzuwenden nie aufgehört haben.

Das Präsidium der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle.

Goldberger. Hallgarten.

* * *

Mannheim. Die Anhängerschaft der A. I. U. im Grossherzogtum Baden mehrt sich von Tag zu Tag In hohem Masse machen sich hierbei verdient die Herren: Max Wimpfheimer in Karlsruhe, Dr. jur. Günzburger in Offenbach, Rich. Schlössingar in Heidelberg, Gabr. Bloch in Eichstetten, Rabbiner Dr. Löwenstein in Mosbach a. N., Jonas Biedermann in Garlingen, Bezirksältester Jos. Nordmann in Börrach, Jul. Kaufmann in Badenberg, Alfred Burger in Freiburg i. B.

Alle für das **Berliner Lokal-Comité der A. I. U.** und für das **Deutsche Bureau** der A. I. U. bestimmten Geldsendungen beliebe man an den Schatzmeister

Herrn **Benno Braun** in Firma **Joelsohn & Brünn, Berlin C. 19,** Hausvoigteiplatz 12

zu adressieren, eventuell durch Reichsbank-Girokonto der Firma Joelsohn & Brünn zu überweisen.



Inseratenannahme nur durch Haasenstein & Vogler A. G. in Berlin und deren Filialen.

Abonnementspreis für das Jahr in Deutschland und Oesterreich Mark 7,— (Luxusausgabe Mark 14,—), für das Ausland Mark 8—, (Luxusausgabe Mark 16). für Russland ganzjährlich 4 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen Mk. 1.— die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt.

Adresse für die geschäftliche Korrespondenz: Verlag „Ost und West", Berlin W. 8, Leipzigerstr. 31-32. Redaktion: Berlin NW. 23, Altonaerstr. 36.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin, Altonaerstr. 36. — Verlag Ost und West, Berlin W. 8.
Druck von Haasenstein & Vogler A. G., Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50.

OST UND WEST.
ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR DAS GESAMTE JUDENTUM.

Herausgegeben und redigiert
von
LEO WINZ.

Heft 4. April 1907. VII. Jahrg.

OST UND WEST IN DER JUEDISCHEN WANDERUNG.

Von Dr. S. Bernfeld.

Wenn man die Geschichte des jüdischen Volkes betrachtet, so hat man beinahe den Eindruck, als ob es in dessen Natur und Wesen gelegen hätte, stets von Ost nach West und von West nach Ost zu pendeln. In der uralten Zeit, die man als das Morgengrauen in der jüdischen Geschichte bezeichnen darf, sehen wir die israelitischen Stämme von den Ländern des Euphrat nach Kanaan wandern. Einige Jahrhunderte später beginnt die Rückwanderung nach Mesopotamien und Babylonien. Nahezu ein ganzes Jahrtausend erhielt sich dann im jüdischen Volke das Hin- und Herwandern zwischen Ost und West, wobei sich merkwürdigerweise im Laufe der Zeit zwischen der Judenheit im Osten und der im Westen dieselben kulturellen und sozialen Gegensätze ausbildeten wie in der Gegenwart. Im babylonischen Talmud ist es eine fast stereotype Redensart, über diese oder jene babylonische Lehrmeinung oder dialektische Spitzfindigkeit „habe man im Westen gelacht". Trotz der engsten Beziehungen zwischen der babylonischen und palästinensischen Judenheit flogen doch immer von hüben und drüben spitze Bemerkungen, Witze und oft auch offenener Tadel gegeneinander. Im Osten, wo damals der Schwerpunkt des jüdischen Volkes war, ärgerte man sich oft über die wegwerfende Art und Weise, in der man zu Palästina über die Juden in Babylonien zu urteilen pflegte. Aus diesem Grunde sahen viele die Wanderung von Babylonien nach Palästina nicht gern, und ein berühmter Lehrer verstieg sich sogar zu der Behauptung, es sei dies sündhaft, da die Juden in der babylonischen Verbannung so lange zu verbleiben hätten, bis sie Gott selbst nach ihrer palästinischen Heimat zurückführen würde.

In der neueren Geschichte der Juden spielt ebenfalls die Wanderung von Westen nach dem Osten nnd zurück eine bedeutsame Rolle. Als durch das römische Weltreich das europäische Abendland allmählich erschlossen wurde, wanderten die Juden zuerst westwärts, dann aber infolge verschiedener Ereignisse wieder nach dem Osten. Eine merkwürdige Episode in der jüdischen Geschichte bilden die Vorgänge gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Zwei grosse Gruppen von jüdischen Ansiedelungen, wo die Juden seit einem Jahrtausend feste Wurzel gefasst hatten, wurden gewaltsam zerstört. Die Juden in Deutschland mussten allmählich ihre alte Heimat verlassen und wandten sich nach Polen. Um dieselbe Zeit kam auf der pyrenäischen Halbinsel die schreckliche Katastrophe über die dortigen Juden, und auch sie mussten sich eine neue Heimstätte suchen. Was geschah nun? Während die deutschen Juden vom Westen nach dem Nordosten zogen, suchten die meisten spanischen und portugisischen Juden vom äussersten Westen eine Ruhestätte in dem europäischen Südosten, das damals unter der Herrschaft der aufgeklärten und toleranten Osmanen stand. Nur ein kleiner Teil dieser Flüchtlinge fand in Italien und später auch in Holland Aufnahme.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, als in Polen und den damaligen russischen Provinzen des grossen Polenreiches die schrecklichen Judenmetzeleien stattfanden, begann wieder eine stete Rückwanderung der deutschen Juden nach dem Westen. Diese Rückwanderung, die im Laufe eines Viertel-Jahrtausends verschiedene Zielpunkte gefunden hat, ist in der letzten Zeit zu einer grossartigen Emigration nach Amerika geworden. Es ist somit kein Zweifel, dass wir es gegenwärtig mit einer grosse Dimensionen annehmenden Wanderung der Juden nach der westlichen Halbkugel zu tun haben. Ueber die kulturgeschichtlichen Einzelheiten dieser ewigen Wanderung des jüdischen Volkes liesse sich ein interessantes Buch schreiben. Denn dadurch hat sich dieses Volk eigenartig ent-

wickelt, national und kosmopolitisch zugleich. Und nicht nur das, die Kulturgeschichte der Menschheit ist von dieser Erscheinung überall und zu allen Zeiten stark beeinflusst. Die Spuren des jüdischen Geistes sind bei allen Völkern zu finden, selbst bei solchen, die seit Jahrhunderten alle Gemeinschaft mit dem jüdischen Volk aufgegeben zu haben glauben. Am merkwürdigsten aber ist das *sprachliche Problem* der Juden.

Als die israelitischen Stämme aus dem Morgenlande erobernd in Kanaan eindrangen, sprachen sie zweifellos aramäisch, die Sprache ihres Heimatlandes. Das Hebräische, die Sprache Kanaans, haben sie von den unterworfenen Stämmen übernommen und sie zu ihrer nationalen Sprache gemacht, in der sie das niedergelegt haben, was für ewige Zeiten das geistige Merkmal des jüdischen Volkes und dessen Bedeutung in der Weltgeschichte bilden wird. Die kanaitische Sprache ist somit zu einer israelitischen geworden, zu einer, die von der Bevölkerung, die sie einst gesprochen, losgelöst wurde und mit der kulturellen Entwicklung des jüdischen Volkes aufs innigste verknüpft ist. Nachdem aber die Juden in dieser Sprache alles niedergelegt hatten, was ihre geistige schöpferische Kraft zu bieten hatte, kehrten sie zu ihrer ehemaligen Muttersprache zurück, zu der aramäischen. Auch in dieser Sprache schuf das Volk manches hervorragende Geistesprodukt, und obwohl die Juden dieses Idiom mit mehreren anderen Völkern in Vorderasien teilten, ist durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände das aramäische nur als Volks- und Literatursprache der Juden geblieben. Wir haben kaum eine Ahnung davon, wie die eigentlichen aramäischen Stämme diese Sprache gesprochen und literarisch verwendet haben. Denn die zahlreichen literarischen Denkmäler des aramäischen Idioms sind ihrem Inhalt nach jüdisch, in ihnen werden ausschliesslich Dinge behandelt, die das Judentum betreffen. Man muss annehmen, dass dadurch die Sprache lexikalisch, d. h. in ihrem Wortschatz und auch in ihren Formen vieles vom Judentum übernommen hat. Wir haben also diese Sprache nur in der Gestalt, in der sie sich bei den Juden entwickelt hat. — Dass die Juden auf ihrer tausendjährigen Wanderung an verschiedenen Orten verschiedene Sprachen angenommen und in der Folge diesen Sprachen den Stempel ihres geistigen Lebens und Schaffens aufgedrückt haben, ist ja bekannt. Ein Stück jüdischen Kulturlebens ist aufbewahrt in der griechischen Sprache, in der syrischen, arabischen und persischen. Von den neueren Sprachen spielen die deutsche und spanische im Leben der Juden die grösste Rolle. Für absehbare Zeit kann man sogar behaupten, dass abgesehen von einigen kleinen Sprachgebieten, die Juden sich in eine grössere deutsche und eine kleinere spanische Hälfte teilen. Es sieht so aus, als ob das Volk, das bereits so viele Sprachen gelernt und wieder vergessen hat, nunmehr bei diesen beiden genannten bleiben will, die so innig mit seiner Geschichte im letzten Jahrtausend zusammenhängen. Ein Irrtum ist es, wenn man glaubt, dass *alle* deutsch- oder jüdischdeutsch sprechenden Juden von denen abstammen, die vor Jahrhunderten die deutsche Heimat verlassen mussten und in der Fremde die nun einmal angenommene Muttersprache in rührender Anhänglichkeit wahrten. So viele Juden sind gar nicht von Deutschland nach Polen eingewandert. Tatsächlich haben die deutschen Einwanderer im Osten und im Nordosten zahlreiche jüdische Gemeinden vorgefunden, die ihr slavisches Idiom sprachen. Da ihnen aber die deutschen Juden kulturell überlegen waren, so verdrängte die deutsche Sprache allmählich die slavische. Die jüdischen Emigranten haben somit in der Fremde nicht nur unter sich die deutsche Sprache erhalten, sondern auch mit ihr andere Sprachgebiete erobert. Dasselbe gilt auch für die spanisch redenden Juden im Südosten von Europa, in Nordafrika, in Egypten, in Syrien und Kleinasien. Bevor die grosse Wanderung von der pyrenäischen Halbinsel begonnen hatte, gab es in den genannten Ländern grosse Gemeinden, in denen slavisch, griechisch oder arabisch gesprochen wurde. Diese Sprachen wurden erst im Laufe der Zeit nach und nach ver-



REGINA MUNDLAK. STUDIE.

drängt, wobei sich kleine Reste bis auf den heutigen Tag erhielten, in manchen Gemeinden aber neben der spanischen auch die frühere Sprache noch gilt. Allerdings darf man nicht annehmen, dass die Auswanderer aus Spanien und Portugal, die man auf etwa 300 000 schätzte, diese Eroberung auf dem sprachlichen Gebiet vollzogen hätten. Etwa zwei Jahrhunderte hindurch erhielten sie von ihrer ehemaligen Heimat dadurch Zuzug, dass viele, die zuerst als Scheinchristen in Spanien und in Portugal zurückgeblieben waren, dort doch nicht bleiben konnten und sich zu ihren ehemaligen Leidensgenossen flüchteten. Was sich jetzt vor unseren Augen vollzieht, dass nämlich russische, polnische, und rumänische Juden, die sich in der neuen Welt einigermassen eingebürgert haben, nach und nach ihre in der Heimat zurückgebliebenen Verwandten und Bekannten zu sich kommen lassen, geschah damals mit den spanisch-jüdischen Emigranten. Nur dieser Zuzug, der zwei Jahrhunderte anhielt, ermöglichte ihnen, alte griechische, slavische oder arabische Gemeinden allmählich zu romanisieren.

Auf eine volkspsychologisch merkwürdige Erscheinung möchte ich noch hinweisen. Für die deutsch redenden Juden ist die deutsche Sprache einfach die „jüdische" geworden, worüber nur Narren spotten können. Auch die spanischen Juden bezeichnen die von ihnen gesprochene spanische Mundart als „judaïsmo". Bekanntlich ist ein Teil des hebräischen Wortschatzes in den jüdisch-deutschen Dialekt eingedrungen. Auch der jüdisch-spanische Dialekt enthält manche hebräische Worte, aber bei weitem nicht in dem Umfang wie der jüdisch-deutsche. Wie kommt das? Bei den deutschen Juden war das geistige Leben viel tiefer in alle Volksschichten eingedrungen, alle strebten danach, das hebräische Schrifttum zu kennen, in dem sie lebten und geistige Nahrung fanden. Was sie diesem Schrifttum entnahmen, trugen sie zum Teil in die deutsche Umgangssprache hinein. Es ist bekannt, dass sie zumeist für Begriffe und Vorstellungen aus dem geistigen Leben die Bezeichnungen aus dem Hebräischen entnahmen. Die deutsche Sprache bot ihnen diese nicht zur Genüge, da die jüdischen Massen kulturell den deutschen Massen in den früheren Jahrhunderten weit voran waren. Bei den spanisch redenden Juden hingegen standen die Dinge ganz anders. Auch in der besten Zeit blieb die Kenntnis des hebräischen Schrifttums auf den engen Kreis der Gebildeten und Gelehrten beschränkt. Die unteren Massen wussten nicht viel davon. Da aber das Spanische als Kultursprache sich früher entwickelte als das Deutsche, so brauchten die Juden in ihrem Kulturleben nicht so oft ihre Zuflucht zu dem hebräischen zu nehmen. Auf diese Weise hat sich die jüdisch-deutsche Mundart viel jüdischer entwickelt als die jüdisch-spanische.



REGINA MUNDLAK. JUEDISCHER KNABE AUS POLEN.

NEUES VON LESSER URY.

Nachdruck verboten.

Es ist etwa elf Jahre her, seit Lesser Ury zum erstenmale sein „Jerusalem“ ausstellte. Damals schrieb Oskar Bie: „Ich bin glücklich, bei dieser Gelegenheit einmal meine ganze grenzenlose Bewunderung der Uryschen Kunst aussprechen und belegen zu können. Denn Urys Werk ist nicht nur sein Meisterwerk, es ist ein Meisterwerk der gesamten modernen Kunst, es ist ein kunstgeschichtliches Bild . . .“ Seit damals sind elf Jahre vergangen, seit damals ist Lesser Ury ins Riesenhafte gewachsen, seit damals hat Lesser Ury eine ganze grosse Galerie von Meisterwerken emporgebaut.

Nun hat er für seine Galerie, die leider noch nicht Gemeingut des Volkes geworden, zwei neue Werke hervorgezaubert: ein grosses Gemälde „Sintflut“, ein kleineres „David im Gebet“. Zwei Werke höchster Menschheitskunst. Man steht vor dieser „Sintflut“ wie vor einem Phänomen, schüttelt sich vielleicht vor Grauen, fühlend, dass hier ein Meister die Tragik des Lebens in bisher unerhörter Weise dargestellt, blossgelegt und in all ihren mordenden Wirkungen förmlich verkörpert hat. Man schüttelt sich vor Grauen . . . Aus den ungeheuren nebligen Wassern, deren blendendweisse Wellen hoch emporschlagen, ragt ein mächtiger Felsen auf: die letzte Zuflucht der letzten drei Urmenschen. Einer von ihnen, der mittlere, stürzt eben in die Fluten, im letzten Momente noch den rechten Fuss um eine Felskante klammernd. Schon aber werfen sich die Wasser über den Körper . . der Tod ist da . . . Und während er gierig an dem Manne saugt, mit seinen Wassern in Mund und Augen dringt, ringen die beiden Mitmenschen noch um das nackte Leben . . . Muskeln und Sehnen spannen sich: Ein furchtbarer Kampf letzter Kräfte mit dem tötenden Element. Man sieht, wie der eine von beiden, ein knorriger Kerl, mit rötlich schimmerndem Haar, die rechte Hand um den Felsen schlingt und mit den starken Fingern der Linken ein höher strebendes Stück des Felsens packt, während der rechte Fuss gegen einen Block sich wuchtig stemmt. Wie da der Kopf sich im Nacken dreht, wie da die Augen tierisch wild zur Seite blitzten, als spritzte ihm schon der weisse Gischt entgegen! Und dann der andere von jenen dem Tode Geweihten: der liegt platt vom Felsen hernieder, Hinterkopf und Rücken aneinanderpressend, mit beiden Händen übermenschlich die Zacken umspannend, während die Füsse schon von einem langsam sich abbröckelnden Block, auf dem sie vor Sekunden noch fest geruht haben, langsam herniedergleiten . . . Man empfindet: im nächster Augenblick schrumpft auch die Kraft dieses Menschen in nichts zusammen. Denn von oben herab drücken die schwergrauen Wolken, drücken die schwergrauen Regenmassen auf die braunen Felsen nieder, hüllen ihn ein, hüllen die menschlichen Körper ein, machen sie schauern, und aus der Tiefe brausen schon die weissen Wasser höher empor und ringeln sich wie weisse Schlangen um die Füsse der Menschen . . Ein grauenhaftes, aber grandioses Schauspiel! Und wie Lesser Ury hier, von dem mächtigen Vorwurf des Gemäldes abgesehen, die Technik an sich meistert, ist wunderbar. Ury, der Aktmaler, der vor einem Vierteljahrhundert beim berühmten Portaels in Brüssel den ersten Preis im Aktmalen errungen, zeigt sich hier in seiner vollendetsten Kunst. Und gleich unübertrefflich ist, wie Ury, der farbenfrohe Meister des blauen Gardasees, das graue Meer hinmalte in seiner endlosen Weite, seinen seltsamen Sturmspiegelungen.



LESSER URY — David im Gebet. — BERLIN.

Und neben diesem gewaltig-düsteren Bilde das Werk der reinsten, hellsten Andacht: „David im Gebet.“ Aus dem sonngebräunten Knabenkopfe blicken die dunklen Augen verklärt zum Himmel empor, der mit weichen weissen Wolken bedeckt ist. Nur da und dort lugt ein Streifen Blau, ein Streifen Grün hervor. Und seitwärts von dem betenden Juden steht Goliath da, zu einer schattenhaften Erscheinung zusammengeschrumpft, als hätte den Riesen schon der Anblick des Betenden niedergezwungen.

Berlin. Adolph Donath.

JUNG-HEBRAEISCHE LYRIK.

Von Samuel Meisels (Charlottenburg).

Den grossen Zeitraum von dem glänzenden Dreigestirn, den Dichterfürsten Jehuda Halevy, Ibn Esra und Ben Gabirol bis in die Aera Mendelssohns und noch weit darüber hinaus kann man mit Recht als die dichterlose Zeit im Judentume bezeichnen. Die Quellen der jüdischen Lyrik waren versiegt. Die Zionsharfen schienen zerschlagen, ihre Saiten geborsten. Kein Laut war hörbar, selbst die alten Klagetöne verhallten, ohne das leiseste Echo zu wecken. Es war eine Zeit der unumschränkten Herrschaft des Geistes, der jedes Gefühl verstummen macht. Stellten sich manchmal innere Gefühlsregungen ein, lohten manchmal im Herzen die Flammen der Begeisterung auf, so suchte man sie weniger durch eigene lyrischen Ergüsse als durch bereits vorhandene ältere zum Ausdruck zu bringen. Man kümmerte sich wenig darum, ob diese alten Klänge zu den neuen Zeitstimmungen passten. Und schliesslich muss man nicht immer in Schmerzen und Leiden poetische Tränen vergiessen. Es lässt sich auch in schlichter Prosa weinen und wehklagen . . .

Erst in den Zeiten der Emanzipationsbestrebungen der Juden, besonders aber in der darauffolgenden Aufklärungsperiode erstand dem Judentum eine Anzahl von hebräischen Dichtern, die im bekannten Musivstil oder in der Form der sogenannten „Pijutim“ ihre Lieder und Hymnen sangen. Allein diese Dichter waren keine Lyriker im eigentlichen Sinne; ihre Dichtungen boten ein Gemisch von philosophischen Betrachtungen und moralischen Sentenzen, sprühendem Wortwitz und trockenem Humor, schwulstigen Phrasen und gereimter Prosa. Reine Gefühlsergüsse waren ihnen fremd. Jedes Ding lief bei ihnen auf die Moral hinaus, die ihnen der Inbegriff alles Schönen war. Da sie eine grosse Vorliebe fürs Lehrhafte besassen, bevorzugten sie das didaktische Gedicht. Diese Bevorzugung der Lehrgedichtsgattung hat sich bei den hebräischen Dichtern bis Ende der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts erhalten. Aus diesem Grunde haben sie auch aus allen Literaturen nur das herübergenommen, was lehrhaft, moralisch, tendenziös war. Sie liebten das Schwerfällige und Gedankenreiche. Für die Reize einer leichtbeschwingten Muse ging ihnen das Verständnis ab. Die tiefgründigen, mit metaphysischen Gedanken durchwebten Gedichte Schillers sagten ihnen mehr zu als die sanft dahinfliessenden Klänge der Goetheschen Poesie oder die tänzelnde Lyrik Heinrich Heines. Schiller war auch der erste deutsche Dichter, von dem eine grössere Auswahl von Gedichten in hebräischer Uebersetzung erschienen ist.

Dazumal wurde in der jüdischen Poetenschule mit der poetischen Lizenz insofern Missbrauch getrieben, als jeder, der hebräisch schreiben und reimen konnte, für sich die Lizenz beanspruchte, zu dichten. Da gab es neben einigen wirklichen Poeten viele Reimschmiede in Israel. Jeder Stubengelehrte, der Studien oblag, die von der Dichtkunst weltenweit entfernt sind, betrieb das Handwerk der



LESSER URY — **Die Sintflut.** — BERLIN.

Reimschmiedekunst als Nebenbeschäftigung. Es ist charakteristisch, dass damals fast kein einziges Buch in hebräischer Sprache — mochte es ein Buch über hebräische Synonymik oder eine Konkordanz, ein Lehrbuch der Geographie oder ein Leitfaden der Geschichte sein — ohne einleitendes Gedicht in die Welt gesetzt wurde. Dieser Brauch hat sich dermassen eingebürgert, dass eine gereimte Einleitung unerlässlich notwendig wurde zu jedem Buch. War das Werk ein Original oder eine Uebersetzung — das Gedicht als Geleitwort durfte unter keinen Umständen fehlen . . . In den meisten Fällen war dieses Gedicht ein Hymnus auf die hebräische Sprache, in der „Adam und Eva, lustwandelnd im Garten Eden, sich verständigten, in der Gott vom Sinai zu seinem Volke sprach, in der die gotterfüllten Propheten Strafreden hielten und in der der Sänger auf dem Throne seine herrlichen Psalmen sang". Oder es war eine Elegie auf den Niedergang der hebräischen Sprache, die wie „eine Witwe dasitzt, von ihren Kindern verlassen" . . .

Freilich hat die jüdische Literatur dieser Epoche einige Dichter zu verzeichnen, in deren Dichtungen der Puls einer warmen Empfindung zu vernehmen ist. Sie meisterten die hebräische Sprache mit einer Virtuosität, die jedem Kenner Bewunderung abringt. Mit grosser Kunstfertigkeit wendeten sie in ihren Gedichten das Bibelwort an, in dieser Weise, dass es in seiner alten Form einen neuen Gedanken erhielt. Sie waren Meister des Wortes; sie schufen keine neuen Worte für die neuen Begriffe, sondern sie besassen ein feinentwickeltes Sprachgefühl, das sie befähigte, den vorhandenen hebräischen Wortschatz auszubeuten und dem Bibelwort, je nach seiner Stellung im Satzgefüge, einen neuen Sinn zu geben. Dass dieses strikte Festhalten am Stil der Bibel zuweilen den dichterischen Schwung hemmte und in ein leeres Wortgeklimper ausartete, ist erklärlich. Aber auch Dichter sind Kinder ihrer Zeit. Wie das Judentum, namentlich im Osten, zu jener Zeit nur nach dem Buchstaben lebte, so dichteten seine Poeten nach dem, was geschrieben stand — nämlich: frei nach der Bibel. Sie schöpften den Stoff zu ihren Dichtungen nicht aus ihrer Brust, aus dem vollen Menschenleben, aus der grossen weiten freien Natur, sondern — aus der Bibel. Den Zauber des Frühlings, das Malerische einer herrlichen Landschaft, das Rauschen der Flüsse, das Säuseln der Winde, das Jubilieren der Nachtigallen — all dies sahen sie nicht und hörten sie nicht, sondern lasen es aus der Bibel heraus. Das Ergebnis: alle ihre Frühlingslieder waren in Reime gebrachte Bruchstücke aus den Psalmen und dem Hohenliede; alle ihre Landschaftsbilder hatten ein palästinensisches Aussehen; alle ihre Metaphern waren biblisch. Bei jedem Sonnenaufgang ging die Sonne heraus „wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, frohlockend wie ein Held, die Bahn zu durchlaufen"; im eisigen Norden sass der Bauer „friedlich unter dem Schatten seines Feigenbaumes"; und wo die Rebe nie geglüht, kelterten die Winzer Weintrauben in den Keltern und sangen ein Heidodlied. Bezeichnend waren auch ihre Liebeslieder. Da hiess jede Geliebte Sulamith und eine glich der andern wie ein Tropfen Wasser dem zweiten: die Augen waren wie die Teiche zu Hebron am Tor Bethrabbim, das Haar wie eine Herde Ziegen, gelagert am Berge Gilead, die Zähne, wie eine Herde Schafe, die aus der Schwemme kommen die Brüste wie zwei junge Rehzwillinge, die unter Rosen weiden, der Hals wie ein elfenbeinerner Turm, das Haupt wie der Karmel — also alles genau nach Muster der Sulamith im Hohenliede Salomos. In vielen Fällen brachte die Schlussstrophe des Liebesliedes eine Enttäuschung, denn es stellte sich heraus, dass die vom Dichter angeschwärmte Dame gar kein Wesen von Fleisch und Blut war, auch keine schaumgeborene Meeresgöttin, sondern die lichtgeborene „Haskala" (Aufklärung), die Tochter des Himmels, die die Finsternis bekämpft und den Menschengeist erleuchtet . . .

Erst mit dem Dichter-Trifolium Adam Lebensohn, seinem leider früh verstorbenen Sohn Micha Josef Lebensohn und Juda Leib Gordon beginnt eine neue Epoche in der hebräischen Poesie im besonderen und in der jüdischen Poesie überhaupt. Sie bilden die Vorläufer der modernen hebräischen Lyrik, obwohl die moderne Dichterschule an diese Meister sehr wenig anlehnt. Die hebräische Lyrik berührt jetzt ganz andere Saiten und entlockt diesen ganz andere Töne, als man früher zu hören gewohnt war. Etwas Melodisches und Weichklingendes tönt aus ihren Gedichten heraus. Jedes Gedicht ist aus der Zeit heraus gedichtet, aus dem Born des frisch sprudelnden Lebens geschöpft.

* * *

Die führende Rolle unter den junghebräischen Lyrikern hat Chaim Nachman Bialik, ein starkes Talent von grosser dichterischer Kraft und von unerschöpflicher Sprachgewalt. Bialik steht am Scheidewege, zwischen zwei Epochen, wo er sich mit den jüngsten alten und den ältesten jungen hebräischen Lyrikern berührt. Er beginnt als Epigone Juda Leib Gordons und wächst sich allmählich zum Vorläufer vieler jüngern Talente aus. Also halb Jünger, halb Meister; kein ganz moderner hebräischer Dichter, aber einer, der sich modernisierte, um schliesslich seinen Nachfolgern den Weg zur Moderne zu zeigen. Bialik hat eine gradlinige spontane natürliche Entwicklung durchgemacht; er hat viele Hemmnisse überwunden, sich durch manche Hindernisse durchgerungen, aber ohne Schwingübungen und Kunstsprünge. Diese Tatsache verdient um so eher der Erwähnung, als Bialik vom Beth-ha-midrasch den Schritt zum Parnas unternahm. Viele vor ihm sind gleichfalls aus dem Beth-ha-midrasch zu des Dichters Bergeshöhen gestiegen. Aber Bialik ist den Weg gegangen, jene sind gesprungen. Jeder Beth-ha-midrasch-Jünger ist in der Regel zu seinem eigenen Schaden ein Voltigeur. Bialik war es nicht. Schon dieser natürliche Entwicklungsgang zeigt ihn als Modernen.

Zwei Epochen lassen sich schon jetzt in Bialiks dichterischem Schaffen unterscheiden. Die eine bedeutet den Abschied vom Beth-ha-midrasch, die andere den Eintritt ins Leben. Dieser Uebergang vollzieht sich ohne Katastrophe und hinterlässt keinen Zwiespalt in der Natur des Dichters. Seine Brust wird dadurch nicht zum Wohnsitz der männiglich bekannten „zwei Seelen". Es ist eine grosse Dichterseele, von Natur aus mit einer reichen Entwicklungsmöglichkeit ausgestattet, sodass man bereits am Ausgangspunkt das ferne Endziel sehen konnte. Ein stetes Vorwärtsgehen, ein immerwährendes Aufwärtssteigen . . . . Wollte ich die bis jetzt in vier Bänden vorliegenden lyrischen Gesänge Bialiks mit einem Schlagworte kennzeichnen, ich würde sie „Der Gang zum Licht" nennen. Sein erstes Gedicht schildert einen melancholisch düstern Herbsttag, wo alles in Nebelschleier gehüllt ist und ewige Finsternis den Himmel umlagert; in seinen letzten gedruckten Gedichten badet er in Sonnenstrahlen und kann sich nicht satt baden und ruft aus: „Mehr Licht, o Gott des Lichts, gib Licht!"

Der Abschied vom Beth-ha-midrasch fiel dem Dichter schwer. Es war ein Abschied unter Tränen, ein Abschied voller Rührseeligkeit von der Stätte, wo er seine Jugend zwischen kahlen Wänden und dickleibigen vergilbten Folianten hinwelken sah. Immer wieder wirft der Dichter einen Blick nach dem Beth-ha-midrasch, dem Grabe seiner Jugend. Er sehnt sich manchmal zurück nach dem alten melancholischen Lehrhaus, nach dem alten weltfremden Talmudstudium mit seiner Kasuistik und nach dem monotonen Singsang. Er entdeckt nachträglich Lichtspuren in dieser fahlen Düsterkeit, Poesie in dem prosaischen Talmudstudium. Gleichzeitig überkommt ihn ein glühender Zorn ob dem Dahinschwinden der Jugendjahre ohne Schönheit, ohne Frühlingsluft und Sonnenschein. Aus dieser Doppelstimmung heraus sind die formvollendeten Gedichte „Der Fleissige", „An der Schwelle des Lehrhauses" entstanden. Namentlich jenes ist ein Gedicht von kulturhistorischem Wert, eine Apotheose auf den Talmudjünger und seinen Heroismus, zugleich eine Anklage gegen die Verknöcherung im Buchstabenkult. Der Dichter schildert den ganzen Lebensjammer des Bachurs, der in den Tiefen des Talmud seine Jugend ertränkt, der das Wort der jüdischen Schriftgelehrten: „Brot und Salz und Brunnenwasser und hartes Lager und — Thorastudium" zur Wahrheit macht. Oft denkt der Dichter zurück an seine Kampfgenossen, die mit der Waffe des dialektisch scharf zugespitzten Worts kämpften, deren ganzes Jugendleben ein Wortgefecht war; oft wähnt er ihre schmelzend traurigen Stimmen zu vernehmen, und seiner tiefempfindenden Brust entringt sich der Seufzer:

Und denk ich an ihre Stimme, die stöhnte
Wie Ächzen Erschlagner in Mitternachtsstunde,
Dann schreit es in mir: O Gott, du Gerechter,
Weshalb gehn denn all diese Kräfte zugrunde?

Nur ein Bachur, der das düstere Beth-ha-midrasch-Leben mitgemacht hatte wie Bialik, konnte das Bachurimwesen so ergreifend und so plastisch malen. Voraussichtlich ist Bialik der letzte Dichter, den das Beth-ha-midrasch der neuhebräischen Literatur geschenkt hat. Denn die Goluthspezies der Bachurim ist im Aussterben. Die Nachfolger Bialiks kommen aus ganz anderen Kreisen als dem Beth-ha-midrasch. Und dieser letzte Bachur-Dichter hat das altjüdische Lehrhaus und den Bachur in herrlichen Liedern verewigt. Im „Fleissigen" lebt, wie ein hebräischer Kritiker treffend bemerkt, der Bachur unsterblich im Gesange, noch bevor er im Leben untergegangen ist.

Der Eintritt ins Leben, das erste Atmen in der freien Natur, das erste Sichsättigen mit Schönheit und Blumenduft — geschieht vom Dichter mit einer gewissen „talmudischen" Weihe, ja mit einer gewissen Traurigkeit. Tiefe Schwermut atmen die ersten Gedichte von Bialiks zweiter, reiferen Periode. Der Dichter hat zwar das alte Lehrhaus verlassen, aber er scheint einige vergilbte Schriften als Talismane mit sich zu führen. Er kann noch nicht die „Flügel des Gesanges" ganz frei bewegen, denn sie sind noch immer von Talmudfolianten belastet. Bialik tritt in die schöne freie Natur, und Buchstaben schwirren vor seinen Augen . . . Das Ährenfeld, die Wölkchen am Himmel, die Tannen im Walde — sie sind Buchstaben einer himmlischen Schrift, die er liest und mit Kommentaren versieht. Die ganze Natur wird ihm zum Talmudfolianten oder zu einem mystischen Werke der Kabbala. . . Er lässt die Schönheit der Natur nicht unmittelbar auf sich einwirken, er trägt vielmehr seine innere Stimmung auf sie über. Er denkt mehr in sie hinein als er aus ihr herausfühlt. . . Der Dichter fühlt sich mitunter fremd mitten in der Natur, wie wenn er nicht so recht hingehörte. Ist er nicht seit Jahrhunderten durch die Grausamkeit der Menschen der Natur entfremdet worden? Ist Mutter Erde auch seine Mutter? Darf er den Duft der Blumen atmen, die er nicht gepflanzt? sein Auge am herrlichen Anblick des mattgoldnen Aehrenfeldes weiden, das er nicht bebaut? Solche Gedanken überkommen ihn „Im Felde".

Hin aufs Feld! Dort stehen Hütten in des Friedens ewger Weihe,
In den Hütten leben Menschen, gottgeliebte, sorgenfreie,
Sehen ihrer Arbeit Segen, wie er wächst von Tag zu Tage —
Ach, und dort klagt meine Sehnsucht manche wilde Sehnsuchtsklage.

Hin aufs Feld! die heilgen Stimmen im Getreide will ich hören,
Und den Wind, wenn er vorüberhuscht, das hohe Rohr zu stören,
Und im Feld das leise Brodeln und im Berg das tiefe Gähren.
Und warum die Köpfchen rühren, volle, flaumige, die Ähren.

Ins Getreide will ich schleichen, niederkauern, mich verstecken,
In die gelbe Flut mich tauchen, dass mich ihre Wellen decken.

Drüben schweigt der Wald; mich schauerts, Waldesschweigen zu belauschen
Und die Bäume, wie sie Träume tiefgeheimer Nächte tauschen.

Hin zur Erde will ich fallen, mein Gesicht darin verschmiegen
Und mit einer bittern Frage weinend ihr im Schosse liegen.
„Sag mir, liebe Mutter Erde, warum tränkt nicht voller Gnaden
Deine Brust auch meine arme Seele, krank und mühbeladen?"

Keine Antwort — zu des Berges Saum ist Sonnenblut ergossen.
Ich von Wand und Wand der hohen Ähren wonnevoll umschlossen,
Ganz umwallt, umballt von Schatten, die auf mich herniedersinken,
Schreit ich, Himmel mir zu Häupten, Korn zur Rechten, Korn zur Linken.

— — — — — — — — — — — — — —

Vor des Feldes lichter, froher Majestät, ein Bettler steh ich,
Und wie nackt ich bin und elend, erst zu dieser Stunde seh ich.
Meine Hände nicht, ihr Aehren, schufen euch in Müh und Walten,
Meine Kraft hat nicht gesät hier, ich nicht werde Ernte halten.

War es Schweiss von meiner Arbeit, der den schwarzen Boden tränkte?
Mein Gebet, dem sich der Himmel gnädig wies und Regen schenkte?
Ihr gedieht, doch nicht um mein Herz, meine Augen nicht zu rühren —
Ach, so wird nicht meiner Lieder Jubel euch zur Scheune führen.

(Uebersetzt von Bernhard Fuchs.)

In diesem Gedichte zeigt sich Bialiks Meisterschaft in der Naturmalerei Zum wahren Künstler entfaltet er sich in seinen spätern Gedichten „Frühlingswehen", „Mysterien der Nacht", „Morgengeister", „Sommerlieder". Sein stimmungsreiches Gedicht „Licht" dürfte in der neuhebräischen Literatur den Rang einnehmen, den Schillers Spaziergang in der deutschen Literatur einnimmt. Auch eine Reihe von sinnigen Balladen hat Bialik gedichtet, darunter die „Zwerge der Nacht", eine Wichtelmännchengeschichte, die sich anmutig liest wie Goethes „Hochzeitslied". Nur in seinen Liebesgedichten, von denen bisher im ganzen sieben erschienen sind, kommt er über die Mittelmässigkeit nicht hinaus. Allerdings fanden auch diese Gedichte in den hebräisch lesenden Kreisen viel Anerkennung, und ein bedeutender hebräischer Kritiker scheute sich nicht, zu erklären, dass Bialiks Liebeslied „Ein Brieflein schrieb sie mir" nicht seinesgleichen in der ganzen Weltliteratur fände. — Was Wunder? Waren doch die echten gefühlvollen Liebeslieder bis jetzt so rar in der neuhebräischen Literatur! Und alles Neue liebt man zu überschätzen. Im deutschen Dichterwald, wo die Nachtigallen Goethe und Heine ihre Liebeslieder sangen, würde man Bialiks Liebeslieder doch etwas niedriger bewerten.

Soll ich noch vom Dichter-Propheten Bialik sprechen? — Nach den Judenmetzeleien in Kischinew hat Bialik drei Gedichte, richtiger prophetische Strafreden unter dem Gesamttitel „Von den Gedichten des Zorns" veröffentlicht. Das sind Lieder des grossen Zorns, wie sie keine zweite Literatur aufzuweisen hat, aufweisen kann. Diese Lieder hat die Volksseele gedichtet, die seit Jahrtausenden gemarterte, in Blut getränkte jüdische Volksseele. . . Keines Malers Pinsel hätte die schrecklichen Szenen des Judenmassakers in Kischinew so plastisch darzustellen vermocht, wie Bialik sie in diesen Gedichten schildert. Und doch ist er hier weder Künstler, noch Maler noch Dichter, sondern Prophet. Der Prophet, dessen Stimme wie ein Donner dahinrollt, weit hinter die Berge, und alles, was lebt und nicht lebt, mitreisst, aufrüttelt, aufpeitscht, dass es jammert und wehklagt ob der Schmach unserer Zeit. Ein moderner Prophet, der nicht, von dem göttlichen Strahl geblendet, zu Boden fällt und sein Gesicht verbirgt, der vielmehr eine erschütternde Klage hinausschleudert darüber, dass Gott sein Volk verlassen, gegen das Volk, das die Makkabäer hatte und sich wie das Vieh abschlachten lässt, gegen die menschliche Gesellschaft, gegen die Gerechtigkeit selbst.

Gerechtigkeit, bist du kein Schein — so lass dich sehn!
Wird aber erst, nachdem ich spurlos bin vernichtet,
Dein Thron hienieden wieder aufgerichtet,
So soll dein Thron verflucht in Trümmer gehn!
Der Himmel soll im Frevelfrass verschwinden!
Und ihr, Barbaren, lebt in euern Sünden,
Und wascht in unserm Blut sie rein! — — —

(Schluss folgt.)

NEUES VON DEN FALASCHAS.

Von A. Tobias.

Weit unten im subtropischen Afrika, im alten Aethiopien, dem heutigen Abessinien, lebt uns seit unvordenklichen Zeiten ein Bruderstamm, von dem wir bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts gar nichts gewusst hatten: die Falaschas oder die schwarzen Juden. Erst um jene Zeit brachten europäische Reisende, die bis nach Abessinien vordrangen, die Kunde von der Existenz jüdischer Gemeinden in diesem Lande, doch waren ihre Nachrichten derart von Wahrheit und Dichtung gemischt, dass man sich kein klares Bild von dem Gegenstand machen konnte. Aber das Interesse der europäischen Judenheit war geweckt, und diese hat seither mehreremale versucht, sich mit den Juden im Reiche des Negus in Verbindung zu setzen. Im Jahre 1829 hat Louis Marcus im Journal Asiatique alle bis dahin bekannt gewordenen Nachrichten über die Falaschas gesammelt und auf Grund derselben ihre Geschichte zu konstruieren unternommen. Später bemühte sich S. D. Luzattos leider allzufrüh verstorbener Sohn Ohêv-Gêr (Philoxène), mit den abessinischen Juden in direkten

Verkehr zu treten. Die Mittel zu einer so kostspieligen und beschwerlichen Reise hatte er natürlich nicht. Aber der französische Reisende Antoine d'Abbadie, der eine Forschungsreise nach Abessinien antrat, nahm einen Brief an die Falaschas von dem genannten jungen Gelehrten mit und brachte in der Tat eine Antwort von ihrem religiösen Oberhaupt Abba Isaak nach Europa, die im Jahre 1851 in vielen jüdischen Zeitungen veröffentlicht wurde. Das erregte zugleich die Aufmerksamkeit der protestantischen Missionare, und da diese bereits früher im Lande tätig waren, so erwirkten sie beim Negus die Erlaubnis, die Falaschas zu bekehren. Sie stiessen auf grossen Widerstand, aber ein merkwürdiges Zusammentreffen kam ihnen zu Hilfe. Die Falaschas hatten gehört, dass in Jerusalem Juden existierten, andererseits erzählten ihnen die Missionare von der Ankunft des Messias. All das versetzte sie in helle Begeisterung, und dem Trieb eines naiven Glaubens folgend, verliessen sie in grossen Massen ihr Heimatland und machten sich auf gen Norden bis Tigré, von wo aus sie nach Palästina zu gelangen hofften. Natürlich fanden sie, anstatt des Weges nach Jerusalem, nur Not und Elend. Von Krankheiten und Hunger dezimiert, verzichteten sie endlich auf das Unternehmen, Tausende von ihnen gingen zugrunde, der Rest trat den Heimweg an. Diese Notlage machten sich die Missionare zunutze, und mit Hilfe der Behörden, die auf die Unglücklichen eine Pression ausübten, machten sie eine grosse Anzahl Falaschas ihrem väterlichen Glauben abtrünnig. Schon glaubte die Mission, wenigstens im Herzen von Afrika über das Judentum zu triumphieren, als die Alliance Israélite Universelle auf Betreiben des genialen Pariser Orientalisten Joseph Halévy sich ins Mittel legte. Dieser wurde nämlich von der Alliance beauftragt, die Falaschas aufzusuchen, einen Kontakt zwischen der europäischen Judenheit und ihnen herzustellen und ihre religiösen, moralischen und sozialen Zustände zu erforschen. Die im Jahre 1868 in Abessinien ausgebrochenen inneren Wirren und Bürgerkriege machten es Halévy unmöglich, seinen Plan in vollem Masse auszuführen, aber die Ergebnisse seiner Bemühungen waren wenigstens in rein wissenschaftlicher Hinsicht sehr erfreulich. Wir verdanken ihm zwei wichtige Schriften über die Falaschas „Prières des Falachas“ (1877) und „Commandements du Sabbath“ (1902). Alles was bisher über die Sitten, Bräuche und Satzungen der abessinischen Juden bekannt geworden, versuchte der rühmlich bekannte Forscher Abraham Epstein in seiner scharfsinnigen und eindringenden Weise für die Geschichte der Halacha zu verwerten. Mittlerweile war über die Falaschas unsägliche Not gekommen, infolge der obengenannten Wirren waren Hunger und Pest ausgebrochen und hatten Tausende von ihnen hingerafft. Die Derwische hatten viele von ihnen in Gefangenschaft geführt und zu Sklaven gemacht. Dabei hatten die Missionare sich wieder an sie herangemacht. In den leitenden Kreisen der Alliance glaubte man, es wäre schon zu spät, um ihnen irgendwie zu Hilfe zu kommen. Nur der greise Joseph Halévy verzweifelte nicht und war sogar bereit, eine zweite Reise nach Abessinien anzutreten. Doch sein hohes Alter hinderte ihn daran. Er bemühte sich aber, einige seiner Schüler mit den nötigen Kenntnissen auszurüsten und für eine solche Forschungsreise vorzubereiten. Auch der Chacham der Karaiten von Kairo, Herr Schabti Eliah Mangubi, versuchte, sich mit den Falaschas in Verbindung zu setzen, indem er durch Vermittelung koptischer Priester den abessinischen Geistlichen Briefe für die Falaschas zukommen lassen wollte. Allein die abessinischen Priester unterschlugen die Briefe. Erst als jüdische Offiziere der italienischen Armee, die Erythräa besetzte, nach Europa die Kunde dringen liessen, dass noch sehr zahlreiche Falaschas dem jüdischen Glauben treu geblieben sind, entschloss sich die Alliance zu einer erneuten Aktion. Da hatte ein gewisser Herr Rappoport, der eine Lustreise nach Aegypten als eine hochwichtige wissenschaftliche Mission ausgeben wollte, in allen jüdischen Zeitungen ausposaunen lassen, die Alliance habe ihn mit der Aufgabe betraut, die Falaschas zu erforschen. Der genannte Herr, dem alle Qualitäten für ein solches Unternehmen fehlten, blieb denn auch in Kairo stecken und machte keinen Schritt weiter. Nun rüstete Baron Edmund von Rothschild einen jungen Orientalisten, Herrn Jaques Faïtlovitch, einen Schüler Joseph Halévys, zu einer Reise nach Abessinien aus, und der vorläufige Bericht über die Ergebnisse dieser Forschungsreise liegt uns vor.*)

Herr Jaques Faïtlovitch hat im Jahre 1904 das Reich des Negus nach allen Richtungen durchstreift, ist mit sehr zahlreichen Falaschas in Berührung gekommen, hat viele ihrer Gemeinden besucht, linguistische, ethnographische und historische Studien gemacht und viele Manuskripte liturgischen, folkloristischen und historischen Inhaltes mitgebracht. Auf Grund seiner Studien und Sammlungen gedenkt er ein umfangreiches Werk über die Falaschas zu veröffentlichen, auf das man wohl sehr gespannt sein darf. In dem vorliegenden Bericht bietet er eine Schilderung seiner Reise und entwirft in grossen Umrissen ein Bild von dem Leben und dem Treiben dieses so wenig bekannten Zweiges der israelitischen Volksfamilie.

Die ersten Falaschas traf er in Axum. Sie wollten ihm anfangs nicht glauben, dass er Jude sei. Alle Europäer, welche zu uns kommen, sagten sie, nennen sich Juden, aber alle predigen am Ende das Christentum. Im übrigen, fügten sie hinzu, dürfte es wohl in der Welt überhaupt keine Juden mehr geben. Vor etwa 40 Jahren sei ein Weisser zu ihnen gekommen, der sich Josief nannte (gemeint ist Joseph Halévy), der habe ihnen von den Juden in Europa erzählt und ihnen versprochen, sich für sie bei ihren Brüdern zu verwenden, die eine grosse Gesellschaft zur Förderung des Unterrichts gegründet hätten, auf dass man ihnen Lehrer sende,

*) Notes d'un voyage chez les Falachas. Rapport présenté a M. le Baron Edmond de Rothschild par Jaques Faïtlovitch. Paris. Ernest Leroux, editeur.

die sie in der Lehre Mosis unterrichten sollten. Nun hätte jener Josief seither nichts von sich hören lassen. Faïtlovitch hatte Mühe, sie zu überzeugen, dass er Jude sei und als Abgesandter eben jener Gesellschaft zu ihnen komme. Schliesslich gewann er ihr Vertrauen in dem Masse, dass sie ihm zwei junge Stammesgenossen, Getie Jeremias und Taamrat Emmanuel, überantworteten, die er mit nach Paris nahm, wo sie als Lehrer ausgebildet werden sollen, um dann in ihrer Heimat zu wirken.

Die Falaschas in Amhara sprechen das Amariña, in Tigré das Tigriña. Den Kuareña-Dialekt, welcher von Halévy und andern Forschern als ihre ursprüngliche Nationalsprache bezeichnet wird, sprechen ausserhalb der Provinz Kuara nur hier und da noch Greise und Gelehrte. Die hebräische Sprache ist ihnen gänzlich unbekannt und sie wissen nicht einmal, dass man sich ihrer noch irgendwo bedient. Sie behaupten, der jüdischen Rasse anzugehören und von Abraham, Isaak und Jakob abzustammen. Ihre afrikanische, mehr oder weniger schwarze Hautfarbe scheint dem zu widersprechen. Aber die Feinheit ihrer Züge, der intelligente Gesichtsausdruck und schliesslich der kräftige Widerstand, den sie der Aufsaugungskraft ihrer Umgebung seit Jahrtausenden entgegensetzten, scheinen jedoch ihre Ansprüche zu rechtfertigen. Den Adel ihrer Abkunft bezeugen übrigens auch ihre Nachbarn, Christen, Muhammedaner und Heiden, die ihnen deswegen einen grossen Respekt entgegenbringen.

Ihre Religion ist ein modifizierter und entstellter Mosaismus. Obgleich ihnen die mündliche Lehre unbekannt ist, so beobachten sie doch einige rabbinische Vorschriften. In ihrer Mitte existieren weder religiöse, noch Klassenunterschiede. Der „Kahen" (Priester) und der „Debtera" (Lehrer) erwerben ihren Lebensunterhalt durch Arbeit, wie die anderen. Manchmal nur empfangen sie einen Lohn für den Unterricht, den sie der Jugend erteilen. Denn nichts liegt den Falaschas mehr am Herzen, als der Unterricht ihrer Kinder. Die Debteras versammeln bei sich die kleinen Kinder, denen sie Elementarunterricht erteilen und die Bibel in der Gheez-Sprache lehren, die sie in das lokale Idiom übersetzen. Der Kahen ergänzt diesen Unterricht durch das Lehren von Gebeten und religiösen Hymnen. Die Gebete sind erfüllt von einer tiefen Frömmigkeit und einem lebendigen Glauben an eine bessere Zukunft Israels und der ganzen Menschheit. Sie erhoffen die Rückkehr nach Jerusalem, die Wiederherstellung der jüdischen Nationalität im Zusammenhange mit dem Anbruch des ewigen Friedens. Zum Beten vereinigen sie sich in Synagogen oder in Privathäusern. Am Schabuothfest versammeln sie sich unter freiem Himmel auf einem Hügel zur Erinnerung an die Gesetzgebung am Sinai.



ISAAK LEWITHAN. DER WALD.

Den Sabbat beobachten sie sehr strenge. Sie halten alle unsere religiösen Feste mit Ausnahme von Chanukka und Purim. Ihr Kalender weicht nur wenig von dem unserigen ab. Sie kennen auch die Fasttage zur Erinnerung an die Zerstörung Jerusalems, aber sie fasten am 9. Thamus und am 17. Ab. Am Jom Kippur fasten sogar Kinder von 8 Jahren. Die besonders Frommen fasten am Montag und Donnerstag jeder Woche. Von den Tieropfern, die sie ehemals praktizierten, hat sich bei ihnen nur der Brauch erhalten, am Passahabend ein Lamm zu schlachten. An verschiedenen Trauertagen schlachten sie ebenfalls ein Tier, was sie als Opfer betrachten. Die Reinigungsgesetze werden bei ihnen sehr rigoros beobachtet. Die Circumcision wird an beiden Geschlechtern vollführt (ein Brauch, der sich bekanntlich bei manchen afrikanischen Völkerschaften findet). Weder Polygamie noch Kon-

kubinat wird geduldet. Die Frauen sind den Männern völlig gleichgestellt, werden weder im Hause eingeschlossen, noch gehen sie verschleiert aus. Sie nehmen teil an den Versammlungen der Männer, diskutieren mit ihnen über alle öffentlichen Fragen und arbeiten mit ihnen zusammen.

Am Pesach nähren sich die Falaschas von ungesäuertem Brot und vermeiden alle gegohrenen Getränke. Beim Schlachten der Tiere beobachten sie ein anderes Ritual, als das unserige, aber sie entfernen ebenso strenge das Blut aus dem Fleisch, auch essen sie es nicht roh, was sie vor der Taenia behütet, an der die meisten anderen Abessinier leiden. Vor und nach dem Essen waschen sie sich die Hände und sprechen ein Gebet. In der Kleidung unterscheiden sie sich nicht von der übrigen Bevölkerung. Sie sind stets barhaupt, sogar in der Synagoge, nur der Kahen trägt einen weissen Turban. Sie achten sehr auf die Reinlichkeit der Kleider, sogar bei der Arbeit. An Sabbaten und Festtagen ziehen sie ihre besten Kleider an, die Frauen legen Schmuck an.



ISAAK LEWITHAN. HEUSCHOBER.

Die Falaschas liefern ihrem Lande fast sämtliche Handwerker. Sie sind Bauern, Schmiede, Maurer, Baumeister, Ebenholzschnitzer, Weber, Töpfer u. s. w. Ehemals war der Ackerbau ihre Hauptbeschäftigung, aber etwa vor einem halben Jahrhundert wurden ihnen ihre Ländereien genommen und sie zu Farmern herabgedrückt, die für andere arbeiten. Ihre Beschäftigungen bringen sie in fortwährende Berührung mit der christlichen Bevölkerung, die an sich von jedem Religionshass fern ist. Nur die fremden Missionare und der heimische unwissende Klerus setzen ihnen zu. Hierbei werden die Unterdrücker von den Behörden wacker unterstützt, die die Falaschas ausbeuten und misshandeln und, um der christlichen Bauernschaft zu schmeicheln, sie zwingen, Kirchen zu bauen, am Sabbat zu arbeiten und sogar verbotene Speisen zu geniessen. Dennoch, versichert Faïtlovitch, habe er sich selber überzeugt, dass unzählige längst getaufte Falaschas sich danach sehnen, zu ihrer Mutterreligion zurückzukehren, sich mit der eingeborenen Bevölkerung nicht vermischen wollen, und die Hoffnung nicht aufgeben, dass eine bessere Zukunft für sie anbrechen werde.

Doch nicht allein diese staunenswerte Widerstandsfähigkeit zeichnet sie aus. Sie überragen ihre Umgebung durch Intelligenz, Tatkraft und Bildungsfähigkeit, was alle Forschungsreisende, und sogar die Missionare anerkennen. Faïtlovitch rühmt besonders ihren grossen Wissensdrang und den Eifer, mit dem sie bemüht sind, sich zu regenieren, aus dem Sumpf afrikanischer Barbarei und Unwissenheit sich zu erheben, in den eine tausendjährige Abgeschlossenheit sie versenkt hat. Sie unterscheiden sich dadurch vorteilhaft von den eingeborenen Abessiniern, die sich jeglichem Bildungsbestreben widersetzen und in ihrer naiven Unwissenheit auf die europäische Zivilisation herabschauen, über der sie sich unendlich erhaben dünken.

Von den zahlreichen mitgebrachten Manuskripten veröffentlicht Faïtlovitch eine Legende über den Tod Mosis, eine interessante Variante der auch bei uns in vielen Fassungen bekannten Sage*) über das Hinscheiden unseres Religionsstifters.
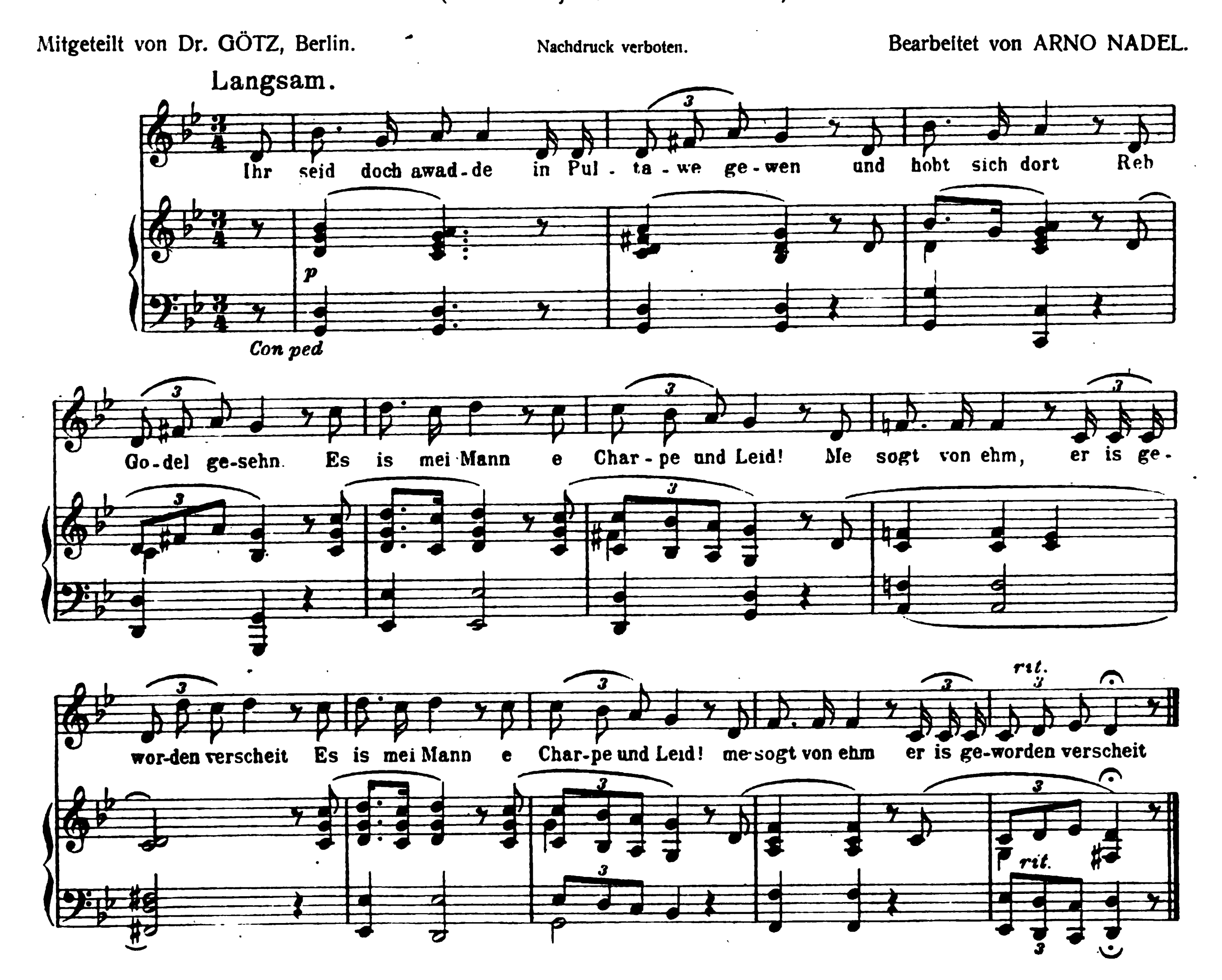
Zum Schlusse gibt der Verfasser der Hoffnung Ausdruck, dass die europäischen Juden sich ihrer vergessenen afrikanischen Brüder energisch annehmen werden, die berufen sind, im schwarzen Erdteil die Pioniere europäischer Kultur zu werden.

*) Mota Musé (La Mort de Moïse). Texte Ethiopien traduit en hébreu et en français annoté et accompagné d'extraits arabes, par Jaques Faïtlovitch. Paris. Paul Geunther.

DAS LIED VON DEM BART.

(Nach einer jüdischen Volksmelodie.)

Mitgeteilt von Dr. GÖTZ, Berlin. Nachdruck verboten. Bearbeitet von ARNO NADEL.



Ihr seid doch awadde in Pultawa gewen
Und hot sich dort Reb Godel gesehn.
Es is mei Mann. E Charpe[1]) un Leid!
Me sogt von ehm, er is geworden verscheid.

Me sogt, er geht ganz korz gekleidt,
Nach goischkischer[2]) Mode obgeneiht,
Un geiht ohne Hittl alle Teg;
Und wos er tut, sogt er, me meg!

Er sogt: me meg! Dos is die Zore,[3])
Doss er hot gelernt e Blättl Gemore[4])
Und wos er tut, sogt er: me meg! —
Und kummt herob vom jiddischen Weg.

Es hot sich auch schon emol getroffen,
Doss er hot das Kriasschma[5]) ganz verschloffen,
Und hat sich zu spet zum Dawnen[6]) gestelt,
Das lange „Wehu Rachum"[7]) hat er gor verfelt!

E Fraind vun em hot mir vertraut auf Nemones[8])
Sei Bärtl steiht schon in grosse Sakones;[9])
Er tut sich — Ba'awaunes[10]) — schon demit schemen
Und tracht, em gor erunterzunemen.

Mit asoi e Mann is me doch nor verloren,
Me versindigt mit ehm sich all seine Johren,
Un uf jenner Welt hot mer nur Bisjaunes;[11])
Da mus me vergelten mit seine Auwaunes.[12])

Ir geiht doch awadde nach Pultawa zurück,
Durch Eich kann ich hoben noch e Stickele Glick;
Sogt mei Mann, ich, sei Weib, ich bet:
Er soll mir schicken balde dem Get.[13])

---

[1]) E Charpe = eine Schande. [2]) Goischkischer = nichtjüdischer. [3]) Zore = Unglück. [4]) Gemore = Talmud. [5]) Kriasschma = Abend-Gebet. [6]) Dawnen = Beten. [7]) „Wehu-Rachum" = ein an bestimmten Tagen zu verrichtendes Gebet. [8]) Nemones = im Vertrauen. [9]) Sakones = Gefahr. [10]) Ba'awauness = o Sünde. [11]) Bisjaunes = Verachtung. [12]) Auwaunes = Sünden. [13]) Get = Scheidebrief.


ISAAK LEWITHAN. STUDIE.

ISAAK LEWITHAN.

Von Georg Hermann.

Ob dieser Satz, den ich hier gleich erwähnen werde, auch in Muthers „kleiner französischer Malerei“ sich findet — — genug, ich habe ihn in einem Vortrag über dasselbe Tema aus seinem Munde gehört, und er wird ebenso wie mir, manchem anderen wieder ins Gedächtnis gekommen sein jetzt vor der Ausstellung russischer Künstler, die wir bei Schulte sahen. Durch das ganze 19. Jahrhundert, sagt Muther, sind die Franzosen Führer auf dem Gebiet der Malerei gewesen. Jede Neuerung in der stets vorwärtsschreitenden Verbildlichung ist von ihnen ausgegangen. Ebenso wie sie die grösste Summe starker Neuerer und Pfadfinder ihr eigen nennen kann. Aber es scheint, als ob die zeugende Kraft auf dem Gebiet der Malerei in Frankreich im Abnehmen und Schwinden begriffen ist, und vielleicht wird im 20. Jahrhundert ein neues Volk, das mit neuen und ungekannten, vorerst sich kaum seiner selbst bewussten Kräften auf den Plan tritt, in der Malerei die Führerschaft übernehmen. Dieses Volk mit seiner Barbarei, mit seinen ungezählten Millionen, die zur Kultur empordringen, und die doch wieder den engen Zusammenhang mit der Natur besitzen, alle Rauheit und Härte, alle Kraft und alle Sehnsucht der Erde in sich tragen — das russische Volk wird vielleicht bestimmt sein, für die Zukunft der Kunst die Führer, die Pioniere und die grossen starken Begabungen zu geben.

Dieser Satz, damals kaum mehr als eine geistreiche und paradoxe Prophezeiung, scheint doch mehr Wahrheitsmöglichkeiten in sich zu tragen, als man im ersten Augenblick glauben mochte. Denn ohne Zweifel, diese russischen Künstler, wie man sie jetzt sah, in einer wohl geschickten, aber sicherlich völlig unzulänglichen Zusammenstellung, zeigten eine solche Summe von regsamen Koloristen, eine solche Fülle von Kraft und Originalität in den Persönlichkeiten, eine solche Bodenständigkeit und Wurzelfestigkeit, soviel Werden, als ob die Worte Muthers schon daran wären, sich zu bewahrheiten. Und einer der bodenständigsten Künstler, die Russland je hervorgebracht hat, ist Isaak Lewithan. Vor sieben Jahren ist er gestorben. Nicht so jung, dass man sagen könnte, er hätte seine Höhe nicht erreicht, nicht so alt, dass man sagen könnte, er hätte sich wohl schwerlich weiter entwickelt. Das Auge der Maler hat sich indessen gewandelt, die Farbe ist heller und lichtvoller geworden,


Isaak Lewithan.



ISAAK LEWITHAN. STUDIE.

aber das erscheint nur als eine Aeusserlichkeit. Die Empfindung für die Seele der Landschaft, die Liebe zur Scholle, die Liebe zur Luft und zu den Schönheiten des Himmels, sie hat sich indessen nicht gewandelt und ist indessen nicht stärker geworden. Mehr oder weniger Hellsehen, das ist eine Modesache, eine Sache der Erziehung und des Fortschreitens; das andere ist eine Sache der Stärke der Begabung und der Innigkeit des künstlerischen Empfindens; das andere ist eine Sache des Temperaments, der Freude an den Dingen und der Liebe zur Schönheit dieser Welt, die sich uns vor allem in dem Heimatboden verkörpert. Man möchte sagen, dass in den Landschaften Lewithans das Naturempfinden eines Turgenieff steckt. Das sind die Felder, die Birkenhaine, die Feldwege, der Reichtum der Ernten, die Armseligkeit der Dörfer, die versandeten, versinterten Tümpel und Flussläufe aus dem „Tagebuch eines Jägers.“ Und das ist die Liebe zur Erde, der festen schweren Scholle, eine Liebe, die sich gleichsam niederwirft und den Boden küsst, und die nicht müde wird, ewig das Lied zu singen von der Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der Erde und von der Tiefe und Durchsichtigkeit der weiten windzerrissenen Himmel, die sich über sie spannen. Lewithan hat Herbstbilder gemalt mit Birken, die wie gelbe Flammen lodern, und einer Buntscheckigkeit ferner Waldlinien, dass wir an ein Feuerwerk glauben. All das in einer Malerei, die so fest, ölig, schwer und saftig ist, als hätte er gleichsam Erde in seine Farben hineingerieben; und doch haben seine Bilder trotz leuchtender Farben eine so unerhörte Tonschönheit, dass man sie neben die besten Landschaften der Fontainebleauer stellen kann, — ja dass sie fast an Schönheit des Silbergraus, das alle Farben bindet, über sie hinaus gehen. Neben dem Wurzelfesten und Bodenständigen lebt in allen Werken Lewithans jener seltsame Zug von Melancholie, der ja die Eigenheit der russischen Volksseele und der russischen Landschaft ist. Diese Melancholie schwebt über den ganz einfachen Formen einer Landschaft und sie ist der hellen Klarheit eines lichten Herbsttages ebenso eigen, wie dem aufgehenden Mond an schwülen Sommerabenden über ruhigen Wassern und weiten Stoppelfeldern, auf denen die Pilze der riesigen Heuschober stehen. Wir Fremden haben bei Russland den Gedanken der Einsamkeit und den Gedanken an riesige sich spannende Flächen, das Gefühl von etwas unerhört Grossräumigen, von dem der Einzelne doch nur einen kleinen Winkel, eine Einsamkeit und Ewigkeit für sich umspannen kann. Und nie mehr vor russischen Bildern wird diese Empfindung wieder so stark in uns Fremden geweckt, wie hier vor den Arbeiten Lewithans. Diese Bilder sind in Natur nicht gross, manche sogar vielleicht nur 20 zu 30 cm, und doch — welche unendlichen Räume — das ganze unendliche Russland scheint in die engen Rahmen gespannt zu sein. Und mit welchen einfachen Mitteln ist da der Raum nachgeschaffen. Die Landschaft scheint ungegliedert und verliert sich doch in endlosen Weiten. Fast nirgend sind es Mittel der Perspektive, überall ist es die Farbe und die feinen Veränderungen der zitternden Luftschicht vor den Dingen, welche den Raum zum Ausdruck bringen. Dieser Künstler ist mit einer Feinheit für alle Schwankungen der Farbe und Helligkeit begabt, wie wir sie kaum wieder treffen, es sei denn vielleicht bei holländischen

Marinemalern. Man sehe nur die lichtdurchtränkten Himmel, die wilden oder ganz zarten Wolkenformationen auf seinen Gemälden — und nie eine Wand, nie eine Kulisse, sondern immer Tiefe darin, immer wieder neue Luftschichten bis zu dem zaghaften Bild des aufgehenden Mondes, der niedrig über dem Horizont hängt. Ein starkes Temperament, sagte ich schon, lebt in all diesen Bildern und doch ist das Temperament überall durch die Kunst gebändigt und hat nirgends Entgleisungen. Und diese Bilder hier mit dem unerhörten Feinsinn im Erhaschen der Farb- und Tonwerte scheinen manchmal fast kleinlich und ängstlich und haben fast immer im Bildsinne etwas Absolut-Fertiges, etwas schier Altmeisterliches. Die Impression, die auf dem halben Wege stehen bleibt, eben der Impression zu Liebe, um den Eindruk des Unmittelbaren nicht zu stören, schien der Kunst eines Lewithan fremd. Man verstehe mich nicht falsch. Er ist deswegen keinesweg das, was man einen Feinmaler nennt, sondern von einer unerhörten Breite und Frische, aber keines seiner Bilder macht — das wollte ich sagen — den Eindruk des Gewollten und des Experiments, sondern alle rufen sie den Eindruck des Gewordenen in uns hervor.



ISAAK LEWITHAN. HERBST.

Man sagt, dass die Juden kein Naturempfinden haben. Nun dieser Maler — der ein Jude war — hat vieleicht das stärkste Naturempfinden, den stärksten Landschaftssinn, der sich je in einem russischen Künstler offenbart hat. Man sagt ferner, dass die Iuden Kosmopoliten sind und heimatlos wären, dass sie Fremde blieben in dem Volk, das sie in sich aufgenommen hat. Nun die Eigenart der russischen Seele mit ihren Rätseln und ihrem schwermütigen Lyrismus, ihrer Wurzelständigkeit, und ihrer inbrünstigen Liebe zur Scholle, sie haben sich wohl in keinem russischen Maler stärker offenbart, wie in diesem jüdischen Künstler.



ISAAK LEWITHAN. ABEND.

JUDENPORZELLAN.

Von Thekla Skorra.

Nachdruck verboten.

In der Stube meiner Urgrossmutter — — als fände ich wieder den Weg zurück, den lange verschütteten zur Kinderzeit! Ein Schneehauch von frischgewaschenen Müllgardinen; als wartete dort hinter einer langverschlossenen Tür noch immer ein altes, faltiges Gesicht, in dem nur die Augen noch so jung waren unter der perlengestickten Sabbatmütze; als hörte ich noch ihre grossen Filzschuhe über die peinlich weissgescheuerten Dielen schlürfen — — in der Stube meiner Urgrossmutter stand tief hinten in der Schrankecke eine alte Tasse.

Immer wenn ich sie in kindlicher Neugier hervorzog und fragte: „Grossmutter, warum trinkst du nie aus dieser?" kam es leise, abwehrend: „Lass stehn, mein Kind, 's schmeckt salzig draus, sind zu viel Thränen drin gewesen!"

Und ich wendete erstaunt die Tasse nach allen Seiten. Es war ein feines Stück, klar und durchsichtig, mit bunten Streublumen eines längst vergangenen Geschmacks gemustert. Eine schwebende Frauengestalt inmitten, die all diese Blüten über den Erdball streut. „Humanité" stand in goldenen Lettern darunter. Nur waren die Blumen alle etwas schief und verzerrt aufgetragen, nur zeigte der Rand allerlei fehlerhafte Risse und Erhöhungen. (K. P. M.) Der blaue Stempel war noch deutlich sichtbar; daneben in grellem Gelbrot: (J. P.)

„Grossmutter, was bedeutet das?" „Das bedeutet, — dass deine Väter und Mütter Erniedrigte gewesen sind und Getretne. Dass die Scherben von tausend und abertausend solcher Tassen und Töpfe uns haben geschnitten in die Füss, bis wir sind aufgestiegen zu ein wenig Licht und Luft. Das bedeutet, dass das Wort „humanité" hier drauf, Menschlichkeit heissen sies, ist gewesen gelogen und getrogen. Denn was, ist der Jud kein Mensch? Und haben sie uns nicht behandelt schlimmer als das Vieh? Wenn der Bauer seine Kuh melkt, so sorgt er auch dafür, dass sie hat 'n Stall und hat zu fressen. Uns haben sie immer nur gemelkt und gemelkt und haben uns dafür noch weggezogen das Dach überm Kopf. J. P. das heisst „Judenporzellan". Ja, ja, „Judenporzellan!" — Dann schwieg sie, als hätte sie mir dummem Kind schon zu viel gesagt.

Jahre vergingen. Mich hatten sie in die Höhe gestreckt aber der Urahne aufrechte Gestalt kaum merklich zu beugen vermocht. Ihre schwarzen Augen, die auch jetzt noch jung blitzten, sahen, dass meine leuchtender geworden und tiefer nach den Dingen forschten, als zuvor.

Geheimnisvoll in dem alten Schrank hauchten all die vergilbten Päckchen stärker den Duft der Vergangenheit. Jetzt durfte ich auch die kleine Schachtel unter der alten Tasse hervorziehen. Aus verblichenen, mattblonden Haaren, die einen breiten, silberweissen Streifen zeigten, war darin mit Goldperlen kunstvoll ein seltsamer Blumenstrauss ge-



`K LEWITHAN. STUDIE.



ISAAK LEWITHAN. HERBST.

flochten; sorgfältig auf Goldpapier unter ein Glas geklebt.

Fragend sah ich zur Ahne hinüber. Beim Zurückstellen fesselte mich doch wieder das J.P. der Tasse. „Judenporzellan? Da müssen unter den Juden doch schon recht geschickte Leute gewesen sein damals, dass sie so schöne Sachen machen konnten?“ Da flog ein bitteres Lächeln über das verwitterte Gesicht.

„Machen? Ach nein, machen durften die Juden kein Porzellan; auch anderes nicht, keinerlei Handwerk oder Fabrikation. Das hatten sie sich schön ausgedacht, die Andern. Wer etwas schaffen kann, etwas anfertigen, und wärens auch nur gemeine Tische und Stühle aus grobem Holz, der fühlt ja Macht in sich wachsen, Menschenmacht. Der kann ja weiter gehn um die Erde und sich frei machen, er wird überall sein willkommen. Und der Jud, der musste dableiben. Eingepfercht in Schmutz und Schlamm, aber im Lande bleiben. Von wem hätte man sonst nehmen sollen all das viele Geld, zu machen froh die Andern? Und darum musste der Jude handeln, immer nur handeln — Schacherjuden haben sie uns dann geheissen. Judenporzellan — Komm, mein Mädele, setz dich nieder zum Babele, dass sie dir kann erzählen alles, was sich hat zugetragen mit der Tasse, als dein Babele selber noch ist gewesen ein kleines, dummes Mädchen

Sieh, damals hat regiert hier ein König, den sie haben geheissen den grossen Friedrich. Du wirst wissen besser als ich, wie sein Ruhm hat geleuchtet über alle Länder, und er hat viel gesprochen das Wort „humanité“, was heisst: Menschlichkeit, aber die Juden muss wohl auch er nicht haben gerechnet zu den Menschen. Sind wir doch selbst unter seinem gestrengen Vater nicht gewesen so geknechtet und getreten wie unter ihm.

Er hat geführt viele Kriege. Du hast gelernt in der Schule, mein Kind, wie er hat gesiegt und gesiegt und gemacht Preussen gross und mächtig. Aber sie haben dir nicht gesagt, dass er dazu hat ausgepresst den Schweiss von deinem unglücklichen Volk bis auf den letzten Tropfen. Aber Geld ist nur Geld.

Was ist gewesen das schlimmste, dass wir nicht haben gekonnt stolz sein und siegesfroh mit den andern, weil Preussens Ehre ist worden erkauft mit unserer Schmach und unserer Demütigung.“

Grossmutter sah in meine heissen Augen und bebenden Lippen und hielt plötzlich ein: „Gelt, dein Babele ist worden geschwätzig; was vergiftet sie dein junges Herz mit lang vermodertem Hassen! Nur eins, weil du so oft hast gefragt — wo ein jüdisch Kind hat wollen heiraten, jeder jüdische Hausvater, ob arm, ob reich, hat müssen kaufen vom Staat für 300 Taler Porzellan, zu führen fort ins Ausland. Man hat natürlich gegeben alles. was ist gewesen fehlerhaft und keiner hat wollen brauchen.

Das Schimpfliche dran aber — wie man stellt auf Fallen, dass die Ratten und die Mäus nicht sollen mehr werden; so hat von den Juden immer nur bekommen das älteste Kind das Recht, sich zu verheiraten und zu gründen eine Familie."

„Aber, Grossmutter, die Andern? Und die Andern?" fragte ich ängstlich. Mir war auf einmal, als müsse ich hinaus auf die Strasse, um wieder frei atmen zu können.

„Die haben eben gemusst verzichten auf alles Leben — oder wandern aus nach Amerika. Ja, ja, ihr seid schon aufgewachsen unter Gottes Sonne; und eure Väter haben weit aufgerissen die Fenster, dass ihr sollt nicht mehr spüren die Stickluft, worin unsere Jugend ist worden erwürgt.

Kinder, — Kinder, die anderem Volk sind wie ein Segen, wir haben müssen ansehn mit trübem Blick schon bei der Geburt das zweite und dritte. So haben auch meine Eltern damals gedankt dem lieben Gott, dass er ihnen hat geschenkt nur zwei Söhne. Als Stütze für die Mutter haben sie zugenommen ein verwaistes Mädchen.

War einer toten Muhme Kind, arm und verlassen; aber ein fröhliches, feines Geschöpf, und wie ein lichter Sonnenschein in unserm Hause. Alle haben sie lieb gehabt. Am meisten aber mein Bruder Samuel, der jüngere. Ich selbst bin erst fünfzehn Jahre nach ihm, als die Mutter schon wie unsere Stammmutter Sara, an keinen Kindersegen mehr glauben mochte, den Eltern ins Haus geflogen. Sie aber war Samuel eine Schwester, eine Gespielin; und bald sollte sie ihm mehr sein.

Die Eltern sahn es und freuten sich — und bangten. Sie wussten ja, dass keine ihm eine reichere Mitgift zubringen konnte, als sie mit ihrem goldnen, treuen Herzen, mit ihren geschickten Händen, die der Mutter in dem kleinen Geschäft halfen und über alles im Hause hinglitten wie ein leiser, duft'ger Segen.

Wie eine fremde Blüte schien sie, lichter und zarter, als meist die Töchter unsres Volks. Aber Hannah hiess sie, und eine Channah, eine Gerechte, war sie. Wozu aber sollte alles frommen? War doch Samuel das zweite Kind. Der Aelteste hat bald gefreit.

Gar ärmlich wars in meinem Vaterhaus. Der Vater ist nicht gewesen einer, der hat können handeln und prachern. Ein ernster, gelehrter Mann, der hat gesessen Tag und Nacht lernen über den frommen Büchern; dem der Glaube der Väter und ihre Lehre über alles ging.

Wenig verstand er von der Welt draussen. So blieb sein Hab und Gut gar gering. Um so mehr aber wuchs das Ansehn, das er in der Gemeinde genoss. Entscheiden musste er in allen Streitsachen, und sein Ausspruch galt ihnen wie Gottes Wort.

In Samuel war des Vaters Geist, nur dass er wilder war und lebendiger. So trieb's ihn bald fort aus der Enge, in die grosse Preussenstadt hin, nach Berlin.

Am meisten um Hannahs willen. Er hat gespürt, dass er nicht mehr konnt' leben als Bruder neben ihr, und hat doch als Zweitgeborner geseh'n keinen Weg, zu machen Hannah zu seinem Weibe.

Hat auch gefunden gleich eine Anstellung bei einem generalprivilegierten Schutzjuden; so durfte er dort bleiben. Wenn anders, hätten sie ihn gejagt aus dem Tor.

Lange haben dann die Eltern nichts gehört von ihm. Ist nicht gewesen mit dem schreiben wie heut'. Ein Brief hat gekostet an die zwei Taler und hat gebraucht viele Wochen.

Dann ist er noch einmal gekommen Zu den grossen Feiertagen. Wie heut denk



K. LEWITHAN. TRUEBER TAG.

ich noch, was für ein goldner Herbst. Als wir haben gesessen Laubhütten draussen, haben noch geblüht Rosen.

Alle haben geschaut auf Samuel, der ist gegangen einher, als ob er nicht mehr passt in seine Kleider, aufrecht wie keiner im Ort. Hanna hat geseh'n mit glückseligeren Augen noch auf ihn, als je zuvor, und ihr Lachen ist im Haus herumgesprungen wie ein Glöckchen von Silber.

Auch er ist gewesen noch lieber mit ihr und inniger. Nur manchmal hat er sie angeschaut wie bange von der Seite, als möcht' er sie wohl etwas fragen wollen und finde doch kein Herz.

Am Jomkippur dann, als sie haben gesungen das uralte, herzerschütternde „kolnidrei", ist Samuel plötzlich gelaufen aus der Betschul, gleich als ob ihm wär nicht gut. Nur ich kleines Mädchen damals, was hat noch nicht dürfen mit hinein, hab' gesehn, wie er sich hat draussen gelehnt in eine Ecke, den weissen Gebetmantel über's Gesicht gezogen, und der starke Mann hat geschluchzt wie ein Kind.



ISAAK LEWITHAN. DORF.

Am andern Tag schon ist er fort. Seine Geschäfte wären dringlich. Wie er schon als Knabe hat nie gemacht viel Worte, hat er auch jetzt auf alle Fragen nur gesagt, es gehe ihm nicht übel, er verdiene, was er brauche.

Um jene Zeit wars, als ein neuer König ins Land kam. Und der Jammer um ihrer jüngeren Kinder zerstörtes Leben hat nicht lassen ruhn all die Väter und Mütter, bis sie haben erwirkt von ihm, auch das zweite Kind verheiraten zu dürfen. Mit vielen, vielen Opfern, — solln haben bezahlt die Gemeinden an die 70000 Taler, — und mit neuer Schmach und Knechtung. Nur eine davon ist wieder gewesen die Porzellanabnahme. Diesmal um 500 Taler. 500 Taler — eine grosse, grosse Summe damals. Vieler ganzes Vermögen und schier unerschwinglich den Armen.

Und doch haben sie alle aufgejauchzt: ihre Arbeit, ihr letzter Schweiss, aber ein Lichtstrahl doch in ihrer Kinder Leben. So hat auch der Vater an jenem Tage, da das neue Recht verkündet wurde, dankbar erhoben die Augen zum Himmel. Die Mutter hat Hannah zu sich gerufen und ihr gelegt segnend die Hände auf den lichten Scheitel: „Hannah, nun ganz mein Kind, nun doppelt mein Kind."

Nun ging's an ein Zusammenraffen und Sparen. Es langte nicht, noch nicht zum Dritteil langte es. Entbehrungen, Sorgen, wie leicht getragen für die, die einem sind die liebsten Menschen auf der Welt. Und alle, die ganze Gemeinde half. Jeder lieh mit Freuden sein Teil.

Sind doch zu jener Zeit gewesen die Juden in Solidarverhaftung dem Staate. Wo ist gewesen irgend ein Böser unter ihnen, was hat betrogen einen Christen oder benachteiligt: immer hat getroffen die Strafe die ganze Gemeinde. Warum sollten sie nicht da auch in Freuden einstehn, alle für einen. Und für ihren Dajon noch dazu, für ihren selbstgewählten Richter.

Als wieder der Herbst kam und zum dritten Mal der Tag sich jähren sollte, an dem zuvor Samuel heimgekommen: da hatte die Mutter alles beisammen, endlich.

Der Vater ging umher mit Lächeln und einer stillen Feierlichkeit. Für meine Kinderneugier war's eine schöne Zeit, da täglich von weit her Fuhrleute kamen, die grosse Kisten ablieferten und öffneten. Ich durfte der Mutter auspacken helfen. Der Vater schalt zwar ein wenig, wozu, es müsste ja doch alles weitergeschickt werden in ferne Länder.

Die Mutter aber hatte eine kindische Freude an all dem bunten Zeug, das sie in einer entfernten Kammer alles gar zierlich aufbaute. Dorthin wollte sie Samuel mit seiner Hannah führen, dass der Ueberraschte könnt' übersehn mit einem Blick sein ganzes Glück, das die Eltern so treulich hatten ersorgt und erdarbt für ihre Kinder.

Obenauf baute sie zwei köstliche bemalte Tassen. Die durften dableiben. Daraus sollte beim Hochzeitsschmaus das Brautpaar trinken. So war alles wohl vorbereitet und schon Wochen zuvor ein Brief an Samuel abgegangen, dass man ihn sicher erwarte.

Da reiste eines Tags ein fremder Wanderrabbi durch's Städtchen. Immer sonst waren solche zuerst zum Vater ins Haus getreten. Der wartete heute ganz besonders, da jener sollte sein gekommen von Berlin und ihm wohl Kunde geben konnte von Samuel, der noch immer liess warten auf Antwort.

Ungeduldig harrten wir alle des Gastes. Da liess jener, ein frommer und gelehrter Mann, aber von einem finsteren, eifervollen Geiste, dem Vater durch einen Gemeindeboten sagen, es täte ihm leid, aber er könne nie wieder das Haus eines solchen Mannes betreten.

Der Vater fasste sich an die Stirn, an die Ohren. Was? Was sollte das? Ihm? War jener krank im Verstande? Dann ist eingetreten der Älteste der Gemeinde zum Vater und hat lang und schonend auf ihn eingeredet. Hat auch lassen rufen den ältesten Bruder, die Mutter und Hannah.

Ich drückte mich allein draussen wie ein erschrockenes Hühnchen an die Tür. Da — auf einmal hörte ich drinnen Hannah einen Schrei ausstossen, so jammervoll, so hoffnungslos elend, dass der Ton davon mir ist nachgegangen mein ganzes Leben.

Dann erhob sich ein Weinen und Wehklagen im ganzen Haus, wie um ein Gestorbenes. Man hing Tücher vor die Fenster, und in dem Stübchen, das einst Samuel hatte bewohnt, brannte 8 Tage lang die Sterbelampe. Dort sassen in trostlosem Schweigen alle auf niederen Holzschemeln.

Danach, als der Vater grad wieder ist im Haus herumgegangen, aber wie Einer, den man hat geschlagen mit der Axt vor den Kopf, und er kann sich noch nicht besinnen, ist gekommen ein dickes Schreiben. Der Vater hats gerad auf dem Hof dem Boten abgenommen. Wie er sieht drauf, 's ist Samuels Hand: ists auf einmal, als fängt alles um ihn an sich zu drehn.

Der liebe Gott hat mich behütet, dass ich nie im Leben wieder hab gesehn einen Menschen so sich verändern. Dunkelrot schoss das Blut in sein Gesicht, sonst still und weiss vom Lernen. Die Augen schienen zu quellen heraus. Der Brief ist geflogen auf den Hof. Die Hände, die sich haben gekrampft zur Faust, griffen den nächsten Feldstein von der Erde. Als ob er möcht sein rasend, schlug er damit herum in der Luft, gleich als wär da vor ihm Samuel, und er könnt ihn steinigen.

Dann mit einem Ruck, als wär ihm gekommen ein Gedanke, reisst er auf die Tür jener Kammer, zuvor der Mutter geheiligte Freudenstelle, wo ist innen gestanden das Porzellan, da — einen Stein, noch einen, — fort bis alles in Scherben, in



LEWITHAN. STUDIE.



ISAAK LEWITHAN. HERBST.

Trümmer. Alles in einer Minute, eh noch jemand hat können hindern.

Als die Mutter ist hinzugekommen, hat er schon gelegen für tot, nicht mächtig seiner Sinne, auf der Erde.

Grossmutter schwieg. Noch heute, nach so langer Zeit, schien ihr die Erinnerung den Atem zu rauben. Nach einer Weile erst wagte ich ein schüchternes: „Und dann, Grossmutter, nachher?"

Als käme ihr Geist aus weiten, weiten Fernen wieder: Von da ab ist unser Leben gewesen zerstört. Der Vater hat gesessen gelähmt an Geist und Körper auf dem Lehnstuhl. „Und der Brief? Was stand denn in dem Brief?"

„Da hat gestanden von Einem, der ist aufgestiegen aus Verfinsterung und Verachtung seiner Herkunft zu Wissen und Ansehn. Von Einem, der ist geworden ein Studierter und bald schon kann aufrücken im Staat zu Ansehn und Würden, Dass sein gutes Glück ihn hat finden lassen einen Reichen, der hat erkannt Samuels Geist und hat ihm gegeben alles mit vollen Händen, zu machen aus sich, was hat in ihm gelegen von Kindheit an. — Ich weiss nicht, ob hat wirklich in ihm gelegen von Kindheit an so viel Schurkerei; jedenfalls hat daheim niemand davon gemerkt.

Ist ja nur gewesen eine Bedingung dabei. Nichts Grosses, i wo! Dem Juden „Samuel" hätt natürlich alles Geld seines Beschützers nicht können öffnen die Türen. Aber dem Christ gewordenen „Siegfried", dem haben sich aufgetan die Schranken. Mit 'ner Hand voll Wasser haben sie abgewaschen allen Schimpf von einer Welt von Feinden; haben ihm gegeben in einem Augenblick, wo er hat abgeschworen die jahrtausend alte Lehr, alle Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit, die dem Jud Samuel hätt gemangelt bis an sein End

Ist doch sein Beschützer selbst gewesen solch ein Getaufter. Der ganze Brief war gerichtet an Hannah, den Eltern hat er sich nicht getraut zu schreiben. Sie hat sollen sein Fürsprach sein bei denen. Und ob sie ihn noch lieb habe wie einst, trotz allem. Er hätte in der ganzen, grossen Stadt nicht eine gefunden wie sie In all der Zeit hätt ihr Bild doch gestanden licht und ungetrübt in seinem Herzen. Nur eines, sie musste natürlich auch lernen glauben an seinen Glauben und lernen vergessen alles, was ist gewesen bis daher. Was Hannah in jener Nacht, da sie allein wachend bei dem kranken Vater sass, gekämpft und durchlebt: Das weiss nur der liebe Gott droben, ders hat eingezeichnet in das Buch der Gerechtigkeit. — Die Menschen aber sahen von da ab auf Hannahs jungem Scheitel einen Streifen silberweissen Haars, mitten über's Haupt gehend, gleichwie der Riss, der ist gegangen von nun ab durch ihr Leben."

Stumm nickend zog Grossmutter noch einmal die alte Glasschachtel hervor mit dem verblichenen Haarbuket, auf dem mir's plötzlich zu leuchten schien und zu flimmern, gleich dem Glorienschein alter Heilgenbilder.

„Die Sonne war untergegangen von da ab in unserm stillen Haus. Die Sorge und Bitternis ist getreten ein durch alle Türen. War doch auch

worden verloren alles Geld für das Porzellan in einem Augenblick durch die wütige Tat des Vaters. Aber der Mensch ist stärker, als ein Pferd, mein Kind; er zieht weiter seinen Karrn, auch wenn's ist geworden dunkel um ihn her. So hat Hannah noch Jahre der Mutter abgenommen alle Sorge und Pflege für den Vater, der sich hat nie wieder erholt.

Erst als sie ihn haben getragen hinaus, ist Hannah geworden an Körper immer weniger; gleich als ob sie nun nicht mehr hätt nötig ihre Kräfte, die sie haben verlassen von Tag zu Tag schneller. War ich doch inzwischen gewachsen heran, an Hannahs Vorbild geschickt und tüchtig, zu werden der Mutter eine Stütze. In unsern Armen ist sie dann gestorben. Auszehrung, haben gesagt die Aerzte, was rafft sehr schnell hin den Menschen, wenn er ist kaum 24 Jahre."

„Und Samuel, Grossmutter, hat er sie nie wieder gesehn?"

„Nein, niemals wieder. — Einmal hat er geschickt einen feinen Herrn, zu sagen, dass er hätte erlangt Titel und Würden und stände hoch in Ansehn und Mächtigkeit. Und dass er wolle sorgen für alles, so viel nur möchten brauchen die Eltern. Die aber haben gesagt, dass sie wüssten von keinem zweiten Sohn mehr. Ihr Sohn Samuel, der wäre längst gestorben. Ob sie ihm sollten zeigen das Grab, das man hat ihm gegraben draussen vor der Stadt, auf dem guten Ort. Und haben in kein Wiedersehn gewilligt, auch nicht auf dem Totenbett."—

Grossmutter schwieg. Wie Flügelrauschen der Vergangenheit schwirrte es über unseren Häuptern, und es zog dahin durch die kleine Stube der Hauch eines grossen Schicksals. Jetzt sah auch ich es quellen aus dem matten Goldglanz der alten Tasse, die allein einst der Vernichtung entgangen, eine endlose Salzflut von Tränen eines gehetzten Volkes.

Und doch: Oft im Leben, wenn ich den Boden heissgesuchter Erkenntnis unter den Füssen schwanken fühlte, alle Stützen aus Denken und Wissen der sehnsüchtig klammernden Seele zu brechen schienen: dann schritt der Urahne aufrechte Gestalt, die mehr als 90 Lebensjahre nicht zu beugen vermocht, an meinem Geist vorüber. Ich sah die weissen Haare der Voreltern flattern im Schicksalssturm; ehern und wurzelstark aber die Füsse, hineingewachsen in eine jahrtausendalte Ueberlieferung.

Von aussen geschändet, beschimpft und getreten: doch heilig hielten sie und unbesudelt ihres Herzens Hassen und Lieben bis ans Ende.

Ghettomauern um sie her, Finsternis und Elend — und doch eine Heimat. Und doch in den paar Schuh breit Erde Raum genug, dass jeder Wurzeln schlagen konnte, die stark hielten fürs Leben.

AUS DEN ALTEN GEMEINDEN.

Von Leon Scheinhaus-Memel.

I.

Schwere Lasten der Gemeinde.

Ein Stück Mittelalter ist nachträglich auch den Juden in Polen nicht erspart geblieben. Die Kosakenaufstände und die schwedischen Kriege in polnischen Gebieten brachten eine fürchterliche Verarmung über die Juden. Die Nachwirkung jener Schreckenszeit auf das Schicksal der polnisch-litauischen jüdischen Gemeinden ersieht man deutlich aus nachstehender Schilderung der Steuerverhältnisse, die die litauischen Juden so gewaltig belastet zeigen. Ich entnehme die Daten dem geschichtlichen russischen Werk „Litauische Juden" (ed. Petersburg 1883) p. 8—15, von Professor Berschadsky.

Seit Ende des 17. Jahrhunderts waren die Juden genötigt, unaufhörlich Anleihen zu machen, bald bei weltlichen Personen, bald bei verschiedenen Kollegien und Stiftungen. Die Anleihen der zweiten Gattung waren gewöhnlich auf unbestimmte Zeit (ohne Fristbegrenzung) abgeschlossen und unter Verpfändung des Gemeindegutes; auf diese Weise befand sich zum grössten Teil das Hab und Gut der jüdischen Gemeinden im Unterpfand auf unbestimmte Frist.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts erweisen sich die litauischen jüdischen Gemeinden als zahlungsunfähige Schuldner. Als die vom Landtag eingesetzte Kommission im Jahre 1766 zur Liquidatien der jüdischen Schulden sich anschickte, handelte es sich um folgende Summen:

Die Gemeinde (Kahal) Wilna (5316 Seelen) schuldete 722,800 poln. Gulden
„ „ „ Brest (3175 Seelen) schuldete 222,720 poln. Gulden
„ „ „ Grodno (2418 Seelen) schuldete 386,571 poln. Gulden
„ „ „ Pinsk (1277 Seelen) schuldete 309,140 poln. Gulden

Zur Tilgung dieser Schulden verfügten die Gemeinden über ganz unbedeutende Mittel. So betrug das jährliche Einkommen der Gemeinde (Kahal) Wilna 34 000 poln. Gld., das von Brest 31 200, von Grodno 21 000 und das von Pinsk 37 500. Diese Einkünfte setzten sich hauptsächlich aus diversen indirekten Steuern zusammen, z. B. von der Akzise, aus dem Handel mit Salz, Tabak, Heringen, Teer und anderen Waren, aus Abgaben von jüdischen Handwerkern, einem Prozentsatz von jeder Mitgift, dem dritten Mass von Mühlen, die bei der Gemeinde verpachtet waren, der Steuer von Schankwirtschaften, von Bierbrauereien, Fleischverkauf und von ähnlichem Gewerbebetrieb in jüdischen Händen. Aus diesen Quellen mussten

or allen Dingen die Staatssteuern gedeckt werden, . a. die sogenannte „Giberna“ d. h. die Abgabe ur Erhaltung des Militärs, die Kopfsteuer ohne usnahme für die Armen u. s. w. Aus diesen litteln wurde auch das Gehalt für die unmittelbare ehörde, die die jüdischen Angelegenheiten führt, ıfgebracht. In Wilna erhielt dieser Beamte 780 ulden und Naturallieferungen für seinen Gebrauch s Fleisch, Fische, Gewürze und dergleichen. Die ersorgung der Truppen des Grossfürstentums itauen, während ihrer Bewegung innerhalb des ebietes der jüdischen Gemeinden, mit verschieenen unentbehrlichen Gegenständen, wie Lichte, apier, Siegellack, Butter, Fleisch, Fische, geschah eichfalls auf Kosten des jüdischen Gemeinwesens. us denselben Gemeindeeinkünften wurden selbstrständlich dem Rabbiner, den Dajonim und den ideren besoldeten Mitgliedern der Gemeinde-Veraltung die Gehälter gezahlt. Ebenso wurden aus r gleichen Quelle sämtliche unvorhergesehene ısgaben bestritten.

Kommt der päpstliche Nuntius in die Stadt, überreicht ihm die Gemeinde „einen Zuckerhut“; e nämlichen Kosten macht sich die Gemeinde bei egrüssung anderer Gäste, je nach deren Rang und ürde Ziehen die allierten Truppen (die russihen) in die Stadt ein, so hat die jüdische Geeinde auch für diese Ausgaben zu machen; Holz, cht, Kohlen, Fleisch, Fische und Vorkost aller t zu leisten, die Ofenheizer in den Quartieren r Befehlshaber zu stellen, das Geld zu wechseln d dabei den Schaden an Kursdifferenzen tragen, ld zur Rekognoszierung der flüchtig gewordenen ldaten zu geben u. s. w. Im Jahre 1767 hat Wilnaer jüdische Gemeinde während der Ansenheit der russischen Truppen im Laufe von Wochen 2959 poln. Gulden für die Truppen rausgabt, im Jahre darauf 9786 p. G.

Sendet der Magistrat Gesandte zum Landtag ; schlimmen Projekten, zur Einschränkung der chte der Juden, so ziemt es sich für die jüdische meinde, gleichfalls Deputierte zu entsenden, um n Gang der Sache zu folgen und entsprechende ssregeln zu unternehmen. Im Jahre 1667 hat Wilnaer Gemeinde hierauf 1056, im Jahre 58 2059 poln. Gld. ausgegeben.

Zuweilen musste der Rabbiner zum obersten ımten für die jüdischen Angelegenheiten reisen, l solche Reisen waren allerdings kostspielig; im ıre 1788, ist die Reise des Rabbiners Abel nach swisch zu Fürsten Radzivil, Woyewoden von lna, auf 690 Gulden gekommen. Zuweilen sste das gesamte Gemeindekollegium „in corpore“ sen in Gemeindeangelegenheiten unternehmen, ht nur nach dem nahegelegenen Sitz der voretzten Behörde sondern auch nach der Residenz. z. B. musste im Jahre 1767 der gesamte lnaer Gemeindevorstand nach Warschau reisen, über die unerträglichen Lasten und Ungerechtigen Klage zu führen; diese Reise hat 1800 Gld. ostet.

Es gab auch Ausgaben aus anderen Gründen: In die Stadt werden Juden zugestellt, die irgend welcher Vergehen angeklagt sind; — ihr vollständiger Unterhalt im Gefängnis und alles andere geschieht auf Rechnung der jüdischen Gemeinde. Das Gericht erkennt die Unschuld der Angeklagten und spricht sie frei, die Gerichtskosten aber legt es der jüdischen Gemeinde zur Last. — Nahe bei der Stadt werden drei ermordete Juden gefunden. Auf der Suche nach den Mördern lassen die Juden irrtümlich zwei Edelleute und einen Soldaten verhaften. Gleich darauf werden die wirklichen Mörder entdeckt. Da fangen die irrtümlich Verhafteten einen Gerichtshandel wegen dieses Irrtums an. Das litauische Tribunal ordnet dafür die Einsperrung des gesamten Gemeindekollegiums wie des Rabbiners und seiner Gehilfen an. Sie müssen nun „die guten Dienste“ verschiedener Personen suchen, um einen gütlichen Vergleich zu bewirken. Mit grosser Mühe gelingt es, eine Aussöhnung zu stiften. Den unschuldig Angeklagten werden in bar und in Waren 4000 Gulden gezahlt, ihren Freunden, d. h. den Edelleuten und Offizieren noch 1300 Gulden vergütet, insgesamt also 5300 Gulden. Damit war es aber nicht abgetan: Die ergriffenen wirklichen Mörder sitzen 14 Monate in Untersuchungshaft, und ihre Verpflegung geschieht auf Kosten der jüdischen Gemeinde. Schliesslich entscheidet das Gericht den Prozess und verurteilt die Mörder, — wiederum Unkosten — und zuletzt noch das Begräbnis der Mörder — insgesamt etwa 900 Gulden zu Lasten der jüdischen Gemeinde, so dass dieser Prozess allein die Gemeinde mehr als 6000 Gulden gekostet hat.

Die Taten der Barmherzigkeit sind selbstverständlich von der Gemeindekasse geübt worden: Bald kauft die Gemeinde einen Schuldner vom Gefängnis los, bald sonst jemand, der aus irgend einem Grunde festgenommen worden ist. Die grössten Beträge verwendete die Gemeinde zum Loskauf Minderjähriger, kleiner Kinder aus dem Gefängnis, die durch Schulden ihrer Väter in nichtjüdische Hände geraten sind. Milde Gaben werden von der Gemeinde armen Juden, einheimischen und durchreisenden, zu allen Zeiten verabreicht.

Derartige, sehr bedeutende Ausgaben forderten einerseits, dass in den Händen der Gemeindeverwaltung stets bare Summen in Bereitschaft waren, andererseits erlaubte der hohe Betrag dieser Ausgaben nur in seltenen Fällen die Ansammlung von Mitteln.

Unter solchen Umständen wäre es keinem Finanzmann der Welt möglich gewesen, einen einigermassen befriedigenden Etatsvoranschlag aufzustellen. Daher wachsen die Schulden der jüdischen Gemeinden rapid, mit diesem Wachstum nehmen die vielfältigen Ausgaben zu; das System der speziell jüdischen Gemeindeabgaben wird überdies mehr und mehr zum Nachteil geändert; eine Steuer nach der anderen wird verpachtet, indirekte Abgaben erhalten eine übermässige Entwickelung,

und für den jüdischen Armen wird das Leben ungemein schwer, geradezu unerträglich; alle unentbehrlichen Gegenstände als Fleisch, Fisch und überhaupt sämtliche Lebensmittel können nur von den von der Gemeinde bestellten Pächtern bezogen werden; das Recht des Handels mit den meistens erträglichen Artikeln war mit hohen Abgaben verbunden und gehörte ausschliesslich den Hausbesitzern, der Handel mit einzelnen Waren war überhaupt Monopol der Gemeinde. Sogar das Recht der Freizügigkeit war mitunter sehr beschränkt, jeder Neuangesiedelte musste eine grosse oder kleine Summe für das Niederlassungsrecht („cheskath Jischuw") entrichten.

Während so das Recht des Umzuges von einem Ort zum andern für den armen Juden aufs äusserste beschränkt war, während die Ausübung des Berufs selbst innerhalb der eigenen Gemeinde erschwert genug war, nicht nur durch hohe Gewerbeabgaben, sondern noch mehr durch kleinliche händelsuchende Kontrollen, waren die Steuerpflichten eines jeden Juden gegenüber der Gemeinde am Ende des 18. Jahrhunderts über alles Mass gestiegen. Es gab keine Möglichkeit der ungeheuren Ueberbürdung zu entgehen, und die Bürde wurde dadurch noch drückender, dass die wohlhabenden Steuerzahler sich das Vorrecht erworben hatten, ausserhalb des Gemeinderayons wohnen zu dürfen, und nunmehr als nicht zur Gemeinde gehörig nicht zu deren Lasten herangezogen werden konnten.

* * *

Soweit Prof. Berschadsky, gestützt auf Quellennachweise aus amtlichen Gemeindeakten und archäographischen Archiven.

Alle diese Kalamitäten waren eine Folge der polnischen Misswirtschaft, die nach dem Jahrzehnt des Schreckens 1648—58 sich aufgetan hatte. Erst mit der Eroberung der Provinzen durch Russland sind nach und nach geordnete Verhältnisse eingetreten, namentlich durch das Organisationsgesetz Alexanders I. vom 9. Dezember 1804.

Doch selbst unter der Ungunst der polnischen Konfliktzeit war das jüdische Gemeindewesen nach innen von ruhmvoller Lebendigkeit, wie das folgende Kapitel zeigen soll. Wie früher in Mitteleuropa*), so war es auch in Litauen die musterhafte Ordnung des inneren Gemeinwesens, die bei allen äusseren ungeordneten und bedrängenden Verhältnissen einen Halt bot. Ein Verdienst des herrschenden Gemeindesinns ist es, der den Bedrängten Erholung und Sammlung ihrer idealen Bestrebungen ermöglichte, dass die Juden nicht ganz unter den Bürden und Lasten erdrückt wurden, dass sie vielmehr gegen alle äusseren Drangsale Widerstandskraft aus ihrem inneren Leben gewannen. (Schluss folgt.)

*) Vergl. einen Aufsatz: „Zum jüdischen Synagogen- und Gemeindeleben im Mittelalter" Israelitische Wochenschrift, wissenschaftliche Beilage, Februar 1899.

DER POGROM.

Von Maria Konopnicka. — Aus dem Polnischen.

(Schluss.)

Aus dem Innern kam das fieberhafte, heisere, ungleichmässige Atemholen des Kindes. Eine kleine Lampe mit grünlichem Glaskörper brannte auf dem Nachttischchen. Der Alte trat an das Bett und blickte unruhig forschend in das Gesicht des Kindes. So stand er eine Weile, indem er den Atem anhielt, dann entrang sich ein Seufzer seiner Brust; er schlich sich leise aus dem Alkoven, liess sich schwer auf den Stuhl sinken, stützte die Arme auf die Kniee und schüttelte das graue Haupt.

Er war gebückt und sah aus, als wäre er um zehn Jahre gealtert. Seine Lippen bewegten sich tonlos, die Brust keuchte schwer, und die Augen waren auf den Boden geheftet. Die dünne Kerze im Zinnleuchter brannte zischend nieder.

* * *

Am nächsten Morgen erwachte die schmale Gasse still und ruhig wie gewöhnlich. Schon frühzeitig stand Mendel Gdanski in seiner Lederschürze beim Arbeitstisch. Seine grosse Schere knirschte eifrig mit hartem Ton am Papier, die bis zur letzten Windung herabgedrehte Schraube kreischte, das schmale lange Messer blitzte in der Morgensonne mit seiner abgewetzten Klinge, die Papierstreifen fielen geräuschlos nach rechts und nach links zu Boden hinunter. Der alte Buchbinder arbeitete fieberhaft angestrengt. Sein welkes, tiefgefurchtes Gesicht verriet eine schlaflos verbrachte Nacht. Erst als er den leichten Kaffee getrunken hatte, den ihm die Nachbarin gebracht, wurde ihm etwas frischer zu Mute, er stopfte sich das Pfeifchen und ging, den Enkel zu wecken.

Der Knabe hatte seltsamerweise verschlafen. Bis in die späte Nachtstunde hatte er sich auf seinem Lager hin- und hergewälzt, jetzt schlief er einen ruhigen, stillen Schlaf. Der schmale Sonnenstrahl, der durch die Oeffnung im roten Vorhang in den Alkoven drang, glitt über seine Augen, seine Lippen und seine zarte, entblösste Brust, bald wieder entzündete er in den weichen, dunklen Haaren und den langen gesenkten Wimpern goldige, flimmernde Fünkchen.

Der Alte blickte den Knaben liebevoll an. Seine Stirn glättete sich, der Mund öffnete sich, und in den Augen erschien ein eigentümlicher Glanz. Dann

ıchte er ein leises, glückliches Lachen, zog aus der 'feife eine grosse Rauchwolke, bückte sich und blies ie dem Knaben unter die Nase. Der Kleine hustete, affte sich auf, öffnete weit seine Goldaugen und beann sie mit den beiden mageren Fäustchen zu reiben. :r hatte es jetzt sehr eilig und war ausser Fassung. :ine der Aufgaben war unbeendet geblieben, Bücher nd Hefte lagen ungeordnet auf dem Tische herum. :r vermochte nicht den Kaffee zu Ende zu trinken, och das belegte Brödchen für die Pause mit sich ı nehmen, sondern griff nach dem Tornister, unewiss, ob er sich nicht verspäten würde. Als er ber, mit der Bluse auf dem Arm, der Tür zuschritt, 'urde diese hastig aufgerissen, und der magere Student om Dachstübchen stiess den Kleinen zurück in's ımmer.

„Flieh', man schlägt die Juden!"

Er war offenbar sehr aufgeregt. Sein blatterarbiges, langes Gesicht schien sich noch zu verlängern nd war förmlich wüst. Er bebte vor Wut am anzen Körper und seine grauen Augen sprühten ornesfunken. Der erschrockene Knabe prallte bis ım Tisch zurück und liess Bluse und Tornister ıllen.

Der Alte war starr. Doch bald gewann er die assung wieder, sein Gesicht war feuerrot. Mit einem atz stand er beim Studenten.

„Was heisst das, fliehen? . . . Wohin soll er ehen? . . . Warum hat er zu fliehen? Hat er, Gott :hüte, etwas gestohlen, dass er fliehen soll? . . . der wohnt er nicht in seinem eigenen Zimmer? . . . t er etwa bei fremden Leuten? . . . Er ist da in inem Hause! In seiner Wohnung! . . . Er hat, ottlob, bei Niemandem gestohlen . . . Er geht zur :hule, er braucht nicht zu fliehen!"

Er sprang auf den bei der Tür stehenden udenten zu, gebückt, zusammengekauert, zischend ıd fauchend, während sein weisser Bart zitterte.

„Ganz, wie Sie wollen!" versetzte der Student. ch habe gewarnt . . ."

Und er wollte sich zurückziehen, aber der alte ıchbinder hielt ihn am Rockschosse fest.

„Wie ich will? Was ist das für eine Rede? ie ich will? Ich will meine Ruhe haben. Ich will Ruhe mein Stückchen Brod verzehren, für das ı arbeite! Ich will diese Waise erziehen, diesen ıaben, damit er ein Mensch sei und Niemand auf ı spucke, da er nichts verschuldet hat. Ich will, ss weder mir noch einem Anderen Unrecht geıehe, sondern dass Gerechtigkeit sei, damit die ınschen Gott fürchten . . . Das will ich. Und :hen will ich nicht. Ich bin in dieser Stadt geren, habe in diesem Hause Kinder gehabt und emandem was zu Leide getan. Ich besitze hier :ine Werkstätte . . ."

Er war noch nicht zu Ende, als von der Biegung r Strasse ein dumpfes Getümmel vernehmbar wurde, e von einem aus der Ferne vorbeiziehenden Sturm. ı plötzlicher Krampf lief über das Gesicht des ıdenten, ein halblauter Fluch kam von seinen ısammengedrückten Zähnen.

Der alte Buchbinder schwieg, richtete sich gerade empor, streckte seinen dürren Hals vor und horchte eine Weile. Der Tumult näherte sich rasch. Man konnte jetzt ein langgezogenes Pfeifen vernehmen. Lachen, Rufe, Ausbrüche von Geschrei, Weinen und Jammern. In der kleinen Gasse kochte es förmlich. Man versperrte die Haustore, verrammelte die Gewölbe, die Einen liefen direkt in den Tumult hinein, die Anderen liefen vor ihm davon.

Plötzlich begann der kleine Knabe laut zu schluchzen. Der Student warf die Türe ins Schloss und verschwand im öden Hofraum.

Der alte Jude lachte; er schien weder das Schluchzen des erschrockenen Knaben, noch die Entfernung des Studenten zu bemerken. Sein Blick war gleichsam nach Innen gekehrt, die Unterlippe gesenkt. Trotz der Lederschürze konnte man das Zittern seiner Brust wahrnehmen, das Gesicht wurde abwechselnd rot, braun und gelb, dann wieder bleich wie Kreide. Er sah aus, wie von einem Pfeil getroffen. Nur noch eine Weile und dieser morsche, müde Leib würde zusammenbrechen.

Immer deutlicher, immer näher kam der Lärm heran und ergoss sich endlich in die öde Gasse mit wildem Schreien, Heulen, Pfeifen, Lachen, Fluchen und Toben. Heisere, trunkene Stimmen verschwammen in eins mit dem höllischen Quieken halberwachsener Burschen. Die Luft schien taumelig von diesem Tosen des Pöbels. Eine tierische Zügellosigkeit umfasste die Strasse, raste, tummelte sich, wälzte sich von der einen Ecke zur anderen. wild, betäubend. Das Knacken zerbrochener Fensterläden, das Krachen gewälzter Fässer, das Klirren eingeworfener Scheiben, das Rasseln geschleuderter Steine, das Knirschen von Eisenstangen schienen Anteil zu nehmen an diesen scheuslichen Scenen. Wie Flocken dicht fallenden Schnees wirbelten in der Luft die Federn umher, die aus den zerrissenen Kissen und Betten kamen. Nur noch einige armselige Kramläden trennten Mendel's Stube von der einer Lawine gleich sich heranwälzenden Menge. Der Knabe hörte auf zu schluchzen, und zitternd wie im Fieber, schmiegte er sich an den Alten. Seine grossen dunklen Augen wurden noch dunkler und erglänzten düster in dem bleichen Gesichtchen. Es war seltsam. Dieses Anschmiegen des Kindes und die nahe Gefahr ermunterten den Alten und rüttelten ihn auf. Er legte die Hand auf den Kopf des Enkels, holte tief Atem, und obgleich sein Gesicht bleich war, wie eine Oblate, kehrte doch in seine Augen Feuer und Leben wieder ein.

In den Hausflur stürzten einige Frauen herein. Die Frau des Seildrehers mit dem Kind auf dem Arm, die Portiersfrau, die Höckerin.

„Fort von hier, Mendel!" schrie die Portiersfrau schon von der Schwelle. „Gehen Sie ihnen aus den Augen. Ich werde hier sogleich ein Heiligenbild oder ein Kreuz ans Fenster stellen. In anderen Stuben ist das schon geschehen. — Dorthin gehen sie auch nicht!"

„Sie fasste den Knaben bei der Hand:"

„Fort Jakob, verstecke dich im Alkoven!"

Sie umringten die Beiden, als wollten sie sie mit ihren Leibern schützen, drängten sie zum roten Vorhang hin. Sie kannten diesen Juden solange schon, er war ein gefälliger, guter Mensch. Nach den Frauen kamen andere Einwohner des kleinen Hauses, die Stube füllte sich mit Menschen.

Der alte Mendel stütze die eine Hand schwer auf den Arm des Kindes und mit der anderen wehrte er die Frauen ab. Dieser eine Augenblick hatte ihm die volle Geistesgegenwart wiedergegeben.

„Lasst ab, liebe Frauen!" sagte er mit seiner harten, wie Glockenton klingenden Stimme. „Lasst ab! Ich danke Euch, dass Ihr mir Euer Heiligtum geben wolltet, um mich zu retten. Aber ich will kein kein Kreuz in mein Fenster stellen. Ich will mich nicht schämen, dass ich Jude bin. Ich will mich nicht fürchten. Wenn sie keine Barmherzigkeit in sich haben, wenn sie Anderen Unrecht zufügen wollen, dann sind sie keine Christen, und so werden sie sich auch um kein Kreuz kümmern, um kein Heiligenbild. Das sind keine Menschen mehr, sondern wilde Bestien. Wenn sie aber noch Menschen sind, wenn sie noch etwas Christentum im Herzen haben, so wird das graue Haupt eines alten Mannes und das unschuldige Kind ihnen auch heilig sein."

„Komm, Jakob!"

Und er zog den Kleinen nach sich, trotz der heftigen Proteste der Anwesenden, trat an das Fenster, riss seine beiden Flügel auf und stand da mit geöffnetem Kaftan, in der Lederschürze, mit dem zitternden weissen Bart, das Haupt hoch erhoben, während der kleine Gymnasiast sich an ihn schmiegte, dessen grosse Augen sich immer weiter öffneten und auf die heulende Menge gerichtet waren.

Der Anblick war so ergreifend, dass die Frauen zu schluchzen begannen.

Der Pöbel auf der Strasse bemerkte sofort den am Fenster stehenden Juden, liess die paar Kramladen unberührt und wälzte sich auf ihn zu.

Dieser heroische Mut des Greises, dieser stumme Appell an die Gefühle der Menschlichkeit wurde von der Masse für Hohn und herausfordernde Beleidigung gehalten. Hier suchte man nicht mehr, ob es ein Fass Essig oder Spiritus zum Hinauswälzen gab, einen Pack Waren zum Vernichten, ein Federbett zum Zerreissen, oder ein Korb Eier zum Zerstampfen; die wilde Begierde zum Wehetun, der blinde Instinkt der Grausamkeit erwachte, der im einzelnen Individuum schlummert.

Sie waren noch nicht beim Fenster, als ein aus der Mitte der Menge geworfener Stein den Knaben am Kopfe traf. Der Kleine schrie auf, die Frauen umringten ihn. Der Alte liess seinen Arm los, blickte sich nicht einmal um, sondern erhob beide Hände über die Köpfe der heulenden Menge, sein Blick ward starr und mit bleichen Lippen flüsterte er:

„Adonai, Adonai!" — — und grosse Tränen liefen über sein gefurchtes Gesicht.

In diesem Augenblicke war er ein wahrer „Gaon", dass heisst hoch, erhaben.

Als die ersten Reihen das Fenster erreicht hatten, fanden sie ein unerwartetes Hindernis in der Person des langen Studenten aus dem Dachstübchen.

Mit wirrem Haar, mit aufgeknöpfter Uniform stand er hinter dem Fenster, die Arme ausgebreitet, die Fäuste geballt, die Beine wie ein geöffneter Zirkel auseinandergespreizt. Er war so hoch, dass er beinahe die Hälfte des Fensters mit seinem Körper deckte. Zorn, Scham, Verachtung, Mitleid machte seine entblösste Brust stürmisch; Wogen zuckten wie Flammen über sein schwarzes, blatternarbiges Gesicht. . . .

„Fort von da!" knurrten grimmig die ersten an, die heranliefen. „Zuerst müsst Ihr an mich herankommen, einer und der andere, Ihr Lumpengesindel, Strolche, Gassenbuben!"

Er zitterte am ganzen Leibe und konnte nicht einmal die volle Stimme aus der Brust herausbringen, so würgte ihm der Zorn. Seine kleinen, grauen Augen schossen Funken.

In diesem Augenblick war er schön wie Apollo . . .

Einige der Nüchternen aus der Bande begannen sich zurückzuziehen. Die Gestalt des Jünglings und seine Worte hatten sie mit ihrer Gewalt getroffen. Der Student benutzte den Augenblick, sprang in das Innere, stiess Mendel von dannen und pflanzte sich seiner ganzen Länge nach am Fenster auf. Die Menge zog an diesem Fenster mit dumpfen Murren vorüber: Hohnrufe, Bedrohungen, Lärm und Flüche folgten diesem Zug; dann entfernte sich das Getümmel, wurde immer stiller, bis es zu einem undeutlichen, in der Ferne verstummenden Brausen herabsank.

An jenem Abend lernte Niemand beim Tisch und Niemand arbeitete in der Werkstätte. Hinter dem Vorhang drang aus dem Alkoven von Zeit zu Zeit das stille Stöhnen des Kindes, sonst herrschte hier vollständige Ruhe. Wäre nicht die eingeschlagene Scheibe am Fenster, man hätte den Sturm nicht ahnen können, der da am Morgen vorübergerast war.

Im Alkoven, hinter dem roten Vorhang lag der Knabe mit verbundenem Kopfe. Eine grüne Lampe brannte neben ihm, der Student sass am Bettrand und hielt die Hand des Kleinen.

Der Student hatte jetzt sein gewöhnliches, blatternarbiges Gesicht; nur in seinen Augen glomm das nicht ganz erloschene Feuer, das aus der Tiefe der Seele kam. Es sass schweigend, mit gefurchter Stirn, zornig, und warf von Zeit zu Zeit unruhige Blicke nach dem dunklen Winkel des Alkoven. In diesem Winkel sass Mendel Gdanski regungslos, ohne einen Ton vernehmen zu lassen. Zusammengekauert, die Arme auf die Knie gestemmt, das Gesicht in die Hände verborgen, sass er hier so seit Mittag, von dem Moment ab, da er sich überzeugte, dass dem Kinde keine ernstliche Gefahr drohte.

Die Regungslosigkeit und das Schweigen des alten Buchbinders machten den Studenten ungeduldig.

„Lieber Herr Mendel!" brummte er schliesslich, „kriechen Sie doch endlich aus ihrem Winkel hervor. Halten Sie Trauer nach einem Toten, oder was, zum

Teufel? Etwas Hitze, sonst nichts. Der Kleine kann nach einer Woche zur Schule gehen, wenn nur die Haut wieder etwas zusammenwächst. Sie haben sich so in den Winkel gesetzt, als wäre Ihnen jemand gestorben."

Der alte Jude schwieg.

Erst nach einer Weile erhob er den Kopf und rief mit vor Leidenschaft bebender Stimme:

„Sie fragen, ob ich Totentrauer halte? Nu, ja, das tue ich. Ich trauere in Sack und Asche, denn ich habe einen grossen Schmerz und eine grosse Bitternis in der Seele . . ."

Er schwieg und verbarg wieder das Gesicht in die Hände. Die kleine, grüne Lampe beleuchtete sein Antlitz eigenartig, fast gespensterhaft. Der kranke Knabe stöhnte einmal über das andere, und wieder herrschte Schweigen.

Mendel Gdanski erhob nochmals das Haupt und rief durch die tiefe Stille:

„Sie sagten, niemand sei mir gestorben? Nu, mir ist das abgestorben, womit ich geboren ward, womit ich siebenundsechzig Jahre gelebt habe, womit ich zu sterben hoffte . . .

In mir ist das Herz für diese Stadt gestorben . . ."

DIE ZWEITE DUMA.

(Brief aus Petersburg.)

Die zweite Duma ist versammelt. Alle Hoffnungen Rußlands sind jetzt auf das Schicksal der russischen Duma konzentriert. Die Optimisten hoffen, die weitere Umgestaltung Rußlands auf parlamentarischem Wege herbeiführen zu können, ohne jene schrecklichen Zusammenstöße, durch die das ganze Land im Laufe von zwei Jahren von Blut überströmt worden war; die Pessimisten erwarten keinen friedlichen Ausgang und glauben, daß die Bureaukratie auch weiter hartnäckig bleiben und den Untergang des Landes und des Monarchen riskieren wird, um nur ihre Selbstherrschaft behalten zu können. Es ist schwer vorauszusagen, was uns die nächste Zukunft bringen wird, weil vieles von Hofintriguen und persönlichen Einflüssen abhängig ist.

Die jüdische Bevölkerung ist mehr am friedlichen Gange des parlamentarischen Lebens interessiert, als alle anderen Bürger, da jede revolutionäre Bewegung sich als ein viel schwereres Verhängnis für das Schicksal der Juden erweist. Im Jahre 1905 wurde der Höhepunkt der Revolution durch eine ganze Reihe der blutigsten Pogrome bezeichnet, die alle Schreckenstaten des Mittelalters übersteigen.

Leider verspricht die Zusammensetzung der zweiten Duma ihr wenig Hoffnung auf dauernde Existenz. Die Repressivakte der Regierung haben zweifelsohne eine stärkere Erbitterung im Volke hervorgerufen, das als Ausdruck seines Protestes viele Radikale in die Duma geschickt hat: Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre. Die Partei der Kadetten (die konstitutionell-demokratische), die eine gemäßigte Opposition darstellt, hatte diesmal keinen starken Erfolg; statt 185 Stimmen, die sie in der ersten Duma besaß, verfügt sie jetzt über etwa [illegible]0 Stimmen. Bedeutend verstärkt haben sich die Rechten Parteien. Außer den Oktobristen (Freikonservativ) sind noch in der Duma etwa 70 Reaktionäre, Anhänger des absoluten Regimes. Diese Gruppe ist noch besonders charakterisert durch ihren Antisemitismus. Der Hauptvertreter der reaktionären Partei ist der bekannte Paneolaky Kruschewan, der Organisator des Kischinewer Pogroms. Da die oppositiodellen Elemente in der Duma über mehr als zwei Drittel aller Abgeordneten verfügen, so haben die Reaktionäre von vornherein die Absicht, auf obstruktivem Wege oder durch Skandale die Duma arbeitsunfähig zu machen, um ihre baldige Auflösung zu erzwingen. Dagegen beginnen jetzt die Radikalen, die noch im vorigen Jahre die Duma boykottiert haben, oder sich bemühten, sie zu sprengen, deren Existenz zu schätzen, und sie werden sich voraussichtlich einer äußerst vorsichtigen und loyalen Taktik befleißigen.

Die Zahl der jüdischen Deputierten ist äußerst unbedeutend — im ganzen drei Personen: Jakob Schapiro, ein Kaufmann mit höherer Bildung aus Kurland, der Advokat Abramsohn aus Koneno, und der Bergingenieur Lasar Rabinowitsch aus dem Gouvernement Ekaterinoslaw. Diese drei Personen gehören der gemäßigten Opposition an als Mitglieder der Kadettenpartei. Im politischen, gesellschaftlichen, wie auch im jüdischen Leben waren sie bis jetzt wenig bekannt.

Über die geringe Zahl der jüdischen Deputierten war die jüdische Bevölkerung sehr betrübt, obwohl die Juden auch in der vorigen Duma statt der ihnen im Verhältnis zur Zahl der Bevölkerung (4,16 pCt.) zukommenden 24 Abgeordneten deren nur 12 besaßen. Unter diesen waren wenigstens einige Persönlichkeiten, deren hervorragende Betätigung dem jüdischen Publikum bekannt war; andererseits war die Zahl der Antisemiten, die in der Duma die Juden provozieren konnten, weit geringer.

Alle Bemühungen der jüdischen Deputierten waren auf die baldige Durchführung des Gesetzes der Gleichberechtigung aller Bürger gerichtet. In diesem Jahre wird die jüdische Frage, wahrscheinlich gleich zu Anfang, erörtert werden, aber nicht von den Juden, sondern von den Antisemiten à la Kruschewan und Purischkewitsch, etwa im Genre der Ahlwardt und Pückler. Wer wird Antwort geben auf alle Verleumdungen und Lügen, die von der Dumatribüne auf die Köpfe der Juden fallen werden? Diese Frage ist es, die jetzt die russischen Juden am meisten beunruhigt. In allen Schichten der jüdischen Gesellschaft und in der Presse wird als Hauptthema die Frage nach den Ursachen des Rückganges der Juden bei den letzten Wahlen erörtert.

Die letzten Wahlen enttäuschten viele Illusionen,

die sich bei den Juden in der Revolutionszeit festgesetzt hatten. So behaupteten die revolutionären Parteien unter den Juden stets, daß die Ansiedlungsgebiete inbezug auf die politische Entwicklung die erste Stelle unter den übrigen Gouvernements des inneren Rußlands einnehmen. Tatsächlich erwies sich das Gegenteil als richtig. Im Ansiedlungsgebiet waren in den allermeisten Fällen die Bauern sowohl, als auch die städtische Bevölkerung reaktionär. Am revolutionärsten erwiesen sich die Gouvernements im Osten Rußlands, wo es überhaupt keine jüdische Bevölkerung gibt. Allerdings bleibt für die Juden ein Trost übrig: daß die Regierung auf Grund solcher sichtbaren Tatsachen jetzt nicht mehr den Juden die Schuld an der Revolution wird zuschreiben können, wie sie es bis jetzt getan hat. Dieser Trost ist jedoch nicht bedeutend, da die Antisemiten sich nicht scheuen werden, eine neue Beschuldigung zu erfinden.

Der Rückgang der Progressisten in den Ansiedlungsgebieten kann teilweise durch den nationalen Antagonismus zwischen den Russen einerseits, den Polen und Juden andererseits, erklärt werden.

Von diesem Antogonismus machte die Administration und die Geistlichkeit Gebrauch, um die Befreiungsbewegung in den Augen der unwissenden Bevölkerung zu diskreditieren, und die ganze Revolution als einzige Tat der Juden zu erklären.

Nach dem russischen Wahlsystem wählt jede von den drei Kurien der Gutsbesitzer, Städter und Bauern zuerst ihre Wahlmänner. Diese kommen zu einer Gouvernementsversammlung zusammen und wählen gemeinschaftlich 6 bis 15 Deputierte, die dem ganzen Gouvernement seiner Bevölkerung gemäß zukommen. Die meisten Wähler besitzen die Juden unter den Städtern, und sie können ihre Deputierten durchbringen, wenn sie sich mit der Bauernkurie gegen die Gutsbesitzer vereinigen, oder mit den Gutsbesitzern gegen die Bauern.

Als die Juden in die letzte Wahlkampagne eintraten, hegten sie die völlig falsche Ansicht, daß die Bauern sich oppositionell verhalten müssen, da in der Duma die Frage über die Verteilung des Bodens unter die Bauern gelöst werden muß. Deshalb haben die Juden, die die Majorität in den Städten des Ansiedlungsgebietes bildeten, sich in diesem Jahr von einem Block mit der Gutsbesitzerkurie überall zurückgehalten, und sich bemüht, sich mit der Bauernkurie zu vereinigen. Das Resultat war, daß in den meisten Gouvernements sich ein Teil der reaktionären Gutsbesitzer mit den Bauern vereinigte und reaktionäre Wahlen durchführte. Die Juden aber, und in manchen Orten auch die konstitutionellen Polen fielen bei den Wahlen ganz durch. Nur in einem Gouvernement, in Kiew, erwiesen sich die Bauern als konstitutionell, aber auch hier verhinderten sie die Wahl eines jüdischen Deputierten. Die prinzipielle Absage, sich mit der Gutsbesitzerkurie zu vereinigen, führte dazu, daß die Juden jegliche Bedeutung bei den Wahlen verloren, und zur Wahl der Reaktionäre und Antisemiten in einigen Gouvernements verhalfen, wie z. B. in den Gouvernements Witebsk und Mohileff.

Noch mehr aber schadeten den Juden die inneren Zwistigkeiten, der Kampf der verschiedenen jüdischen Parteien untereinander. Im vorigen Jahre haben die radikalen sozialdemokratischen Parteien (wie der Bund) die Duma boykottiert, und die parteilosen Massen und die Bourgeoisie fügten sich den Direktiven der Vereinigung zur Erlangung der Vollberechtigung der Juden und arbeiteten solidarisch. Dieses Jahr bemühte sich der Bund dort, wo er keine Kandidaten hatte, den jüdischen Block in den Städten auseinander zu sprengen, indem er irgend eine Klassenpolitik dort durchführen wollte, wo der Erfolg von einer vollen Solidarität der ganzen jüdischen Bevölkerung abhängig war. Dem Bund kamen die Gründer der jüdischen Volksgruppe in Petersburg zu Hilfe. Sie verkündeten kurz vor den Wahlen dem Zionismus den Krieg. Es begann ein vernichtender Kampf, der alle Kräfte und Mittel verschlang. Die Initiatoren der Volksgruppe lähmten durch ihren Einfluß auch die ganze Tätigkeit der Vereinigung, und deshalb spielten sie dieses Mal überhaupt keine Rolle. Diese Zwistigkeiten führten in einigen Orten zu äußerst traurigen Ergebnissen. Zum Beispiel konnte es gelingen, in Kischineff auch durch eine wenig bedeutende Agitation die Wahl des bekannten Antisemiten Kruschewan zu verhindern. Während hier nichts unternommen wurde, wurde in den anderen Gouvernements wie in Wolynien, Minsk, zehntausende für den Kampf der jüdischen Parteien untereinander ausgegeben. Mit der Agitation unter den Bauern in dem Ansiedlungsgebiet beschäftigte sich fast niemand, weil die revolutionären Parteien, durch die Schuld des Bundes, ihre Aufmerksamkeit im Kampfe mit den jüdischen Komitees vergeudeten und weiter nichts taten.

Der Sieg der Reaktionären in dem größten Teil des Ansiedlungsgebietes, wie auch der Rückgang der jüdischen Kandidaten, dürften wohl als warnendes Zeichen den jüdischen revolutionären Parteien dienen, die sich als Ziel nicht die Agitation unter den Bauern, sondern den Kampf mit der jüdischen Bourgeoisie gestellt haben, und auch den vielen jüdischen Leitern in Petersburg, die in diesem wichtigen Augenblick den politischen Kampf als Mittel gebrauchten, um ihre Abrechnung mit den Parteien im Judentum herbeizuführen. Es bleibt nur die Hoffnung übrig, daß die bittere Lektion, die uns durch die letzten Wahlen erteilt wurde, die Parteizersplitterung zum Teil beseitigen wird, die jetzt in Rußland, wie zu allen Zeiten auf jede europäische gesellschaftliche Tätigkeit, zerstörend wirkt.

Petersburg, den 17. März 1907.

P. A. Longi.

MITTEILUNGEN AUS DEM DEUTSCHEN BUREAU
DER ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE.
(Berlin N. 24, Oranienburgerstr. 42/43 I).

DIE ISRAELITEN RUMAENIENS.

Ein Korrespondent der „Alliance Israélite 1iverselle" richtet an das Central-Comité nach- ɔhenden interessanten Bericht über die Lage der raeliten in Rumänien:

Das Jahr 1906 hat gleich dem voraufgegangenen ücklicherweise kein neues Gesetz erstehen sehen, s die Lage der Israeliten in Rumänien weiter schwert hätte. Es hat immer mehr den Anschein, ; ob die Gewalthaber in Rumänien die Ent- ckelung der Ereignisse in Russland abwarteten. eichwohl glauben unterrichtete Männer, dass die heinbare Ruhe nur ein Vorläufer abermaliger ısnahmebestimmungen ist, die im Schatten der nisteriellen Kanzleien vorbereitet werden. Die immung hinter den parlamentarischen Kulissen , nichts weniger als ermutigend. Der Eifer, der rt herrscht, ist kein günstiges Vorzeichen, und r fragen uns nicht ohne Besorgnis, ob nicht natoren und Deputierte nicht noch drakonischere lenfeindliche Massregeln planen, als die bereits Kraft gesetzt worden sind. Denn der Hass gen alles, was Jude heisst, hat noch nichts von ner Nachhaltigkeit verloren. Die Kluft, die ımänen und Israeliten scheidet, scheint sich in mselben Mass zu erweitern, in dem die materielle ge des Landes sich verbessert. Das Gegenteil ıre verständlicher und logischer gewesen. Haben ın die Israeliten durch ihre kommerziellen und lustriellen Fähigkeiten nicht zur Festigung des nänischen Kredits und zur Verbesserung der ·tschaftlichen Lage des Landes beigetragen?

Der Landwirtschaftstrust. Das ist die auf · Tagesordnung stehende Frage, die allerlei berraschungen für die Zukunft birgt.

Den Juden Rumäniens ist, wie man weiss, der werb von Landbesitz verboten. Die freien Be- e sind ihnen verschlossen. Zum Rechtsanwalts- nd werden sie nicht zugelassen. Im Heer endet e Laufbahn beim Unteroffizier. Zu den Handels- nmern haben sie keinen Zutritt. Von den hnischen Verbänden werden sie zurückgewiesen. dürfen keine Apotheken aufmachen, an öffent- ıen Ausschreibungen dürfen sie sich nicht be- igen. Jede amtliche Verwaltung lehnt sie ab. ı den Fabriken werden sie ferngehalten. Der ıdel im Umherziehen und der Branntweinverkauf l ihnen untersagt. — Durften die Israeliten unter ·hen Umständen in untätiger Resignation ver- ren? Schon macht man ihnen die mangelnde nung für den Landbau zum Vorwurf. Sei es angeborenem Betätigungsdrang, sei es zur Be- ıpfung des Vorurteils, das sie als untüchtig zur darbeit bezeichnet, haben zahlreiche moldauische Israeliten Land gepachtet und dadurch eine beträchtliche Steigerung der Pachtraten bewirkt. Man sollte meinen, die Bojaren, die Grundbesitzer müssten von den grossen Gewinnen, die sie dadurch erzielten, befriedigt sein. Dem ist nicht so. Man lese, was die „Rivista idealista" vom Oktober schreibt:

„Wer zwingt unsere Grundbesitzer ihre Ländereien an Fischer*) und Genossen zu verpachten? Erzwingen denn diese die Pachtung mit bewaffneter Hand? Gewiss nicht. Warum nehmen die Besitzer sie als Pächter? Weil jene habgierig sind und weil diese die verlockendsten Preise bieten. Darum vergessen unsere Bojaren die öffentlichen Erörterungen der Presse über die Gefahren des sogenannten Landwirtschafts-Trusts und überantworten ihre Güter den Fischer und Genossen. Das tun die Konservativen, das tun die Liberalen, das tun die Junimisten. Von dem Augenblick an, da wir mit Eifer, Freude und Begeisterung ihre erhöhten und übertriebenen Preise annehmen, steht es uns nicht mehr an, gegen die Fischer und Genossen zu schreien. Wir werden das Recht hierzu erst haben, wenn wir jede Verhandlung mit ihnen ablehnen. So lange wir ihr Geld nehmen, ziemt es uns besser, zu schweigen und, unser Gewissen befragend, zu gestehen, dass wir Elende sind. Das Wort ist hart, aber gerecht."

Der „Prozentul" vom 28. Oktober schreibt:

„Wir begreifen nicht, warum der Feldzug seit einiger Zeit ausschliesslich gegen den Trust der Landwirte gerichtet ist, warum man diesen Trust als die alleinige Ursache der Uebel hinstellen will, unter denen die Landbevölkerung leidet. Die Verwirrung, die man jüngst in dieser Beziehung angerichtet hat, ist wahrhaft beunruhigend. Heute sind die Dinge soweit gediehen, dass, wenn man von einer Verbesserung der Lage der Bauern spricht, man die wahren Ursachen ihres Elends aus den Augen verliert. Man setzt alles auf Rechnung des Landwirtetrusts, als ob alles rumänische Land von den Trusts beschlagnahmt wäre! . . . Wir wiederholen die Frage: war die Lage der bäuerlichen Bevölkerung vor den Trusts, die etwa ein Dutzend Jahre alt sind, besser? und glaubt irgend wer, dass diese Lage sich bessern würde, wenn die Trusts verschwinden? Wir sind sicher, dass niemand die Frage bejahen wird."

Trotz dieser Vorstellungen sind es die Grossgrundbesitzer, die in allen Tonarten in ihren Pressorganen verlangen, dass ein Gesetz den „Fremden" die Pachtung von Land verbiete. Das würde den Ruin mancher jüdischer Besitzer herbeiführen, die sich auf derartige Unternehmungen eingelassen haben. Es ist zweifelhaft, ob die gegenwärtige Regierung selbst die Initiative zu einer derartigen

*) Fischer heissen die reichsten jüdischen Pächter in Rumänien.

Massnahme ergreift; aber es ist sicher, dass die jüdischen Pächter indirekt getroffen würden durch die strenge Anwendung des Gesetzes über die Landpolizei, das den „Fremden“ den Aufenthalt auf dem Lande verbietet. In der Tat hat nach Beginn der parlamentarischen Herbstsession anlässlich der Debatte über die königliche Botschaft der Senator Condrescu die Regierung wegen der schwächlichen Haltung der Minister gegenüber den „Fremden“ in den ländlichen Gemeinden interpelliert. Hier ist der Bericht über die Debatte nach dem „Moniteur Officiel“:

„Senator Condrescu: M. H., das Gesetz sagt deutlich, dass die Fremden in den Landgemeinden sich nur auf Grund einer Ermächtigung des Gemeinderats niederlassen dürfen. Trotz der Befehle der Regierung ist dieses Gesetz nicht beachtet worden, sind zum Unglück für unsere Landbevölkerung unsere Dörfer von Juden überschwemmt. Denn wenn der Jude ein Gut gepachtet hat, bringt er ganze Familien seiner Glaubensgenossen mit sich.

Senator Stefanescu: Der Fehler liegt bei den Eigentümern.

Senator Condrescu: Sie haben Recht. Ich sage es mit Schmerz: wir Rumänen überlassen unsere Güter in die Hände der Juden. Was in den Landgemeinden vorgeht, ist ein wahres Unglück. Hier ein Beispiel: Zum Bahnhof Todircui, in dessen Nähe ich wohne, sind Juden gekommen und haben 92 Waggons mit Feldfrüchten beladen, während die rumänischen Pächter und Besitzer nicht einen einzigen Sack hatten . . . Ich wende mich an Sie, Herr Premierminister, der Sie der reichste Grundbesitzer Rumäniens sind, der Sie wissen, was wohlerworbener Reichtum bedeutet: Die rumänischen Pächter und Eigentümer besitzen im Durchschnitt 200—300 falci,*) während jeder Jude über 20 000 falci verfügt. Wo ist da das Verhältnis? . . . Die Juden ziehen Tag und Nacht durch die Dörfer und bemächtigen sich des Besitztums der anderen, oder beschäftigen sich mit Gewerben, die allein die „Jidden“ verstehen. Ich sage nicht mehr. Ich beschränke mich, Ihnen eine Andeutung zu geben, Herr Premierminister, und bitte Sie, dringliche Massregeln zu ergreifen und die Präfekten zur Vertreibung der Fremden aus den Landgemeinden aufzufordern.

Ministerpräsident Cantacuzenu: Der Herr Senator Condrescu darf überzeugt sein, dass die Regierung von den gleichen Gefühlen beseelt ist, wie er. Die Anführungen des Herrn Senators sind leider wahr, und die Regierung wird alle Massregeln zur Bekämpfung des Uebels treffen. (Beifall.)“

In Gemässheit dieser Erklärung hat Herr Cantacuzenu, der auch Minister des Innern ist, an die Präfekten ein Rundschreiben gerichtet, worin es heisst, dass „alle Fremden“ unter Beachtung der in dem Gesetz vorgesehenen Bedingungen die Niederlassungsgenehmigung bei den Kommunalräten, bei der Präfektur und bei dem Ministerium nachsuchen müssen. Wer diese Vorschriften nicht erfüllt, wird ausgewiesen und in die Städte zurückgeschickt.

In seiner Dezembernummer schreibt der „Agrarul“, das Organ der Grossgrundbesitzer:

*) 1 falce = 14,32 Quadratmeter.

„Wir sind glücklich, das man endlich etwas tut. Wir freuen uns zu sehen, dass der Chef der Regierung Kenntnis hat von der Art, in der das delikateste aller Gesetze angewendet worden ist. Wir hoffen, dass die Massnahmen, die er ergreifen wird, seiner Erwartung und der unseren entsprechen werden.“

Am 15./28. Dezember schneidet Herr Condrescu die Frage vor dem Senat wieder an und behauptet, dass die ministeriellen Weisungen nicht genau befolgt worden sind. Er verliest einen Brief, in dem ein Priester ihm eine Landgemeinde des Bukarester Bezirks bezeichnet, wo sich eben „Fremde“ mit Zustimmung der Ortsverwaltung niedergelassen hätten. Herr Condrescu schliesst daraus, dass die Unterbeamten sich von dem Gold der auf dem Lande ansässigen Juden bestechen lassen, und fordert die Regierung auf, strenge Massregeln zu ergreifen „gegen die fremden Pächter, die die Staatsgüter und die der Privaten zum Schaden der ländlichen Bevölkerung monopolisiert und eine wachsende Verarmung der einheimischen Bevölkerung herbeigeführt haben“ In der nämlichen Sitzung dankt der Unterrichtsminister Dissescu im Namen der Regierung Herrn Condrescu für die Angabe dieses bestimmten Falles und verspricht äusserste Strenge gegen die schuldigen Beamten. Er fügt hinzu: „Was die Frage der Güterverpachtung angeht, so ist es unsere Pflicht, die Güter nicht mehr den Fremden zu geben. Die Regierung wird Anordnungen in diesem Sinne erlassen.“ Schliesslich erklärt Herr Condrescu, dass er nach den Feiertagen einen Gesetzentwurf über die Pachtfrage einbringen wird.

Ausweisungen. Mittlerweile werden die Ausweisungen, namentlich in dem Bezirk von Botosany, immer zahlreicher. Niemand findet in den Augen des Präfekten Vasescu Gnade. Ein typischer Fall sei angeführt: Calinesti ist ein Weiler, der früher von dem Dorf Bucecea losgelöst war und jüngst ihm wieder angegliedert worden ist. Moscu Abramowici aus Bucecea hatte sich in Calinesti zu einer Zeit niedergelassen, in der der Weiler nicht zu dem Dorf gehörte. Er hatte im Jahr 1901 die behördliche Genehmigung erhalten. Kürzlich schrieb ihm Herr Vasescu vor, die gesetzlichen Schritte zur Erneuerung seiner Aufenthaltserlaubnis zu tun. Abramowici tat das Erforderliche, an dem Erfolg seiner Bemühungen nicht zweifelnd. War doch sein Vater Awram einer der Gründer von Bucecea, hatte er doch selbst in dem vierten Jägerbataillon gedient! Abramowici erhielt auch von der Gemeinde ein gutes Führungszeugnis und eine zweite Bescheinigung, in der ihm bestätigt wurde, dass er persönliches Vermögen besitze. Ein drittes Zeugnis sagte, dass er niemals bestraft worden sei. Der Kommunalrat genehmigte die Erneuerung der Niederlassungserlaubnis, aber der Präfekt annullierte diese Entscheidung. Abramowici wendet sich dem Gesetze gemäss an den Minister des Innern und erstreitet einen günstigen Bescheid. Doch man machte ihm neue Schwierigkeiten. Calinesti ist jetzt wieder zu dem Dorf Bucecea gehörig, und deshalb muss Abramowici abermals um eine Ge-

:hmigung einkommen. Diesmal verweigert auf :fehl des Präfekten der Kommunalrat die Ge- :hmigung. Zum zweiten Mal wird der Minister gerufen, dessen Entscheidung sich verzögert. ittlerweile wird Abramowici aufgefordert, den 't zu verlassen. Er geht nach Bukarest, um die nisterielle Entscheidung zu beschleunigen. ährend seiner Abwesenheit erbricht die Orts- hörde auf Befehl des Präfekten die Schlösser der)ramowicischen Wohnung, wirft das Hausgerät f die Strasse, schafft es auf Wagen und schickt nach Bucecea.

Derartige kleine Polizeiakte werden von dem :nmütigen Präfekten von Botosany täglich ange- lnet.

Welche Ueberraschungen uns das beginnende hr bringen kann, wird man aus nachstehender usserung der „Sentinela" vom 3. Dezember ent- ımen:

„Um der verfluchten jüdischen Lepra zu entgehen, sich wie eine Sündflut von Heuschrecken auf unserer ter Erbe niedergelassen hat, haben wir uns zur An- ıdung aller gesetzlich erlaubten und nicht erlaubten tel entschlossen . . . Um unsere Länder zu befreien, er verletztes Recht wiederzugewinnen, uns von der fluchten Sklaverei der Juden zu erlösen, werden nicht Kugeln noch Tod, nicht unsere Regierung ı irgend eine Macht der Erde fürchten. Das soll ı wissen!"

Hier noch einige Zeilen, die der frühere liberale :errichtsminister Haret als Antwort auf einen 'schlag des gegenwärtigen Finanzministers Take escu zu Gunsten einer mit Unterstützung fremder ›italien gegründeten Landbank niedergeschrieben :

„Herr Jonescu überantwortet den Bauer auf Gnade Ungnade den fremden Bankiers, die einzig auf ṿinn von Dividenden bedacht sein werden. Die ien der Bank des Herrn Jonescu werden in den den des früheren Maire von London (Sir Marcus uel) sein, der mit der gewohnten Frechheit seiner ıe in den Augenblicken der Sicherheit vor Gefahren r Land insultiert hat. Aktionäre werden sein chi Fischer und Genossen, die sich unserer Land- r bemächtigt haben. Diese Aktionäre werden von tswegen die Herren des Landes sein, wie sie es its tätsächlich sind. Das ist das Mittel, das Herr ə Jonescu ersonnen hat, um den Artikel 7 zu räften."

Wenn die führenden Klassen der Bevölkerung ıe Gefühle gegenüber den Juden hegen, kann sich dann verwundern, dass das Volk selbst unseren Glaubensgenossen gegenüber zuweilen llich zeigt? Im Verlauf des Jahres hat man n können, wie die Professoren Cuza, Jorda andere mehr, Rundreisen im Lande veranstalteten, vom Katheder herab in ihren Vorträgen zum nhass anzustacheln. Natürlich durchtränken die Studierenden mit den Hassgefühlen ihrer er und setzen die ihnen eingeimpften Theorien :ie Praxis um. Auf diese Weise hat die erende Jugend von Bukarest eine Gesellschaft cher Damen, die den Saal des Athenäums ge- :t und die Schauspieler des Nationaltheaters engagiert hatte, gezwungen, eine Wohltätigkeits- vorstellung abzusagen. Es verdient dabei bemerkt zu werden, dass das Athenäum auf Grund einer öffentlichen Sammlung entstanden ist, an der die Juden sich in hervorragendem Masse beteiligt haben, wie sie auch jetzt wieder sehr beträchtlich zu einem Kapital zuschiessen, das zur Errichtung eines Blindeninstituts bestimmt ist, obwohl es kaum einem Zweifel unterliegt, dass Blinde jüdischen Glaubens zu diesem Etablissement ebensowenig Zutritt haben werden, wie zu den meisten Kranken- häusern.

Es scheint übrigens, als ob selbst das Leben der Juden in den Augen der Landesjustiz keinen Wert hätte, und als ob die Geschworenengerichte den Grundsatz aufstellen wollten, dass jedem an einem Juden begangenen Mord die Freisprechung des Mörders folgen müsse. Im Verlauf des Jahres 1906 haben vier derartige Verdikte sogar die Rumänen selbst in Staunen versetzt. In Podul- Turcului wurde eine jüdische Familie ermordet; alle Angeklagten wurden freigesprochen. In Bur- dujeni fällt eine andere Familie unter dem Messer der Mörder, die man entdeckt. Die Geschworenen sprechen die Mörder frei. In Braila wird Mendel, Schwiegersohn des grossen Exporteurs Halfon, von einem seiner Arbeiter ermordet, der für einen Un- fall eine Entschädigung von 100 000 Frs. verlangt hatte. Mendel ist Jude. Der Mörder wird frei- gesprochen. In Galatz prozessiert der Pächter Leibowici wegen der Pacht. Ehe noch die Gerichte gesprochen haben, verpachtet der Besitzer sein Gut an den Rumänen Winkler. Dieser will auf der Stelle die Pacht antreten. Leibowici macht seinen Kontrakt geltend. Wincler schiesst den jüdischen Pächter mit dem Revolver nieder. Die Jury spricht ihn frei. Wenige Tage später gibt die Zivilkammer in dem Prozess Leibowicis gegen den Besitzer ihr Urteil dahin ab, dass der Besitzer rechtswidrig sein Gut an Wincler verpachtet habe, und dass der mit Leibowici abgeschlossene Pacht- vertrag bis 1916 Geltung habe!

Jubiläums-Ausstellung. Die Israeliten des ganzen Landes haben Wert darauf gelegt, an den Festen und öffentlichen Kundgebungen anläss- lich der vierzigjährigen Regierungsfeier des Königs teilzunehmen. Eine jüdische Abordnung stellte sich am 12. Mai im Palais ein und überreichte dem König eine Adresse, die folgenden Satz enthielt: „Die Grösse dieses Landes, dessen Bürger wir unter Euerer Majestät Regierung mit Stolz sind, ist auch unsere Grösse. Das Glück, das die glänzende und ruhmreiche Herrschaft unseres ersten Königs verbreitet hat, hat sich gleichmässig und in Fülle auf alle Kinder Rumäniens und auf uns ergossen." Bei dieser Gelegenheit erkannte der König huldvoll an, dass „die Naturalisationen schwer zu erreichen wären." Das war alles. Und doch hätte der König sich leicht überzeugen können, dass das Gedeihen Rumäniens und die erzielten Fortschritte zum guten Teil der Intelligenz und der Arbeit seiner jüdischen Untertanen zu danken

sind. Wie aber sogar solche Geister, die sich aufgeklärt nennen, den Anteil der Juden an dem Erfolg der Ausstellung beurteilen, mögen nachstehende Zeilen zeigen, die dem amtlichen Ausstellungskatalog, veröffentlicht unter dem Patronat des Generalkommissars Dr. Istrati, entnommen sind:

„. . . In der demografischen Lage des Landes besteht die beunruhigendste Erscheinung in der Invasion des jüdischen Elementes aus Polen, Galizien und Russland. Mit einer fast beispiellosen Duldsamkeit haben die Rumänen seit den ältesten Zeiten alle Konfessionen unter sich zugelassen. Wenn sie in verschiedenen Verträgen sich gegen die Niederlassung der Mohamedaner gewendet haben, so gehört das der Vergangenheit an und beruht auf politischen Erwägungen. Abgesehen hiervon, hat jedes andere Bekenntnis, selbst das der Schismatiker, die aus Russland vertrieben waren, in Rumänien volle Freiheit genossen. Die Rumänen haben sich nie wegen des Seelenheiles anderer beunruhigt. Doch jetzt ersteht eine grosse Gefahr: Die Juden, anderwärts verfolgt oder übel angesehen, haben begonnen, das rumänische Land zu überschwemmen. Sie zuerst haben den Rumänen eine deutliche Vorstellung von dem gegeben, was man konfessionelle Missachtung nennen könnte. Denn mit Ausnahme derer, die aus dem Abendland kamen, haben die aus dem Orient und dem Norden eingewanderten Juden eine Atmosphäre des religiösen Fanatismus mitgebracht, würdig der Ghettos, eines Fanatismus, den wir niemals gekannt hatten. Während Protestanten, Katholiken und russische Sektierer unbemerkt bleiben, während der muselmanische Muezzin friedlich seine Melodien über die Kirchen weg ertönen lässt, haben die Juden allein das Gefühl einer unsinnigen konfessionellen Feindseligkeit mitgebracht. Ihr bizarres Kostüm, ihre Schläfenlocken, ihre Feiertage mit den strengen Ruhegeboten, ihre Schächtriten (das von Christen verkaufte Fleisch wird als unrein betrachtet), alle ihre Besonderheiten im täglichen Leben haben die Rumänen dahin gebracht, nicht eine Religions-, sondern eine Rassenfrage vor sich zu sehen. Den bündigsten Beweis hierfür findet man in dem Mangel jeder Familienbeziehung zu den Rumänen. Eheschliessungen zwischen diesen beiden Volkselementen bilden eine seltene Ausnahme; der Jude und die Jüdin, die der Synagoge untreu werden, setzen sich ernsten Unannehmlichkeiten aus. Dieses fremde, nicht assimilierbare, auch intellektuell uns nicht verwandte Element bildet für die organische Entwickelung des rumänischen Staates ein um so schwierigeres Problem, als der konfessionelle Partikularismus sich auch auf den wirtschaftlichen Kampf überträgt in einem Wettbewerb, der sich nicht wie im übrigen Europa von Individuum zu Individuum, sondern von Rasse zu Rasse abspielt. Ehe man noch in der ökonomischen Welt etwas wie einen Trust gesehen hatte, haben wir den kleinen, aber undurchbrechlichen Trust der Juden in den einzelnen Städten gegenüber dem Handel und dem Gewerbe der Rumänen gesehen. Jetzt stehen wir grossen landwirtschaftlichen Trusts gegenüber; und obwohl die Flut der Einwanderung unaufhörlich steigt, giebt es bei uns keine antisemitische Partei."

Auswanderung. — Die Nationalisten des Landes berufen sich bekanntlich, um ihre Lieblingstheorien zu unterstützen, auf die unaufhörliche Vermehrung der jüdischen Bevölkerung, die sie auf 700 000 Seelen schätzen. Die offizielle Statistik beweist jedoch, dass kaum eine Viertelmillion Israeliten in Rumänien verblieben ist. Zudem nimmt die Auswanderungsbewegung ihren Fortgang. Der „Moniteur Officiel" vom 13. August 1906 stellt fest, dass laut den Eintragungen beim Sicherheitsdienst des Ministeriums des Innern von 1899 bis 1904 nach Amerika 42 968 Juden abgereist sind.

Im Jahr 1905 belief sich die Zahl der Auswanderer auf 3406. Rechnet man hinzu die Zahl der Personen, die ohne Pass oder nur mit dem sogenannten gewöhnlichen Reisepass das Land verlassen haben, so stellt sich nach dem Moniteur die Gesamtzahl der in 6 Jahren Abgewanderten auf 55 000. Hierzu vergleiche man nun — immer nach den Angaben desselben Organs — die Abnahme der Geburten:

8994	in	1901
8696	„	1902
8221	„	1903
8137	„	1904
7710	„	1905

Infolge der russischen Pogrome flüchteten einige jüdische Familien nach Rumänien. Zur Stunde haben diese Familien das Land wieder verlassen; was die antisemitische Presse nicht hindert, der Verwaltung vorzuwerfen, sie hätte eine wahrhafte Invasion geschehen lassen Aber aus einer besonderen Statistik des Ministeriums des Innern erhellt, dass von 3222 russischen Israeliten, die seit Januar 1905 nach Rumänien gekommen sind, 2196 das Land bereits verlassen haben. Es verblieben 1026. Und auch diese Zuzügler haben sich im Lauf des Jahres 1906 nach Argentinien eingeschifft. Sonach beschränkt sich die behauptete Invasion auf einige Dutzend Individuen.

Handel. Laut einer für 1905—1906 aufgestellten amtlichen Statistik gibt es in Rumänien 136 674 Handeltreibende aller Gattungen und Kategorien, nämlich 101 779 Rumänen, 22 667 Juden und 12 226 verschiedener Nationalität. Nur in einigen Bezirken überschreitet die Zahl der jüdischen Handeltreibenden die der rumänischen, nämlich in den folgenden:

		Israelitische Handeltreibende:		Christliche Handeltreibende:
Bacau	zählt . .	1582	und	1465
Botosami	„ . .	2359		905
Covorului	„ . .	1377		1226
Dorohoï	„ . .	2227		783
Folticeni	„ . .	878		587
Jassy	„ . .	3404		836
Neamtz	„ . .	1572		836
Roman	„ . .	934		566
Suceava	„ . .	1269		539
Vaslui	„ . .	859		541

Die grösste Zahl von Handeltreibenden weist der Bezirk Ilfov (Bukarest) auf, nämlich 43 510, davon 1534 Juden.

Im Verlauf der letzten 10 Jahre stieg die Zahl der rumänischen Handeltreibenden von 68 785 auf 101 779; die Zahl der jüdischen Handeltreibenden verminderte sich demgegenüber merklich (ungefähr 24 000 in 1896 und 22 667 in 1905).

Dem Handel im Umherziehen ist von neuem ler Krieg erklärt. Das zeigen beispielsweise einige Artikel aus einem Gesetzentwurf, den der Präsident ler Jassyer Handelskammer Scherban verfasst hat. Wie ersichtlich, zielt dieser Gesetzesvorschlag auf lie Unterdrückung der kleinen Ortsmärkte:

Art. 5. Der Hausierhandel mit Waren, gleichviel velcher Herkunft, ist auf den grossen Märkten und ediglich während ihrer Dauer den Personen gestattet, ie einen Erlaubnisschein der Handelskammer besitzen, nd deren Firma mindestens 5 Jahre alt ist.

Art. 6. Dem Antrag auf Gewährung einer Vollıacht zur Ausübung des Hausierhandels muss eine enaue Bilanz über Soll und Haben des Antragstellers nd der Nachweis über Entrichtung sämtlicher schuldigen teuern beigefügt sein.

Die Handelskammer kann nach Prüfung die Vollacht gewähren oder verweigern.

Art. 7. Die Vollmacht soll verweigert werden:

a) den Minderjährigen:
b) den mit ansteckenden Krankheiten behafteten Personen;
c) denen, die wegen eines Verbrechens, Diebstahls, Betrugs, Vertrauensmissbrauchs, Bankerotts, Schmuggels verurteilt sind, und auch den Kaufleuten, deren Wechsel ein oder mehrere Mal protestiert wurden.

Der Kassationshof hat für die Rechtsprechung züglich des Hausierhandels die folgenden Hineise gegeben:

„Artikel 1 des Gesetzes bestimmt, dass der Hausierndel jedweder Art in den Stadtgemeinden mit Aushme der vorgesehenen Fälle vollkommen untersagt . Nach dem Wortlaut des zweiten Artikel 5 ist unter usierhandel jeder Handel zu verstehen, der von Haus Haus, von Ort zu Ort, an ungedeckten Plätzen, in den, Höfen, Hausfluren usw. betrieben wird. Infolgesen muss der Handel der „Zaraf" (Wechsler), der ı auf den Strassen, Plätzen, überhaupt unter freiem nmel abspielt, d. h. im Wettbewerb mit den Geäften der Bankiers in den Bankhäusern, nach dem st und dem Buchstaben des Gesetzes als verbotener ısierhandel betrachtet werden."

Diese Entscheidung trifft hunderte von jüdien Wechslern.

Gewerbe. — Im November machte der nänenminister seine Ministerkollegen durch Rundreiben nachdrücklich darauf aufmerksam, dass Art. 95, 141 und 146 des Gewerbegesetzes rumänischen Handwerker sich besonderer Vorıte erfreuen sollen. Der Domänenminister verst insbesondere auf folgende Punkte:

1. Die Rumänen sollen bei jeder Unternehmung · Lieferung, die den Betrag von 50 000 Francs t überschreitet, selbst dann den Zuschlag eren, wenn ihre Forderung um 5 % höher ist die ihrer Mitbewerber.

2 bei den staatlichen Submissionen haben die inischen gesetzlich bestätigten Handwerkerinigungen nur die Hälfte der durch das Gesetz rderten Kaution zu erlegen.

3. Bei der Ausführung staatlicher Aufträge Lieferungen sind ausschliesslich rumänische iter zu verwenden.

Nach einer neuen, von der Zentral-Regierung veröffentlichten Statistik verteilen sich die Handwerker in Rumänien wie folgt:

	Kreis		Rumänen	Fremde	Juden
1.	Crajova	=	6410	5236	507
2.	Pitesti	=	4485	1822	202
3.	Ploesti	=	7435	2202	713
4.	Bucarest	=	14848	8068	3691
5.	Braïla	=	3030	1598	785
6.	Galatz	=	2660	1204	1823
7.	Focsani	=	1510	426	1887
8.	Jassy	=	2180	1125	3048
9.	Botosani	=	1129	475	3199
10.	Constanza	=	2162	1623	204
	Zusammen		45849	23779	16059

Die grösste Zahl von Handwerkern umfasst demnach der Kreis Bukarest (Ilfov, Jalomitza, Vlaschca), nämlich 26 607, die sich nach Bezirken wie folgt verteilen:

Bezirk		Rumänen	Fremde	Juden
Bukarest	= 22183:	11513	7050	3620
Jalomnitza	= 2695:	2121	532	42
Vlaschca	= 1729:	1214	486	29

Nach Branchen gliedern sich die Handwerker im Kreise Bukarest wie folgt:

		Rumänen	Fremde	Juden
1.	Tischler	1255	728	171
2.	Klempner	357	174	591
3.	Zimmerleute . . .	642	187	1
4.	Maurer	109	852	314
5.	Matratzenmacher .	444	203	246
6.	Mechaniker . . .	409	401	52
7.	Schuhmacher . . .	2369	1345	225
8.	Barbiere	624	143	64
9.	Graveure, Bildhauer	200	247	90
10.	Schneider	1028	511	1599
11.	Gerber	142	224	5
12.	Stellmacher . . .	830	1192	42
13.	Konditoren . . .	187	79	5
14.	Buchdrucker . . .	1077	180	166
15.	Bäcker	450	472	36
16.	Sattler	81	108	93
17.	Lederarbeiter . . .	291	—	—
18.	Verschiedene . . .	348	82	5

Naturalisationen. Um seine Naturalisation zu erreichen, muss ein rumänischer Jude tausend erniedrigende Schritte tun und zuweilen bis zu 20 Jahren warten, ehe sein Gesuch die Prüfung durchgemacht hat. Meist ist überdies das Ergebnis negativ. Der einzuschlagende Geschäftsgang ist dermassen beschwerlich, dass nur einzelne Bevorzugte sich dazu entschliessen, ihr Glück zu versuchen. Die Kammer selbst hat in ihrer ausserordentlichen Sitzung im Jahre 1906 mit Rücksicht auf die systematische Obstruktion seitens der Mehrheit der Abgeordneten das Reglement folgendermassen abändern zu müssen geglaubt:

1. Der Naturalisationsbewerber braucht nicht mehr wie vordem jedes Jahr eine neue Erklärung einzureichen. Der Bericht der Kommission behält für die späteren Sessionen Gültigkeit.

2. Den Vorrang auf der Tagesordnung erhält der Bewerber, dessen Mutter oder dessen Frau Rumänin ist.

3. Ein Prioritätsrecht wird auch den Söhnen der Naturalisierten zugebilligt (die vor der Naturalisation des Vaters geborenen Kinder werden als Fremde betrachtet) und die sie betreffende Abstimmung erfolgt durch Aufstehen und Sitzenbleiben.

In der Session, die vom November 1905 bis zum Mai 1906 währte, genehmigte die Abgeordnetenkammer 23, der Senat 51 Naturalisationsgesuche. Nur 10 Israeliten sind endgiltig durch beide Kammern zugelassen worden, die Herren: Dr. Sigler, J. J. Benvenisti, J. Lupus, I.-B.Årociner, M. Athias, A. Benaker, J. Rottenberg, A. Lorenz, D. Salomon und S.-A. Berger.

Die Dobrudscha. Es ist die Rede davon, den Bewohnern der Dobrudscha die politischen Rechte zu verleihen. Eine Kommission studiert dieses Problem, und die Presse wirft die Frage auf, ob die Israeliten, die in der annektierten Provinz wohnen, die gleichen Rechte erhalten werden wie ihre Mitbürger. Inzwischen hat der Kassationshof den Satz aufgestellt, dass von Rechtswegen durch die Annexion der Dobrudscha die ottomanischen Untertanen, die sich dort im Jahre 1877 befanden, Rumänen geworden sind. Ein Mitglied dieses Gerichtshofes macht hierzu im „Curierul Judiciar" die folgenden Bemerkungen:

„Die Annexion eines Territoriums bringt den Erwerb oder auch den Verlust der Nationalität mit sich. So wurden die Bewohner der Dobrudscha, die am 11. April 1877 ottomanische Untertanen waren, Rumänen (Art. 3 des Gesetzes vom 9. März 1880), wie anderseits die Rumänen Bessarabiens aufhörten es zu sein und Russen wurden. Wenn das Gesetz betreffend die Organisation der Dobrudscha die Bewohner der Dobrudscha zu Rumänen stempelte, so erhebt sich die Frage: Was versteht der Gesetzgeber unter diesem Ausdruck?

Vor allem ist es nicht zweifelhaft, dass die Fremden, die im Augenblick der Annexion in der Dobrudscha weilten, nicht Rumänen geworden sind. Also konnten die nichtnaturalisierten, aber in Rumänien geborenen Israeliten durch die Wirkung der Annexion nicht rumänische Bürger werden, obgleich sie um diese Zeit in der Dobrudscha ihren Wohnsitz hatten. Rumänen konnten nur die Bürger des türkischen Reiches werden, d. h. die Mohamedaner. Da es jedoch in diesem Reich auch andere Einwohner („Ungläubige") gibt: griechische, bulgarische, serbische, armenische, lipowanische u. a. ottomanische Untertanen (auch solche rumänischen Ursprungs), so ist zu ergründen, ob diese Einwohner, die sich im Augenblick der Annexion in der Dobrudscha befanden, Rumänen geworden sind. Die Frage aufwerfen heisst sie lösen. Der Kassationshof entscheidet mit Recht dahin, dass diese Einwohner Rumänen geworden sind; er begreift unter der im Gesetz von 1880 angewandten Bezeichnung „Bürger" alle Untertanen, die sich unter der ottomanischen Herrschaft befanden; denn, — wie der hohe Gerichtshof sehr gut bemerkt, — wenn es anders wäre, so würden unter den Einwohnern der Dobruscha nur die Bekenner der mohammedanischen Religion Rumänen geworden sein, was in keinem Falle aufrecht erhalten werden könnte. Auch die „Ungläubigen", d. h. nichtmohammedanischen Einwohner sind in gewissem Masse ottomanische Bürger.

Was nunmehr die Frage betrifft, über die der Gerichtshof sich zu äussern hat, so ist von dem Antragsteller, mag er immerhin Israelit sein, der Beweis erbracht worden, dass er im Augenblick der Annexion der Dobrudscha kein Fremder war, sondern ottomanischer Untertan. Demgemäss wurde er infolge der Annexion Rumäne."

Schulangelegenheiten. Die Eltern israelitischer Schüler hatten in diesem Jahr für die Prüfungen ihrer Kinder höhere Lasten zu tragen als in den voraufgegangenen Jahren. Die Zahl der von der regulären Abgabe teilweise befreiten Kandidaten war winzig gering. Viele bereits bewilligte Dispense wurden von dem Minister des öffentlichen Unterrichts Vladescu im letzten Augenblick unter dem Vorwand zurückgezogen, der Vorstand der Schulkasse (in die die Prüfungsabgaben fliessen) habe Widerspruch erhoben.

Die rumänische Presse bespricht einen neuen Gesetzesentwurf betreffend den Privatunterricht. Der Entwurf sieht unter anderen Bestimmungen vor, dass Privatschulen werden genehmigt werden können:

1. Wenn die Lehrer wenigstens 10 Jahre lang praktisch tätig gewesen, und wenn sie Zeugnisse der literarischen oder der naturwissenschaftlichen Fakultät besitzen;

2. wenn die Gehälter der Lehrer der vom Minister fetzusetzenden Norm entsprechen;

3. wenn das Lehrprogramm in allen Punkten mit dem der Staatsschulen übereinstimmt.

Ganz wie der Gesetzesvorschlag des ehemaligen Ministers Haret, zielt auch der neue darauf hin, den Privatschulen, folglich auch den jüdischen Schulen, rumänische Lehrer aufzuzwingen. Das wäre eine weitere Unbilligkeit zu allen früheren. Als ob die Existenzbedingungen unserer Schulinstitute denen die Regierung immer unerträglichere Verpflichtungen auferlegt — nicht bereits genügend heikel wären! In der letzten Zeit war jede israelitische Schule genötigt, zum Ueberfluss einen militärischen Erzieher anzustellen, der vom Schulinspektor vorgeschlagen wird und mit dem von diesem festgesetzten Betrage zu besolden ist.

Zum Schluss seien einige die Schulen betreffenden Ziffern mitgeteilt:

Der Staat unterhält 63 Lyceen, Gymnasien und Mädchen-Mittelschulen. Privatmittelschulen mit dem staatlichen Lehrprogramm gibt es 64, desgleichen mit besonderem Programm 48. Die ersteren zählen 1065 Lehrer, die letzteren 1297, davon 980 Rumänen und 317 Fremde. Die staatlichen Mittelschulen werden von 15 000 Schülern besucht, die privaten Mittelschulen von etwa 6000. In 64 Schulen mit staatlichem Programm verteilen sich die Schüler wie folgt: Orthodoxe 2917; Katholiken 83; Protestanten 20; Juden 867; Verschiedene 12.

Private Elementarschulen mit besonderem Programm gibt es 77 mit 10 526 Schülern, davon: 3172 Orthodoxe, 1324 Katholiken, 1260 Protestanten, 4729 Israeliten und 41 verschiedener Konfession. Die privaten Elementarschulen mit staatlichem Lehr-

plan belaufen sich auf 155 mit 11733 Schülern, davon: 1645 Orthodoxe, 1442 Katholiken, 282 Protestanten, 8352 Israeliten und 12 verschiedener Konfession. Es gibt ausserdem 76 konfessionelle Asyle mit 2658 israelitischen Schülern und 136 Schülern anderer Konfession, ferner 23 Kindergärten. In den privaten Elementarschulen beträgt die Zahl der Lehrer 1058, davon 433 Rumänen und 625 Fremde. Bukarest umfasst 58 Institute besonderen Charakters, 2 konfessionelle Asyle, 11 Kindergärten, 45 Elementarschulen mit dem staatlichen Lehrplan, 15 mit eigenem Lehrplan, 28 Mittelschulen mit dem staatlichen und 20 mit eigenem Lehrplan. Jassy zählt 21 Privatinstitute, 36 konfessionelle Asyle, 21 Elementar-, 12 Mittelschulen, 1 Kindergarten. Die Gesamtzahl der Schüler aller privaten Elementar- und Mittelschulen beträgt 29 630; davon sind orthodox 8000, katholisch 3000, protestantisch 1600, jüdisch 16 800 und verschiedenen Bekenntnisses 230.

Rumänien und Bulgarien. Im Monat November verbot die bulgarische Regierung den russischen Flüchtlingen und einigen rumänischen Juden den Zutritt zum Fürstentum. Zur Wiedervergeltung verschloss Rumänien seine Grenzen den bulgarischen Juden. Welch schwere Störungen durch diese Massregeln in den Handelsbeziehungen zwischen Untertanen der beiden Länder hervorgerufen wurden, kann man sich leicht vorstellen. Noch sind sie nicht beseitigt. Die bulgarische Regierung hat ihre Verfügung zurückgenommen, die rumänische hingegen beeilt sich nicht, ihrerseits den entsprechenden Schritt zu tun.

* * *

Die Vorkommnisse in Rumänien. In verschiedenen Bezirken Rumäniens haben die wüsten Hetzereien, von denen in dem oben mitgeteilten Bericht an die Alliance Israélite Universelle die Rede gewesen ist, die traurigen Früchte getragen. Auch hat die Auspowerung der rumänischen Bauern durch die rumänischen Bojaren eine revolutionäre Bewegung hervorgerufen. Diese Bewegung richtet sich in der Hauptsache gegen die rumänischen Grossgrundbesitzer, die den rumänischen Bauer aufs äusserste bedrücken. Selbstverständlich macht die Aufstandsbewegung nicht gerade vor den jüdischen Türen halt, und so ist es erklärlich, dass auch die Juden in den betreffenden Bezirken zu leiden haben. Den antisemitischen Hetzaposteln ist es hier und da gelungen, die bäuerliche Bewegung in das antisemitische Fahrwasser zu leiten. Doch das sind nur Ausnahmeerscheinungen. In der Hauptsache ist die rumänische Bauernbewegung gegen Bedrückung durch die Grossgrundbesitzer gerichtet. Die heuchlerischen Klagen über den „Landwirtschafts-Trust“, von dem in dem obigen Bericht an die Alliance so viel die Rede ist, waren im vorhinein darauf berechnet, die Bauernnot in einen Zusammenhang mit den Juden Rumäniens zu bringen, denen doch sogar der Aufenthalt auf dem flachen Lande in jeder Weise erschwert wird. Die jüdischen Pächter mussten diesem Zweck dienen. Dass man gleichzeitig den Bojaren Vorwürfe machte, weil sie jüdische Pächter und von diesen hohe Pacht nahmen, war lediglich ein Mittel, für die neue Judenhetze einen populären Vorwand zu finden. In Rumänien braucht es nun kaum eines Vorwandes, um eine Judenverfolgung hervorzurufen, und die hungernden Bauern warteten keine wiederholte Einladung ab, sich an Juden und jüdischem Eigentum zu vergreifen. Doch der rumänische Bauernaufstand ist ein regelrechter Hungeraufstand gegen die Misswirtschaft der Bojaren, und der antisemitische Anstrich ist äusserliches Beiwerk. Leider wird die Not unserer Glaubensgenossen in Rumänien hierdurch nicht geringer. Selbstverständlich haben die Alliance Iraélite Universelle und die Jewish Colonisation Association durch ihre Vertreter in Rumänien ohne Verzug dafür gesorgt, dass den jüdischen Flüchtlingen und den am Ort ihrer Niederlassung geschädigten Juden Hilfe zuteil werde.

DIE ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE UND DIE PERSISCHEN JUDEN.

Der Präsident der Alliance Israélite Universelle, Herr Narcisse Leven, hat am 12. Februar an den französischen Minister des Auswärtigen nachstehendes Schreiben gerichtet:

Herr Minister!

Wir haben die Ehre, Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit auf die Lage hinzulenken, die unseren Glaubensgenossen in Ispahan bereitet worden ist. Ein Telegramm, das wir soeben von dem Direktor unserer Schulen in dieser Stadt erhalten haben, meldet uns, dass die Geistlichkeit die Juden gezwungen hat, sich zum Tragen unterscheidender Gewänder und zum Verzicht auf den Handel im Umherziehen zu verpflichten.

Zu jeder Zeit haben die Vertreter Frankreichs in Persien sich bemüht, die Israeliten gegen ähnliche Angriffe auf ihre Menschenwürde in Schutz zu nehmen, und die Intervention der französischen Vertretung bei der Regierung des Schah ist stets wirksam gewesen und mit Entgegenkommen aufgenommen worden. Wir würden Ihnen zu tiefer Dankbarkeit verbunden sein, wenn Sie die Güte haben wollten, möglichst auf telegraphischem Wege der französischen Gesandtschaft in Teheran aufzugeben, dass sie bei den hauptstädtischen Behörden die Rücknahme der gegen die Israeliten von Ispahan erlassenen Befehle erwirke. Wir richten diesen Apell an Ihren Geist der Menschlichkeit und des Liberalismus

und sind überzeugt, dass Sie diesen durch Gewährung unseres Ersuchens aufs neue beweisen werden.

Genehmigen Sie, Herr Minister, die Versicherung unserer Hochachtung.

Der Präsident
Narcisse Leven.

Hierauf ist folgende Antwort an Herrn Leven gelangt:

REPUBLIQUE FRANCAISE.

Ministère des affaires etrangeres — Paris, den 18. Februar 1907.

Geehrter Herr!

Durch einen Brief vom 12. Februar haben Sie die Güte gehabt, meine Aufmerksamkeit auf gewisse Verfolgungen zu lenken, denen Ihre Glaubensgenossen in Ispahan von seiten der Ortsgeistlichkeit dieser Stadt ausgesetzt werden. In diesem Schreiben drückten Sie mir zugleich den Wunsch aus, dass die Gesandschaft der Republik in Teheran bei den hauptstädtischen Behörden auf die Rücknahme der gegen die Israeliten von Ispahan erlassenen Verfügungen wirke.

Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, dass ich soeben unserm Gesandten in Persien telegraphisch die Weisung habe zugehen lassen, er möchte in dem von Ihnen angegebenen Sinne bei der Regierung des Schah die erforderliche Schritte tun, die, wie ich hoffe, wirksam sein werden und im übrigen dem Geist der Menschlichkeit und des Liberalismus der Regierung der Republik entsprechen, an den Sie neuerdings appelliert haben.

Empfangen Sie, geehrter Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

S. Pichon.

Der Präsident der Alliance Israélite Universelle hat darauf von dem französischen Gesandten in Teheran nachstehenden Brief erhalten:

Französische Gesandtschaft in Persien. — Teheran, 23. Februar 1907.

Herr Präsident!

Ich habe das Telegramm empfangen, das Sie am 11. d. M. an mich wegen der Bedrückungen gerichtet haben, denen die israelitische Gemeinde von Ispahan ausgesetzt gewesen ist.

Ich bin sofort bei Sadi Azam vorstellig geworden, der deswegen alsbald ein Telegramm an den Gouverneur von Ispahan geschickt hat. Ich hoffe, dass die gegenwärtigen Schwierigkeiten sich nicht allzu lange ausdehnen werden. Nach den von dem englischen Konsulat eingezogenen Erkundigungen soll in Ispahan die Agitation unter den Mollahs abermals zunehmen, die den Juden das Recht zum Verkauf von Wein und Branntwein und zum Handel im Umherziehen bestreiten wollen.

Genehmigen Sie, Herr Präsident, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

L. Descos.

An den Präsidenten
der Alliance Israélite Universelle
35 rue de Trévise
Paris.

BULGARIEN.

Gelegentlich des Hinscheidens der Prinzessin Klementine, Mutter des Fürsten Ferdinand von Bulgarien, hat das Central-Comité der Alliance Israélite Universelle an den Fürsten ein Beileids-Schreiben gerichtet, auf das folgende telegraphische Antwort eingegangen ist:

Vienne, 28. Février 1907.

Particulièrement touché des condoléances que vous m'offrez au nom du Comité Central de l'Alliance Israélite Universelle ainsi que de l'expression de vos sentiments de gratitude envers les idées de tolerance et de justice que j'ai toujours eu à coeur de mettre en pratique, je vous adresse, à vous et aux membres du Comité Central, mes plus sincères remerciments.

Ferdinand.

(Tief gerührt durch die Beileidsbezeugung, die Sie mir namens des Central-Comités der Alliance Israélite Universelle übermitteln, wie durch den Ausdruck Ihrer Dankbarkeit gegenüber den Ideen der Toleranz und Gerechtigkeit, deren Verwirklichung mir stets am Herzen gelegen hat, sage ich Ihnen, wie den Mitgliedern des Central-Comités meinen aufrichtigsten Dank.)

Druckfehler-Berichtigung. In unserer aus Mannheim datierten Mitteilung Seite 216 der vorigen Nummer sind eine Anzahl Druckfehler: Unser verdienter Kollege Dr. jr. Günzburger ist in Offenburg und nicht in Offenbach tätig, sein Heidelberger Kollege heisst nicht Schlössingar, sondern Schlössinger, unser Freund Jonas Biedermann ist in Gailingen, nicht Garlingen, Herr Bezirksältester Josef Nordmann ist in Lörrach, nicht in Börrach, Herr Julius Kaufmann nicht in Badenberg, sondern in Ladenburg tätig. — Da wir einmal bei den Druckfehlern sind, so wollen wir noch bemerken, dass auf Seite 212 Zeile 4 von oben nicht „einige" sondern „innige" Freundschaft zu lesen ist.

* * *

Berichts-Ergänzung. Herr Rabbiner Dr. Frank bittet uns, das Protokoll der letzten Tagung der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft in Frankfurt a. M. dahin zu ergänzen, dass er die Erklärung abgegeben hat, er werde vom 1. Januar 1908 an seine Tätigkeit in Alliance-Angelegenheiten auf die Rheinprovinz beschränken.



HERMANN STRUCK : OELGEMAELDE.

Grosspräsident Justizrat Dr. Timendorfer.



PAULA LEVI OELGEMAELDE.

Grosspräsident Julius Feuchel.



HERMANN STRUCK OELGEMAELDE.

Grosspräsident Sanitätsrat Dr. Maretzki.

JUBILAEUMSFEIER DER LOGEN.

Am 17. März haben die Grosslogen für Deutschland und die Deutsche Reichs-Loge das Fest ihres 25jährigen Bestehens gefeiert. Die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle hat an dem Jubiläum der beiden würdigen und hochverdienten Logen den herzlichsten Anteil genommen und durch eine von Herrn Rabbiner Dr. Weisse geführte Deputation die innigen Glückwünsche der Alliance Israélite Universelle zum Ausdruck bringen lassen. Unter dem 19. März cr. hat die Grossloge an die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle nachstehendes Schreiben gerichtet:

„Sehr geehrte Herren!

Es ist uns eine angenehme Pflicht, Ihnen herzlichst zu danken für die Entsendung Ihrer werten Vertreter zu unserer Jubiläumsfeier am 17. d. M. und zu versichern, dass diese Ihre Entsendung von uns als eine besondere Auszeichnung angesehen wird. Wenn der Verlauf der Feier ein so würdiger gewesen, und auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck gemacht hat, so hat hierzu Ihre Vertretung sehr wesentlich beigetragen, denn hierdurch ist so recht zum Ausdruck gekommen, wie unsere Ziele auch von Ihnen gewürdigt und anerkannt werden. Wir werden es zu allen Zeiten als unsere Aufgabe erachten, soweit unsere Kräfte reichen, auch Ihre Bestrebungen zu fördern, und wir werden uns aufrichtig freuen, wenn wir in die Lage kommen werden, diese unsere Versicherung zu betätigen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Grossloge für Deutschland VIII U. O. B. B.

gez. Timendorfer, Präsident. D. Wolff, Sekretär."

Auch die Reichsloge hat in ähnlicher Weise ihrem Dank Ausdruck gegeben.

BEZIRKS-RABBINER DR. SALVENDI-DUERKHEIM.

Grösser als der Geber selbst ist, wer zum Geben veranlasst. — Sagt dieses hebräische Sprichwort die Wahrheit, so darf Dr. Salvendi für sich in Anspruch nehmen, vor allen Philanthropen genannt zu werden. Denn unzählige Hände hat er geöffnet, dass sie dem Bedürftigen Gaben darreichten. Wie mit einem Zauberstab berührte er die Herzen, und sie taten sich weit auf in lebendigem Mitgefühl, und das Mitgefühl setzte sich in lebendige Hilfsbereitschaft um. Kleine Gaben und grosse flossen durch ihn zusammen und bildeten einen starken Strom des Wohltuns, der werktätigen Bruderliebe. Dabei sass er nicht an einem der mächtigen Centren des Verkehrs, wo die Menge der Menschen und die Fülle des Reichtums beieinander wohnen. Nein, abseits von der vielbewanderten Heerstrasse, im stillen pfälzischen Dürkheim hatte er sein Gelehrtenheim aufgeschlagen. Die Menschen kamen nicht zu ihm — er musste zu den Menschen gehen, persönlich und brieflich sie mahnen, als ein Apostel der Mildtätigkeit sie an ihre Wohltunspflicht erinnern und dem erwachenden Willen zur Hilfe die rechten Wege weisen. Sein unermüdliches Mühen war nicht vergeblich. Als er vor jetzt mehr denn vierzig Jahren nach Dürkheim kam, umfasste sein Bezirksrabbinat 36 Gemeinden, eine stattliche Zahl. Doch diese 36 Gemeinden zusammen sind klein im Vergleich zu der Riesengemeinde der Wohltäter, die er in allen Teilen des Deutschen Reiches und über dessen Grenzen hinaus herangezogen, zur Hilfswilligkeit erzogen, zu einer Armee von Kämpfern gegen jede Art von Not geworben, gewonnen und unter seine Fahne gewöhnt hat.



Dr. Salvendi-Dürkheim.

Die Pflege der Wohltätigkeit war sein Lebenswerk, die Aufgabe, der er sich mit eisernem Fleiss widmete, der er mit unvergleichlicher Hingebung oblag. In den Dienst dieses Lebenswerkes stellte er ein ungewöhnliches organisatorisches Talent. Mit tadelloser

Uebersichtlichkeit, in der kein Kaufmann ihn hätte überbieten können, legte er Rechenschaft über jeden Eingang und seine besondere Bestimmung, sowie über die Verwendung. Die Spender hatten die Möglichkeit, ihren Beitrag zu verfolgen, bis er in seinen Zweck aufgegangen war. Und die Zwecke waren mannigfachster Art, dem Willen der Geber entsprechend. Freilich fügte sich oft der Wille des Gebers nach dem Willen dessen, der die Gabe veranlasst hatte, nach dem Willen Salvendis. Für Tausende war Dr. Salvendi der Mittler und Leiter bei der Erfüllung der Pflicht der Bruderliebe. Sein pietätvolles Herz war dem alten Heimatlande der Judenheit in unzerstörbarer Anhänglichkeit zugewandt, und das machte ihn zum Führer der ungezählten Gesinnungs- und Gefühlsgenossen. Ein Appell, der aus dem Heiligen Lande kam, begegnete schon um seines Ursprungs willen bei ihm zustimmendem Willen, und diesen übertrug er auf die grosse Gemeinde seiner Mithelfer.

Es konnte gar nicht anders sein, als dass ein so gearteter Mann zur Alliance Israélite Universlle gehörte. Er musste ihr beitreten, denn er fand bei ihr die Erfüllung des eigenen Strebens, die weltumfassende Verwirklichung der Wünsche, die er im eigenen Herzen hegte. Einen grossen Teil seines Lebenswerkes hat er im Dienst der Alliance Israélite Universelle verrichtet, dem Werk der Alliance einen grossen Teil des Ertrages gewidmet. Von Dürkheim in der Pfalz aus hat Bezirksrabbiner Dr. Salvendi über eine Million Mark, genau — bei dem musterhaften Verwalter kann man den Pfennig angeben — Mark 1036476.— für Wohltätigkeits- und Wohlfahrtszwecke gesammelt. Davon waren Mark 228620.— für die Alliance Israélite Universelle, Mark 118000.— für ein Waisenhaus in Jerusalem, Mark 100000,— für eine Kolonie-Stiftung in Palästina, Mark 46800.— für den palästinischen Hilfsverein Lemaan Zion, Mark 41900.— für Armenwohnungen in Jerusalem bestimmt.

Diese grosse Tätigkeit hat Dr. Salvendi in bescheidener Stille ausgeübt, ohne mit seiner Person je hervorzutreten. Doch die Alliance Israélite Universelle, in deren Central-Comité er Sitz und Stimme hat, wusste stets, was sie an ihm besass. Sie wusste, dass des Mannes ganzes Herz ihr gehörte, weil es der Judenheit gehörte. Und in der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft, deren Mitglied er als Mitglied des Central-Comités ist, hat er noch jüngst in Frankfurt am Main erfahren, welches grosse Mass von Anerkennung und Verehrung ihm gezollt wird.

Dr. Salvendi ist am 10. Januar 1837 in Waag-Neustadtl in Ungarn geboren. Dort sowie auf den Jeschiboth in Pressburg, Leipnik und Nikolsburg in Mähren lag er gründlichen Talmudstudien ob, auf der Universität Breslau studierte er 1858 bis 1862 Philosophie. Er erlangte den Doktorgrad durch eine Dissertation über „Josef Kimchi und seine Werke". Im April 1864 kam er als Rabbiner nach Berent in Westpreussen. Seit Dezember 1866 amtiert er als Bezirksrabbiner in Dürkheim. — Ad centum et viginti annos!

Frankfurt a. M. Unser verehrliches Mitglied Herr **Willy Stern** hat dem hiesigen Lokal-Comité der Alliance Israélite Universelle eine Spende von 1000 Mark übermittelt.

* * *

Pleschen in Posen. In der Gemeinde Pleschen hat sich ein neues Ortskomitee für die Alliance Israélite Universelle gebildet. An der Spitze steht der Gemeindevorstand Herr Hermann Rosenbaum. Der jeweilige Vorsteher der Gemeinde ist laut Vorstandsbeschluss der Vertreter der Alliance. Unser immerwährendes Mitglied Herr Salo Gellert unterstützt Herrn Rosenbaum in dankenswerter Weise.

Die verehrlichen Mitglieder, die auf regelmässige und pünktliche Zustellung unseres Organs Wert legen, werden ersucht, Aenderungen ihrer Postadresse unverzüglich dem deutschen Bureau der A. I. U., Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 42/43 mitzuteilen.

Alle für das **Berliner Lokal-Comité der A. I. U.** und für das **Deutsche Bureau** der A. I. U. bestimmten Geldsendungen beliebe man an den Schatzmeister

Herrn **Benno Braun** in Firma **Joelsohn & Brünn, Berlin C. 19,** Hausvoigteiplatz 12

zu adressieren, eventuell durch Reichsbank-Girokonto der Firma Joelsohn & Brünn zu überweisen.

Inseratenannahme nur durch Haasenstein & Vogler A. G. in Berlin und deren Filialen.

Abonnementspreis für das Jahr in Deutschland und Oesterreich Mark 7,— (Luxusausgabe Mark 14,—), für das Ausland Mark 8—, (Luxusausgabe Mark 16). für Russland ganzjährlich 4 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen Mk. 1.— die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt.

Adresse für die geschäftliche Korrespondenz: Verlag „Ost und West", Berlin W. 8, Leipzigerstr. 31-32.

Redaktion: Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49. — Verlag Ost und West, Berlin W. 8.
Druck von Haasenstein & Vogler A. G., Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50.


Freude
schafft
die
Oster-Cigarette
Salem Al Kum
Salem Aleikum Cigaretten
Keine Ausstattung nur Qualität
3½ - 10 Pf. pro Stück


Homophon
Apparate & Platten
Überall erhältlich.
Homophon Company
Fabrik Berlin C. Klosterstr. 5/6.


H. Meyen & Co.
Silberwaaren-Fabrik
Sebastian-Str. 20
Berlin S.


FW
FW
Fischer & Wolff
Engros
Spandauerstr. 74-75
Export
Grösstes Haus der Branche
Teppiche
Gardinen
Portieren
Möbelstoffe
Möbelplüsche
Sämtliche Erzeugnisse des In- und Auslandes in grösster Auswahl.
FW

OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR DAS GESAMTE JUDENTUM.

Herausgegeben und redigiert
von
LEO WINZ.

Heft 5. Mai 1907. VII. Jahrg.

DER AUFSTAND IN RUMAENIEN.

Von M. A. Klausner.

Rumänien liegt zwar in „Halbasien", aber immerhin an der Grenze des europäischen Kultur- und Verkehrsgebietes, so dass man annehmen dürfte, die dortigen Vorgänge, die sich am lichten Tage abspielen, könnten kein Geheimnis bilden. Neueste Erfahrungen jedoch zeigen, dass man von Rumänien aus mit Erfolg den Versuch machen kann, den europäischen Zeitungsleser auch über die Natur solcher Vorkommnisse zu täuschen, die sich in aller Oeffentlichkeit vorbereitet haben, in aller Oeffentlichkeit erörtert worden sind.

Der rumänische Bauernaufstand, der jetzt mit Waffengewalt niedergeschlagen worden ist, hat in Rumänien nicht überrascht. Man hat dort sein Werden und Heraufziehen beobachtet, hat in Senat und Kammer von ihm gesprochen, und selbstverständlich hat man nach Landesbrauch den Versuch gemacht, die Schuld an den Zuständen, die die bäuerliche Bevölkerung zu Raub und Gewalttat trieben, den „Juden" zuzuweisen — die in einem grossen Teil Rumäniens garnicht in ländlichen Gemeinden wohnen, in ganz Rumänien keinen Grundbesitz erwerben dürfen, sogar als Gutspächter nur ausnahmsweise zugelassen werden. Ohne jede Verschleierung, erkennbar für jeden, der nicht freiwillig auf den Gebrauch von Augen und Ohren verzichtete, verhandelte man in den gesetzgebenden Körperschaften Rumäniens darüber, wie man die grossgrundbesitzende Bojarenschaft von dem Vorwurf, den rumänischen Bauer zur Verzweiflung und zu Verzweiflungstaten getrieben zu haben, befreien und den „Juden", den „Fremden" als Prügelknaben einschieben könne. Aus den Reihen der Lehrer und der Zöglinge der Hochschulen zogen Wanderprediger aus, die dem Bauer einreden wollten, alle Bedrängnis schreibe sich von den Juden her, und eine Judenverfolgung nach bessarabischem Muster sei das gegebene Mittel, den Bauer aus seiner Not zu erlösen. Der „jüdische Pächter" habe alles Unheil verschuldet, denn — der jüdische Pächter zahle hohe Pacht, und es liege auf der Hand, dass hohe Pachtraten der Landwirtschaft verderblich seien. Ganz leise wurde das Zugeständnis gemacht, die Bojaren hätten insofern einen Anteil an dem bösen Verhängnis, als sie die hohen Angebote der jüdischen Pächter nicht zurückwiesen. Aber auch für diese Sünde seien die Juden verantwortlich, die die Bojaren durch schnödes Geld verlockt und erkauft hätten.

Die Unwahrhaftigkeit dieser Behauptungen war selbst für den rumänischen Bauer zu deutlich. Er liess sich nicht auf die „Juden" ablenken, sondern machte die bojarische Misswirtschaft durch seinen Hungeraufstand europakundig.

Nur unter den westeuropäischen Juden fanden die Bojaren Gläubige, nur unter den westeuropäischen Juden gab es naive Gemüter, die der bojarischen Vorspiegelung trauten, das Märchen von einer neuen Judenverfolgung in Rumänien nacherzählten, und damit die Arbeit der Bojaren nach deren Wunsch taten.

Freilich gab es insofern mildernde Umstände, als man in Rumänien Judenverfolgungen nicht für unmöglich oder auch nur für unwahrscheinlich

halten kann, und als der tatsächlich ausgebrochene Bauernaufstand weder vor jüdischen Läden noch vor den Häusern jüdischer Pächter respektvoll Halt machte, so wenig wie vor den Besitzungen des Königs Carol und der rumänischen Grossbojaren.

Trotzdem ist die Täuschung fast unbegreiflich. Die „Alliance Israélite Universelle“ hatte aus Rumänien während der ganzen Vorbereitungszeit des Aufstandes ausführliche und zuverlässige Berichte, die auch in der Aprilnummer dieses Blattes veröffentlicht worden sind. Wer unterrichtet sein wollte, der war es. Auch hatte die Alliance im Verein mit der Israelitischen Alliance in Wien, ihrem Schwesterinstitut, alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen, nicht minder die Aufmerksamkeit derer, die es anging, auf die kommenden Dinge gelenkt. Es bedurfte nicht der Erfahrungen, die sie in fast halbhundertjähriger Tätigkeit gesammelt hatte, damit sie sich sage: bei dem bevorstehenden Sturm werde es an Schädigungen jüdischen Eigentums über den prozentualen Anteil hinaus nicht fehlen, während bei der demnächstigen Entschädigung die Juden Rumäniens kaum auf ihren vollen Anteil kommen würden. Sie sah auch eine Fluchtbewegung der Bedrohten voraus und traf in der Stillle ihre Vorkehrungen. Sie mobilisierte ihre Vertrauensmänner in Rumänien und in den Grenzstaaten, namentlich in den bulgarischen und österreichischen Grenzorten — übrigens unter wohlwollendster Unterstützung und Förderung von Seiten der österreichischen und bulgarischen Behörden, die sofort die sonst geltenden Vorschriften über die Grenzsperre aufhoben — und als das Unheil da war, war auch schon die Hilfe zur Hand, waren die Gelder für die augenblickliche Hilfe angewiesen, die Mittel zur weiteren Hilfe schon bereit.

Bei alledem wurde klugerweise kein Wort von einer Judenverfolgung verlautet. Denn es gab keine Judenverfolgung in Rumänien im eigentlichen Sinne, es gab nur eine allgemeine Landeskalamität, unter der die Juden mit der übrigen Bevölkerung zu leiden hatten! Das ändert an der Tatsache nichts, dass in Rumänien die Juden seit dreissig Jahren bedrückt und, entgegen feierlich vor Europa abgegebenem Versprechen, von den natürlichsten Rechten ausgeschlossen, durch ein System von gesetzgeberischen Chikanen der unwürdigsten Behandlung planvoll unterworfen werden. Nur eben jetzt war der Aufstand nicht gegen die Juden, sondern gegen die Bojaren gerichtet, und diesen Bedrückern der Juden half man, leistete man, unwissentlich natürlich, Dienste, indem man die rumänischen Juden als die Zielpunkte und damit, wenigstens in gewissem Sinne, als die Anlassgeber des Aufstandes hinstellte.

Gewiss ist der rumänische Bauernaufstand ein Zeugnis rumänischer Misswirtschaft. Auf jüdischer Seite hatte man aber nicht das geringste Interesse — nur auf bojarischer Seite hatte man es und machte daraus auch kein Hehl — die falsche Vorstellung zu unterstützen, dass der Bauernaufstand in Rumänien der Ausdruck der Feindseligkeit sei, den die bäuerliche Bevölkerung gegen die rumänischen Juden empfinde. Unser Interesse verlangte vielmehr, dass wir vor Europa wiederholten und laut verkündeten, was die Bojaren in Senat und Deputiertenkammer, wo sie „unter sich“ waren, unumwunden eingestanden hatten. Unsere Sache war es, die Signatarmächte des Berliner Vertrages darauf hinzuweisen, dass die Bedrohung der öffentlichen Ordnung in Rumänien mit eine Folge ist des fortgesetzten Rechtsbruchs, dessen Opfer unsere Glaubensgenossen seit einem Menschenalter sind. Die nämliche Politik ist es, die in Rumänien die Judenbedrückung und die Bauernbedrückung gezeitigt hat, derselbe Faden wird in dem einen wie in dem anderen Falle gesponnen, derselbe Faden und dieselbe Nummer. Es wäre vielleicht nicht einmal unbedingt nötig gewesen, die Signatarmächte des Berliner Vertrages ausdrücklich anzugehen. Denn diesen ist die Entwickelung der rumänischen Verhältnisse durch ihre Gesandten bekannt, ebenso bekannt wie der Alliance Israélite Universelle. Unter allen Umständen ist das jetzt der Fall.

Dass für unsere geschädigten rumänischen Glaubensgenossen alles irgend Erforderliche geschieht, ist selbstverständlich. Dafür sind die Hilfsorganisationen da, vor allem die Alliance Israélite Universelle, die für jeden ersten Anprall in jedem Augenblick gerüstet und bereit ist. Ihre Mobilmachungspläne sind immer fertig. Um so weniger ist es erforderlich, nervöse Hast zu zeigen und in noch so wohlgemeintem Eifer Alarmrufe auszustossen, die Aufregung ohne Not verbreiten und Störung in die vorhandene Hilfsorganisation tragen. Wir sind, Gott sei es geklagt, in der Notwendigkeit, uns für schlimme Fälle gerüstet zu halten, für weit schlimmere, als deren Schauplatz Rumänien jüngst gewesen ist. Wir müssen, Gott sei es geklagt, immer an Möglichkeiten denken, die uns zwingen können, unsere begünstigteren Glaubensgenossen alle aufzurufen zu einem Landsturm der Wohltätig-



REGINA MUNDLAK. **Zur neuen Heimat.** ORIGINAL-ZEICHNUNG.

keit, wo nicht mehr Spenden genügen, wo es der Opfer bedarf. Für diese Möglichkeiten — deren Verwirklichung uns dauernd ferngehalten sein mag — müssen wir das letzte Aufgebot aufsparen. Sonst handeln wir unklug wie jener Führer, der durch blinden Alarm die Wachsamkeit seiner Scharen nicht schärfte, sondern einschläferte, so dass der ernste Alarm die Ruhenden nicht weckte.

Auch der Apparat des politischen Appells will nur mit Auswahl und unter vorsichtigster Abwägung aller Rücksichten in Bewegung gesetzt sein. Der blinde Eifer — auch der von gutem Herzen eingegebene — kann Schaden stiften und stiftet ihn. Wer auf diesem Gebiet improvisieren will, bringt es im besten Falle zu einer unfreiwilligen Persiflage des Posatums, in der Regel sogar zu schlimmerem Erfolg. Die schmerzvoll-überlegene Posa-Pose vor einer innerlich ergriffenen Versammlung mag ja für manches Gemüt unwiderstehlichen Reiz haben — den Erfahrenen wird sie nicht in Versuchung führen.

Bereit sein, ist Alles.

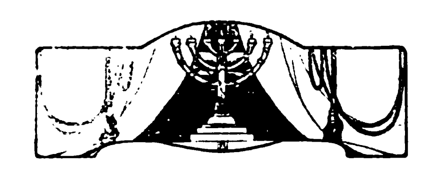
Wir müssen bereit sein. Doch dazu gehört in erster Reihe, dass wir uns ruhig-nüchternes Urteil wahren, dass wir nicht in die Lärmtrompete stossen, bloss weil unsere Feinde es wünschen.

Die Alliance Israélite Universelle hat zu ihren vielen Verdiensten sich ein neues Verdienst erworben, indem sie die bojarischen Irreführungsversuche durchschaute und vereitelte. Ihr ist es auch zu danken, dass unverzüglich gehörigen Ortes bekannt wurde, wie das neue rumänische Ministerium, in dieser Beziehung mit dem vorigen vollkommen gesinnungseinig, die Folgen des Aufstandes zu abermaligem Rechtsbruch, zu abermaliger vexatorischer Rechtsverkürzung gegenüber unseren Glaubensgenossen zu missbrauchen begonnen hat. Man weiss, unter welchen Erschwerungen den Juden Rumäniens gestattet wird, in ländlichen Bezirken sich niederzulassen. Vor den aufständischen Bauern sind begreiflicherweise unsere Glaubensgenossen — übrigens mit der christlichen Bevölkerung — geflohen. Nach Niederwerfung des Aufstandes kehrten sie in ihre zerstörten Wohnungen zurück. Hier aber mussten sie erfahren, dass ihre Flucht als Aufgeben des Niederlassungsortes anzusehen sei, und sie deshalb ihr Niederlassungsrecht verloren hätten! In Vaslui allein sind hundert jüdische Familien von dieser Justizverhöhnung im Namen des Präfekten betroffen worden!

Jüdische rumänische Soldaten haben den Bauernaufstand niederwerfen helfen. Hier ein Beispiel, welchen Dank diese jüdischen Soldaten bei der mit ihrem Beistand geretteten Regierung finden:

Bocia Avramescu, in Rumänien von rumänischen Eltern geboren, Unteroffizier der Reserve, wurde ausgewiesen, weil er angeblich bei einem Delikt beteiligt war, und über die Grenze abgeschoben. Der Gerechtigkeit der Richter vertrauend, kehrte er nach Bukarest zurück und stellte sich in Haft. Das Gericht erster Instanz sprach ihn mit der Begründung frei, dass ein rumänischer Untertan, welches Vergehen er sich auch habe zu Schulden kommen lassen, nicht des Landes verwiesen werden könne. Der Staatsanwalt brachte die Sache vor den Apellhof, und dieser verurteilte Avramescu zu dreimonatlichem Gefängnis wegen Bannbruchs und zu erneuter Ausweisung. Jetzt schwebt die Angelegenheit vor dem obersten Gericht, das das Urteil zweiter Instanz nur unter Verleugnung des von ihm früher erlassenen Spruchs, jede Ausweisung eines rumänischen Untertanen sei gesetzwidrig, bestätigen könnte. — Einzig von der Aufmerksamkeit Europas kann die Wirkung erhofft werden, dass sich der oberste Gerichtshof Rumäniens seiner eigenen früheren Entscheidung erinnert.

Es ist begreiflich, dass sich unter solchen Umständen in der jüdischen Bevölkerung Rumäniens erneuter Auswanderungsdrang regt. — Unsere Leser werden mit Befriedigung hören, dass die Jewish Colonisation Association die ganze Sorge für die Auswanderung zu übernehmen sich bereit erklärt hat.





L. LÉVY-DHURMER **Der Richter.** PARIS.

LUCIEN LÉVY-DHURMER.

Von G. Kutna.

Voll frischer Tatenlust, unbeirrt in seinem Selbstvertrauen, steht Lévy-Dhurmer in der Pariser Künstlerschaft, wie ein gesunder junger Sproß. Kritik und Publikum haben ihm viel Beifall und Wohlwollen gezeigt, das hat ihn ermutigt, beschwingt, hat seine Schaffensfreude gestärkt. Die Persönlichkeit und die Kunst Lévy-Dhurmers sind danach angetan, daß sie Zustimmung fördert. Diese gesellige, liebenswürdige Natur und die geschmackvolle, harmonisierende Kunst verlangen nach freundschaftlicher Berührung der Außenwelt. Haltung und Redeweise des Mannes, wie Kolorit und Formbehandlung seiner Malerei sind so beschaffen, als bieten sie jedermann freundschaftlichen Gruß und Händedruck. Nichts Einsiedlerisches, Grüblerisches darin, alles bietet sich sinnfällig dar, trägt die Zeichen des Gemeingefühls und macht die Geste der Gastlichkeit. Die feinste Qualität in den Werken ist eine freiheitliche, ungezwungene Allgemeingültigkeit.

Revolutionäre Neuheit, Umwertung der Form findet sich in seinem Werke nicht; man bleibt auf vertrautem Boden, kann jenen Harmonien des Daseins lauschen, die unmittelbar auf unsere Sinne wirken und Wohlgefallen erwecken. Dem Impressionismus steht er ganz fern, er malt nicht die Erscheinung um ihrer Formwirkung willen, sondern „um durch sie etwas auszudrücken, als Maler die Dinge betrachtend, doch nicht als Maler allein". Eher kann man Anklänge an die Kunst der Vergangenheit bei ihm finden, die, mit modernem Geiste geziert, voll feinen Reizes sind. So hat seine Farbe und Charakteristik etwas von dem delikaten Charme Lionardos, an dessen leis bestrickendes Lächeln und vielsinnigen, rätselhaften Augenglanz mancher Kopf erinnert.

Das kann man an dem Porträt Georges Rodenbachl im Luxembourg ersehen. In rätselhafter Symbolik steigt der Kopf aus der Bildfläche

heraus, feingesinnte Realität spiegelt sich darin, nahe und berührbar, und lockt uns doch ins Ferne, zu des Menschendaseins Unergründlichkeiten. Voll Sprache und Klarheit scheint die Menschlichkeit zu uns herüber und ist doch verschwiegen und unerkannt, in weltenfernem Neuland. Das stille Stadtbild umschließt den Hintergrund, Heimstätten träumen darin, die Straßen sind in Stille versenkt und halten den Atem an. Daraus blickt der feine Dichterkopf, fragend und sinnend, als ziehen die Mysterien seiner Dichterwelt an seinem Sehfeld vorüber. Die geistige Feinheit, die Mischung von Reserve und Offenheit im Ausdruck, das leise Vibrieren in den edlen Formen erinnern an Köpfe Lionardos, die delikate Schwermut, die skeptische Mystik geben den Zügen moderne Charakteristik innerhalb eigenartiger Raumillusion.

Diese feine Analyse des Menschlichen, in der das Wesen vielgestaltig und doch in Einheitlichkeit erschaut ist, läßt das Vertraute und Phänomenale in reizvollem Widerspruch sichtbar werden, wie „Gesten aus alten Zeiten, die in der Haltung des Alltags regsam geblieben nnd in der täglichen Berufsarbeit weiterdauern". Das Geistreiche und Gemütvolle verbindet sich darin, Witz und Sentiment tauchen ineinander und geben dem Bilde die geistvoll dichterische Qualität, die der Franzose so liebt. Die Kritik rühmte daher seiner Kunst nach, sie vereine ebensoviel Realität wie Traum, soviel Wahrheit



L. LÉVY-DHURMER PARIS.

Bettler in Spanien.

wie Phantasie und gebe allem poetischen Dasein malerische Wirkung.

In dem Oeuvre Lévy-Dhurmers sind die Spuren der Entwicklung erkennbar, die er durchgemacht hat und die bei seinem offenen Sinn für Weite und Wandel des Lebens noch lange nicht ihr Ende gefunden hat. In der Ausstellung in der Galerie Petit 1896, durch die er das Interesse der Öffentlichkeit auf sich zog, zeigte er liebenswürdigen Geschmack, abgetönten Realismus mit einer Neigung zum Kunstgeist Italiens und zu der Strömung literarischer Mysitk jener Zeit, in der „alle Schönheit eingefaßt war von Mysterien". Dann kamen wieder Reisen nach Nord und Süd, das Seemannsleben der Holländer, die Märchenpracht Venedigs, das träge Volkselend in Spanien, die Sonnenglut und das Sklavendasein afrikanischer Gestade wirkten auf seine Phantasie ein, und zuletzt gab die Dreyfus-Affäre seinem ganzen Schaffen die bewußt gestaltende Richtung. Die Leidenschaften, die da aufgewühlt wurden, die Schmach und die Erlösung des Rechts ergriffen ihn stark, und seine Kunst bekam innerliche, tiefernste Züge, den Ausdruck sozialen Empfindens. So schafft er heute unter Beeinflussung dieser Gesinnung, der menschlich-sozialen Gefühle, „für alle die da leiden". Und die Klärung, zu der das künstlerische Element und das soziale Pathos in seiner Kunst gelangen, werden seine Reife bekunden.

Da sind seine „Blinden von Tanger" im Luxembourg. An sich ist die Fassung skizzenhaft, es sind lauter Formen in der Fläche und keine hinreissende Raumwirkung. Aber gerade darin liegt eine gewisse Steigerung; in diesem losen Ausschnitt, ohne greifbare Örtlichkeit, in der zufälligen Anordnung ist eine starke Eindringlichkeit. Die ganze Bildfläche ist gefüllt, die Formen fließen ins Breite, und eben darum liegt auf dem ganzen Bilde die Tragik, auf der ganzen Bildfläche Blindheit. Keine Helligkeit dringt aus noch ein, alles spricht von Blindheit. Eine dumpfe Einheit bilden diese drei, die verschiedene Individualität tritt zurück, in gleichem Daseinselend sind sie eins und dieselbe Blindheit liegt auf allen dreien. Es sind zwei Mauren und ein Jude und doch sind sie dieselben, „das Unglück hat sie geeint", sagt der Künstler. Wie ein Bündel Elend sind sie da, herausgegriffen von irgendwoher, wo's mehr gibt. Alles deutet auf dieses mehr, gibt Hintergründe und erschreckende Weite. So entstehen von der inneren Wirkung aus Raumversenkung und Zusammenhänge nach außen hin und trotz der skizzenhaften Fassung ist eine weitaus greifende Perspektive darin und tragische Allgemeinheit.

Von ähnlicher Wirkung sind die „Bettler in Spanien". Der ganze Winkel ist Betteln, als eine Mauer stehen sie da, bettelnd; wie verankert sind sie in der Ecke, seit langer Zeit dahin gebannt und können nimmer daraus. Die Wirkung der Formen ist zerstückt, die Lichtverteilung dissonierend und trotzdem sind sie einheitlich geschlossene Massen. Zusammengeballt zu einem wirren Haufen, sind sie vom Bildraum eingepreßt; keine Gestalt kann sich entwickeln, nur lauerndes Verlangen dringt daraus, Blicken und Tasten und ausgestreckte Hände, starre, welke Hände, die nur zum Betteln taugen. Die regen sich automatisch und der Blick folgt stumpf und stierend; darin leben sie, sind sie Leben, im übrigen wie Fallobst aus dem Weg ge-



L. LÉVY-DHURMER **Die Blinden von Tanger.** PARIS.
(Musee du Luxembourg.)

scharrt. Der eine gleich einem verdurstenden Hund, der zweite hager, wie ein morscher Stamm, die anderen wie irgend ein nächtliches Gewimmer und alle von Fäulnis angefressen bis auf den letzten Rest.

Nicht ohne Beeinträchtigung durch diese Behandlung des Bildraumes ist die Wirkung bei der „Mutter". Auch hier ist die Bildgrenze gelöst, die Peripherie des Daseins nach außen verlegt; aber es ist doch keine Weite darin, weil das Pathos stärker ist als der Natureindruck. Die Einfachheit ist nicht absichtlos genug, die großzügige Form nicht schlechthin organisch, die weiträumige Körperlichkeit zu heroisch gesteigert. Mütterlichkeit, Schwermut und Versonnenheit gehen wohl davon aus, wie eine dunkle Wolke steigt's in die Bildhöhe und beschattet uns eine sinnende Weile. Man denkt an Millet, dessen Formgefühl und Lebensanschauung hier ihren Einfluß geübt haben; aber die tiefe, allseitige Fernwirkung Millets fehlt, der Eindruck ist nach vorn zu beengt ein Betrachtender ist vorausgesetzt.

Im vergangenen Jahre wurde Lévy-Dhurmer durch einen Staatsauftrag Gelegenheit gegeben, sein Können auf dem Gebiete der Monumentalmalerei zu betätigen; und er löste seine Aufgabe in dem Bilde „Der Richter" für das Palais de Justice in origineller und wirkungsvoller Weise. Der Richter sitzt da, sinnend, grübelnd nach Recht und Gerechtigkeit suchend, ganz Geist, ganz Ergriffenheit, ganz Schauer. Er soll Recht sprechen, soll allen gerecht werden und soll Schicksal sein für vieles Volk. Leid und Leidenschaft umgeben ihn. Unschuld und Verbrechen, Not und Zwang umkreisen seinen Richterstuhl, Augen und Seelen sind seines Spruches gewärtig. Dä halt er inne und blickt, von Bangen durchzittert, nach dem rechten Weg in der Möglichkeiten unendlicher Fülle. Alles Licht strahlt über ihm, und doch blickt er in Dunkel und Wirrnis und bebt vor dem eigenen Spruch. Die Hand liegt auf dem Buche des Rechts, daß ist seine einzige Stütze; doch das Gesetz ist begrenzt, durch bestimmte Prägung beengt, das Leben aber ist unendlich, unübersehbar wechselvoll. Darum grübelt der Richter über das Gesetz hinaus, und das Volk harrt um ihn in gespannter Erwartung. Dumpf drängen sie heran und gellende Rufe ertönen; Verzweifelnde ringen die Hände, Diebsvolk und Apachen drohen voll Haß. Daraus sondern sich Einzelgestalten und beleben in stärkerer Helligkeit die Silhouette der Masse. Ein Weib verschränkt keck die Arme und wartet in überlegenem Rechtsbewußtsein auf den Entscheid; ein alter Skeptiker blickt in ironischer Gleichgültigkeit um sich, eine junge Mutter sinnt sorgenvoll vor sich ihn, ein Knabe schaut mit fragendem Kindesblick auf, und das Kind am Boden spielt nichtsahnend mit der Puppe. Die Typen und das Gebahren echt gallisch, echt pariserisch; alles dem Leben der Straße entnommen, unmittelbare Wirklichkeit und doch visionär, voll trivialer Züge im einzelnen und als ganzes doch dichterisch verklärt, von idealem Hauch durchtränkt.

JUNG-HEBRAEISCHE LYRIK.

Von Samuel Meisels.

(Schluss.)

Eine ganz neue Note brachte in die neuhebräische Literatur Saul Tschernichowski. Ein Schönheitsanbeter. Ein Jude-Hellene. Der erste hebräische Lyriker, der mit Bacchus herumtollt, mit Aphrodite liebäugelt und Apollo seine Huldigungen darbringt. Aber beileibe kein Jude-Grieche, ähnlich den Juden-Griechen zu Zeiten der Hasmonäer. Jene hellenisierten das Judentum, er judaisiert das Hellenentum. — Kurz, ein durch das Judentum wohltuend gedämpfter Hellenismus; ein Schönheitskult ohne überschüssige Ausgelassenheit und zur Entartung führende Ausschweifung ... So gibt sich uns Tschernichowski. In einem reizenden Gedicht „Vor einer Apollo-Statue" finden wir eine Art von Glaubensbekenntnis des Dichters. „Ich kam zu dir, du in Vergessenheit geratener Gott, du Gott der Vorzeit, der die stürmischen Leidenschaften jugendfrischer Menschenkinder beherrscht. Ich kam zu dir, ich der Jude, der einen ewigen Kampf mit dir geführt. Vor deiner Statue, dem Symbol des Lebenslichtes, sinke ich hin; ich knie vor dem Leben, der Kraft, der Schönheit, vor allen Herrlichkeiten der Natur!" ... Leben, Kraft und Schönheit, das sind die Götter Tschernichowskis. Er vergöttert die Natur und verherrlicht das Leben. Statt des Gottes der Geister betet er an den Gott des Herzens.

Fragt ihr mich nach meinem Gott — —
Er ist hier auf Erden ....

Und dieser Naturanbeter geniesst die Schönheiten der Natur und besingt sie. Der Sang ist ihm gegeben. Er singt „wie der Vogel singt." Er sucht keine Mysterien in der Natur; er ist kein Sterndeuter; er belauscht nicht die Geheimnisse, die die Winde einander zuraunen, er hört nicht die Märchen, die die Wellen einander erzählen. Die Natur, wie er sie sieht und wo er sie sieht, sei es in den malerischen Gegenden der Krim, sei es in der herrlichen Umgebung am Neckarflusse, das ist sein Stoff. Er malt die Natur in abgetönten Farben und besingt sie in schmelzendem Rythmus und klangvollem Reim. Als Beispiel möchte ich hier sein stimmungsvolles Gedicht „Der Abend" anführen:

Von des Berges Rücken
Dunkle Schatten nicken,
Wälzen Dämmerstreifen in die Silberfluten,
Und die Hügel träumen,
Mondesstrahlen säumen
Ihre Gipfel mit schimmernd weissen Gluten.

Sterne um die Hügel —
Zephirs sanfte Flügel
Hört man, rauschend durch des Baches Felsenritzen,
Leis am Schilf erklingen ...
Sieh — mit mächtgen Schwingen
Fliegt der Adler aufwärts zu den Wolkensitzen.

Freilich, dieses Gedicht erinnert an Matthissons Abendlandschaft

Goldner Schein
Deckt den Hain usw.

In der modernen deutschen Lyrik ist die Matthissonsche „Naturempfindelei" ein — wie der allgemeine Ausdruck lautet — überwundener Standpunkt. In der junghebräischen Lyrik fängt sie erst an, und Tchernichowski ist der erste, der dieser Empfindungsart in einer „glücklichen Wahl harmonierender Bilder" Ausdruck leiht. Tschernichowski braucht sich dessen nicht zu schämen. Kein Geringerer als Schiller hat das Naturempfinden Matthissons und seine Naturgemälde gepriesen.

Tschernichowskis Lehrmeisterin ist die Natur. Er verschmäht es, sich nach dem traditionellen Brauch seiner Stammesgenossen aus den weissschwarzen Weisheitsquellen die Lehren fürs Leben zu schöpfen. Man lernt das Leben, indem man es lebt, aber nicht, indem man es studiert. Ein mehr vernünftiger als poetischer Standpunkt. Aber er lässt sich in Poesie umsetzen. Tschnichowskis Lebensbejahung entquillt einem starken Willen zum Leben, einem angeborenen Bedürfnis nach Schönheit und Kraft. Es ist eine Lust zu sehen, wie dieser jüdische Apollo-Verehrer sich frei und beweglich herumtummelt auf Flur und Feld, Berg und Höh, überall lebengeniessend. Er lässt nicht die Kümmernisse des Alltags die reinen Quellen seiner Heiterkeit trüben. Der Schmerz beugt ihn ebensowenig wie ihn der Lebensgenuss verweichlicht. Immer aufrecht, immer elastisch. Und wenn Augenblicke kommen, wo auch seine Seele trauert und auch in seiner Brust Wunden brennen,

L. LÉVY-DHURMER PARIS.

Georges Rodenbach.

(Musée du Luxembourg.)

weil er Hoffnungen wie Rosen im Winter welken sieht, da flüchtet er in die Arme seiner Lehrmeisterin, da sucht er jenen Ort auf,

Wo wildbrausende Wellen an mächtge Felsen schlagen

Und er ruft selbstbewusst aus:

Ich muss mich schämen,
Seh ich wie die Felsen der Wellen spotten
Und stolz die Häupter tragen.

Tschernichowski liebt das Goldland der Jugend, das Lachen des Frühlings mehr als die glühenden Augen seiner Geliebten, die zuweilen seine Seele versengen, mehr als das Lächeln rosenroter Lippen, die mitunter süsses Gift verabreichen, und wie ein Gebet klingen seine „Sehnsüchte."

Gebt mir meine Jugend wieder
Und des Goldlands Festgelage
Und die Zeit der frohen Lieder
Und des Kindes Unschuldtage!

O entfacht die glühnden Funken,
Die die Phantasie belebet,
Dass sie wieder, farbentrunken,
Zauberträume um mich webet.

Gebt die Zeit mir ohne Sorge,
Wo ich Wundermärchen kannte,
Wo mich noch kein glühend Auge —
Sondern Frühlingssonne brannte.

Seine Liebeslieder sind leidenschaftlich gemessen — man möchte fast sagen, von einer keuschen Ausgelassenheit. In der ersten Zeit des jugendlichen Liebesrausches überwuchert seine Phantasie. Da malt er das Bild seiner Geliebten nach allzubekanntem Muster. Das Allerbeste und Allerschönste, das er in der grossen Schöpfung vorfindet, muss ihr als Schmuck dienen: ein Bündel Mondscheinstrahlen, eine Dosis weisses Nordlicht, ein Quantum Rosenduft durchrührt mit Morgenröte, ein Gemengsel von pechrabenschwarzer Nacht und hellichtem Tag — all das in die richtige Grenzen verteilt, ergibt, wie zu erwarten war, ein überirdisches Wesen.

Und wie ein himmlisch Wesen, das Erdenkinder dauern,
Wie eine Edensblume in farbenreichster Blüte
Erschienst du mir. — In Furcht und Wonneschauern
Verhüllt' mein Antlitz ich und — kniete. . . . . .

Zum Glück für den Dichter und die neuhebräische Lyrik ist diese Schwärmerei rasch verschwunden. Tschernichowski hat sich zum Meister des Minnegesanges emporgeschwungen. Die Liebeslieder „Deinen Namen trage ich auf Flügeln des Gesanges", „Von allen Blumen im Garten", „Liebesboten", „An Mirjam" üben durch ihre Einfachheit und Innigkeit einen unwiderstehlichen Zauber aus. Ein Gedicht, das die Eigenart Tschernichowskis am besten kennzeichnet, möge hier in deutscher Uebertragung Platz finden:

„Und du . . ."

Unendliche Wölbung in schimmernder Pracht
Das mächtige Weltall umzäunet, umdacht;
Unendlich das Luftmeer, blaufarben und klar,
Drin segelt der Vögel frohsingende Schar.
Und Himmelbläue
Spiegelt der Bach —
Und du bist so traurig, mein Täubchen!



L. LÉVY-DHURMER PARIS.

Die Mutter.

Sieh, Berge und Täler der Morgen erhellt,
In Blüten gebettet ist ringsum das Feld.
Die Weizensaat dehnt sich — ein träumendes Meer,
Das Zweikorn das reckt sich so stolz und so hehr.
Und Winde, gelinde,
Bewegen es leis
Und du bist so mutlos, mein Täubchen!

Im fruchtreichen Garten, im ewigen Wald
Der Lebensruf mächtig und freudig erschallt,
Der Lebensquell rauschet durch Felder und Au.
Die Blümelein schlürfen erquickenden Tau.
Und sonnetrunken
Die Knospe erblüht —
Und du bist ohne Liebe, mein Täubchen!

Auf dem Gebiete der Ballade ist Tschernowski in der junghebräischen Literatur geradezu bahnbrechend. Er weiss den richtigen Ton zu treffen und behandelt jüdische wie nichtjüdische Stoffe mit gleicher Virtuosität. Seine Balladen zeichnen sich durch eine prägnante Ausdrucksweise, einen feingegliederten Strophenbau und im allgemeinen durch eine mehr deutsche als hebräische Formgebung aus. — Tschernichowski ist auch ein ausgezeichneter Uebersetzer aus fremden Sprachen. Er hat Gedichte von Anakreon, Longfellow, Robert Burns, Shelley, Alfred de Musset, Richard Dehmel u. a. ins Hebräische übertragen. Meisterhaft ist seine Uebersetzung des bekannten Goetheschen Liedes „Ueber allen Gipfeln". Dieses Lied ist

bereits mehrfach ins Hebräische übertragen worden, aber die Uebersetzung Tschernichowskis kommt dem Original am nächsten.

* * *

Liebe sei vor allen Dingen
Unser Thema, wenn wir singen.

Dieses Wort Goethes hat bis vor kurzem in in der neuhebräischen Literatur wenig Anklang gefunden. Was ist Liebe? Tändelei. Ein ernster Mann ist nur ein Philosoph, ein Weisheitsliebender. Und als die allerjüngste Generation, an Goethe und Heine gestärkt, Liebesweisen zu dichten anfing, entstand — eine Pressfehde. Zuerst wurde die Frage aufgeworfen, ob man Dichter sein könne ohne Liebe? Die einen bejahten, die andern verneinten, und stürzten sich beide ins Unrecht. Ein angesehener hebräischer Schriftsteller wollte die Liebe aus der modernen Poesie ausgeschaltet wissen, weil dieses Gefühl, so mächtig es auch im Menschen ist, sich für die Poesie überlebt, ja weil die Liebe seit dem Hohenliede bis auf Heine bereits die ganze Skala der Gefühlstöne erschöpft hätte; es sei jetzt nicht mehr gut möglich, nach dieser Richtung irgend etwas neues hinzuzudichten . . . Diese Pressfehde ist charakteristisch. Das ist noch ein Ueberbleibsel der alten Beth-ha-midrasch-Methode, selbst reine Gefühlsmomente und Fragen der Aesthetik mit einer strengen Logik begründen zu wollen.

Die eigentlichen Liebessänger in der neuhebräischen Literatur sind I. L. Perez und A. Liboschitzki. Perez ist ein stimmungsreicher Poet, der die Gabe besitzt, für die geheimsten Seelenvorgänge die richtigen Klangwerte zu finden. Der Grundzug seiner Poesie ist geheime Wehmut, die wie stille Andacht ihre Seufzer in die Luft haucht. Auch ein Hauch von Mystik durchweht sie. Mit seiner kleinen Gedichtsammlung „Der Liebespsalter“ tritt er als der Schöpfer des hebräischen Liedes auf, indem er zeigt, wie man seiner dichterischen Empfindung den entsprechenden musikalisch-rythmischen Wortklang verleiht. Aus diesem Büchlein hat vor einigen Jahren Herr Moritz Zobel den Liederzyklus Die Palme ins Deutsche übersetzt. Ich zitiere daraus die folgenden drei Lieder:

Schone mein, Palme,
Mütterlich milde,
Armseliger Flüchtling bin ich.

Tags zehrte die Sonne an mir.
Abends nunmehr erschöpft,
Such' ich die Rast deines Schattens.

Matt ist meine Seele, matt
Und Dir zu Füssen
Leg' ich mein glühend Haupt.

Und wenn Du wundersam rauschest,
Versteh' ich das Wispergeheimnis
Deiner Fächerzweige.

*

Dein Schatten, Palme, birgt Zauber!
An Deinem saftgrünen Stamm
Schwindet mein Ungemach hin.

Mein Herz hegt friedvolle Klarheit,
Alle Wunden verharrschen.
Und traumschöne Jugendhoffnung
Erwacht, schwingt sich empor — —

*

Sag' mir, o Palme:
Wer ist der Lichtstrahl,
Der Wolkenflöre durchriss
Und eindrang in deine Zweige?
Ist wirklich der Morgen schon da
Oder hat dich der Mond bloss begrüsst
Oder ist's gar der Jünglingstraum
Der an die Herzkammer pocht?



L. LÉVY-DHURMER PARIS.

Der Denker.

Liboschitzki ahmt mit nicht geringem Geschick Heinrich Heine nach und verpflanzt somit den graziösen Stil, den einfachen Strophenbau und den melodischen Reim in die neuhebräische Lyrik. Hierin liegt Liboschitzkis Stärke. Er ist entschieden ein schätzenswertes Talent, für die neuhebräische Literatur doppelt wert, und man tut ihm Unrecht, wenn man ihn zu verkleinern sucht. Es hat sich in letzter Zeit in der hebräischen Literatur eine kleine Partei gebildet, die jede Nachahmung verpönt. Das bekundet wenig Verständnis für die Entwicklung einer Literatur. Die Nachahmung ist für eine Literatur, die sich im Anfangsstadium ihrer Entwicklung befindet, eine Notwendigkeit. In der deutschen Literatur ist der Kampf gegen die Nachahmung erst mit Lessing aufgenommen worden. Die junghebräische Literatur ist noch nicht so weit, sie hat noch keinen Lessing hervorgebracht. Und im Grunde genommen ist die höchstentwickelte Literatur nicht frei von Nachahmungen. Wie Handelsbeziehungen gibts auch Geistesbeziehungen zwischen den Völkern. Auch geistige Werte, die ich in meiner Heimat nicht finde, müssen von draussen importiert werden. Abgrenzung ist kulturhemmend auf jedem Gebiet.

* * *

Von andern ältern und jüngern neuhebräischen Lyrikern wären zu erwähnen: David Frischmann, ein Einsamer, der nur mit „dem Gott in seinem Herzen“ durch die Welt wandert. — S. L. Gordon, ein Verskünstler, der Kraftausdrücke liebt und harte Reime bevorzugt. Einer aus der alten Schule, der sich mit jedem Tage verjüngt. — Jakob Kohen und J. L. Boruchovitz, Jünger Bialiks, die ihrem Meister Ehre machen. — S. Schneeur, ein nicht ungewöhnliches Talent, dessen Gedichte sich durch Einfachheit und Anmut auszeichnen. — Ausser diesen ist noch eine Reihe von junghebräischen Lyrikern vorhanden, die teils einige Striche über, teils aber auch unter der Mittelmässigkeit stehen.

BEIM DOKTOR.

Monolog von Scholem Alechem. — Dem Jüdisch-Deutschen nachgebildet von Samuel Meisels.

Hören Sie mir nur zu, Herr Doktor, ich bitte Sie darum. Meine zerrüttete Gesundheit spricht aus mir. Aber davon später. Meine zerrüttete Gesundheit ist eben eine ganz besondere Sache, und ich werde Sie aufklären, wie sie gekommen ist, wie sie entstanden ist, und worin sie besteht. Aber das ist nicht der Zweck meines Redens; der Zweck meines Redens ist, daß Sie mir zuhören. — Nicht jeder Doktor will dem Kranken zuhören, nicht jeder läßt zu sich reden. Vorhanden Doktoren, große Doktoren — ein reines Unglück! — die lassen gar nicht zu sich reden. Die verstehen nur den Puls zu fühlen, auf die Uhr zu sehen, ein Rezept zu verschreiben, und sich für die Visite bezahlen zu lassen. Nu, bezahlen, — meinetwegen, es verlangt doch keiner umsonst — aber nicht zu sich reden lassen, das ist schrecklich. . . . . Von Ihnen, Herr Doktor, hörte ich sagen, Sie sind noch ein junger Doktor, und nicht wie die anderen Doktoren . . . . Auf einen Rubel mehr oder weniger, sagt man, kommts Ihnen nicht an, wie den anderen Doktoren. Deswegen, sag ich, bin ich auch zu Ihnen gekommen, um mich mit Ihnen zu beraten wegen meines Magens. Ich bin, wie Sie mich sehen, ein Mensch mit einem Magen. An sich ist das noch nicht sonderbares. Nach der Weisheit der „Doktorei“ hat ja jeder Mensch einen Magen. Nur ist es eine ganz andere Sache, wenn der Magen wirklich ein Magen ist; wenn aber der Magen gar kein Magen ist, wozu nützt das Leben? — — — Werden Sie wahrscheinlich antworten mit dem bekannten Spruch unserer talmudischen Weisen: „Du bist gezwungen, zu leben.“ Nu, diesen Spruch kenne ich auch ohne Sie, das brauchen Sie mir nicht zu sagen. Was ich weiß, weiß ich eben . . . . Ich rede nur von dem, daß der Mensch, solange er lebt, nicht sterben will. Die Wahrheit gesprochen: ich selbst fürchte mich nicht im geringsten vor dem Tod, denn erstens habe ich bereits die sechzig überschritten, und zweitens bin ich von Natur aus so ein Mensch, dem leben und sterben derselbe Jontew*) ist, das heißt, leben ist selbstverständlich gescheiter als sterben . . . . . Welcher Mensch will denn sterben? Überhaupt ein Jüd? Überhaupt ein Vater von elf Kindern, sollen gesund sein, und einer Frau dazu! Zwar die dritte Frau, aber doch eine Frau . . . Kurz, ich will Sie nicht lange aufhalten. Ich bin ein Kamenetzer, das heißt, ich stamme nicht aus Kamenetz selbst, aber aus einem Städtchen unweit Kamenetz. Bin ich ein Kamenetzer, soweit wäre die Sache noch kein großes Unglück, bin ich aber noch dazu ein Jüd, ein Mühlenbesitzer . . . Ich halte eine Mühle, das heißt, die Mühle hält mich. Denn, wie heisst es: ist man mal hineingekrochen, so muß man darin liegen bleiben. Es hilft nichts. Es ist — verstehen Sie mich — ein Rad, und das Rad dreht sich. Bedenken Sie selbst: für den Weizen muß man zahlen, und das Mehl muß man auf Kredit liefern! Aber, wie gesagt, das geniert mich weniger. Hat man noch dazu mit ungeschlachten Menschen zu tun, mit Frauenzimmern . . . . Lieben Sie etwa die Frauenzimmer? Na, ich danke, versuchen Sie es nur, mit ihnen einmal abzurechnen, da werden Sie was schönes zu hören kriegen: Was heißt? Wofür dies? Wofür jenes? Bald ist das Mehl schwarz, bald war das Weißbrot nicht schmackhaft genug . . . . Versuchen Sie es mal, sich zu verteidigen: Trage ich die Schuld? Wahrscheinlich war der Ofen schlecht geheizt, wahrscheinlich habt Ihr schlechte Hefe hineingegeben, wahrscheinlich habt Ihr nasses Holz in den Ofen gesteckt — da überfallen sie einen wie die Räuber, schimpfen und fluchen und schwören, daß sie euch nächstes Mal das Brot an den

*) Feiertag.

Kopf werfen .... Nun, ich frage Sie, ist es etwa angenehm, wenn einem so ein Laib Brot an den Kopf fliegt? Das sind, wie gesagt, meine Endétail-Kunden. Glauben Sie etwa, daß meine Engros-Kunden besser sind? I, bewahre! Die sind auch nicht besser! Anfangs, wenn der Kunde sich einen Kredit verschaffen möchte, ist er weich wie Butter, hat tausenderlei Schmeicheleien und Komplimente zur Hand; kaum aber rückt der Zahlungstermin heran, da ist er nicht wiederzuerkennen. Da führt er ganz andere Redensarten: Die Ware sei zu spät geliefert worden, die Säcke seien halb zerrissen gewesen, und das Mehl verdiente gar nicht den Namen Mehl .... Solche Sachen erzählt er Ihnen, — achtzehn Fehler und siebenundzwanzig Ausflüchte .... „Und Geld?" — Geld, sagt er, schickt eine Rechnung! Schickt man eine Rechnung, sagt er: „Morgen!" Kommt man morgen — „übermorgen!" Da fängt man an zu drohen. Schließlich kommt es zu einer Pfändung. Kommt man pfänden, gehört alles der Frau. Jetzt geh und tu ihm was! .... Nu, frage ich Sie, bei solchen Geschäften, wie soll man keinen „Magen" haben? Nicht umsonst sagt mir meine Frau — sie ist bei mir nicht die erste, die dritte ist sie, und die dritte Frau ist doch, wie man sagt, die Sonne im September, aber von sich weisen kann man sie doch nicht, doch eine Frau. — Also meine Frau sagt mir immer: „Chajim, laß die Geschäfte! Laß das Mehlgeschäft, sollen deine Feinde schon Mehlgeschäfte haben! soll die Mühle verbrannt werden! werde ich wenigstens wissen, daß du lebst auf der Welt. Was für Leben ist das? Laufst herum wie ein Wilder, kein Schabbes, kein Jontew, kein Weib, kein Kind ... Was hast du von deinem Leben? Wofür laufst du? Wozu laufst du? ...." Eigentlich weiß ich selbst nicht, wozu ich den ganzen Tag in der Stadt herumlaufe .... Es ist halt so eine alte Gewohnheit bei mir. Glauben Sie etwa, man hat was von dieser ewigen Lauferei? — — — Leid hat man, und Ärgernisse und Kränkungen und Aufregungen und Gott weiß was alles noch! .... Aber ich bin nun einmal so ein Mensch, der jedes Geschäft, das sich ihm darbietet, in die Hand nimmt. Für mich existiert nämlich kein schlechter Schnaps. Ein Handel mit Säcken — meinetwegen; mit Holz — meinetwegen; mit Eisen — meinetwegen .... Sie glauben wahrscheinlich, Herr Doktor, ich habe außer der Mühle keine Geschäfte mehr? Da befinden Sie sich aber stark im Irrtum. Wie Sie mich sehen, handle ich auch mit Waldungen, zusammen mit einem anderen, heißt es. Außerdem bin ich auch am „Akzis" beteiligt. Ich wünsche Ihnen, das jeden Monat zu verdienen — Schlechtes wünsch ich Ihnen osser*) — was ich an diesem Geschäft jährlich verliere. Sie werden wahrscheinlich fragen: wozu brauche ich das? Nu, soll sich „Kohol" ärgern! Wie Sie mich sehen, bin ich ein großer Draufgänger. Wo es gilt, einen Sieg zu erringen, kann meinetwegen die ganze Stadt zugrunde gehen und ganz „Kohol" begraben werden — ich muß das meinige ausführen! Ich bin eigentlich, wie Sie mich sehen, von Natur aus kein schlechter Mensch, nur „kapriziös", heißt es. Versuchen Sie es mal, mich zu beleidigen, meine Ehre anzutasten, so sind Sie mit Ihrem Leben nicht sicher! ..

*) bestimmt nicht.

Was kann ich machen? Es ist so ein Blut in mir. Nerven, sagen sie, die Doktoren nämlich, und dies, sagen sie, steht auch mit meinem Magen im Zusammenhange .... Zwar der einfache Menschenverstand kann das nicht begreifen; es ist auch, verzeihen Sie, ein wenig Unsinn darin. Denn was haben die Nerven mit dem Magen zu schaffen? Nerven sind Nerven, und Magen ist Magen. Wo sind die Nerven? Und wo ist der Magen? Die Nerven sind doch, nicht wahr? nicht weit vom Gehirn .... Und der Magen wo ist? .... Von den Nerven bis zum Magen — na, ich danke — eine schöne Strecke! Aber sie, die Doktoren, mein ich, sagen, daß mein „Magen" kommt von den Nerven ... Meinetwegen, soll sein so .... Augenblick nur, ich bin bald zu Ende. Wozu die Eil'? Warten Sie doch noch eine Sekunde! Ich will Ihnen doch alles „akkurat" erzählen, damit Sie dann sagen, wie ich zu diesem Unglück, meinem Magen nämlich, gekommen bin .... Vielleicht kommt es daher, weil ich so ein unstetes Leben habe, weil ich nie zu Hause bin. Ich schwör Ihnen — 's ist eine Schande zu sagen — daß, wenn ich bei mir zu Hause bin, so bin ich doch nicht zu Hause. Ich wollte, daß Sie mal in meine Wohnung einen Blick tun. Ein Schiff ohne Ruder! Tag und Nacht ein Getümmel und Getöse, Gott soll hüten! Ist leicht gesagt, unbeschrien elf Kinder! Das eine ißt, das andere trinkt, das dritte betet, das vierte schläft, das sechste frißt Kuchen, das siebente einen Hering. Wer kann das alles aufzählen? Zwischen solchem Kleinkram, unbeschrien, gibts, wie gesagt, ein Zanken und Streiten, ein wirres Durcheinander, daß man am liebsten in die Welt laufen möchte. Und weshalb, meinen Sie, ist ein solches Getobe und Getöse in meinem Hause? Nur weil ich keine Zeit habe. Hätte ich Zeit, da wär es selbstverständlich anders. Sie, meine Frau nämlich, ist unbeschrien sehr eine gute Frau; das heißt, sie ist nicht so gut, aber sie ist sehr weichherzig, und weiß nicht, wie mit Kindern umzugehen. Das heißt, schimpfen kann sie, tadeln, schelten, Ohrfeigen austeilen, aber was nützt es? Doch eine Mutter! und was eine Mutter ist, ist noch lange kein Vater .... Ein Vater, das ist ganz was anderes, der kann prügeln, und das auf der richtigen Stelle .... Ich erinnere mich noch jetzt, wie mich mein Vater zu prügeln pflegte .... Ihr Vater hat Sie wahrscheinlich auch geprügelt. Nu, nein, er hat Sie nicht geprügelt! .... Glauben Sie etwa, es wäre für Sie besser gewesen, wenn Sie nicht geprügelt worden wären? I, bewahre! Das tut den Kindern ganz gut. — — — — Wozu die Eil'? Ich bin bald fertig. Ich erzähl Ihnen das doch nicht umsonst! Der Zweck meines Redens ist, daß Sie verstehen sollen die Art, wie ich lebe. Glauben Sie, daß ich weiß, wie viel ich in meinem Vermögen habe? Keine Spur! Möglich, daß ich reich bin, sehr reich, und möglich — unter uns gesprochen, Sie erzählens doch niemand — daß ich gar nichts besitze. Wie soll ich denn das wissen? Jeden Tag kommt etwas anderes, bald dies, bald jenes .... Ob man kann oder nicht, das ist ganz egal — Mitgift geben den Kindern muß man! — — — Ist leicht gesagt, wenn Gott segnet mit Töchtern, und erwachsenen dazu! Nu, versuchen Sie es mal mit drei erwachsenen Töchtern, unbeschrien, alle unter die Chuppe zu führen, da werden wir gleich

sehen, ob Sie werden sich zuhause eine Stunde aufhalten können! Jetzt verstehen Sie schon, weshalb ich den ganzen Tag auf der Gaß herumlaufe. Und was hat man davon? Bald erkältet man sich, bald ißt man etwas, was schwer zu verdauen ist — und auf diese Weise bekommt man einen „Magen" . . . . . Ein Stück Masel*) hab ich doch, daß ich von Natur aus kein kränklicher Mensch bin; im Gegenteil, von Jugend auf gut gepflegt . . . . Daß ich so spindeldürr und eingetrocknet aussehe, darauf brauchen Sie nicht zu schauen. Die Geschäfte haben mich so gemacht, und beiläufig entstamme ich einer solchen Familie. Ich hatte etliche Brüder, die, mir zu längern Jahren, auch so schmächtig gewachsen waren wie ich. Nichtsdestoweniger bin ich, wie Sie mich sehen, immer ein gesunder Mensch gewesen; ich hab nicht gewußt von einem Magen, und von einem Doktor und von ähnlichen Unglücken . . . . Wenn es nur so weiter gegangen wäre! — — — Aber seit einer Zeit hab ich angefangen, mich mit Arzneien zu füttern: Pillen, Pulver, Kräuter. — Jeder Doktor kam mit einer andern Erfindung; der eine sagte: Diät, das heißt, wenig essen; der zweite sagte: im Gegenteil, viel essen! Wahrscheinlich gehörte dieser Doktor selbst zu den Leuten, die viel essen können. So sind ja die Doktoren: was sie selbst gerne haben, das verordnen sie dem Kranken . . . Einfach meschugge zu werden! Der eine Doktor sagte: viel gehen, das heißt, verstehen Sie mich, gehen ohne Zweck, ohne Ziel, Spazieren, heißt es . . . . Kommt der zweite Doktor und sagt: Sie müssen im Bett liegen und Ruhe haben. Und nun geh und unterscheide, wer von beiden der größere Chamer**) ist? — Was brauchen Sie mehr? Da war ein Doktor, der fütterte mich ein ganzes Jahr mit Pillen . . . . Geh ich zum andern; sagt er: diese Pillen, Gott soll Sie hüten, das ist für Sie Gift . . . . Und er verschreibt mir ein Pulver, ein gelbes Pulver war es. Sie werden doch wissen, was für ein Pulver das war! Ich komme mit diesem Pulver zu einem dritten Doktor, schüttet er das Pulver aus, zerreißt das Rezept und verschreibt mir Kräuter. Was für Kräuter, glauben Sie, waren das? Bitter wie Galle! Nu, Sie kennen sich denken, gebenscht hab ich diesen Doktor nicht für seine Kräuter . . . . Und was war das Ende von alledem? Ich komm wieder zu jenem Doktor, zum ersten, heißt es, der mich ein Jahr lang mit Pillen gefüttert hat, und erzähl' ihm die Geschichte von den bittern Kräutern, die mir das Leben verbittern. Da springt er auf voll Zorn und lärmt und schreit: „Ich hab doch Ihnen verschrieben, sagt er, Pillen, und wozu laufen Sie wie ein Verrückter von einem Doktor zum andern!"

*) Glück. **) Esel.

Darauf sag' ich: „Scha! Nur ruhig! Was schreien Sie? Wir sind doch hier nicht auf einem Jahrmarkt! Einen Kontrakt haben wir auch nicht gegenseitig unterschrieben. Ich kann gehen, wohin ich will, und jener Doktor braucht auch zu leben, er hat auch Weib und Kind! . . . ." Da gings aber erst los. Er, der Doktor, wurde rot wie Feuer, als ob ich ihm Gott weiß was gesagt hätte . . . . Kurz, er bat mich, daß ich wieder zu jenem Doktor gehen soll. Da sag ich: „Eizes*) brauch ich nicht; wenn ich werde wollen, werde ich von selbst hingehen" . . . Ich nehm und leg ihm hin einen Rubel. Glauben Sie etwa, daß er mir den Rubel vor die Füße geschmissen hat? Keine Spur! Rubel lieben sie, die Doktoren nämlich, Rubel lieben sie mehr als uns arme Menschen. Daß sie sich zum Beispiel hinsetzen, um dem Kranken zuzuhören, wie sichs gebührt — das gibts einfach bei ihnen nicht. Sie lassen kein überflüssiges Wort zu sich reden . . . . Da war ich erst unlängst bei einem Doktor — er ist ein Bekannter von Ihnen, den Namen will ich nicht nennen — wie ich hereinkomme, läßt er mich keine zwei Worte aussprechen, sondern er befiehlt mir, mit Respekt zu melden, „ausziehen!" Nu, ausziehen ist ausziehen. Was ist? Er will, sagt er, „hören" . . . . Willst hören? sag ich. Sehr gut! Hör mir nur zu, ich bin bereit, dir alles zu erzählen . . . . Aber der läßt mich nicht zu Wort kommen, er tappt hier und klopft dort. Nu, sag ich, wozu tappst du, und wozu klopfst du? Nein, sagt er, ich hab keine Zeit, mit Ihnen zu debattieren. — — — Eine neue Mode geworden, daß die Doktoren keine Zeit haben! — — — Was? Sie haben auch keine Zeit? Na, hören Sie, was ich Ihnen sagen werde: wenn Sie, ein junger Doktor, so jung anfangen, keine Zeit zu haben, dann bekommen Sie nie eine „Praxis" . . Sie brauchen nicht aufgeregt zu werden. Ich verlange nicht von Ihnen umsonst . . . . Ich bin gar nicht so ein Jüd, der, Gott behüte, etwas umsonst verlangen soll. Und wenn Sie mir auch nicht bis zum Schluß haben zuhören wollen, so hat eins mit dem andern nichts zu tun. Für eine Visite muß bezahlt werden . . . Was? Sie wollen nicht annehmen? . . . . Zwingen werde ich Sie nicht. Zu solchen Sachen zwingt man nicht . . . . Wahrscheinlich haben Sie auch so, wovon zu leben . . . . Wahrscheinlich leben Sie von Renten . . . . Soll Ihnen Gott geben, daß Ihr Kapital wachsen soll, wachsen und wachsen, warum denn nicht? Soll Ihnen Gott helfen . . . . Adieu! Nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich Ihre Zeit ein wenig in Anspruch genommen habe . . . . Darauf sind Sie ja ein Doktor . . . .

*) Ratschläge.

DIE OSTJUEDISCHE PRESSE.

Von Josef Lin.

In der Presse der östlichen Judenheit sind im letzten Halbjahrzehnt größere Umgestaltungen vor sich gegangen. Das wichtigste Moment dabei ist das Auftreten der Jargonpresse, die in der kurzen Zeitspanne eine erstaunliche Ausdehnung und Verbreitung gefunden hat. Bis zu Beginn dieses Jahrhunderts beherrschte das Hebräische fast ausschließlich die ostjüdische Zeitungswelt. Die neuhebräische Presse, deren Geschichte seit dem Entstehen der hebräischen Wochenschrift „Hamagid" in Lyck, im Jahre 1858, datiert, übte einen großen Einfluß aus auf die Erziehung und geistige Entwicklung der jungen Ghetto-

generation. Die Eigentümlichkeit dieser Presse war, daß sie in hohem Maße literarischen, zum Teil sogar wissenschaftlichen Charakter trug. So hatten die Mathematik und die Naturwissenschaften einen ständigen Platz in der von Ch. S. Slonimsky begründeten, zuerst in Berlin und dann in Warschau erschienenen hebräischen Wochenschrift „Hazephirah". Wie rege zu jener Zeit das Interesse des hebräischen Lesepublikums für die genannten Wissenschaften war, geht daraus hervor, daß in der erwähnten Zeitschrift selbst der Briefkasten der Redaktion von mathematischen Lehrsätzen und geometrischen Figuren ausgefüllt wurde. Einen mehr literarischen Charakter trug die von Zederbaum in Odessa begründete, dann in Petersburg erschienene hebräische Zeitung „Hameliz", die erst vor ein paar Jahren, nach 44 jährigem Bestehen, eingegangen ist. In dieser Zeitung wiederspiegelte sich die Kulturgeschichte der russischen Judenheit während der letzten Generation. Von hervorragender Bedeutung war auch die vom genialen Publizisten und Romanschriftsteller Peter Smolensky in Wien herausgegebene hebräische Monatsschrift „Haschachar", die während ihres 12 jährigen Bestehens zur Entwicklung und Entfaltung der Renaissance in der Ostjudenheit sehr viel beitrug. Die neuhebräische Presse war im damaligen Stadium eine Aufklärungs- und Kampfespresse. Sie kämpfte nach zwei Fronten: gegen den starren Dogmatismus und Konservatismus einerseits, und gegen die Assimilation der „Abtrünnigen" andererseits. Wie die neuhebräische Literatur überhaupt in ihrer ersten Epoche eine Kampfesliteratur im angedeuteten Sinne war. Das Künstlerische trat vor der Tendenz zurück. Sowohl Presse wie Literatur waren von einer leidenschaftlichen Begeisterung getragen. Ihre Wirkung war auf einen verhältnismäßig nicht großen Kreis beschränkt, sie war jedoch sehr intensiv. Ihre Leser waren ihre Anhänger, die für sie und mit ihnen kämpften. Die hebräischen Zeitungen führten anfangs ein sehr schweres Dasein und konnten nur durch die größten Anstrengungen und Opfer der Herausgeber und selbst der Schriftsteller existieren. Nicht selten mußte ein Schriftsteller einem Redakteur zu den Kosten für den Abdruck seiner Arbeiten beitragen. Berufsschriftsteller, die von ihrer literarischen Tätigkeit leben konnten, gab es so gut wie gar nicht. Man suchte auch gar nicht materielle Vorteile dabei. Die Literatur war ein „heiliger Tempel", und die Schriftsteller die Priester darin — — das hat sich nun geändert. Die ostjüdische Presse hat inzwischen an Ausdehnung sehr viel zugenommen, ihre Wirkung hat jedoch an Intensivität abgenommen. Sie hat sich zum Realismus entwickelt, und nähert sich mehr und mehr dem Wesen der westeuropäischen Presse.

Vorangeht die seit einigen Jahren in Petersburg erscheinende jargonische Tageszeitung „Der Fraind", ein ernstes, besonnenes Blatt, das nicht bloß in der jüdischen Masse, sondern auch in weiten Kreisen der Intelligenz beliebt und verbreitet ist. Besonders gut ist sein publizistischer und informativer Teil. Das literarische Element in ihm ist in der letzten Zeit zurückgegangen. Ein gediegenes literarisches Blatt ist die in Wilna seit zwei Jahren erscheinende jargonische Wochenschrift „Das Jüdische Volk", das Organ der russischen Zionisten. Dort trifft man die Dichter Schneier, Asch, Reisen, Hirschbein, Frug, Perez usw. Dieses Blatt ist jedoch in der jüdischen Masse wenig verbreitet, und nimmt im allgemeinen nicht den ihm nach seiner literarischen Bedeutung gebührenden Platz ein. Es mag daran liegen, daß die zionistische Partei in Rußland, deren Organ es ist, in der letzten Zeit infolge der politischen Unruhe im Lande sehr geschwächt worden ist. Viel verbreiteter sind die in Warschau erscheinenden territorialistischen Jargonblätter, das Tageblatt und das „Jüdische Wochenblatt". Das erste erscheint in einer Auflage von über 60 000 Exemplaren und heißt das „Kopeken-Blätt'l", weil es für eine Kopeke pro Nummer verkauft wird. Zu den ständigen feuilletonistischen Mitarbeitern dieser Wochenschrift gehört auch der sehr begabte Satyriker und Kritiker David Frischmann. Das Thema der meisten seiner jetzigen mit ätzender Satyre geschriebenen Arbeiten sind die Segnungen der russischen „Freiheit" und „Konstitution". —

Den territorialistischen Standpunkt vertritt auch das in Wilna erscheinende Wochenblatt „Die Jüdische Wirklichkeit", das Organ der sogen. „Poale Zion-Territorialisten". Dieses Blatt trägt einen populären Charakter und hat nicht den gehässigen Ton mancher Parteiblätter, wie er z. B. in der „Volkszeitung", der ebenfalls in Wilna erscheinenden jargonischen Tageszeitung, zu finden ist. Diese Zeitung, die das Organ des „Bundes" ist, zeichnet sich durch parteiische Engherzigkeit und Dogmatik, durch Beschimpfung und Verachtung anderer Parteien und Richtungen aus. Viel vornehmer, mannigfaltiger und inhaltsreicher ist die gleichfalls in Wilna erscheinende Halbmonatsschrift „Volksstimme", das Organ der sogenannten „Seimisten", die nach der Schaffung einer jüdischen Nationalversammlung in Rußland streben. Die „Volksstimme", zu deren Hauptmitarbeitern auch der hochgebildete und begabte Chajim Shitlowsky gehört, ist — abgesehen von der New-Yorker „Zukunft" — das gediegenste Jargonblatt der Gegenwart.

Alle diese Blätter sind ein Produkt der letzten Jahre und zum größten Teile nach der Aufhebung der Preßzensur in Rußland entstanden. Das rege Leben in der Jargonpresse zeugt vom politischen und geistigen Erwachen der jüdischen Masse. Zu bedauern ist nur die Parteizersplitterung, die sich auch in der Presse, besonders in der jargonischen, widerspiegelt. Die beiden hebräischen Blätter, die jetzt noch in Rußland erscheinen, die Tageszeitung „Hasman" in Wilna und die Monatsschrift „Haschiloah" in Odessa, vertreten den Standpunkt der gemeinsamen Zusammengehörigkeit der Gesamtjudenheit. Der „Hasman" ist ein ernstes, umfang- und inhaltsreiches Blatt, zu dessen ständigen Mitarbeitern auch N. Sokolow, der eigentliche Schöpfer der modernen hebräischen Journalistik gehört. Der „Haschiloah" wurde vor etwa zehn Jahren vom bekannten Publizisten Achad-ha'am begründet. Jetzt wird er vom eifrigen Anhänger Achad-ha'am's Josef Klausner und vom bedeutendsten hebräischen Dichter Ch. N. Bjalik redigiert. Der „Haschiloah" gehört zu den besten

Erzeugnissen der neuhebräischen Literatur und Presse.
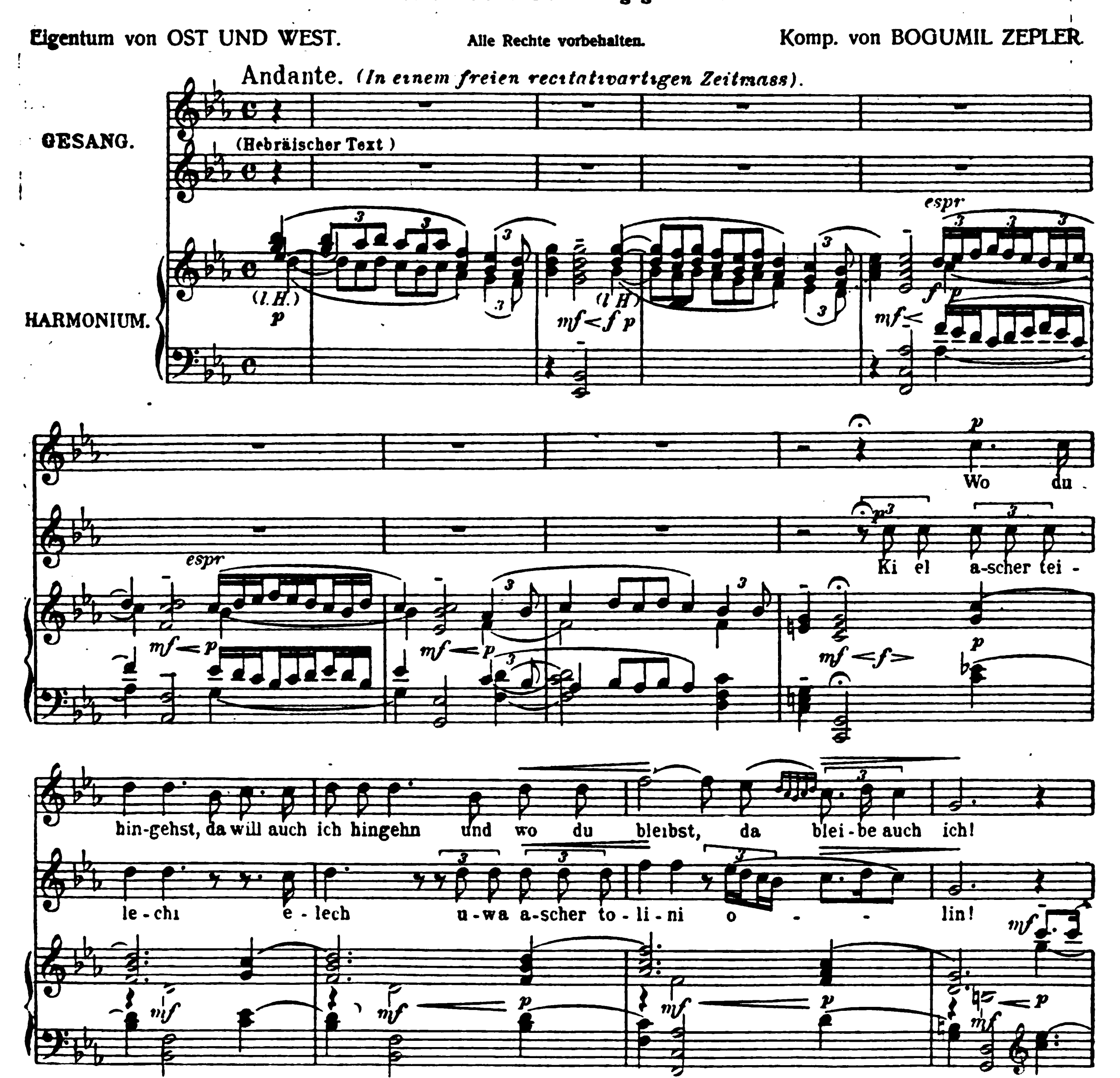
Von den in Rußland erscheinenden jüdischen Blättern in anderen Sprachen seien erwähnt die Wochenschriften „Jewrejski Golos“ in Odessa, das russische Organ der territorialistischen Partei; der „Ras'swjet“ in Petersburg, das russische Organ der Zionisten; „Swobada i Rawenstwö“, das Organ der die Emanzipation der Juden in Rußland erstrebenden „jüdischen Volksgruppe“, an deren Spitze der bekannte frühere Duma-Abgeordnete Winawer steht; das zionistische „Zycie Zydowskie“ und die „Israelita“ — beide in Warschau. Außerdem erscheinen noch in Westeuropa zwei hebräische Zeitschriften, die eigentlich auch für das Lesepublikum in Rußland bestimmt sind; Die von Sokolow redigierte Wochenschrift „Ha'olam“ in Köln und die dekadentisch gefärbte, schöngeistige Monatsschrift „Hameorer“ in London.
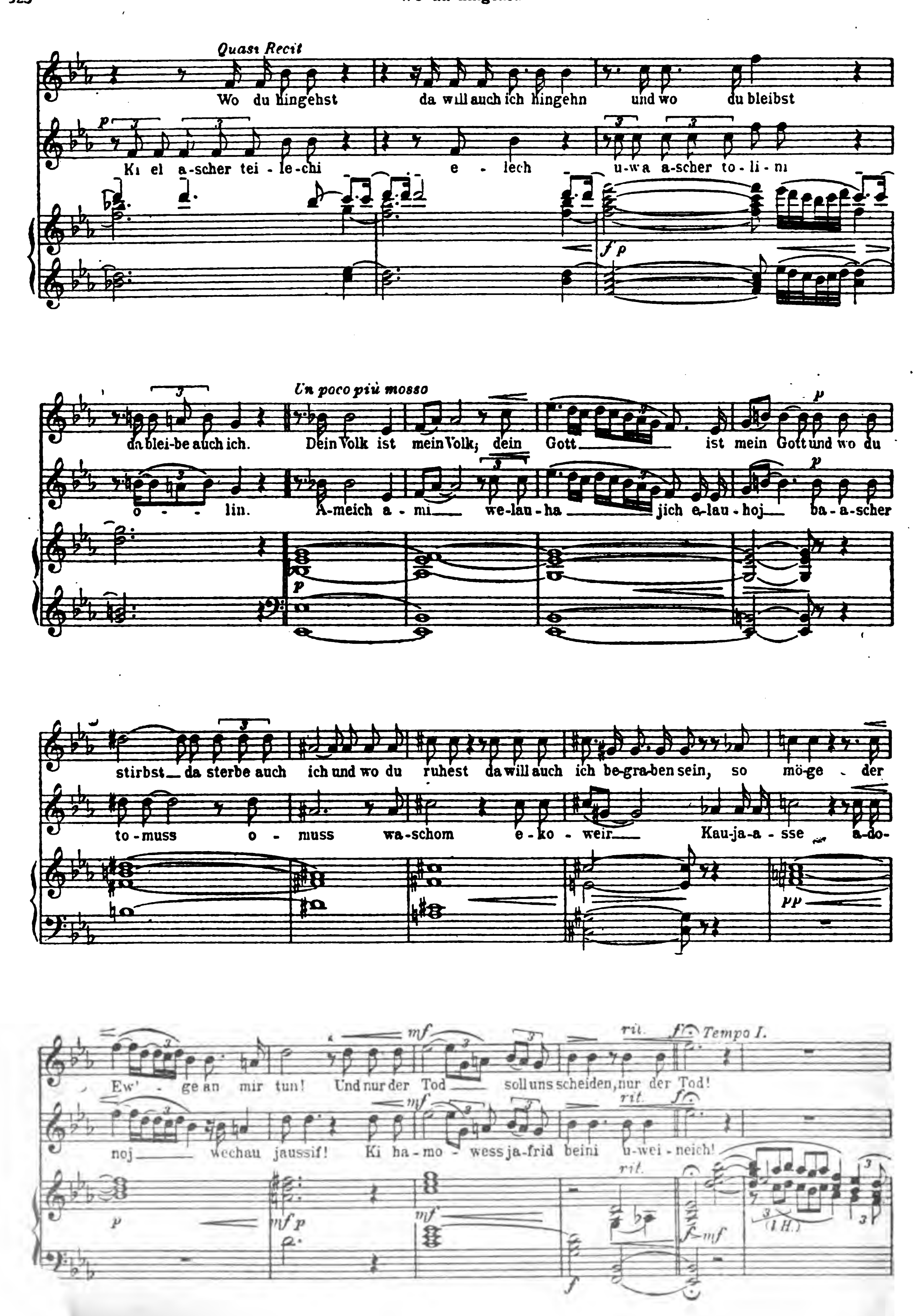
Wir sehen somit, daß die russische Judenheit jetzt über eine vielseitige und mannigfaltige Presse verfügt, die ein Beweis ihrer geistigen Regsamkeit und ihres kulturellen Reifens ist.
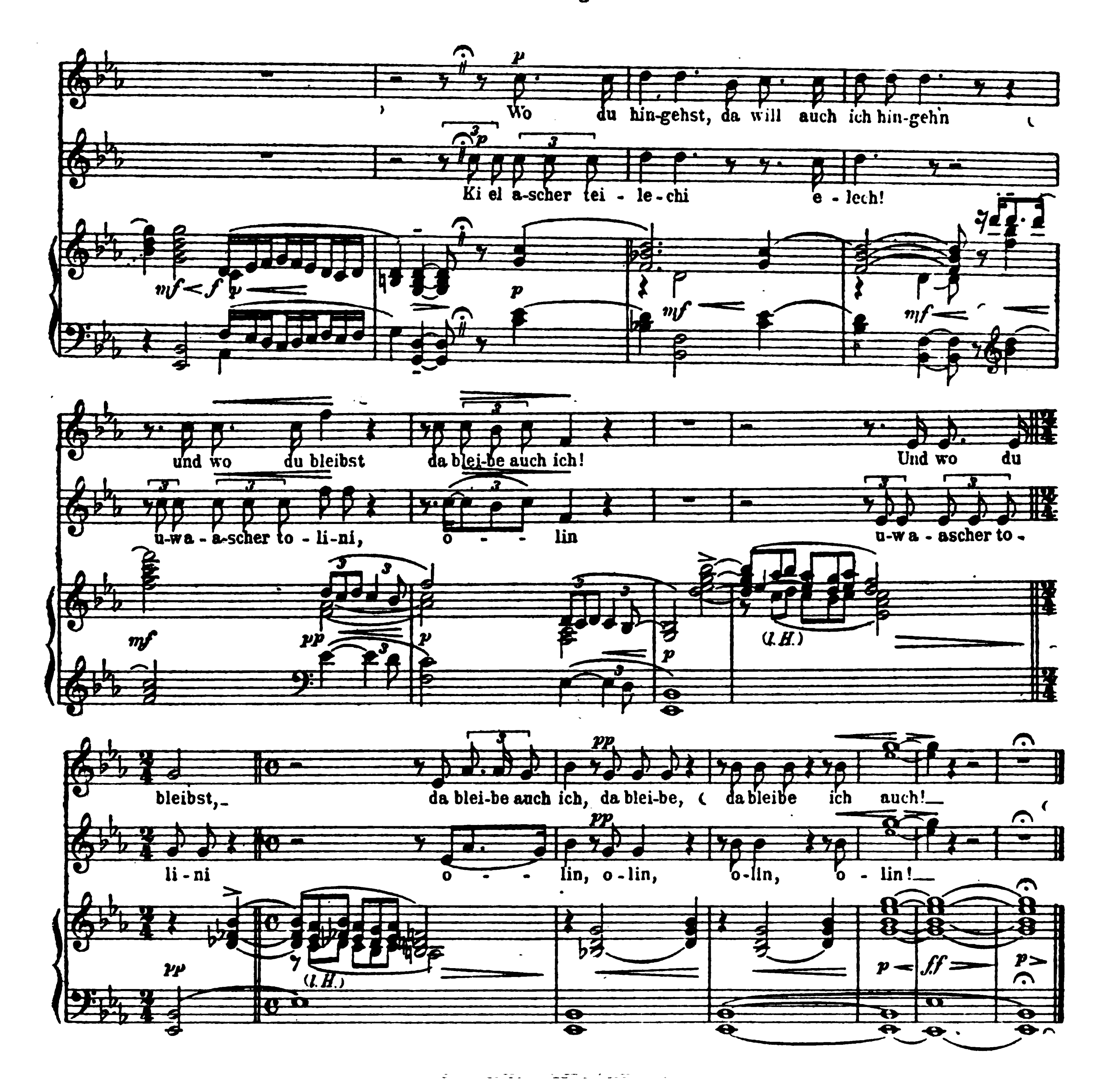
„WO DU HINGEHST . . .“

(aus Buch Ruth).

Fräulein Vera Goldberg gewidmet.




Quasi Recit
Wo du hingehst da will auch ich hingehn und wo du bleibst
Ki el a-scher tei-le-chi e-lech u-wa a-scher to-li-ni
fp
Un poco più mosso
da blei-be auch ich. Dein Volk ist mein Volk; dein Gott ist mein Gott und wo du
o-lin. A-meich a-mi we-lau-ha jich e-lau-hoj ba-a-scher
p
stirbst da sterbe auch ich und wo du ruhest da will auch ich be-gra-ben sein, so mö-ge der
to-muss o-muss wa-schom e-ko-weir Kau-ja-a-sse a-do-
pp
mf
rit.
Tempo I.
Ew'-ge an mir tun! Und nur der Tod soll uns scheiden, nur der Tod!
noj wechau jaussif! Ki ha-mo-wess ja-frid beini u-wei-neich!
p
mf p
mf
(l.H.)



AUS DER JUEDISCHEN SAGEN- UND MAERCHENWELT.

Von Bar-ami.

Der König und seine vier Söhne.

In einem fernen, fernen Lande war einmal ein König, der hatte vier Söhne. Als er alt wurde und fühlte, dass ihm kein langes Leben mehr beschieden war, liess er seine Söhne um sich versammeln und sprach zu ihnen Folgendes:

„Meine lieben Kinder, Ihr sehet, dass ich nicht mehr jung bin, meine Zeit ist bald abgelaufen, nicht lange dauert's noch und ich werde gerufen. Wenn ich nicht mehr hier bin, fürchte ich, könnten Streit und Hader unter Euch entstehen, wer meine Krone und mein Reich erben solle. Seht, um dem vorzubeugen, habe ich beschlossen, Euch auf die Probe zu stellen, wer der Tüchtigste ist. Ihr sollt alle vier in die Welt hinaus, ein jeder nach einer anderen Richtung, ein Jahr lang sollt Ihr umherwandern, allerlei Menschen und Dinge sehen und Euch durchschlagen, so gut Ihr's könnt. Daheim ist ein Jeder schön, sagt ein Sprichwort. Das ist keine Kunst, geschickt und tüchtig zu sein, wenn Einer beim Vater hinterm Ofen sitzt und es warm hat. Versucht's mal aber draussen, wie es Euch ergehen wird. Besser ein Narr, der gewandert ist, als ein Kluger, der immer zuhause sitzt. Wer von Euch also nach einem Jahre zurückkommt und mittlerweile die grösste Siegestat vollbracht hat, der soll mein Königreich erben. Gold und Edelsteine gebe ich einem Jeden von Euch, so viel er tragen kann, doch dürfet Ihr von diesen Schätzen nur in der äussersten Not Gebrauch machen."

Gesagt, getan. Man sattelte den vier Prinzen die besten Pferde. Dann nahmen sie sich alles Nötige mit und zogen hinaus in die weite Welt, ein jeder nach

einer anderen Richtung, wie es der alte König anbefohlen hatte.

Ein Jahr lang liessen die vier Prinzen nichts von sich hören, und den alten Vater fing es schon an zu gereuen, dass er seine Kinder so in die Fremde hinausgejagt hatte, denn er dachte bei sich, Gott weiss was ihnen widerfahren sein kann. Aber gerade als der Tag ihres Abschiedes sich jährte, treffen sie alle vier, jeder aus einer anderen Weltgegend kommend, im Vaterhause ein. Nun könnt ihr euch ja selber die Freude des alten Königs ausmalen, als er wieder die Kinder um sich beisammen hatte; er fing an, sie auszufragen, wie es ihnen ergangen war all die lange Zeit.

Der älteste trat vor und erzählte, was ihm passiert war:

„Ich wanderte und wanderte lange Zeit, kam durch viele Städte und Länder und es passierte mir nichts besonderes. Endlich traf ich eine Stadt, die soeben abgebrannt war, die Menschen jammerten und klagten, dass sie alles verloren hatten und wussten nicht, was sie anfangen sollten. Da gab ich ihnen alle meine Schätze hin, und da ich ein Baumeister bin" — ihr müsst nähmlich wissen, dass ein jeder Sohn des Königs immer irgend ein Handwerk erlernen muss, um sich in der äussersten Not, wenn er sein Reich verliert, redlich ernähren zu können; und dann versteht er dadurch, wie es unter gewissen Leuten zugeht, versteht ihre Sorgen und was sie alles anstellen müssen, um leben zu können; daher wird er nicht hochmütig und weiss, wie er die Leute zu richten hat, wenn sie zu ihm kommen. Der älteste war also Baumeister, er gab den Abgebrannten all sein Gold und seine Edelsteine und baute ihnen die Stadt wieder auf. Dann wollten sie ihn noch zum König aufnehmen und baten und flehten ihn an, er solle bei ihnen bleiben. Aber er wollte just sein väterliches Reich erben, daher widerstand er ihren Bitten und eilte nach Hause, um zum richtigen Termine einzutreffen.

So erzählte der älteste Sohn, der Vater aber sprach: „Das hast du gut gemacht, mein Sohn. Nun wollen wir hören, wie es deinen Brüdern ergangen ist."

Der zweitälteste Sohn trat vor und erzählte:

„Ich wanderte und wanderte lange Zeit, kam durch verschiedene Städte und Länder und mir war nichts besonderes passiert. Endlich gelang es mir, meinen ärgsten Feind zu besiegen. Einmal kam ich nämlich in eine ferne Stadt, da herrschte grosser Jubel. Ich fragte, was da los wäre, und man erklärte mir, heute solle der neue König gekrönt werden. Ich fragte: Wie heisst denn euer König? Da nannte man mir den Namen meines ärgsten Feindes, der mir das Schlimmste in der Welt zugefügt hatte. Ich fing an, den Leuten zuzureden: Solch' einen König habt Ihr bekommen? Der ist ja garnicht würdig, König zu sein, und noch dergleichen mehr, sagte ich, was endlich dem neugewählten König zu Ohren kam. Er liess mich rufen und stellte mich zur Rede, ich aber forderte ihn zum Zweikampfe heraus, besiegte ihn und so musste er beschämt das Feld räumen, gerade an dem Tage, der sein Freudentag werden sollte. Die Bewohner der Stadt wollten mich als König aufnehmen, aber ich wollte das Reich meines Vaters erben, daher beeilte ich mich, um richtig zum Termin anzulangen."

„Und was habt Ihr vollbracht?" sagte der König zu seinen beiden jüngsten Söhnen.

Der dritte trat vor und sagte: „Mein Herr Vater und König, mir ist leider während der ganzen Wanderschaft nichts passiert, wo ich Gelegenheit gehabt hätte, meine Kraft zu betätigen und eine Siegestat zu vollbringen. Ich bringe nichts, ich komme, wie ich gegangen bin."

Doch die Anderen fingen an, ihm zuzureden, er möge nur alles erzählen, was ihm passiert wäre, auch das kleinste Ereignis solle er nicht verschweigen, dann werde man schon sehen. Der Dritte besann sich eine Zeit lang und schliesslich erzählte er folgendes:

„Einmal führte mich mein Weg an einem tiefen Wasser vorbei. Ich sah hin und bemerkte, dass dicht am Ufer ein Mensch schlief. Das Ufer war steil, und der Schlafende brauchte sich nur umzuwenden, um hineinzufallen, dann war er unrettbar verloren, denn dort war das Wasser gerade am tiefsten. Ich eilte hinzu, und ihr könnt euch leicht meine Ueberraschung ausmalen, als ich sah, dass der Schlafende mein ärgster Feind war, der mir das Schlimmste in der Welt zugefügt hatte. Der Jêzer hara [1]) flüsterte mir zu, ich solle nur ruhig meines Weges gehen und den Schlafenden schlafen lassen. Das dauerte eine Weile, dann besann ich mich, packte den Schlafenden beim Kragen und schleppte ihn rasch fort, dann eilte ich von dannen, um nicht erkannt zu werden. Das ist alles."

Der alte König aber sprach:

„Du hast Grösseres vollbracht als Deine beiden älteren Brüder, mein Sohn. Es steht ja geschrieben,[2]) man solle auch des Feindes Esel oder Ochsen beistehen, wenn er unter der schweren Last keucht, um wieviel mehr dem Feinde selber, und erst, wenn es um sein Leben geht. Und Du, mein jüngster Sohn, was hast Du in der Welt vollbracht?"

Der jüngste trat vor und hub an:

„Als ich durch ein grosses Stück Welt gekommen war, ohne etwas besonderes erlebt zu haben, traf ich einmal in einer fernen Stadt ein, wo grosse Bestürzung unter den Einwohnern herrschte. Ich fragte, was da vorgefallen sei, und man erzählte mir, es sei ein neuer König gewählt worden und heute sollte er gekrönt werden. Bei der Krönung müssten, wie es Brauch ist, Märsche und andere Musikstücke gespielt werden. Nun sei der Kapellmeister plötzlich erkrankt und die Krönung könne an dem bestimmten Tage nicht stattfinden, was für den König ein böses Vorzeichen sei. Ich fragte, wie der König heisse, und man nannte mir den Namen meines ärgsten Feindes, der mir das Schlimmste in der Welt zugefügt hatte. Als ich das hörte, meldete ich mich beim Adjutanten des Königs, da ich mich erinnerte, dass ich ja Musikant bin und gut zu spielen verstehe. Man übertrug mir die Kapellmeisterstelle, die Krönungsfeierlichkeiten wurden abgehalten und nachher zog ich rasch von dannen, um nicht erkannt zu werden."

Als der König dies gehört, stieg er vom Throne, küsste seinen jüngsten Sohn auf die Stirn und sagte: „Du, mein jüngster Sohn, hast die grösste Siegestat unter all Deinen Brüdern vollbracht." Und er setzte ihm die Krone aufs Haupt. Der jüngste bestieg auch wirklich den Thron, erreichte ein hohes Alter und es ging ihm sehr gut.

Anmerkung. In der vorliegenden Fassung hörte ich als Kind dieses Märchen von meinem Grossvater erzählen. Später wurde mir unter anderen unwesentlich von der vorliegenden abweichenden Fassungen besonders eine bekannt, in der der älteste Sohn fehlte. Diese Version scheint mir die ursprünglichere zu sein. Märchenkönige pflegen gewöhnlich höchstens drei Söhne zu haben. Der älteste scheint mir nur den vier Weltgegenden zuliebe erfunden zu sein. Das Märchen dürfte in seinem Kern aus Indien stammen. Mir wurde eine ähnliche Version aus einem Lehrbuch des Italienischen bekannt, aber der Geist, der in dieser Version herrscht, ist ein völlig verschiedener.

---

[1]) Böser Trieb.

[2]) Gemeint ist Numeri XXIII, 1415.

MITTEILUNGEN AUS DEM DEUTSCHEN BUREAU DER ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE.
(Berlin N. 24, Oranienburgerstr. 42/43 I).

DAS SCHUL- UND LEHRLINGS-WERK DER ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE.

(Aus dem Jahresbericht 1906.)

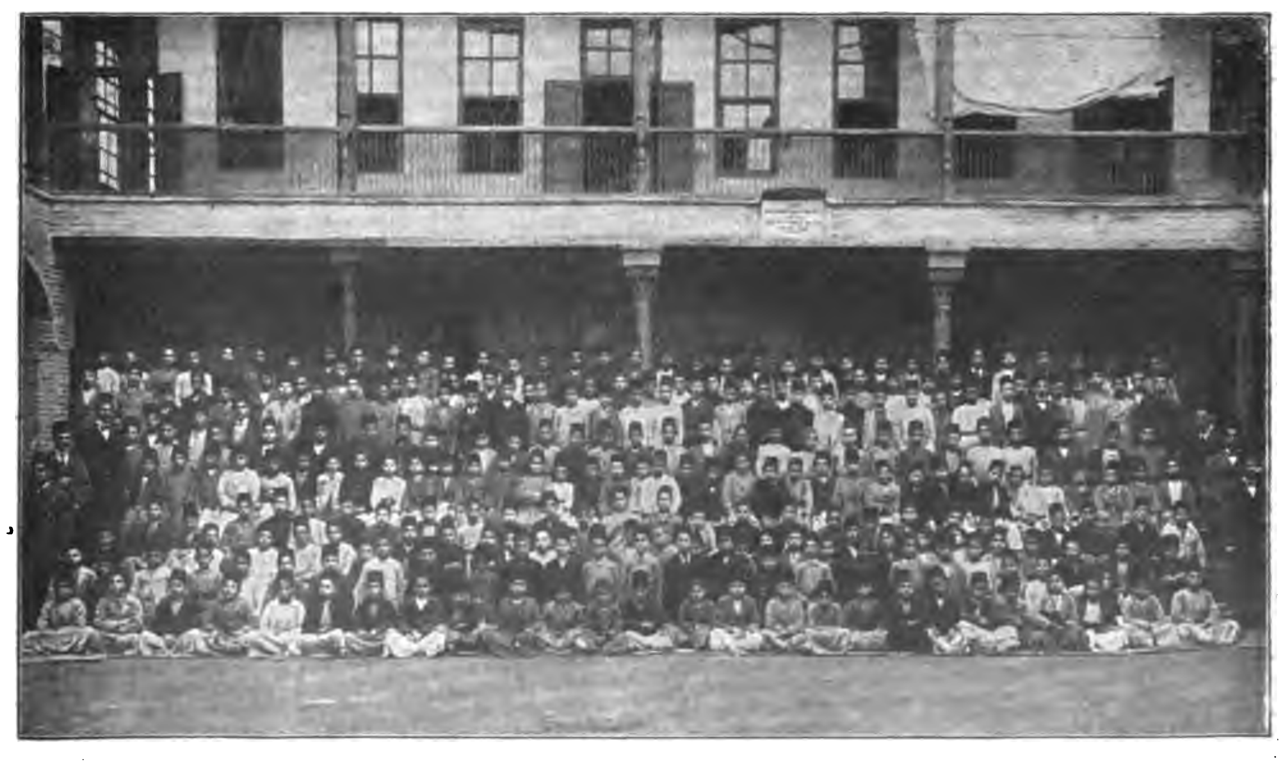
I. Schulen.

Im Januar 1907 zählte die Alliance 134 Schulen, davon 17 in Marokko, 10 in Bulgarien, 35 in der europäischen Türkei, 15 in Kleinasien, 19 in Syrien, 4 in Mesopotamien, 2 in Tripolis, 8 in Egypten, 6 in Tunis, 14 in Persien, 4 in Algier.

Jedes Jahr dehnt sich das Erziehungswerk der Alliance mehr aus, sei es durch Gründung neuer Anstalten, sei es durch die Entwicklung bereits bestehender Schulen. Unter den Neuschöpfungen ist eine Schulgruppe in Mazagan, Marokko, zu erwähnen, eine zweite Knabenschule in Mogador und eine von 200 Kindern besuchte Mädchenschule in Jerusalem. — In Marokko hat die Alliance ihre erste Schule eingerichtet. Der Tag ist nahe, an dem die Zivilisation in breitem Strom in dieses Land eindringen und es dem allgemeinen Gesetz des Fortschritts unterwerfen wird. Dank den Allianceschulen werden die Irsaeliten vorbereitet sein, in der wirtschaftlichen Bewegung Marokkos die Rolle zu spielen, die ihnen nach ihrer Zahl, ihrer Erfahrung, ihrer Einsicht zukommt. Wenn bisher ein Teil der israelitischen Jugend nach Südamerika auswanderte, weil ihrem Tätigkeitsdrang in Marokko die Nahrung fehlte, werden die Zöglinge der



Alliance-Knabenschule in Bagdad.
Das Hauptgebäude enthält im ersten Stock 6 Klassenzimmer und einen grossen Saal, im Erdgeschoss befindet sich die Synagoge.



Alliance-Knabenschule in Bagdad.
Sechste bis zwölfte Klasse.

Die Alliance-Knabenschule in Bagdad.
Erste bis fünfte Klasse.

Allianceschulen nicht ermangeln, die ersten Elemente des notwendigen Personals zu liefern, sobald die europäische Industrie den natürlichen Reichtümern Marokkos den vollen Wert gegeben haben wird. Die Wirrnisse des Landes, die Armut der jüdischen Bevölkerung haben nicht gestattet, schon in diesem Jahre alle Schöpfungen zu verwirklichen, die von dem Central-Comité für Marokko in Aussicht genommen waren und auch eine Notwendigkeit sind. Wir brauchen Schulen in Alcazar (300 Kinder), Azamur (300 Kinder), Maquinez (1200 Kinder), Siffru (500 Kinder), Taga (300 Kinder), Debdu (400 Kinder), Demnat (500 Kinder). Aus verschiedenen Gründen, namentlich um der Landesunsicherheit willen, haben diese Pläne vertagt werden müssen. Nur in der Hafenstadt Mazagan, die eine große Zukunft hat, ist die Alliance im Oktober 1906 imstande gewesen, eine Knaben- und eine Mädchenschule zu eröffnen, die bereits 275 Zöglinge zählen.

In Mogador hat die 10 000 Seelen starke jüdische Bevölkerung, im Mellah (dem Judenquartier) erstickend, sich zum Teil nach dem europäischen Viertel gewendet. In diesem durch das Araberviertel von dem Mellah getrennten Stadtteil hat die Alliance 1888 eine große Knabenschule eingerichtet. Die weite Entfernung vom Mellah machte den Schulbesuch für die im Mellah zurückgebliebenen Kinder beschwerlich. Um das Lernbedürfnis dieses Teiles der jüdischen Bevölkerung zu befriedigen, eröffnete die Alliance in Mogador eine zweite Knabenschule. Das neue Institut zählt fast 400 Zöglinge, hat ungefähr alle kleinen Schulen der Eingeborenen aufgesogen und die tüchtigsten Lehrer dieser Eingeborenenschulen in seinen Dienst genommen.

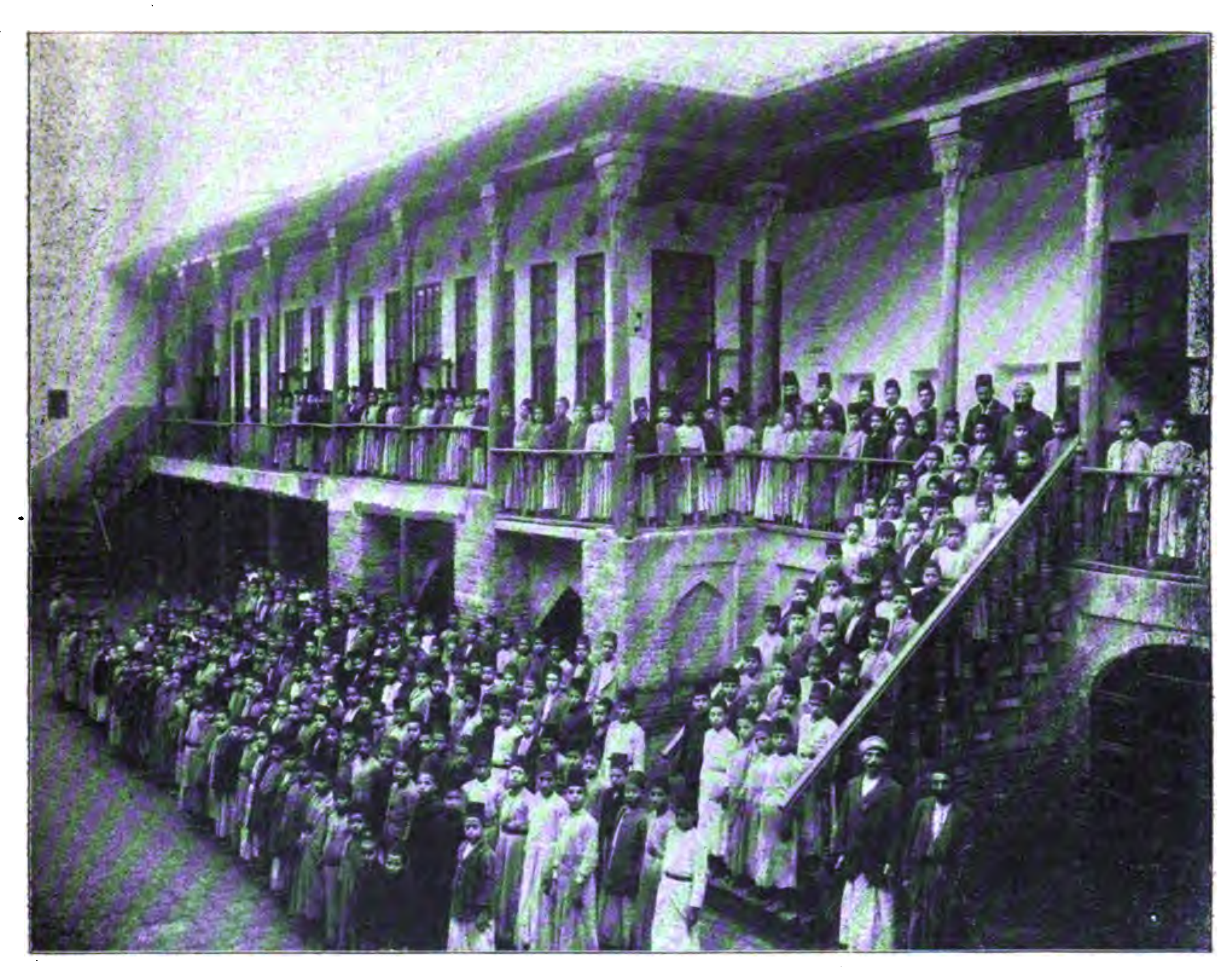


Alliance-Knabenschule in Bagdad.
Der Anbau rechts mit 5 Klassenzimmer ist 1902, der Anbau links mit 6 Klassenzimmern ist 1906 errichtet.

In Casablanca hat die Allianceschule alle früheren Privatschulen in sich aufgenommen. Die gesamte jüdische Schuljugend steht jetzt unter der moralischen Vormundschaft der Alliance.

*

Im September 1905 legte ein furchtbarer Brand einen Teil der Stadt Adrianopel in Asche. Die Geißel hatte namentlich im jüdischen Viertel gewütet. Tausende von jüdischen Familien mußten sich neue Häuser bauen. Die Folge des Unglücks



Die Alliance-Schule Riwka Nuriel in Bagdad.

war, daß die Wohnungen der Juden gesunder, geräumiger wurden. Da das alte Gebäude der Talmudtoraschule zerstört war, schlug die Gemeinde eine Verschmelzung der Talmudtora- mit der Allianceschule vor. Das Central-Comité nahm den Vorschlag freudig an und legte sich behufs besserer Durchführung sogar neue Lasten auf. Heute umfaßt die Anstalt die gesamte jüdische Schuljugend, die Zahl der Zöglinge ist nahe an 1300. Die Verschmelzung, die einige Jahre zuvor noch großen Schwierigkeiten begegnet wäre, hat sich leicht vollzogen, nicht ein einziger Anhänger der alten Gewohnheiten hat Einspruch erhoben.

*

Die Gemeinden, in denen die Allianceschulen noch auf Widerstand treffen, sind überhaupt selten geworden. In Jerusalem z. B. war es einigen Rabbinen und den Obskuranten lange Zeit gelungen, die Bemühungen der Alliance hinsichtlich der Unterrichtsversorgung der jüdischen Jugend zu hemmen. Aber die Lernbegierde war so allgemein und so stark, daß sie alle Hindernisse überwand. In Jerusalem gibt es etwa 5000 Kinder im schulpflichtigen Alter. In die Allianceschule gehen etwa 400 Kinder, 150 besuchen die Lämelschule, die übrigen finden in den Talmudtoraschulen und in den Jeschibot Aufnahme. Für Mädchen gab es bisher nur eine, die Eveline v. Rothschild-Schule mit 500—600 Zöglingen. Fast 2000 Mädchen blieben ohne jeden Unterricht. Das Central-Comité hat diese Lücke nicht fortbestehen lassen wollen. Im Jahr 1906 hat die Alliance in Jerusalem eine Mädchenschule eröffnet, die gegenwärtig 200 Schülerinnen zählt und erweitert werden soll, sobald die Verhältnisse es gestatten.

*

In Persien erweitern die Schulen fortgesetzt ihren moralischen und beschützenden Einfluß. Das Vorhandensein der Schule und die Gegenwart der von der Alliance entsandten europäischen Lehrer gewährleistet die Sicherheit der Israeliten und zwingt die zahlreichen Agenten der Verhetzung, die vordem die Israeliten ungestraft mißhandelten und ausbeuteten, Frieden zu halten. Der Einfluß der Schulen reicht weit über die Städte hinaus, in denen sie sich befinden, zuweilen über eine ganze Provinz, beschützt Leben und Eigentum der unglücklichen israelitischen Hausierer, die ihr Gewerbe in entlegenen Dörfern betreiben. Unter allen Umständen erblickt die jüdische Bevölkerung in der Allianceschule nicht bloß eine Zufluchtsstätte und in dem Direktor einen Beschützer; sie hat auch das Bewußtsein, daß der moderne Unterricht der Allianceschule ein wahrhaftes Werkzeug des Fortschritts und des Broterwerbes ist.

In Persien sind sechs Schulgruppen: in Teheran. Hamadan, Ispahan, Schiras, Senah und Kirmanscha. Außerdem subventioniert die Alliance kleine Schulen in Nahavenda, Tussurcana und Bidjar. Man wird mit Interesse den Auszug aus einem Bericht lesen, den Herr Loria, Direktor der Knabenschule in Teheran über die moralischen Erfolge der Schule erstattet hat:

„Unsere Tätigkeit ist hauptsächlich auf die Schulbevölkerung gewendet, die unserem Einfluß unmittelbar untersteht. Bisher war die Zahl der eingeschriebenen Schüler im Verhältnis zur jüdischen Bevölkerung von Teheran zu klein, als daß die Berührung mit den in unserer Schule gewonnenen Begriffen von Würde, Ehrlichkeit und Arbeit die Masse unserer Glaubensgenossen zu einer merklichen Änderung ihrer Lebensführung hätte bestimmen können. Wir mußten vielmehr fürchten, daß der Einfluß der Umgebung unsere Tätigkeit lähmen, daß unsere Schülerschar von den finsteren, eingewurzelten väterlichen Gewöhnungen neu angesteckt würde. Unnötig zu sagen, daß die Vermehrung unseres Schülerbestandes eine Einwirkung auf die ganze israelitische Bevölkerung ausüben muß, daß wir um so nachhaltiger und eindringlicher eine moralische Hebung unserer Glaubensgenossen erzielen, je größer der Kreis der Kinder ist, die wir unter unserem erziehlichen Einfluß haben. Schon können unsere Schulen sich schmeicheln, einen merklichen Anstoß für die Erneuerung der materiellen Existenz der Juden in der Hauptstadt gegeben zu haben. Unsere Schulen haben zunächst zum Nutzen der Juden eine Atmosphäre der Sicherheit und Ordnung geschaffen, die ihnen gestattet, alle ihre Fähigkeiten zur Anwendung zu bringen. Stark durch die Unterstützung, die ihre Vertreter bei sich bietender Gelegenheit ihnen gewähren, sind unsere Glaubensgenossen dahin gelangt, ihre Furchtsamkeit und ihr Mißtrauen zu besiegen. Sie verlassen das beengende Ghetto und wagen sich in die neuen Viertel hinaus, nützen ihre natürlichen Gaben, treiben in der neuen Gegend Handel oder finden dort Anstellung. In früher Morgenstunde ziehen sie aus dem Judenviertel an ihre Arbeit. Auf dem Weg durch die von Muselmanen bevölkerten Kaufhäuser bleiben sie unbelästigt. Man kann versichern, daß seit vier Jahren in Teheran kein Willkürakt zum Schaden unserer Glaubensgenossen vorgekommen ist. Freilich geraten von Zeit zu Zeit Muselmanen und Juden untereinander in Streit. Ich will auch nicht behaupten, daß der Kampf ums Dasein hier weniger hart ist als anderwärts. Aber die Streitigkeiten nehmen niemals einen konfessionellen Charakter an. Der Konflikt der Interessen, nicht der Fanatismus ruft sie hervor. — Die Israeliten waren lange Zeit gezwungen, in ungesunden und engen Quartieren zu wohnen. Heute ziehen sie überall hin und bauen ihr Heim, wo sie mehr Luft und mehr Licht finden. Die israelitische Gemeinde von Teheran war schwach und ohnmächtig. Unsere Glaubensgenossen kannten nur den Hausier- und Lumpenhandel. Fast alle Handwerke waren ihnen verschlossen, nicht durch ausdrückliche Vorschriften, sondern durch eine unbegreifliche und unentschuldbare Lässigkeit. Wir haben versucht, die unserer Fürsorge anvertrauten Kinder dem Handel mit alten Sachen zu entreißen und sie dem Handwerk zuzuführen. Abgesehen von den Lehrlingen, die von der Alliance eine Unterstützung erhalten, ist die Zahl derer, die jetzt ein Handwerk ausüben, schon sehr groß. Wir haben Schneider, Schuhmacher, Typographen, Goldarbeiter, Tischler, Tapezierer, Hutmacher, Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Bronzegießer usw. Man darf sich keine Illusionen machen: Diese Handwerker müssen überhart arbeiten, um ihre Familien zu ernähren. Aber wenn man an die Zeit denkt, da unsere Glaubensgenossen ihr Brot nur durch erniedrigende Beschäftigungen gewannen — Höker, Tänzer, Mimen — und diese ganze kraftvolle Jugend ansieht, die schwere, doch gesunde Arbeit leistet, kann man sich eines Gefühls der Dankbarkeit gegen die Alliance nicht entschlagen."

II. Lehrlingswerk.

Die Alliance unterhält zur Zeit an 32 verschiedenen Plätzen Lehrlingswerkstätten für Knaben, die zu hunderten für die besten Handwerke ausgebildet werden, zu Schmieden, Schlossern, Mechanikern, Ebenholzarbeitern, Tischlern, Malern, Schriftsetzern usw. Am meisten werden solche Handwerke begünstigt, die die Körperkraft der Lehrlinge am besten zu entwickeln vermögen, und solche, die bisher aus irgend einem Grunde von den Juden noch nicht ausgeübt werden.

Trotz der in den verschiedenen Berichten schon wiederholt betonten Schwierigkeiten, die das Lehrlingswerk zu bekämpfen hat, leistet dieses Werk bereits in den meisten Städten große Dienste. Es trägt in machtvoller Weise zur moralischen, körperlichen und materiellen Hebung der Israeliten bei. Das kräftige Äußere der Lehrlinge kontrastiert deutlich gegen die Muskelschwäche der Mehrzahl der Israeliten. Das ist eine der großen Wohltaten des Werks.

Neben den Mädchenschulen sind Ateliers für Näherei, Stickerei und Teppichweberei in Betrieb, die den armen Mädchen einen Erwerb sichern, der dem Familienbudget einen wesentlichen Beitrag sichert.

Die Handwerkerschule in Jerusalem ist im Jahre 1906 von 145 internen und externen Schülern besucht worden. Zehn Schüler hatten ihre Lehrzeit beendet, haben ihr Handwerk gründlich erlernt und arbeiten jetzt teils in Jerusalem, teils in Egypten, das ein wertvolles Arbeitsfeld für sie bietet. Soviele Arbeiter jährlich ausgelernt haben, so viele Familien sind dadurch der Bettelei und dem Kleinhandel entrissen. Die Weberinnen, die Netz- und Spitzenateliers geben hunderten von Arbeitern, Frauen und jungen Mädchen, Beschäftigung. Alle diese Tätigkeit zur Förderung der Handarbeiten hat die Sitten und die materielle Lage der Israeliten in der heiligen Stadt merklich verändert. Die Ausübung dieser Handarbeiten führt dieser tatsächlich so elenden Bevölkerung neues Leben zu, sichert ihnen besseres Auskommen, und erweckt in ihr das Gefühl der Würde, das die Liebe zur Handarbeit und ihre Ausübung mit sich bringt.

THEODOR OSCHINSKY-BRESLAU.

Nachdruck verboten.

Unser Freund Herr Theodor Oschinsky in Breslau, das verehrte langjährige Mitglied der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle, hat die Güte gehabt, uns für die vorliegende Nummer von „Ost und West“ einen Auszug aus seinem interessanten Bericht über die jüngst von ihm unternommene Fahrt ins Gelobte Land zur Verfügung zu stellen. Wir benutzen dies als willkommenen Anlass, unsern Lesern das Bild des um die Sache der Alliance hochverdienten Mannes zu bringen und ihnen von seinem Lebensgang zu erzählen.



Theodor Oschinsky.

Theodor Oschinsky ist im Jahr 1844 in Nikolai O.-Schl. geboren. Er besuchte dort die jüdische Schule, von 1857 bis 1859 das Gymnasium in Gleiwitz, von 1859 bis 1863 das Gymnasium in Breslau. Nach beendeter Schulzeit widmete er sich dem kaufmännischen Beruf. In sein Militärdienstjahr 1865/66 fiel der böhmische Feldzug, den er zunächst als Unteroffizier, dann als Offizierdiensttuender Vizefeldwebel mitmachte. In der gleichen Eigenschaft war er an dem Feldzug 1870/1871 beteiligt.

Anfangs der siebziger Jahre trat er der Alliance Israélite Universelle als Mitglied bei und gründete nach dem Tode des Rabbiners Dr. Landsberg-Liegnitz — sein Andenken sei gesegnet! — das Provinzial-Komité für Schlesien, belebte die bestehenden und schuf neue Lokal-Komités in Schlesien und gewann namentlich in Breslau der Alliance eine grosse Anzahl Anhänger. Im Jahr 1882 begründete er ein Hilfskomité für die verfolgten russischen Juden; im Jahr 1891 stand er wieder an der Spitze des Hilfskomités, für das die gleiche Aufgabe sich erneuert hatte. Inzwischen war er, 1889, Mitglied des Central-Comités der Alliance geworden.

Innerhalb der Breslauer Gemeinde, in deren Repräsentanten-Kollegium er vor 18 Jahren gewählt wurde, war Herr Oschinsky in allen Wohlfahrts- und Wohltätigkeits - Angelegenheiten besonders tätig. Im Vorstand des israelitischen Kranken - Verpflegungs- und der Altersversorgungs-Anstalt entwickelte er sein organisatorisches Talent. Er erwarb sich ein besonderes Verdienst dadurch, dass er die Baronin Hirsch bestimmte, zur Errichtung des — musterhaft ausgestatteten — jüdischen Krankenhauses in Breslau 300000 Mark beizusteuern. Nach Einweihung dieses Krankenhauses wurde er durch die Verleihung des Kronenordens ausgezeichnet. Er ist im Vorstand zahlreicher jüdischer Wohltätigkeitsvereine, und wo immer es gilt, unseren bedrängten Glaubensgenossen beizustehen, da ist auch er.

MEIN AUFENTHALT IN PALÄSTINA.

Aus Reiseerinnerungen von Theodor. Oschinsky.

Nachdruck verboten

. . . . . Am nächsten Morgen besichtigten wir die Deutsche Allianceschule in Konstantinopel. Ein schönes modernes Gebäude mit sehr hohen Schulzimmern. Der Direktor Springer empfängt uns und führt uns zunächst in die unterste Klasse, die ziemlich stark (von 60 Schülern) besucht ist. Es ist gerade Anschauungsunterricht. Wir sind erstaunt, als wir diese Kinder, die im Hause größtenteils kein deutsches Wort zu vernehmen Gelegenheit haben, deutsch sprechen hören. Neben Kindern von Russen und Rumänen befinden sich hier Kinder von Spaniolen, Türken, Yemeniten und verschiedenen anderen Völkerschaften. Ein kleiner Knabe wird an die Tafel gerufen. Er soll sagen, was an dem Baum, den er zeigt, zu bemerken ist. Man sieht, daß er es weiß, daß es ihm aber schwer fällt, das richtige Wort zu finden. Endlich stößt er hervor: er bleut; und als viele darüber lachen, verbessert er sich und sagt: er blüht. — Die nächste Klasse ist überfüllt: sie hat 80 Schüler. Diese sind im Deutschen schon ganz firm. In der folgenden Klasse sprechen die Kinder auch schon sehr gut französisch. Ebenso sind sie im Hebräischen weit. In der nächsten Klasse, mit 50 Schülern, wird eben aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt. In der folgenden Klasse ist Unterricht in Geometrie und Arithmetik, worin die Schüler Erstaunliches leisten. Dringend notwendig wäre ein Kursus zur Vorbereitung für die Konfirmation; ferner müßten hebräische Bücher, Lesetabellen und Lesefibeln in genügender Anzahl zur Verteilung an die Schüler beschafft werden, damit sich die Kinder auch zu Haus damit beschäftigen können. Jetzt nämlich werden die Bücher nach Schulschluß in der Schule eingeschlossen. Die Zahl der Schüler beträgt 260, die der Lehrer fünf, davon ist einer in Paris ausgebildet, die übrigen vier sind deutsche Lehrer und sämtlich geborene Deutsche oder Ungarn.

* * *

Von Port Said aus waren wir nach außergewöhnlich unruhiger Fahrt Donnerstag, den 22. Februar 1906 vor Jaffa angekommen; doch die Hoffnung, hier zu

landen, schwand bald: das Meer war zu stürmisch. Der Kapitän bestimmt endlich, daß das Schiff weiter, nach Beirut fahren soll, und wir haben wieder eine qualvolle Nacht vor uns. Wie Hohn erschien es uns, als der Steward uns zum Diner auffordert, da wir doch nicht aufstehen konnten. Wir bitten ihn, uns ein Glas Tee zu bringen; er verweist uns in den Speisesaal. Hierbei kann ich nicht unterlassen, folgendes Jntermezzo zu erzählen. Nachdem mein Sohn bereits 24 Stunden auf hartem Lager gelegen und viel von der Seekrankheit ausgestanden hatte, empfand er großen Hunger. Er weichte ein Stückchen altes Brot in dem Tee auf, den einer unserer Führer sich selbst bereitet hatte. Dieser Führer ging in die Küche und verlangte ein Stükchen Brot, das uns die Schiffsleitung (wir waren auf einem russischen Schiff!) außer der Zeit vorenthalten will; da stürzt der Koch auf ihn zu und ruft: „Du Jude, Dir gebe ich nichts!“

Endlich ist es Morgen, der Sturm hat sich gelegt. Wir sehen in nächster Nähe den Libanon mit seinen ewigen Schneegipfeln, die in der Sonne glitzern, wir sind in Beirut. — Nach der üblichen Paß- und Zollrevision steigen wir in unserem Hotel ab. Bald nach Tisch machen wir eine Spazierfahrt, zunächst durch einen Teil der Stadt, die terrassenförmig gebaut ist. Man sieht schöne große Gebäude abwechseln mit verfallenem Gemäuer, dem man das mehrtausendjährige Alter anmerkt. Da es vorher stark geregnet hat, sind die Straßen und Chausseen so schlecht, daß die Räder unserer Wagen bis zur Nabe einsinken. Soweit das Auge reicht, ist alles voller Maulbeerbäume. Es fallen uns die kräftigen Gestalten auf und die vielen schönen und wohlgenährten Kinder. Wir sehen unter ihnen Gesichter, wie sie weißer und schöner bei uns nicht zu finden sind, aber auch braune und schwarze.... Sonnabend, den 24. Februar bleiben wir im Hotel und erfreuen uns auf der sonnigen Terrasse an dem Anblick der mit den schönsten Früchten behangenen Citronen- und Orangenbäume.

Sonntag, den 25. Februar vormittags besichtigten wir die Alliance-Schulen, zunächst die Mädchenschule, die 250 Schülerinnen hat. — Wir waren erstaunt über das, was hier geleistet wird. Wir sahen die überaus sauberen schriftlichen Arbeiten, einige Schülerinnen trugen Gedichte vor, schwierige Rechenaufgaben wurden auf der Tafel ausgearbeitet und gelöst, ein Lehrer erteilt gerade hebräischen Unterricht und läßt aus dem Pentateuch lesen und übersetzen. Dann gingen wir zur Knabenschule, die einige Minuten entfernt von der Mädchenschule liegt; hier sind 300 Schüler. Jn sehr hohen geräumigen Zimmern wird der Unterricht erteilt. Wir hörten französich, jüdische Geschichte in hebräischer Sprache, auch die Geographie von Deutschland wird uns zu Ehren durchgenommen; die Schüler wissen, welche Länder in Europa Republiken und welche Monarchien sind. Wir finden in den schriftlichen Arbeiten schön gezeichnete Landkarten, Zeichnungen von Thermometern, Barometern und verschiedenen anderen physikalischen Instrumenten. Auch im kaufmännischen Rechnen zeigen die Schüler große Gewandtheit. Wir nehmen dann im Konferenzsaal Platz, ein Schüler Konfekt herumreicht. Ich freute mich darüber, daß dieser kleine Junge erst den anwesenden Damen aufwartete und dann den Herren. Wir nehmen Abschied, nachdem ich mich mit den Schülern hatte photographieren lassen.

Nachmittags machten wir wieder eine Spazierfahrt. An der Küste des Mittelmerees entlang führen uns in Windungen ansteigende Chausseen an weiten Orangen- und Zitronenplantagen vorüber. Die Küste ist sehr malerisch. Durch die starke Brandung des Meeres sind ihr zerklüftete Felsen vorgelagert. An der Taubengrotte machten wir Halt und bewunderten die eigenartige Gestaltung der riesigen Felsen, die wie von Künstlerhand gearbeitet aussehen. Sie haben am unteren Ende Tore, durch die ein Nachen hindurchfahren kann. Zu unserer linken Seite ist wundervoller Frühling, auf der rechten Seite ewiger Winter: der langgestreckte Libanon, dessen Höhen mit Schnee bedeckt sind. — Nach kurzer Rast kommen wir wieder in die Stadt, die heute ungemein reges Treiben zeigt. — Wir verlassen das Weichbild der Stadt und kommen in den berühmten Pinienwald, wo wir Rast halten.

Da kommen in rasender Eile Reiter, die dem Wagen ihrer Herrin, der Frau des Gouverneurs vom Libanon, Chader Pascha, vorausssprengen. Wir grüßen nach europäischer Art, und die im Wagen sitzenden Damen erwidern unsern Gruß durch freundliches Kopfnicken. Wir fahren weiter an der Grenze zwischen Libanon und Beirut entlang, immer das ganze Gebirge überblickend, bis wir wieder in unserem Hotel angelangt sind. Nach sehr kurzer Rast begeben wir uns zum Hafen, von dem aus wir zu unserem Schiffe gerudert werden. Nachdem wir hier ganz energisch unser Recht auf gute Kabinen verfochten haben, belegen wir diese und begeben uns auf Deck. Unsere nächsten Nachbarn sind eine große Anzahl Pferde, die noch fortwährend Gesellschaft erhalten, denn soeben langt ein Kahn mit Pferden an, deren Ausladung auf unser Schiff wir mit ansehen. Der Krahn macht ohrenbetäubenden Lärm, ebenso das Einladen einer Unmasse Waren in Säcken, Ballen und Kisten. Dann kommen Ziegen, Esel und Ochsen, kurz: unsere Reisegesellschaft ist sehr gemischt. Das Meer ist spiegelglatt, der Himmel ausgestirnt, die Luft sehr angenehm. Nach lebhafter Unterhaltung begeben wir uns zur Ruhe.

Montag, den 26. Februar, morgens 6 Uhr, langen wir in Caiffa an. Die Kähne der verschiedenen Gesellschaften kommen heran, umschwärmen unser Schiff, Araber erklimmen wie Piraten die Treppen, die schwersten Lasten tragend, Reisende kommen fortwährend in großer Zahl an und verändern jedesmal das Gesamtbild. Unsere Führer fahren eiligst an Land, um unsere Landung zu regeln. Es vergeht fast eine Stunde, die Zeit der Weiterfahrt unseres Schiffes ist bald gekommen, und noch immer sind sie nicht zurück. Wir werden ängstlich, nehmen schon unser Gepäck und wollen eigenmächtig das Schiff verlassen, als das geübte Auge eines Matrosen den Kahn mit unseren Führern heranrudern sieht. Wir werden nun in größter Eile in unsere Boote gesetzt und in ruhiger Fahrt steuern wir dem Ufer zu.

Nach unserer Landung setzen wir bei schönstem Wetter uns in die bereitstehenden Wagen und fahren durch das saubere Städtchen zum Hotel Carmel. Wir begeben uns in das Schreibzimmer und fallen über die ausliegenden Postkarten her, weil jeder seinen Lieben wieder einmal ein Lebenszeichen geben will, das erste aus Palästina.

Vor unserem Hotel liegen Millionen von kleinen Muscheln, die wie bei uns der Kies zum Beschütten genommen werden. Wir begegnen einer Anzahl sehr sauber gekleideter Kinder, die, von einer Diakonisse geführt, ein deutsches geistliches Lied singen. Unsern Gruß erwidern die Kinder artig in deutscher Sprache.

Nachdem wir die Landungsbrücke, die für unseren Kaiser gemacht war, besichtigt und einen sehr schönen Ausblick auf die lange Straße genossen, setzen wir uns in eigenartige Wagen, die mit je drei Pferden bespannt sind. Schon das Hiaufsteigen ist eine Turnübung. Die beiden Seiten sowie die Rückwand sind mit Leinwand überspannt, die bei gutem Wetter hinaufgerollt wird. Wir fahren das Mittelmeer entlang. Vor uns ist der Karmel, der ganz kahl und steinig sich stundenlang hinzieht. Am Abhang dieses Gebirges sind Mönche beschäftigt, das Ackerland von den vielen Steinen zu befreien. Sie wollen hier Wein anbauen. Am Gipfel des Gebirges steht das berühmte Carmeliter-Kloster an der Stelle, an der Prophet Elia die Baalspriester verhöhnt und die abtrünnigen Juden wieder zu Gott geführt hat. Eine mehrere Kilometer um das Gebirge laufende Mauer grenzt die gewaltigen Besitzungen des reichen Klosters ab. Wir kommen nun an fruchtbaren Gegenden vorbei, sehen Karawanenzüge vorüberziehen und auf dem Felde die Fellachen die schwersten Arbeiten verrichten. Das ist die Straße, die die Kreuzfahrer gezogen sind. Traurigen Blickes sehen wir auf die Ruinen von Athlit, wo der letzte Verzweiflungskampf der Juden gegen die Römer stattfand. Nach kurzer Rast fahren wir bis zur Kolonie Sichron Jacob. Wir steigen ab und sehen die üppigsten Anlagen, Mandelbäume in schönster Blüte, Orangen- und Olivenbäume, namentlich Weinpflanzungen. Schon die ersten Häuser machen einen guten Eindruck, fast alle sind aus Mauerwerk erbaut und sehen wie neu aus; die Straßen sind chaussiert und sehr sauber, auch Wasserleitung ist vorhanden. Wir steigen wieder in unsere Wagen und halten unsern Einzug in die erste jüdische selbständige Kolonie. Vor dem Hotel steigen wir ab, das zwar für uns keine Bequemlichkeit bietet, aber für die kleinen Verhältnisse der Kolonie mehr als ausreichend ist. Während wir den Kaffee einnehmen, erscheint der inzwischen von unserer Ankunft benachrichtigte Vertreter der Administration, stellt sich mir vor und erwähnt unter anderem, daß er von der Alliance ausgebildet wurde. Er zeigt uns die Kolonie, das schöne, in einem großen Garten liegende Hospital, und führt uns dann zu den Rothschildschen Kellereien. Hier stellt sich uns der Direktor Guttmann vor, ebenfalls ein ehemaliger Alliance-Schüler; wir erhalten angezündete Kerzen und werden in die Tiefe hinabgeführt, wo an den Wänden in drei Etagen riesengroße Fässer aufgestapelt sind, die alle mit dem edelsten Naß gefüllt sind. Hier lagern



Der Jordan.

13 000 Hektoliter Wein. — Diese schönen Fässer sind von Alliance-Schülern selbst gefertigt, die das Holz, das aus Europa geliefert wird, hier an Ort und Stelle verarbeiten. Nachdem wir in die großen Räume geführt wurden, in denen die ganze Weinbereitung vor sich geht, auch die große Kognakfabrik eingehend besichtigt und bewundert haben, gehen wir in die Synagoge, die schön und geräumig ist. Hier fiel mir besonders auf, daß an den Wänden die Namen der Stammväter und -Mütter und verschiedener Propheten und Könige angeschrieben waren. — Die Bauern kamen so, wie sie gerade angezogen waren, zum Gebet. — Dann besuchen wir die Bibliothek und die Lesehalle, die unser Interesse sehr in Anspruch nahmen. Die jüdischen Kolonisten arbeiten tagsüber schwer, und des Abends suchen sie sich noch fortzubilden. Wir wurden hier von einem Manne empfangen, der nach Feierabend das Amt eines Bibliothekars verwaltet. Er zeigte uns die reichhaltige Bibliothek, die französische und jüdisch-deutsche Bücher enthält. In der anschließenden Lesehalle liegen einige Zeitungen aus. Auf dem Rückwege treffen wir eine Anzahl Kinder, alle kräftig und gesund; sie sprechen hebräisch und freuen sich, wenn einige von uns ebenso antworten. Die Kinder erhalten in einer Knaben- und Mädchenschule Unterricht in Hebräisch, Türkisch und Französisch und gewinnen auch die elementarsten Kenntnisse, die sie in ihrem zukünftigen landwirtschaftlichen Beruf brauchen. Jn dieser ganzen Kolonie, die an 1000 Seelen zählt, wohnen nur Juden. Sie verwalten den Ort ganz allein und wählen alljährlich sieben Personen, die das Regiment führen. Den Wein, d. h. die Trauben verkaufen sie an die Rothschildsche Administration. Alle sind Rumänen. Sie wären mit ihrem Lose sehr zufrieden, wenn sie nicht, da sie türkische Untertanen werden mußten, von den Steuerpächtern der türkischen Regierung allzusehr bedrückt würden. Obwohl das Gesetz nur eine Abgabe von 10 % vorschreibt, erreicht diese durch die gesetzwidrige Schätzung 25 % und noch mehr. — Beim Abendbrot, das mehr als frugal war, saßen wir alle beisammen. In einer kurzen



Beirut. Alliance-Knabenschule.

kümmert sich um ihre Wiederherstellung. Alle müssen aussteigen, ein Führer geht in das Wasser hinein, wir reißen mit großer Mühe aus dem noch feststehenden Teil der Brücke Steine heraus, werfen sie ins Wasser und schaffen uns so die Möglichkeit, einigermaßen trockenen Fußes an das jenseitige Ufer zu gelangen. Unsere Damen werden von dem Führer hinübergetragen. Die leeren Wagen werden abseits an einer seichteren Stelle herübergezogen. Der Gepäckwagen aber bleibt trotz der Assistenz der anderen Pferde im Wasser stecken. Die Gepäckstücke müssen deshalb heruntergeworfen werden, und dann endlich kommt auch dieser leere Wagen hinüber. Nach kurzer Rast geht es weiter, bis nach Verlauf einer halben Stunde sich ein ähnliches Manöver abspielt.

Die Wege werden wieder so schlecht, daß wir mit unseren Wagen bald nach der einen, bald nach der anderen Seite neigen und uns fortwährend bemühen müssen, im Wagen das Gleichgewicht herzustellen. Endlich, um die Mittagszeit, wird ein einsames Haus sichtbar. Rasch streben wir diesem Ziele zu. In der einzigen Stube dieses Beduinenhauses wird aus den Brettern der Bettstellen ein langer Tisch hergestellt, und hier werden unsere Speisevorräte ausgepackt. Trotz der Unappetitlichkeit der ganzen Umgebung essen wir, weil wir hungrig geworden sind, wir halten uns jedoch nicht lange auf und steigen wieder in unsere Wagen. Wenn auch eine Strecke lang die Wege etwas besser werden, glauben wir manchmal doch uns auf einer Berg- und Talfahrt zu befinden: tief hinab geht es in sausendem Lauf, dann strengen sich die Pferde an, wieder die Höhe zu erklimmen. Das Schütteln war zeitweilig so arg, daß immer einer im Wagen die Aufsicht übernehmen mußte und an den fraglichen Stellen kommandierte: Festhalten! damit man nicht aus dem Wagen geschleudert werde. — Gute, mit Kies bestreute Wege führen uns darauf an der jüdischen Kolonie Pethach Tikwah vorbei. Große Kakteenzäune und Spalierobst grenzen die einzelnen Felder von einander ab, auf denen hauptsächlich Orangenbäume sich befinden. Die Kolonie konnte in diesem Jahre die beste Orangenernte verzeichnen. Wir fahren weiter, abwechselnd von Regenschauern, Sturm und Sonnenschein begleitet. Wir warten auf unseren Gepäckwagen, da jetzt bei Eintritt der Dämmerung Beduinenzelte sichtbar werden, deren Insassen sich auf Raub verlegen. In der Tat wollte ein Beduine auf einen Wagen springen, um sich zu vergewissern, ob sich die Ausraubung des Gepäckwagens ermöglichen lasse. Wir haben ihn jedoch verscheucht. — Die Sonne ist gesunken. — Die Dämmerung dauert nur ganz kurze Zeit, sofort herrscht tiefste Finsternis, die nur hin und wieder dem Mondlicht weicht. Klar und deutlich treten plötzlich die Sterne heraus, ein unvergeßlicher Anblick; wir glauben, die Sterne greifen zu können, so groß und nahe erscheinen sie uns.

Ansprache, die alle andächtig anhörten, dankte ich zunächst Gott, daß er uns wohlbehalten hier in Palästina hat ankommen lassen, gedachte der Zeit der Blüte und des Verfalles unseres Landes, beglückwünschte uns, daß es uns vergönnt worden, das heilige Land, wenn auch in der jetzigen Verfassung, zu schauen, und hob hervor, daß der Allgütige immer zur rechten Zeit hat Männer in Israel erstehen lassen, die Vollstrecker seines Willens sind. So hat hier der Philanthrop Rothschild durch weise Anordnung und durch Hergabe von großen Mitteln aus der Einöde ein Paradies geschaffen, in dem so viele Glaubensgenossen in Freiheit leben und gedeihen können.

Nach dem Abendbrot begaben wir uns, während draußen starker Regen fiel, und ein Gewitter tobte, zur Ruhe.

Dienstag, den 27. Februar werden wir um 3 Uhr morgens geweckt. Nach dem Frühstück sollen wir trotz des Unwetters in die Wagen steigen. Regen und Sturm hatten aufgehört, aber pechschwarze Finsternis hüllte das Dorf ein. Wir weigerten uns, in dieser Dunkelheit abzureisen. Erst um 5 Uhr setzten wir uns beim Schein unserer elektrischen Taschenlampen in die Wagen. Das naßkalte Wetter, das spritzende Wasser, die kleinen und großen Tümpel, die sich durch Regen gebildet hatten, machten die Fahrt mehr als ungemütlich.

Mit Anbruch des Morgens fahren wir bei der jüdischen Kolonie Hedera vorbei, die leider wegen des sumpfigen Geländes vom Fieber viel heimgesucht wird. Durch Anpflanzen einer großen Zahl Eukalyptus-Bäume sucht man jetzt den Sumpfboden auszutrocknen, der dann noch durch künstliche Entwässerung zu fruchtbarem Boden gemacht wird. Plötzlich wird bei einem kleinen Sumpf Halt gemacht. Der Sumpf war zur Zeit der Kaiserreise überbrückt worden. Seit dieser Zeit haben Stürme und Regen die Brücke fortgerissen. Kein Mensch, keine Regierung

Um 8 Uhr abends machten wir bei einer Steinmühle Rast. Nur $1^1/_2$ Stunden sollten uns nunmehr von dem heißersehnten Ziele, von Jaffa, trennen. Um 9 Uhr brachen wir in pechschwarzer Nacht auf, von heulendem Sturm begleitet. Bald stockte die Fahrt, da auf den schlechten Wegen die Wagen nur ruckweise vorwärts kommen konnten; bald waren wir in eine Grube hineingefahren, bald war das Pferd eines anderen Wagens gestürzt. — Sobald der Mond verschwand, waren wir ganz trostlos, da an ein Weiterfahren nicht zu denken war. — Regenschauer, Schlossen fielen auf uns hernieder, der schreckliche Sturm peitschte den Regen in die Wagen hinein, deren Insassen ängstlich wurden. Plötzlich legt sich ein Wagen ganz bedächtig auf die Seite. Mit Mühe springen die Insassen hinaus. Auch aus den anderen Wagen steigen fast alle heraus, einige Herren übernehmen die Führung und suchen, langsam vorausgehend, den besten Weg. Einige Zeit geht es so. Von der Spitze aus ertönen die Kommandoworte und werden von einem Wagen zum anderen weiter gegeben, bis wir uns wieder an einem Abhange befinden. Hagel und Regen sausen auf uns hernieder, der Sturm heult, die Damen der Gesellschaft bekommen mit wenigen Ausnahmen infolge der seelischen Aufregung Weinkrämpfe, einige ältere Herren flehen mich an, nicht weiter fahren zu lassen, sondern hier den Morgen zu erwarten. Wir fahren trotzdem weiter; viele wollten nicht mehr in die Wagen hinein und gingen hinter dem letzten Wagen im größten Schmutze bei Sturm und Regen ca. anderthalb Stunden, bis sie nicht mehr weiter konnten. Wir sehen in der Nähe Lichter, fahren noch eine Viertelstunde weiter, dann aber wollen wir nicht ins Ungewisse; wir machen Halt. — Unser Führer ist bereit, nach der Kolonie zu gehen und um Hilfe zu bitten. Es vergeht eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, es dünkt uns eine Ewigkeit. — Zwölf dumpfe Schläge durchhallen die Nacht, wir mußten uns in der Nähe von Jaffa befinden. Endlich kommt unser Führer in Begleitung eines Kolonisten und eines Dieners, der eine Laterne mitbringt. Wir erfahren, daß wir uns auf dem rechten Wege befinden und erhalten die Laterne geliehen, für die ein Pfand von 20 Franks hinterlegt werden mußte. Unser Führer erzählte uns, wie er zu den Kolonisten, einer Württembergischen Niederlassung, gekommen sei. Mehrere Minuten mußte er trotz Rufens und Pochens am Tore warten, die Hunde schlugen an, und endlich auf den Ruf Hilfe! deutsche Leute in Gefahr! erbarmte sich seiner ein Kolonist, zog sich an und kam mit einem starken Stock bewaffnet und mit einem Knecht, der die Laterne trug, bis zu unseren Wagen. Nun wurden wir wieder guten Mutes. Beim Scheine der Laterne rückten wir langsam vorwärts und kamen morgens nach Jaffa in unser Hotel.

Mittwoch, den 28. Februar besuchte ich bald nach dem Frühstück die Alliance-Knabenschule. Die Kinder sind weit vorgeschritten, und was namentlich in Erstaunen setzt, ist, daß kleine Kinder schon drei Sprachen lernen bezw. sprechen. Die Stadt selbst unterscheidet sich kaum von anderen orientalischen Städten. — Nach Tisch fuhren wir durch die Stadt zum Bahnhof. Es fallen mir hier besonders die vielen hebräischen Schilder auf, wie z. B. Raufe Schinajim (Zahnarzt).



Rothschildschule in Jerusalem.

Wir erhalten einen Salonwagen und fahren nach Jerusalem. Wir kommen an Orangengärten vorbei, die voller Früchte sind. Man muß staunen, wenn man sieht, daß ein solches Bäumchen hunderte von selten großen Orangen trägt. So weit das Auge reicht, sieht es nur diese Bäume, später wechseln sie mit Olivenwäldern ab. — Wir fahren bei Jaron vorbei, Stadt Jasur, durch Simson bekannt, dann bei Bethdagan, bei Ramleh, Ekron vorbei, endlich bei Zoreah, dem Geburtsort Simsons. Nach kurzer Fahrt kommen wir ins Gebirge Juda. Die Eisenbahn geht fortwährend durch dieses Gebirge in den verschiedensten Windungen, ein Anblick, der wahrhaft überwältigend ist. Wir kommen auch bei der Höhle vorbei, in der sich Simson verborgen hat, dann bei Bethar, wo Bar Kochba nach $2^1/_2$ jähriger Regierung von den Römern unter Severus besiegt wurde und wo so viel Blut geflossen sein soll, daß es bis ins Mittelmeer sich ergoß. Dann kommen wir bei Emek-Refaim vorbei, wo David seine Schlacht mit den Philistern geschlagen hat, und bei Gichon, wo Salomon zum König gekrönt worden ist.

Endlich kommen wir in Jerusalem an und werden feierlich durch den Sohn des Chacham Baschi empfangen, der uns den Willkommgruß seines greisen Vaters überbringt. Wir besteigen die bereitstehenden Wagen und fahren durch das Jaffa-Tor bei Migdol-David in unser Hotel. — Von unserer Terrasse aus bietet sich ein herrliches Panorama unseren

Blicken dar. Von der Stadt Jerusalem, die ca. 700 m über dem Meeresspiegel liegt, sieht man die kuppelgekrönte Synagoge, die Omarmoschee, die Grabeskirche, das Jaffa-Tor, das Davids-Tor und die Davidsburg mit ihrem hohen historischen Turm. Mit wehmütigen Empfindungen, Tränen in den Augen, steht man an den Trümmern unserer einstigen Größe und muß sich in den Willen Gottes fügen; sonst begreift man nicht, wie es selbst einer noch viel größeren Übermacht bei dieser natürlichen und künstlichen Festung möglich sein konnte, hier einzudringen. Freilich geschah dies, nachdem die heldenmütigen Verteidiger durch Hunger geschwächt waren.

Die eigentliche alte Stadt ist von einer 22m hohen, ca. vier Kilometer langen Mauer umzogen. Die beiden Hauptstraßen kreuzen sich in der Mitte und teilen die Stadt in vier Quartiere, das muslimische, das jüdische, das armenische und das griechisch-französische. Die Gassen sind winklig, an manchen Stellen überwölbt, schlecht gepflastert und bei Regenwetter sehr schmutzig. Die Häuser sind aus Stein gebaut, alle Flächen sind zum Abfangen des Regenwassers eingerichtet, das in die im Hofe befindliche Zisterne geleitet wird.

Unter den 60 000 Einwohnern Jerusalems sind 40 000 Juden, die zum großen Teil von den Spenden europäischer Glaubensgenossen, der Chalukka, leben. — Diese Chalukka ist ein Verderb für die Juden Jerusalems, sie erzieht von Kindheit an zur Bettelei und zum Nichtstun. Die Alten und die Jungen lernen in der Jeschiba und schicken ihre Kinder nicht in die Schule, da sie sonst von der Chalukka ausgeschlossen sein würden. Aber schon fängt es auch dort an zu tagen. Es haben sich mehrere junge Leute zu einer Vereinigung zusammengeschlossen, deren Mitglieder die Chalukka zurückweisen und nur durch Arbeit ihr Brot verdienen.

In unserem Hotel erwartet uns schon eine Deputation der Eveline von Rothschild-Mädchenschule, die uns zu einer Vorstellung in der Schule nach dem Abendbrot einlädt. Wir nehmen die Einladung an und werden von Lehrerinnen abgeholt. — Das Programm war sehr reichhaltig. Zuerst wurden Reigentänze aufgeführt, dann wurde deklamiert. Mit großem Geschick wurde dann eine Harems-Szene arrangiert. Ein überaus schönes Mädchen stellte die eine der Haremsdamen vor und zog durch guten Gesang, graziösen Tanz und Anmut aller Blicke auf sich. In der Ruth-Szene wirkte ihr herrliches Spiel bezaubernd. Als trauernde Tochter Zions trat ihr blendend weißes Gesicht in der schwarzen Witwenkleidung ganz besonders hervor. Bebenden und trauernden Herzens fühlten wir mit der Armen, die über einen Leichenstein gebeugt, verzweifelnd ihrem Kummer Ausdruck gibt. Zum Schluß erscheinen alle Darstellerinnen und singen mit Fahnen in den Händen begeistert ein Zionslied. Diese Vorstellung machte auf uns einen überwältigenden Eindruck. Wir dankten der Lehrerin der Schule, Fräulein Landau, herzlichst und gaben einige Spenden für die armen, kleinen Kinder, die meist zuhause nichts zu essen und kaum eine Schlafstelle bei ihren armen Eltern, in den elenden, jeder Beschreibung spottenden Wohnungen haben. In dieser Schule bekommen sie als Mittagsmahl: trocknes Brot und einige Oliven. Manchmal essen sie nicht alles und nehmen die vom Munde abgesparte Nahrung den Eltern mit. Ein solches Elend zu bekämpfen, reichen alle Mittel, reichen alle Wohltätigkeitsantalten nicht aus; es wird erst dann aufhören, wenn die Juden die Landessprache beherrschen und zu Arbeitern erzogen werden, die lesen, schreiben und rechnen können.

Am nächsten Tage sollten wir nach Hebron fahren. Da erklärte unser Führer, daß die Wege unpassierbar seien. Ein Teil unserer Gesellschaft entschloß sich, zum Toten Meere, Jordan und Jericho, der andere Teil nach Bethlehem zu fahren. Die Reise zum Toten Meere geht zunächst in das Tal Kidron hinunter, dann bei Bethanien vorbei, nach unzähligen Windungen, es sind fast 1200 Meter zu überwinden, kommt man am Meeresufer an. Totenstille herrscht überall, kein Lebewesen ist zu sehen. Das Meer ist spiegelglatt. Einige aus der Gesellschaft baden hier; sie sind erstaunt, daß sie nicht untersinken, selbst die Beine werden von dem Wasser in die Höhe getrieben. Von da fahren sie nach Jericho. Was ist aus dieser einst so stolzen Stadt geworden! Ein ganz ärmliches Fellachendorf mit einigen besseren Hotels!

Rothschildschule in Jerusalem. Haremspiele.

Von da ging es zur Jordanfurt. Interessanter ist die Reise nach Bethlehem. Wir fahren bei dem Gehinnom-Tale vorbei in langer Fahrt bis zum Eliaskloster. Dieses Kloster ist von Kreuzfahrern gegründet worden. Am Grabe Rahels machen wir halt und besuchen die Grabstätte unserer Erzmutter. Durch einen niedrigen Eingang gelangt man ins Innere der Grabkapelle, zu der nur die Juden den Schlüssel haben. Von der Decke hängen große eiserne Leuchter herab, die Öllämpchen fassen. Viele verrichten hier ihre Gebete und zünden zum Gedächtnis an die Verstorbene ein Lämpchen an. Diese wehmütige Erinnerung wird einigermaßen gestört, als unser Führer uns einige Briefe zeigte, die abergäubische Männer und Frauen an Rahel geschrieben haben, von der sie Erfüllung ihrer Bitten erhoffen. Von da geht es weiter nach Bethlehem, der Geburtsstätte König Davids. Wir besuchen hier die Geburtskirche. Durch eine Säulentorhalle, deren Säulen von dem Tempelplatz genommen sein sollen, gelangt man in die Hauptkirche, wo an drei streng von einander getrennten Altären und Gebetsstellen die drei Sekten ihre Gebete verrichten. Eigentümlich mutet es uns an, mitten in der Kirche einen türkischen Soldaten stehen zu sehen, der mit geladenem Gewehr Wache hält. Die drei Sekten, Armenier, Griechen und Katholiken, streiten miteinander um die Oberherrschaft. Da solche Streitigkeiten, die oft einen blutigen Ausgang nehmen, sich wiederholten, so hat die türkische Regierung auf Intervention der ausländischen Mächte eine ständige Wache in die Kirche beordert. — Nachdem wir noch von einer Baustelle aus das Feld des Boas gesehen haben, gehen wir in die verschiedenen Bazare, in denen uns namentlich Perlmutterarbeiten auffallen. — Nachmittags fahren wir auf einem Wege, der seinerzeit für unsern Kaiser hergestellt wurde, zum Ölberg, von dessen Turm selbst ohne Fernglas das Tote Meer und der Jordan zu sehen sind. Bei verschiedenen, wunderbar erhaltenen Bauten führt unser Weg vorbei so z. B. an der Besitzung Calba Sabuahs, jetzt einem Araber gehörig. Wir steigen hinab und bewundern die aus dem Felsen gehauenen Stufen, die eine Breite von acht Meter haben; wir kommen zu den beiden Brunnen, die in alter Zeit dem Besitzer als Bad gedient haben, darauf durch ein großes, durch die Felswand gehauenes Tor hinab auf einen großen Platz. Hier sind die Königsgräber. Von da kriecht man mit Lichtern in der Hand durch eine kleine Öffnung in die eigentliche Gruft. In die Felswandungen sind fünf große, viereckige Öffnungen eingehauen, die die Sarkophage aufgenommen haben. An der Seite führt eine kleine Öffnung hinab auf einen Weg, der unterirdisch bis nach Safed führen soll.

Freitag, den 2. März Besichtigung der Lämel-Schule, die außerhalb der inneren Stadt in schönster Lage sich befindet. Ein schönes, aus Stein errichtetes Gebäude mit großen, hohen und hellen Schulzimmern, bestehend aus neun Klassen. Wir fanden überall staunenswerte Resultate, selbst die kleinsten Kinder sprechen mehrere Sprachen, deutsch, französisch, hebräisch und arabisch. In der Seminarklasse wird gerade Schiller (Die Kraniche des Ibykus) vorge-



Rothschildschule in Jerusalem.
Lea als trauernde „Tochter Zion."

nommen, in einer anderen Klasse die schlesischen Kriege zwischen Friedrich und Maria Theresia. Darauf besuchten wir die Kinderschule (Kindergarten). Hier antworteten die Kinder, kaum vier Jahre alt, hebräisch. Von da gingen wir zur Alliance-Schule und auch zur Alliance-Handwerkerschule. Die Gebäude dieser Schulen nehmen einen sehr großen Raum ein. Da die Zeit knapp bemessen war, besichtigen wir heute nur die Handwerkerschule. Der Direktor dieser großen und sehr verzweigten Anstalt, selbst ein früherer Schüler der Alliance, der in Damaskus und Paris ausgebildet wurde, beweist große Umsicht und Tüchtigkeit. — Wir gehen zuerst in die Möbeltischlerei und sehen eine gerade fertig gewordene, schön geschnitzte Zimmereinrichtung, die für einen reichen Zionisten in Jaffa bestimmt ist. — Wir kommen dann in den Zeichensaal, erfeuen uns an den schönen Zeichnungen, die sämtlich von Schülern gemacht werden, die unter einem Meister stehen, der ebenfalls seine Ausbildung bei der Alliance erhalten hat. Wir sehen modellieren, auch fertige Modelle, und kommen dann zu den Metallarbeitern. Hier sehen wir Kupfer in Formen gießen, auch die fertigen Abgüsse und kupferne Gefäße stanzen. Dann besichtigen wir die Schlosser- und Schmiedewerkstatt. Wir sehen die Metalldrechsler den Stahl bearbeiten, und kommen in die Woll- und Seidenweberei, die einen sehr großen Umfang hat. Mit dem Aufspulen der Fäden werden viele arme

Kinder, alte Frauen und Männer beschäftigt. Die sonst auf der Straße bettelten, werden, wenn auch bei geringem Verdienst, zur Arbeit angehalten. In anderen Räumen sind die Färbekessel untergebracht und auch die Trockenplätze. Wir sehen Haarnetze, von denen man glaubte, ein Stück in der Hand zu haben, während es vier Dutzend waren. — Wir besuchen die Bäckerei und lassen uns ein eben fertig gewordenes Brot aus dem Ofen herausnehmen.

Inzwischen ist es Mittag geworden; die Arbeiter versammeln sich vor dem Speisehause; es sind ca. 1000 Personen, die hier gespeist werden. Wir besichtigen noch den Krankensaal und die Synagoge. Selbstredend ruht jede Arbeit am Sonnabend und auch an den Feiertagen, Wir besichtigen die Schlafsäle, die sehr luftig und rein sind, ferner die große Küche und den Eßsaal. Beim Verlassen der Räume gehen wir über den Hof, auf dem bei Erbauung dieser Handwerkerschule bei Ausgrabung des Grundes zwei steinerne Sarkophage gefunden wurden.

Nach Tisch besichtigen wir das Rothschild'sche Krankenhaus und werden von Herrn Dr. Michalowitsch, dem dirigierenden Arzt, herumgeführt. Es besitzt 35 Betten, das Wärterpersonal besteht aus sechs Leuten, die tüchtig geschult sind und unter Umständen auch die Assistenten vertreten müssen. — Im Unterstock ist eine gut eingerichtete Apotheke, ein Laboratorium, für deren Erhaltung, Ausrüstung und Ergänzung der Chemikalien die Rothschild'sche Verwaltung in Paris Sorge trägt. In diesem Krankenhaus, das durch Rothschild erhalten und unterhalten wird, finden nur Arme Aufnahme. Wir besichtigen dann die Alterversorgungs-Anstalt, in der 130 Personen untergebracht sind, kommen in die Küche und bewundern hier den großen Schaletofen für die Speisen und den Tee, die bereits für den morgigen Sonnabend fertig sind.

Nachdem wir auch die drei kleinen Synagogen uns angesehen haben, gehen wir in die Irren- und Siechenanstalt, die durch unermüdliche Arbeit von wohltätigen Frauen errichtet wurde und einem dringenden Bedürfnis abgeholfen hat. — Früher haben diese unglücklichen Kranken die Straßen unsicher gemacht. — Wir kommen nun in die Waisenanstalt, in der zwar nur 30 Waisenkinder untergebracht sind, aber 80 Kinder verpflegt werden.

Von dort gehen wir weiter durch das jüdische Viertel zwischen hohen Mauern durch das Zionstor. Hier ist der Eingang zur Stadt Zion, hier lagen früher die Wohnungen König Davids und Salomos. Hier sollen in den Gewölben, zu denen die Türken den Eintritt nicht gestatten, die Gräber Davids und Salomos liegen. Wir schreiten durch das Judenviertel: furchtbare Gassen, die trotz großen Verkehrs wenig Licht und Luft haben; sie machen einen traurigen Eindruck.

Wir besichtigen den Tempel des Rabban Jochanan ben Sackai und gehen auch in die drei Betschulen, die hinter diesem großen Gotteshause nebeneinander liegen. Auf einem großen, freien Platze sehen wir die Häusergruppen, die von den Philanthropen der einzelnen Ländergruppen gestiftet worden sind. Sehr schön und massiv gebaut, dienen sie armen Leuten zur Wohnung. Bei dem großmächtigen Gebäude, in dessen Inneren das Synhedrion zu Gericht gesessen, das auch heute dem türkisch-religiösen Gerichtshof als Gerichtsstätte dient, machen wir Halt. Wir können von hier aus den alten Tempelplatz mit der Omar-Moschee und auch die Klagemauer erblicken.

Auf der Via Dolorosa begeben wir uns zurück und besuchen die Jeschiwa. — Hier herrscht die größte Sauberkeit, die strengste Disziplin, hier werden die jungen Leute beköstigt, hier haben sie ihre Schlafstätte. Winklige Gassen weisen uns den Weg zur Klagemauer. Der Raum an dieser Mauer ist ca. fünf Meter tief und 150 Meter lang. Vier große Quadersteine übereinander sind die einzigen Reste vergangener Pracht. Der Grund der Mauer liegt noch etwa 20 Meter unter der Erde. An dieser Mauer stehen Juden und Jüdinnen, und schicken klagend und weinend ihre Bitten zum Himmel. Heute, da es gerade Freitag Abend ist, sieht man die Andächtigen in vielen, vielen Gruppen Gebete verrichten. Man sieht hier die eigentümlichsten Trachten. Hier steht ein Pole mit langem blauem Sammetmantel, dort ein Rumäne, dort ein Russe, ein Ungar, ein Deutscher; alle in den verschiedensten Kostümen. Seidene rote, blaue, gelbe, braune Kaftane verhüllen die meist sehr langen Gestalten, und eine Sammetmütze mit Pelzborte bedeckt den Kopf. Wir besuchen die kleinen sephardischen Betschulen, verrichten in dem großen, aschkenasischen Tempel unser Gebet, machen noch einen Abstecher zu den Kabbalisten, die in weiße Mäntel gehüllt auf hohen Bänken, die Füße untergeschlagen, sitzen.

Am nächsten Tage, Sonnabend, den 3. März, werden wir nach dem Gottesdienst von den Direktoren der Alliance-Schule erwartet und gehen unter ihrer Führung durch eine Gasse, die sonst ein Jude ungefährdet nicht betreten kann, nach dem französischen Hospiz. In liebenswürdigster Weise erklärt sich ein Bruder bereit, uns alle Räume dieses ungeheuren Komplexes zu zeigen. Vom Dach aus haben wir einen großartigen Ausblick über ganz Jerusalem. Hier sieht man die Omar-Moschee, die Erlöserkirche und die Hauptsynagoge in einer Linie zusammenstehen. Auf der einen Seite die Trümmer des alten Jerusalem, auf der anderen Seite Neu-Jerusalem mit seinen Neubauten der deutschen, russischen, englischen französischen und ungarischen Kolonien. — Wir folgen einer Einladung in die Blindenanstalt. Wir wohnen dem Unterrichte bei. Diese Unglücklichen lesen uns aus ihren Büchern vor, indem sie mit unglaublicher Schnelligkeit die einzelnen Buchstaben abgreifen. Dann zeigt man uns die Werkstätten, in der sie Bürsten aller Art anfertigen, Rohrstühle flechten und sonst noch allerlei Handfertigkeiten ausüben. Auch die Mädchen und die kleinen Kinder suchen wir auf, die uns zu Ehren einen Gesang anstimmen und von denen dann zwei ein Duett vortragen. — Nach Tisch besuchen wir die Nationalbibliothek. In einem Gebäude, das zu dieser Zeit bis zum ersten Stock ausgeführt war, ist die Bibliothek

untergebracht, die von der Bne Brith-Loge gegründet, durch die Schenkungen eines hochherzigen Mannes in Bialystock bedeutend erweitert wurde.

Wir setzen unseren Rundgang fort und begeben uns in das Allgemeine jüdische Krankenhaus Schaare Zedek. Wir werden von dem dirigierenden Arzt Dr. Wallach und dem Vorsteher Herrn Marx empfangen und herumgeführt. — Wir bewundern die schönen luftigen Krankenzimmer, das nach den neuesten Anforderungen eingerichtete Operationszimmer, die schönen Korridore und vor allem die große Sauberkeit. Separat gelegene große Infektionsbaracken nehmen die mit ansteckenden Krankheiten behafteten Kranken auf. Geschlechtskranke gibt es weder hier noch im Rothschild'schen Krankenhaus.

Sonntag, den 4. März besuchen wir zunächst die Alliance-Schule. Sie ist in einem sehr schönen und großen Gebäude untergebracht. Wir besuchen alle Klassen und wohnen dem Unterrichte bei. Wir hören jüdische Geschichte, Mathematik, Arithmetik, auch Buchführung und kaufmännisches Rechnen. Wir waren überaus befriedigt von den Leistungen der Schüler, die durchweg sehr guten Eindruck machten. Hier unterrichten elf Lehrer, von denen zwei von der Alliance ausgebildet sind. Im vorigen Jahre wurde auch eine Mädchenschule gegründet, die mit 130 Schülerinnen begann. Auch von den Erfolgen im Kindergarten mit 75 Kindern waren wir geradezu überrascht.

Dann gingen wir in die Eveline v. Rothschild'sche Mädchenschule. Hier werden uns die von den Schülerinnen angefertigten Arbeiten vorgelegt: die eine stickt sehr schöne Thorakleider und zieht goldene und silberne Fäden über die in Pappe ausgeschnittenen Modelle, andere werden als Modistinnen und



Wüstenpolizist.

Schneiderinnen ausgebildet, wieder andere werden in den Seminarklassen zum Gouvernantenexamen vorbereitet. Jedes Jahr kommt ein Prüfungskommissar aus Cairo, der die staatliche Prüfung dieser Schule abhält. —

Montag, den 5. März fahren wir zeitig nach dem Bahnhof. Hier herrscht reges buntes Treiben: eine große Anzahl Bettler aller Konfessionen, Männer, Weiber und Kinder haben sich eingefunden. Wir nehmen Abschied von unseren Freunden, die es sich nicht haben nehmen lassen, uns das Geleit zu geben, und steigen dann in unseren Wagen. Wir werfen noch einen wehmütigen Blick auf das hohe, heilige Jerusalem, dann ein Pfiff, und der Zug setzt sich langsam in Bewegung.

Jerusalem. Den Zöglingen der hiesigen Alliance-Schulen ist von der Leitung der Alliance Egypten, das seit der Etablierung der englischen Herrschaft ein Land der Freiheit geworden, als Zufluchtsstätte eröffnet worden, als das Land, in dem sie ihre in den Allianceschulen gewonnenen Fähigkeiten in ungehindertem Wettbewerb entfalten und nützen können. Der glücklichste Erfolg lohnt die aufgewendeten Bemühungen und legt Zeugnis dafür ab, dass die Alliance das richtige getroffen hat, die Zukunft der ihr anvertrauten Zöglinge zu sichern. Der ganze Schulunterricht hat dieses Ziel im Auge. Um dieses Zieles willen haben die Alliance-Schulleiter den Unterricht namentlich im Französischen gepflegt, dessen Kenntnis im ganzen Orient und vornehmlich in Egypten den jungen Leuten bei dem Kampf ums Dasein einen Vorsprung giebt. Hierbei wie immer war die Alliance einzig von dem Wunsch geleitet, das zu tun, was ihren Schützlingen förderlich sein könnte, denn ihr ganzes Werk gehört allein diesen Schützlingen. Die Unterstellung, dass die Alliance politische Sonderzwecke im Au e habe, sich in den Dienst einseitiger nationaler Bestrebungen stelle, ist immer und überall falsch und irreführend, nicht selten bewusst verleumderisch gewesen. Das Verfahren der Alliance hat jetzt die Anerkennung selbst derer gefunden, die bisher der Meinung gewesen sind, der Sprachunterricht in den Alliance-Schulen des Orients sei nach nationalen Voreingenommenheiten geregelt worden und dürfte eine Umgestaltung nach anderen nationalen Voreingenommenheiten erfahren. Der Hilfsverein hat sich entschlossen — was alle Anerkennung verdient — dem Beispiel der Alliance zu folgen und in der von ihm an der hiesigen Lämelschule eingerichteten Handelsschulklasse, die die jüdischen jungen Leute für ihr Fortkommen in Egypten vorbereiten soll, für sämtliche Kurse die französische Unterrichtssprache einzuführen! — Wir registrieren diese Huldigung, die zwar stumm ist, aber gleichwohl die Verdienste der Alliance lauter preist, als Beredsamkeit vermöchte.

* * *

Die Vorkommnisse in Rumänien. Wie an leitender Stelle in dieser Nummer dargelegt worden ist, unsere Leser auch schon aus dem Aprilheft erfahren hatten, ist die jüngste Bedrängnis unserer Glaubensgenossen in Rumänien für die Alliance Israélite Universelle nicht überraschend gekommen, so dass von ihr aus und von der Israélitischen Allianz in Wien die Hilfsaktion bereits organisiert und ausgestattet war, als die Not begann. Grossherzig, wie immer, und in grossartigem Massstab stellte die Jewish Colonisation Association ihre geschulten Kräfte zur Verfügung, nicht für den augenblicklichen Bedarf, sondern für eine weitgreifende und von ihr allein zu leitende Auswanderungspolitik. Vorschauend fasste man von derselben Seite für die in Bedrängnis Zurückbleibenden die Schaffung wirtschaftlicher Einrichtungen ins Auge, die sich an anderen Orten unter der gleichen Leitung bereits dauernd und glänzend bewährt haben. Das Frankfurter Hilfscomité für die osteuropäischen Juden bot

unverzüglich seine Beihilfe an und stellte alsbald 50000 Mark dem gemeinsamen Werk zur Verfügung. Das American Jewish Committee in New York war ebenfalls sofort willig, aus den bereiten Geldern herzugeben, was in reichlicher Bemessung für jetzt oder später erforderlich sein würde. Auch der Hilfsverein der deutschen Juden hat sich an dem Hilfswerk beteiligt. Ein von ihm für Bukarest angeregtes Zentralkomitee wurde allerdings nicht konstituiert, nachdem die in Aussicht genommenen Mitglieder erfahren hatten, dass die drei grossen Organisationen: A. I. U., J. C. A. und Israelitische Allianz in Wien die Bildung eines solchen Zentralkomitees z. Z. als nicht zweckmässig erachteten und eine andere Handhabung der Unterstützungsaktion vorgeschlagen hatten, an der alle Organisationen mitwirken können.

* * *

Spenden für Rumänien. Wir haben die angenehme Pflicht, Zeugnis dafür abzulegen, dass die ersten Zeitungsmeldungen von dem rumänischen Aufstand ausgereicht haben, den rühmlichsten Wohltätigkeits- und Hilfsdrang bei unseren Mitgliedern hervorzurufen. Der Alliance Israélite Universelle gingen spontan so reiche Gaben zu, dass nach wenigen Tagen jeder aktuelle Bedarf gedeckt war. Ein Mitglied allein übersandte 40000 Mark. Unser unermüdlicher Freund Dr Salvendi schickte 300 Mark, Frau H. Schwarzmann aus Kiew, Herr Maximilian Heymann in Berlin, Roonstrasse 9, unser Vertrauensmann in Ladenburg Herr Julius Kaufmann II, der bei keiner Sammlung fehlt, überreichten uns je 100 Mark, Herr Friedrich Thorwart in Frankfurt a. M. beteiligte sich mit 50 Mark, Herr Heinrich Fränkel in Berlin, Breitestrasse 28, brachte uns mit 20 Mark noch eine Gabe von 30 Mark von dem „Stammtisch bei Fehlow“. Herr Dr. W. Nehab übermittelte uns 5 Mark, Frau Helene Werthauer in Bergentreich i. W. 15 Mark, Herr Bezirksrabbiner Schlessinger in Bretten übersendet uns 30 Mark, die von ihm selbst (1 M.), den Herren Leopold Löb (2 M.), Max Ellinger (1 M.), Heymann Kochlöffel (2 M.), Julius Gailinger (2 M.), Samuel Veis (1 M.), Lazarus Lichtenberger (3 M.), Arnold Lämmle (2 M.), Vorsteher Gustav Lämmle (2 M.), Heinrich Wertheim (1 M.), und den Schülerinnen der höheren Töchterschule Recha und Hilda Lämmle, Bella und Betty Lichtenberger, Bertha Koppel, Lisa und Anna Wertheimer (13 M.) herrühren. — Den Spendern allen, den genannten wie den ungenannten, sagen wir herzlichen Dank.

* * *

Sitzung des Bezirks-Comités Nürnberg. Am 17. März hat das Nürnberger Bezirks-Comité der Alliance Israélite Universelle seine Jahresitzung gehalten.

Nachdem der langjährige Kassierer Herr S. Rau über die Kassenverhältnisse und deren sehr befriedigende Ergebnisse — die Einnahmen haben eine neue Mehrung erfahren — Rechenschaft gegeben hatte, wurde ihm nach Anhörung des Revisors Herrn Th. Greiff Entlastung zuteil unter dem Ausdruck herzlichen Dankes für seine vielfachen und erfolgreichen Bemühungen im Dienste der A. I. U.

Der zweite Vorsitzende Herr Kommerzienrat Gallinger — Herr Geheimer Hofrat Josephthal war durch sein Befinden am Erscheinen verhindert — gab Bericht über die vierte Jahrestagung der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft in Frankfurt am Main, der er beigewohnt hatte. In Uebereinstimmung mit den in Frankfurt am Main gegebenen Direktiven und dem Antrage des Herrn Kommerzienrat Gallinger gemäss wurde beschlossen, dass das Nürnberger Bezirks-Comité seine Beiträge in Zukunft an das Deutsche Bureau nach Berlin einschickt. Eingehende Erörterung galt der ferneren Propaganda. Die geeigneten Massnahmen wurden besprochen und eingeleitet. Die bisherige Verwaltung, bestehend aus dem Herrn Geheimen Hofrat Josephthal (1. Vorsitzender), Herrn Kommerzienrat Gallinger (2. Vorsitzender), Herrn S. Rau (Kassierer), Herrn Marcus (Schriftführer), wurde wiedergewählt. An Stelle des Herrn Greif, der aus Altersrücksichten seine Funktionen niederlegt, übernimmt Herr Schloss das Amt des Revisors.

Inseratenannahme nur durch Haasenstein & Vogler A. G. in Berlin und deren Filialen.

Abonnementspreis für das Jahr in Deutschland und Oesterreich Mark 7,— (Luxusausgabe Mark 14,—), für das Ausland Mark 8—, (Luxusausgabe Mark 16). für Russland ganzjährlich 4 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen Mk. 1.— die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt.

Adresse für die geschäftliche Korrespondenz: Verlag „Ost und West“, Berlin W. 8, Leipzigerstr. 31-32.

Redaktion: Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49. – Verlag Ost und West, Berlin W. 8.
Druck von Beyer & Boehme, Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50.

OST UND WEST.
ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR DAS GESAMTE JUDENTUM.
Herausgegeben und redigiert
von
LEO WINZ.

Heft 6. Juni 1907. VII. Jahrg.

EINE ERINNERUNG.

Seit vierzig Jahren spricht die rumänische Regierung aller Gerechtigkeit und Menschlichkeit Hohn, verleugnet sie ihre Verpflichtungen, durch deren Uebernahme sie die Anerkennung der Selbständigkeit ihres Landes von Europa erlangt hat — und allgemein gilt es beinahe als selbstverständlich, dass keine der Signatarmächte des Berliner Vertrages und dass kein anderer Staat das Recht habe, bei der rumänischen Regierung vorstellig zu werden, sie an ihre Pflicht zu erinnern und nötigenfalls zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten.

Wir sind nicht diplomatisch geschult und wissen nicht, welche Interessen etwa einer solchen Intervention im Sinne der Gerechtigkeit und Menschlichkeit und im Sinne des Berliner Vertrages bei der rumänischen Regierung im Wege stehen. Es ist möglich, dass diese Interessen sehr gross sind; und da wir sie nicht kennen, so wollen wir auch nicht abmessen, ob nicht das Menschlichkeits- und Gerechtigkeits-Interesse höher zu achten wäre. Nur eine Tatsache wollen wir hervorheben, die Tatsache nämlich, dass es eine Zeit gegeben hat, in der unsere Diplomatie anderer Meinung war und für das menschheitliche und für das Gerechtigkeits-Interesse eine andere Schätzung hatte. Dazu dient eine Erinnerung, die heute beinahe märchenhaft klingt. Am 6. April des Jahres 1866 hat der Vorstand der jüdischen Gemeinde zu Berlin folgende Immediatvorstellung an Se. Maj. den König gerichtet:

„Noch sind sie in frischer Erinnerung, die von ganz Europa gebrandmarkten Gewalttaten, welche während der letzten zwei Jahre an den Bekennern des jüdischen Glaubens in Rumänien verübt worden sind. Grausamer aber und schmachvoller, als jene Greueltaten sind die neuesten Vorgänge daselbst, grausamer, weil sie nicht gegen einzelne, sondern gegen die gesamte dort weilende dort geborene jüdische Bevölkerung gerichtet, und schmachvoller, weil nicht niedere ungebildete Massen es sind, sondern Staatsmänner und einflußreiche Volksvertreter, welche durch einen von ihnen eingebrachten Gesetzentwurf die Zivilisation Europas zu beleidigen und zu verhöhnen wagen. Denn nur als eine Verhöhnung europäischer Gesittung kann jener Entwurf angesehen werden, den wir in dem von den Zeitungen veröffentlichten Wortlaut abschriftlich ehrfurchtsvoll beifügen und der offenbar nur dahin zielt:

die Gewalttätigkeit zu sanktionieren und durch für die Willkür geschaffene Rechtsformen die bisher anarchischen Judenverfolgungen in gesetzliche umzugestalten.

Ew. Majestät Untertanen jüdischen Glaubens fühlen sich voll als Preußen, als Deutsche, und blicken als solche mit Stolz auf die von Ew. Majestät befestigte und erweiterte Machtstellung des deutschen Vaterlandes hin, für welche auch sie ihre pflichtschuldigen Opfer dargebracht haben und fernerhin zu bringen stets bereit sind. Treu dem Glauben ihrer Väter, können sie aber ihren so schwer geprüften Religionsgenossen auch in fernen Landen ihre innigste Teilnahme nicht versagen, dürfen sie nicht schweigen, wenn mit dem Glücke und Frieden derselben ein frevelhaftes Spiel getrieben wird.

Dem Thron Ew. Majestät nahen wir daher mit dem ehrfurchtsvollen Ausdrucke unseres tiefgefühlten Dankes für die Schritte, welche von Allerhöchst ihrer Regierung zugunsten unserer rumänischen Glaubensbrüder bei der dortigen Landesregierung bereits geschehen sind. Möchten Ew. Majestät Allergnädigst uns aber noch die untertänigste Bitte zu gestatten geruhen:

daß es Allerhöchstdenselben gefallen möge, der bei dem Fürsten des rumänischen Volkes, einem Gliede des erlauchten preußischen Königstammes, geschehenen Verwendung den möglichsten Nachdruck zu geben, um die Sanktionierung eines unmenschlichen Gesetzes abzuwehren und dem gegen unsere Glaubensbrüder versuchten Vernichtungskampfe endlich ein Ziel zu setzen.

In tiefster Ehrfurcht usw.

Berlin, den 6. April 1868."

Auf diese Immediat-Vorstellung ist folgende Antwort ergangen:

„Se. Majestät haben mich beauftragt, die Immediateingabe des Vorstandes der jüdischen Gemeinde vom 6. d. M. zu beantworten, worin derselbe die Allerhöchste Verwendung Sr. Majestät gegen die Durchführung eines bei der rumänischen Volksvertretung eingebrachten, die Stellung der Israeliten betreffenden Gesetzentwurfes nachgesucht hat. Infolgedessen benachrichtige ich den Vorstand der jüdischen Gemeinde ergebenst, daß ich auf Allerhöchsten Befehl schon nach Eingang der ersten Nachricht über jenen Gesetzentwurf auf telegraphischem Wege Erkundigungen in Bukarest eingezogen hatte. Hieraus ist mir aus sicherster Quelle die Mitteilung zugegangen, daß der gedachte Gesetzentwurf gegen den Willen des Fürsten Karl eingebracht worden ist, daß dessen Annahme nicht zu erwarten stehe, und wenn sie dennoch erfolgte, die Sanktionierung des Gesetzes seitens der fürstlichen Regierung nicht stattfinden werde.

Wenn somit in dieser Beziehung für den Vorstand der jüdischen Gemeinde keine Veranlassung zur Beunruhigung vorhanden ist, so hat die Königliche Regierung auch nicht unterlassen, jetzt ebenso, wie es bereits bei früherem Anlasse geschehen, infolge der in neuester Zeit verbreiteten Nachrichten über angebliche Judenverfolgungen in der Moldau, in Bukarest Vorstellungen machen zu lassen, und es ist uns hierauf die Zusicherung erteilt worden, daß Maßregeln getroffen seien, um jede etwaige Beunruhigung der israelitischen Glaubensgenossen zu verhindern.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

gez. Graf v. Bismarck."

Graf Bismarck, Kanzler des Norddeutschen Bundes, hat freilich noch lange genug gelebt, um seine Politik Rumänien gegenüber zu ändern und die Folgen dieser Aenderung zu sehen. Wir sind davon überzeugt, dass Vielen, sehr Vielen, die Politik des Grafen Bismarck Rumänien gegenüber vor der sogenannten Sanierung der rumänischen Eisenbahnen besser, viel besser gefallen wird, als die Politik des Fürsten Bismarck, die dieser Sanierung folgte.

KLEINERE JUEDISCHE SPRACHGEBIETE.

Von Dr. S. Bernfeld.

Seit über zwei Jahrtausenden ist die Erscheinung zu beobachten, dass überall, wo sich Juden in einer grösseren Zahl niederlassen, im Laufe der Zeit eine jüdische Literatur in der Landessprache entsteht. Die Juden fanden stets und überall etwas vor, was ihren Geist anregte und dazu bewog, sich darüber zu äussern. Sie konnten das, was ihr Inneres beschäftigte, niemals für sich behalten, und so entstand ein Gedankenaustausch, ein teils nationales und teils kosmopolitisches Schrifttum. Die Juden liebten zu reflektieren, ihre Anschauungen über alles, was in ihrer Umgebung vorging, schriftlich niederzulegen, zu polemisieren, die Wahrheit des Judentums zu verteidigen und dessen Vorzüge gegen andere Religonen hervorzuheben. Es entstanden auch mitunter grosse, ernste Bücher, die Epoche machten. Jedenfalls rastete der jüdische Geist niemals.

Infolge dieser Vielsprachigkeit des Judentums ist auch ein grosser Missstand eingetreten. Das jüdische Volk war genötigt, oft eine Arbeit wieder aufzunehmen, die bereits in früherer Zeit geleistet worden war. Die Uebersetzungsliteratur spielt in seinem geistigen Leben eine grosse Rolle. Häufig kam es vor, dass eine grosse literarische Epoche schon kurz nach ihrem Abschluss in Vergessenheit geriet. Es sah aus, als ob Jahrhunderte hindurch vergeblich gearbeitet worden wäre. Von der grossen alexandrinischen Epoche beispielsweise blieben dem jüdischen Volke im ganzen nur die griechische Bibelübersetzung und die Schriften Philos zurück. Es sind dies zweifellos schriftliche Denkmäler von höchstem Wert. Soviele Irrtümer wir auch in der griechischen Bibelübersetzung finden, so kann doch nicht bestritten werden, dass sie für die Erforschung des biblischen Schrifttums von der grössten Wichtigkeit ist. Und ebenso bieten die Schriften Philos eine Fülle anregender Gedanken über das Judentum und über die Bedeutung des jüdischen Volkes. Aber im Laufe der Jahrhunderte sind diese literarischen Erzeugnisse, die der jüdische Geist in einem Zeitalter der höchsten Kulturentwicklung geschaffen hat, uns fremd geworden. Und selbst als man später zu ihnen zurückkehrte, bildeten diese Schriften nur den Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung, dem Volke gehören sie nicht mehr an. Höchstens, dass sie ihm auf Umwegen bekannt werden.

Auch mit der grossen jüdisch-arabischen Literaturepoche ist es nicht besser gegangen. Nur solche Schriften, die rechtzeitig ins Hebräische übertragen wurden, haben ihren Platz in der jüdischen Literaturgeschichte erhalten, und zum Teil übten sie auf die Entwicklung des Judentums

den grössten Einfluss aus. In der arabischen Urschrift hätte Maimonidas „Führer der Irrenden“ niemals eine epochemachende Bedeutung erlangt. Es liegen noch jetzt handschriftlich viele jüdisch-arabische Bücher in den Bibliotheken, die hin und wieder ans Tageslicht gezogen werden, aber immer nur für Gelehrte und Forscher Geltung haben. Es kommt auch garnicht darauf an, dass solche Bücher jetzt nach Jahrhunderten verbreitet werden, da sie für unsere Zeit nicht mehr passen. Selbst das grosse Buch des Maimonides hat ja nur dadurch soviel gewirkt, dass es vor Jahrhunderten in das Volk drang und die denkfähigen Köpfe im Ghetto mit philosophischen Fragen beschäftigte. Wäre es nicht rechtzeitig hebräisch übersetzt, in der Folge eifrig besprochen, kommentiert, widerlegt, angegriffen und verteitigt worden, so würde es wirkungslos geblieben sein.

Auch in der neueren Zeit wiederholt sich diese Erscheinung. Noch vor 50 Jahren war die deutsche Sprache die einzige, in der eine wissenschaftliche jüdische Literatur vorhanden war. Fast alle Juden des Abendlandes, und nur diese hatten den Anschluss an die moderne Kultur gefunden, verstanden diese Sprache, die für die Juden eine Art internationale Sprache war. Nach und nach entfremdeten sich Teile der abendländischen Judenheit der deutschen Sprache. Es gibt jetzt Juden in Russland, Ungarn, England, Frankreich, Italien und in den skandinavischen Ländern, die kein Wort deutsch verstehen. Und da auch das Hebräische den breiten Massen des Volkes in keinem Lande vertraut genug ist, so entstehen jetzt verschiedene jüdische Literaturen in den Landessprachen. Vor allem konnte sich eine jüdisch-englische Literatur bilden, weil an ihr nicht nur die englischen, sondern auch die amerikanischen Juden teilnahmen. Und in der Tat sieht es auf diesem jüdischen Sprachgebiete am hoffnungsvollsten aus. Auch in Russland wird wahrscheinlich im Laufe der Zeit eine umfangreiche und gediegene jüdische Literatur entstehen, da die Zahl der Juden in diesem Lande gross ist. Viel ungünstiger hingegen sieht es in anderen europäischen Ländern aus, wo zwar jüdische Zeitungen und hin und wieder auch jüdische Bücher erscheinen, aber kaum etwas Originelles hervorgebracht wird. Ueberall muss man jedenfalls von vorn beginnen, als ob der jüdische Geist dazu verurteilt wäre, immer das bereits Gelernte nochmals zu lernen.

Immerhin kann man in solchen Ländern, wo die Juden eine beträchtliche Zahl bilden und auch die christliche Welt einigermassen Interesse für die Kenntnis des Judentums bekundet, hoffen, dass da eine Literatur entstehen wird. Sehr schlimm sieht es aber in den ganz kleinen Sprachgebieten aus, die sich in der letzten Zeit gebildet haben oder in der Bildung begriffen sind. In Serbien z. B. erreicht die Zahl der Juden nicht 10000. Als ich dort noch lebte, sprach die jüdische Bevölkerung neben dem Serbischen, das sie allerdings nur mangelhaft beherrschte, die jüdisch-spanische Mundart, durch die sie mit der ganzen Judenheit im Orient kulturell verbunden war. In dieser Sprache wurde der Religionsunterricht und der biblische Unterricht erteilt, in diese Sprache wurden die Gebete übersetzt. Wenn auch die jüdisch-spanische Sprache keine wissenschaftliche Literatur aufzuweisen hat, wie etwa die deutsche oder die englische, so ist doch in ihr ein volkstümliches jüdisches Schrifttum enthalten. Es gibt gute Bibelübersetzungen, und auch die Gebete, die Mischnah, die Agadah sind in diese Sprache übertragen. Für die reifere Jugend und für die Volksmassen ist immerhin eine reichhaltige Lektüre vorhanden. Noch grösseres Gewicht lege ich sogar auf die Volkspoesie dieser Sprache, auf die vielen schönen Lieder, die in den jüdischen Familien an den Feiertagen, auf Hochzeiten und bei Trauerfällen gesungen werden. Es liegt in ihnen ein Stück Judentum, das gewiss erhalten und gepflegt zu werden verdient.

Nun denke man sich, dass man in den letzten Jahren in der serbischen Judenheit dazu schreiten musste, die jüdisch-spanische Mundart aus Familie und Schule zu verbannen. In serbischer Sprache giebt es aber kein jüdisches Buch. Die biblischen Schriften sind nur in der schlechten Uebersetzung, die von der bekannten Bibelgesellschaft herausgegeben wird, vorhanden; die Gebete und andere jüdische Bücher sind ins Serbische nicht übersetzt, und für die kleine Zahl der serbischen Juden werden solche Uebersetzungen wohl niemals angefertigt werden. Es gibt kein einziges jüdisch-serbisches Volkslied, und es wird auch ein solches in absehbarer Zeit nicht entstehen. Da die serbischen Juden von der jüdischen Gesamtheit oder von einem ihrer grossen Aeste abgesplittert sind, so steht leider zu befürchten, dass sie schon in der nächsten Generation unserm Volke verloren gehen. Jedenfalls wird ihre religiöse Ausbildung in bedauerlicher Weise zurückbleiben. In derselben Gefahr befinden sich auch die Juden in Kroatien und Slavonien, in Bulgarien, Griechenland und einem Teil von Rumänien. Mit der fortschreitenden Nationalisierung dieser Länder wird dort immer mehr die Zukunft des Judentums bedroht.

Dieser Erscheinung sollte die Alliance, die doch für die Judenerziehung der dortigen Juden soviel Mittel aufbringt, grosse Aufmerksamkeit zuwenden. Leicht lässt sich da nicht Abhilfe schaffen. Aber wenn man sieht, mit welcher grossen Liebe und mit welchem Eifer die britische Bibelgesellschaft für die Verbreitung der heiligen Schrift in den entlegensten Sprachgebieten sorgt, so glaube ich, dass auch wir nicht untätig bleiben dürfen, wenn in Ländern, die ehemals berühmte Pflegestätten des Judentums waren, das Judentum allmählich abstirbt. Diesem Vernichtungsprozess könnte man vielleicht Einhalt tun, wenn man mit Unterstützung von aussen statt der jüdischen Literatur in der früheren Sprache mindestens das Allernotwendigste in der neuen schafft. Ueberhaupt scheint mir, dass bei uns vieles verloren geht, was bei regerem Eifer zum grössten Teil erhalten werden könnte.

B. ELKAN Grabmal „Auferstehung“. Detail. DORTMUND.

BENNO ELKAN.

Von Dr. Philidor Leven.

Eine eigenartige Erscheinung unter den jüngeren jüdischen Künstlern ist Benno Elkan. Eigenartig besonders darum, weil bei ihm sich an seinem Leben und seinen Werken der Weg des Talentes wie an einem Schulbeispiel verfolgen läßt. Beachtungswürdig auch darum, weil ihm schon in jungen Jahren — Elkan ist 1878 geboren — Erfolg und Anerkennung beschieden war wie selten einem Altersgenossen.

Benno Elkan, ein geborener Dortmunder, war für den Kaufmannsberuf bestimmt. Erst nach Überwindung mannigfacher Widerstände konnte er sich der künstlerischen Betätigung widmen. Er studierte zunächst in München als Schüler von Gysis, später in Karlsruhe bei Fehr Malerei „mit heißem Bemühn“. Und nach jahrelangen eifrigen Versuchen in der Bewältigung der Farbe und ihrer Technik begann er auf eigne Faust, geleitet von einem beginnenden Erkennen seiner selbst, zu modellieren, ohne jede Unterweisung erwachte ein Gefühl für die Form und ihn seine ersten Arbeiten



B. ELKAN DORTMUND.
Grabmal „Auferstehung.“

auf dem Gebiete schaffen, das er bald ganz erobern sollte. Als Bildhauer ist Elkan Autodidakt; allein nicht in dem Sinne, daß er ohne eindringliches Studium und mit halber Beherrschung der Mittel Aufgaben zu lösen versuchte; sondern so verstanden, daß allein sein sicheres Formgefühl ihm den Weg wies, auf dem er vom Kleinsten beginnend immer tiefer in das Geheimnis der Formsprache einzudringen suchte und erst mit dem Erstarken seines Könnens zu immer größeren Aufgaben fortschritt.

Elkan erregte zunächst Aufsehen als Wiedererwecker einer längst vergessenen Kunst, der Medaillentechnik altitalienischer Meister. Hier im kleinen Stile gerade schärfte sich sein Formempfinden durch die Notwendigkeit, einen starken konzentrierten Ausdruck mit wenigen einfachen Mitteln zu geben. Für Elkan spielte diese Betätigung dieselbe Rolle wie für die Entwickelung manches Malers das Radieren. Seine Medaillen haben ihm auf verschiedenen Ausstellungen Beifall und zahlreiche Aufträge



B. ELKAN DORTMUND.
Porträtbüste des Dr. Müser.

gebracht. Großherzog Friedrich von Baden und Meister Thoma in Karlsruhe seien hier nur von den vielen bekannteren Persönlichkeiten genannt, für die Elkan Porträtmedaillen herstellte.

Von schöner Charakteristik ist auch die hier mitgeteilte Medaille des Geh. Regierungsrates Wendt. Von den Frauenporträts ist eins der reizvollsten das von Mudding Richter. Im Auftrage der Universität in Freiburg schuf Elkan eine Bronzeplakette, auf einer Marmortafel angebracht, welche dem Großherzog von Baden, dem Protektor der Universität, an seinem 80sten Geburtstage überreicht wurde. Heute sind unter anderem das Münzkabinett des Kaiser Friedrich - Museums in Berlin, die Skulpturengalerie in Dresden, die Kgl. Sammlungen in München u. a. mehr im Besitze Elkanscher Medaillen.

Nach diesen ersten Erfolgen wandte sich Elkan völlig der Plastik zu. Elkan teilt die Eigenschaft fast aller jüdischen Künstler auf dem Gebiete der bildenden Künste: er arbeitet — wenn wir für alle vom Technischen absehen — fast ganz ohne Tradition. Zum Teile beruht das sicherlich darauf, daß erst der Fall der Ghettomauern den Juden die Augen im buchstäblichen Sinne wieder geöffnet hat, daß erst seitdem der alten These von der Unfruchtbarkeit der Juden in der bildenden Kunst lebendige Widerlegungen erstanden sind.

Elkan ist der geborene Bildhauer: er s i e h t plastisch. Wir finden den Ursprung seiner Kunst nicht in dem Ringen mit dem Material, das ihm nur widerstrebend eine vom Ganzen kaum gelöste Form gewährt, sondern seine Werke sind sofort plastisch in das Material hineingesehen. Dabei sind seine Ideen von einer für einen so jungen Künstler erstaunlichen Erreichbarkeit. Durch die Verbindung dieser beiden Umstände kommt bei den meisten seiner Werke der Charakter völliger Geschlossenheit zustande, erschienen sie durchweg als erschaut, nicht erdacht. Selbstredend soll hiermit nicht etwa jede seiner Arbeiten als Meisterwerk und als restlos vollendet hingestellt werden, sondern wir sehen hier nur auf den Grund der Sache und dürfen die Reife und Vollendung getrost der weiteren Entwickelung überlassen.

Elkan hat zunächst eine Kunstgattung gepflegt, welche in Deutschland zum Bedauern aller künstlerisch Empfindenden noch so gut wie ganz brach liegt, der Grabmalskunst. In seiner Vaterstadt Dortmund stehen heute nicht weniger als fünf größere Grabdenkmäler, die er im Auftrage von Dortmunder Bürgern ausgeführt hat. Das größte davon ist hier in 2 Abbildungen wiedergegeben; es stand auch in einer Nachbildung auf der vorjährigen Kölner Kunstausstellung. Es bringt den Auferstehungsgedanken in wuchtiger Sprache zur Verkörperung. Das Bronzerelief mit den Figuren der Erwachenden ist tief in die umgebende Steinarchitektur eingelassen; noch bindet und beengt die dunkle Gruft alle Bewegung der eben Erstehenden; allein im nächsten Augenblick wird sie zersprengt dem Lichte und der Bewegung die Grenzen öffnen. Überzeugend wirkt auch der Christuskopf auf dem anderen Grabmal in seiner herben Traurigkeit. Das Grabmal „Kauernde" zeigt, wie wohl Elkan im kleinsten Raume ein großes Maß von Bewegung und innerem Gehalt zu geben weiß. Bei allen



B. ELKAN DORTMUND.
Flötenspieler.

3 Darstellungen finden wir in der Begrenztheit der starken inneren Bewegung besonders klar den Gedanken der Mäßigung, den Elkan unbewußt zum Programm seines Schaffens erhoben zu haben scheint.

Neuerdings hat sich Elkan der gegenständlichen Plastik zugewandt und fast auf allen ihren Gebieten Bemerkenswertes geleistet. Von seinen zahlreichen Porträtbüsten seien hier als interessanteste diejenige des durch seine Simplicissimus-Beiträge bekannt gewordenen Zeichners Pascin und die nach einer kleinen Photographie hergestellte des verstorbenen Kommerzienrates Dr. Müser mitgeteilt, die er zusammen mit der des lebenden Generaldirektors Müser für den Sitzungssaal des Harpener Bergbau-Vereins geschaffen hat. Die Büste „Brahms-Impression" hält die Mitte zwischen einer Porträtdarstellung (es ist die Pianistin Hedwig Einstein) und einer freien Phantasieschöpfung. Eines der köstlichsten Werke Elkans ist der Flötenspieler, den er für das Foyer des Dortmunder Stadttheater ausgeführt hat. In ihrem edlen, melodischen Linienspiele und ihrer wahrhaft einfachen Formsprache ist diese Arbeit von klassischer Abgeschlossenheit.



B. ELKAN DORTMUND.
Porträtbüste des Zeichners Pascin.

Daß Elkan auch auf anderen Kunstgebieten sich höchst glücklich betätigt, zeigt vor allem die wertvolle Zeichnung eines Knaben die an künstlerischem Gehalt etwa ein Gegenstück zum Flötenspieler bildet. Die Zeichnung der Frau R. erreicht in ihrer Zartheit und ihrem innigen Gefühlsgehalte den Eindruck eines gemalten Bildnisses. Das Ölbild der Eltern des Künstlers zeigt seine frische Gestaltungskraft und lebendige Auffassung bei eindringlicher Charakterisierung; die Art, wie er die Belebung der großen, fast ungeteilten Flächen mit einfachen Mitteln erreicht, verdient volle Bewunderung.



B. ELKAN DORTMUND.
Brahms Impression.

Der beschränkte Raum gestattet leider nicht, aus der großen Fülle der Elkanschen Arbeiten und Entwürfe weitere Proben hier mitzuteilen. Der Künstler, der bisher aus einem engeren Kreise kaum herausgetreten ist, wird sich demnächst auf der Internationalen Kunstausstellung in Mannheim, auf der Großen Berliner Kunstausstellung, zu der er eingeladen wurde, in der Sezession in München und auf der Deutschnationalen Ausstellung in Düsseldorf zu ungefähr gleicher Zeit dem größeren Publikum zum ersten Male mit einer beträchtlicheren Anzahl seiner Werke vorstellen, und es kann kein Zweifel obwalten, daß dieser junge Künstler, bei dem sich ernstes Streben nach reinster Kunst in jedem Werke zeigt, alsdann die Aufmerksamkeit in bedeutendem Maße auf sich ziehen wird. Gerade die Tiefe seiner Empfindung, sein Wille, den inneren Gehalt eines Gedankens in der adäquatesten Weise zur Form zu führen, unterscheiden ihn so weit von mancherlei neuen mehr artistischen Bestrebungen, daß er bald weit über die Reihen der jüdischen Künstler hinaus unter den Besten genannt werden dürfte.

Elkan lebt gegenwärtig in Paris, an der Stätte moderner Hochkultur in der Plastik. Wir haben allen Anlaß, mit Stolz und froher Erwartung seiner weiteren Entwickelung entgegenzusehen.

MODERNE JARGONLYRIK.

Von Samuel Meisels (Charlottenburg).

Noch vor zwei Dezennien wäre es eine schwierige Aufgabe gewesen, über Jargonlyrik zu schreiben. Erstens wussten dazumal die westeuropäischen Juden nicht viel vom Jargon, und die osteuropäischen nicht viel von der Lyrik. Die einen hatten von dem sogenannten „Yiddish" wunderliche Ansichten, die andern noch wunderlichere von der Lyrik. Die einen verwechselten den Jargon mit Mauscheln und Kauderwelsch, die andern die Lyrik mit „gereimten Predigten". Die einen spotteten über den Jargon, die andern sprachen allen Regeln der Dichtkunst Hohn. Hier und dort war das Urteil getrübt. Erst unsere Zeit hat auf beiden Seiten eine erfreuliche Aufklärung gezeitigt. Das Westjudentum weiss jetzt, dass der Jargon eine Sprache ist, die zurzeit noch von dem grössten Teil der Juden in Russland, Galizien, Rumänien, in England und Amerika gesprochen wird und in der es eine Literatur und eine Tagespresse gibt, und das Ostjudentum hat erfahren, dass Lyrik sich aus so etwas wie Sprachfeinheit, Gefühlsstimmung, Seelenerguss, Naturempfinden und ähnlichem zusammensetzt.

Es sei gleich vorweggenommen: der erfreuliche Fortschritt, den ich auf beiden Seiten konstatiert habe, ist nur relativ gemeint, und zwar im Verhältnis zu früheren Zeiten. Im Verhältnis zu der Kenntnis anderer Sprachen oder zu den lyrischen Erzeugnissen in andern Sprachen ist in dem einen wie in dem andern Lager noch immer ein gut Teil von Rückständigkeit zu verzeichnen. Die Kenntnis des Jargons beim westeuropäischen Judentum reicht noch immer nicht aus, diese Sprache vollkommen gerecht beurteilen zu können; und das osteuropäische Judentum wartet noch immer auf den grossen Dichter, der das „jüdisch-deutsche" Schrifttum in der Weltliteratur vertreten könnte.

* * *

Die ersten poetischen Erzeugnisse in der jüdischen Literatur waren die jüdischen Volkslieder. Sie gehören zu dem Schönsten, was je die Literatur eines Volkes an primitiver Kunst geschaffen hat. Ob man am Stile den Menschen erkennt, ist zweifelhaft; dass sich aber in den Volksliedern die Psyche eines ganzen Volkes offenbart, ist gewiss. Besonders in den jüdischen Volksliedern spricht sich die Seele dieses müdgehetzten Volkes mit all seinen Sehnsüchten und Wünschen, seinen Träumen und Hoffnungen aus. Der Familiensinn und die Streitsucht, der Heldenmut und die Unterwürfigkeit, das Gottvertrauen und die Resignation, der einseitige Gelehrsamkeitskult und der Mangel an einem praktischen Sinn fürs Leben — alle diese Tugenden und Mängel des Ghettojuden treten in diesen Volksdichtungen deutlich zutage.

Ursprünglich sind die jüdischen Volkslieder geschaffen worden, um von Frauen gesungen zu werden. Das beweisen in erster Linie die Wiegenlieder, mit denen jüdische Mütter ihre Lieblinge in den Schlaf sangen. Diese Lieder entstanden im Ghetto, wie Bäume aus der Erde wachsen. Wie Naturlaute klangen sie hervor aus den Herzen der Mütter. Jede Mutter hat irgend ein Wort ihrem schlafenden Engel, ihrem Sonnenscheinchen, zugerufen, und wie von selbst reihte sich ein Wort an das andere. So entstand das jüdische Wiegenlied. Später lullte damit jede Mutter ihr Kind ein. In ihren Gefühlen konservativ, fand sie darin alle Wünsche und Hoffnungen ausgedrückt, die sie für die Zukunft ihres Kindes erfüllten. An den Wünschen im Ghetto hatten die Jahre wenig geändert; sie blieben stereotyp. Und was wünschte sich eine jüdische Mutter? Dass ihr Sohn ein frommer, thorakundiger Jude, eine Leuchte in Israel, ihre Tochter eine züchtige Hausfrau, Gattin eines Gelehrten und Mutter von gelehrten Kindern werde. Das wünschten sich alle Mütter im Ghetto: die Frau des Rabbiners wie die des Holzhauers. Alle sangen dasselbe Wiegenliedchen. Es klang wie ein Gebet, wie der Feenspruch an der Wiege Schneewittchens. Würden alle diese Gebete vom Himmel erhört worden sein, das jüdische Volk wäre heute in der Tat ein Volk von Priestern, von lauter Weisen und Thorakundigen. Wie im Siddur andere Gebete für den Mann und andere für die Frau vorgeschrieben sind, so war auch ein anderes Wiegenlied für das Knäblein, ein anderes für das Mägdelein. Unter der Wiege des Söhnchens waren „Rosinen und Mandeln"

Rosinkelach mit mandelen
dos is die beste s'chaure,[1])
mein sunale wird lernen taure.[2])
Taure wird er lernen,
sforim[3]) wird er schreiben,
un a jid a talmid-chochem[4])
wird mein sunale bleiben.

Auch unter der Wiege des Töchterchens waren „Rosinen mit Mandeln", die „beste s'chaure". Aber eine jüdische Tochter braucht keine „taure lernen." Ihr Beruf ist ein ganz anderer. Häuslich und wirtschaftlich erzogen, dabei auch schreibens- und lesenskundig muss sie sein.

Wirst araus vun de wieg
hot men arbeit genig
ongegreit far dir azind,
zu sticken tichelach
zu leienen büchelach
derweil schlof sich aus, mein kind.

In ähnlicher Weise waren auch die Liebeslieder für Frauen bestimmt. Da befindet sich, im Gegensatz zu den Volksliedern anderer Völker, selten ein Lied, das die Liebe des Mannes zur Frau schildert. Immer ist es das Weib, das nach dem Geliebten schmachtet, die Frau, die ihren nach Amerika verreisten Gatten beweint, die Gattin, die die Abtrünnigkeit ihres Mannes beklagt. Rührend ist das

[1]) s'chaure=Ware. [2]) taure=Lehre. [3]) sforim=Bücher. [4]) talmid-chochem = ein Gelehrter.

folgende Liedchen, in dem ein Mädchen seinem Geliebten Untreue vorwirft:

Kummst zu gehn zu mir
un brengst mir a fatscheile,[1])
gehst awek zu ein ander meidele,
sogst du, 'ch bin a schfeile.[2])

Kummst zu gehn zu mir,
sogst du, ich bin teier,
gehst awek zu ein ander meidele,
brennt dein herz wie a feier.

Die ersten jüdischen Volksliederdichter waren die sogenannten „Badchonim“, die Hochzeitsspassmacher. Sie waren die Lieblinge der Hochzeitsgäste. Der „Badchen“ war die persona grata auf der jüdischen Hochzeit in Ghetto. Eine Hochzeit ohne Badchen gliche einem Ball ohne Tanz. Man muss sich ihn nicht als blossen Spassmacher denken Er war der Selbstherrscher, und die Hochzeitsgesellschaft musste sich seinem Willen beugen. Wollte er aufheitern, so sang und tanzte und lachte alles um ihn her; wollte er trübselig stimmen, so verstand er Töne anzuschlagen, dass Männerherzen weich wurden und Frauenaugen in Tränen badeten. Er mischte Klagelieder in Jubelhymnen, ins Jauchzen des Festes ein Winternachtstrauern. Und die Gesellschaft nahm beides wohlwollend entgegen. Der Jude in Ghetto konnte eitel Freude nicht vertragen. Die Kabbalisten schrieben vor, dass der Jude in den Becher Wein, den er zur Heiligung des Sabbats trinkt, einige Tropfen Wasser hineingiesse; in die Stimmung der Freude einige Wermutstropfen hineinzugiessen — hat er sich selbst vor eschrieben. Der eine Satz: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zuteil“ hätte genügt, Schiller im Ghetto populär zu machen. Das war so ganz das Lebensprogramm der Ghettojuden. Ungemischte Freude? Wie wäre das nur möglich! . . . Ein kleines Wölkchen blieb auch für die heiteren Tage aufgespart. Und sie hatten es gerne, mitten im Jubel auf dieses trübe Wölkchen aufmerksam gemacht zu werden. An einem Hochzeitstage besorgte dies der Badchen. Der „Hochzeitsspassmacher“ hatte überhaupt eine hohe Meinung von seinem Beruf. Er trat als Prediger auf; er moralisierte, belehrte, hielt Braut und Bräutigam ein Register von Sünden vor, die sie nie begangen hatten, und mahnte sie an ihre Pflichten für die Zukunft; er sagte — so en passant — den Anwesenden Wahrheiten, die sie sich an einem Werkeltage von keinem Rabbiner hätten sagen lassen. Aber ihm klatschten sie Beifall. Er machte doch nur „Spass“.

Die jüdischen Volksdichter waren keine Lyriker im eigentlichen Sinne. Sie verstanden nichts von der Dichtkunst Ohne Regeln waren ihre Dichtungen. Ihre Verse hatten verrenkte Füsse. Aber der Reim war da, den Rythmus besorgte die Melodie. Da wurden in dem einen Vers



B. ELKAN DORTMUND.
Oelbild: Die Eltern des Künstlers.

die Worte gedehnt, in dem andern drei Worte mit einem Mal verschluckt — so glich sich das aus. Jedes jüdische Volkslied kam mit einer Melodie zur Welt. Sein Verfasser dichtete singend. Der Text eines jüdischen Volksliedes ist gar oft höchst abgeschmackt, mit begleitendem Gesang jedoch fliesst es weich und melodisch ins Ohr und von dem Ohr ins Herz. Es lässt sich nicht ermessen, welche Wirkung die Volkslieder auf die Juden im Osten ausübten. Ihr Einfluss auf die moderne Jargonlyrik ist gross. Auch bei Frug und Rosenfeld lassen sich ihre Spuren nachweisen.

Volksdichter nannten sie sich, Volkslehrer waren sie. Sie predigten Moral und Sittlichkeit, Gottvertrauen und Liebe zum Volke. Sie kämpften für die wahre Religiosität und gegen den finstern Aberglauben. Mit bewundernswerter Offenherzigkeit und Unerschrockenheit deckten sie alle inneren Schäden auf. Sie sahen ihre Mission darin, die zugenagelten Fenster im Ghetto aufzureissen, damit das Licht hineindringe: Bildung, Aufklärung. Sie hatten ja selbst dieses Licht noch nicht gesehen; sie wussten auch nicht, obs wärmt oder sengt; aber sie ahnten, dass es gut sei . . . Der Ton, mit dem sie in ihren „gereimten Predigten“ zum Volke sprachen,

[1]) fatscheile = ein Kopftuch, hier im Sinne von Geschenk. [2]) schfeile = gemeines.

war verschieden: bald ätzend-satyrisch, bald ernst und eindringlich. Bald wetterten sie gegen den Parteienzwist der Männer, gegen den Luxus der Frauen, bald verherrlichten sie das jüdische Familienleben und priesen die jüdischen Feiertage. Heute verspotteten sie den Fanatismus der Chassidim, morgen rühmten sie die gute alte Zeit. Die gute alte Zeit war das Lieblingsthema der jüdischen Volksdichter. Eljakum Zunser, Goldfaden, Seuffert, Schafir bis herab auf Lateiner und Scheikewitz — alle haben sie Lobeshymnen auf die gute alte Zeit gedichtet.

Führ dich nooch der alter welt,
die neie is gor falsch, varstellt . . .

Eine glühende Liebe zum Judentum spricht aus ihren Liedern. Der Name Jud ist ihnen teuer, einerlei, in welcher Sprache er ausgesprochen wird. Selbst der Name „zyd", in den der Pole soviel Verachtung hineinlegte, gilt ihnen als Ehrenname:

Ich hob dich lieb, mein volk, du teiere umme,[1])
du starke, du schene, du feine, du frumme;
ich lieb dein nomen, wie men gibt ihm a dreh:
zi[2]) jisroel, zi israel, zi ibri, zi jewrê,
zi ja'akov, zi jakob, zi jude, zi jid,
ich hob dich lieb afilû[3]) beim nomen „żyd" . . .
(A. Goldfaden.)

Und dieses Volk, das sie so herzinnig liebten, trösteten sie in den schweren Tagen des Unheils. Sie suchten es aufzurichten und ihm Mut einzuflössen: Willst Du verzagen, Jakob, und dein alter Gott schläft nicht, und dir winkt noch eine frohe Zukunft! — — — Mancher trat wie ein tröstender Jesaias auf und erlaubte sich, im Namen Gottes zu reden. Charakteristisch für diese Gattung von Liedern ist ein Gedicht, betitelt: „Die Stimme Jakobs". Da tritt der Dichter vor Gott hin und klagt, dass er ferne sitze in den Zeiten der Bedrängnis und stillschweigend zusehe, wie man sein Volk martert und quält. Darauf die Stimme Gottes:

Wirst blihen, ja'akov, wie im schenen
frihling bliht a rois,
bist klein — men wird dich erkenen,
bist geschichtlich groiss.
Dein glick wird laichten wie var zaiten,
wie die sonne frih;
l'es-atto[4]) sitz ich vun der waiten,
un kik mir klomersch[5]) zü.
(Beirach Schafir.)

War auch keine eigentliche Poesie in ihren Liedern, so lag doch Methode darin. Erstens musste fast jedes Gedicht einen Kehrreim haben. Dann mussten — da Text und Melodie gleichzeitig entstanden — die Strophen eine gewisse Einheitlichkeit aufweisen. In den historischen Liedern wurde die chronologische Reihenfolge strengstens beobachtet. Da machten sie oft einen Rundgang

[1]) umme = Volk. [2]) zi = ob. [3]) afilû = selbst. [4]) l'es-atto = vorläufig. [5]) klomersch = scheinbar.

durch die jüdische Geschichte: eine Reise um die Welt Von Egypten gings nach Palästina, von hier über Babylon nach Rom, von da wiederum durch Spanien über Deutschland nach Polen, bis sie endlich im freien Amerika anlangten. Fast jeder jüdische Volksdichter hat in mehreren Gedichten diese Reise gemacht . . Auch innerhalb der Mauern des Ghetto wurden derartige Rundgänge unternommen. Das Leben und Lieben im Ghetto wurde in allen möglichen Schattierungen gezeigt. Die jüdischen Volksdichter achteten es gering, einen einzelnen Fall zu behandeln. Immer musste eine ganze Gattung von Fällen herhalten. Wollten sie die handelsmässig abgeschlossenen Ehen geisseln, so glaubten sie, die Unmoral solcher Ehepakten an unzähligen Beispielen demonstrieren zu müssen Sie dichteten frisch drauf los ein meterlanges Poem, in dem jede Strophe ein anderes Ehepaar vorführte. Aehnlich waren auch die Chassidimlieder, Sabbatlieder, die Spottlieder auf die „moderne" Welt. Sie zeigten von jedem Ding die Kopf- und Wappenseite. Das folgende Liedchen „Das Weib" ist typisch für diese ganze Gattung von Liedern.

Dos Weib.

Wer macht einem dos leben siess? — a weib.
Wer macht einem dos leben miess? — a weib.
Wer is far ein mann dos gresste glick?
Wer brengt ihm derzu, er soll sich machen chik? —
a weib, a weib.
Sie hot doch kein maure[1]) far dem starksten held,
Sie is die starkste chaje[2]) auf der welt.

Wer kenn lachen un nischt aufheren? — a weib.
Wer kenn weinen mit falsche treren? — a weib.
Wer is mechaje'dig,[3]) süss un geschmak?[4])
Wer is auf der welt der gresster schlak? —
a weib, a weib.
Sie hot doch kein maure far dem starksten held,
Sie is die starkste chaje auf der welt.
(Josef Lateiner.)

Unter den jüdischen Volksdichtern sind die bedeutendsten: Abraham Goldfaden und Beirach Schafir. Der erste ein dramatisches Talent, der andere ein verkommenes lyrisches Genie. Der erste als Verfasser mehrerer „Dramen" und Schöpfer der jüdischen Bühne allenthalben bekannt, der andere verschollen und vergessen. Goldfaden ist der erste Jargondramatiker; bei Schafir vollzieht sich die Metamorphose vom jüdischen Volksdichter zum Jargonlyriker, Schafir hätte ein Heine der Jargonliteratur werden können, wäre er nicht das Opfer einer falschen Erziehung geworden. Eigentlich kann bei ihm von Erziehung nicht die Rede sein. Weder Eltern noch Freunde haben für die Ausbildung dieses Talents gesorgt. Er hat nicht das Glück gehabt, entdeckt zu werden. Er entdeckte sich selbst. Als Autodidakt brachte er es soweit, in vier Sprachen dichten zu können: Jargon, Hebräisch, Deutsch und Polnisch. Er hat in allen diesen Sprachen Gedichte veröffentlicht, die ihn

[1]) maure = Furcht. [2]) chaje = Lebewesen. [3]) mechaje'dig = belebend. [4]) geschmak = lieblich.



B. ELKAN DORTMUND.
Knabe (Zeichnung).

eine beträchtliche Stufe höher über den Durchschnittslyriker stellen Als jüdischer Volksdichter war er der erste, der das Jargonlied in Jamben und Trochäen dichtete Man lese sein Gedicht „Am Olam“ (Das ewige Volk), das die Vertreibung der Juden aus Russland und ihre Auswanderung nach Amerika schildert. Hier nur die ersten zwei Strophen:

Auf dem waiten meer
flihen hin un her
schiffe ohn a zohl;
dorten im gerider
segeln unsre brider,
die bene jisro'l.[1])

Nischt aus der medine[2])
Indien oder Chine
führen s'chaure sei;
dorten schwimmen zinder
arme, nackte kinder
zwischen welten zwei.

Schafir hat in die Ghettopoesie zum ersten Mal etwas Naturempfindung hineingetragen. Für die jüdischen Volksdichter existierte nämlich die Natur nicht. Das Wort Natur in seiner umfassenden Bedeutung fehlte in ihrem Sprachschatz. Sie gebrauchten es nur im Sinne von Charakter: die Natur des Menschen, eine Weibsnatur. Auch das hebräische Wort „tewa“ (Natur) bekam bei ihnen nur die Bedeutung von „Eigenschaft“, „Gewohnheit“. Man sprach von einer „guten tewa“ (guten Eigenschaft) und von einer „miessen tewa“ (üblen Gewohnheit). Es wäre durchaus falsch, diese Erscheinung auf einen angeborenen Mangel an Naturempfinden zurückzuführen. Nicht etwa eine schwache Sehkraft oder gar das gänzliche Fehlen eines ausgeprägten Schönheitssinnes bedingte sie. Im Gegenteil. Das Schöne, das innerhalb der Ghettomauern vorhanden war, sahen, fühlten, liebten und besangen sie in allen möglichen Tonarten. Sie bekundeten sogar einen recht scharfen Blick für alles Schöne und Glanzvolle im Ghetto. Viele erhabene Schönheitslinien, die aus der trüben Ghettozeit wie glänzende Lichtstreifen zu uns herüberleuchten, sind zum grossen Teil ihre Entdeckungen gewesen. Aber die Schönheit der Natur lag ausserhalb der Ghettomauern, in jenen Gegenden zumeist, zu denen die Juden keinen Zutritt hatten . . . Es ist gewiss mehr als blosser Zufall, dass das erste Jargongedicht mit der Ueberschrift „Die Natur“ im freien Amerika entstand . . . Erst in der Freiheit erwachen im Juden all die edlen Gefühle und Empfindungen, die die Grausamkeit der Menschen jahrhundertelang in ihm erstickt hat Die modernen Jargonlyriker, die vorzügliche Naturmaler sind, beweisen uns, mit welcher Liebe und Innigkeit der Jude sich in die göttliche Natur versenken kann. Aber während die modernen Jargonlyriker sich in ihrem Erfassen der Natur in allen Stücken modern zeigen, äussert sich in den Naturschilderungen der letzten jüdischen Volksdichter und ersten Jargonlyriker eine gewisse spezifisch-jüdische Empfindungsart. Zur nähern Illustration möge hier das folgende



B. ELKAN DORTMUND.
Porträtmedaille des Grossherzogs von Baden.

[1]) bene jisro'l = Kinder Israel. [2]) medine = Land.

reizende Schafirsche Bildchen eines Sonnenuntergangs an einem Sabbatnachmittage Platz finden:

> Die sun geht unter mit purpurne streifen,
> es zeigen sich sternlach stillerheit,
> dos senen die bänder, goldene schleifen
> vun der schabbes-malkesse[1]) dos seidene kleid.

Man beachte den Vers „es zeigen sich sternlach stillerheit"! — Prinzessin Sabbat ist eine liebliche Fee, die Bringerin alles Guten. Alles Schöne strahlt von ihr aus. Sind wir fröhlich an einem Sabbat, so haben wir die fröhliche Stimmung nicht in ihn hineingetragen, sondern von ihm empfangen . . . Er erzeugte sie . . . Ein schöner sonniger Tag an einem Sabbat ist kein schöner sonniger Tag, der zufällig auf einen Sabbat fiel, sondern die liebreiche Spende aus der freigebigen Hand der Prinzessin Sabbat. Selbst der herrliche Sonnenuntergang an einem Sabbat ist keine blosse Naturerscheinung; seine purpurnen Streifen sind nur „die Bänder und die goldenen Schleifen von Prinzessin Sabbat's seidenem Kleid" . . . Schon in diesem Vierzeiler erkennen wir einen Dichter, der in sich wahrhaft poetisches Empfinden mit echt jüdischer Denkungsart vereinigt.

* * *

Wenn wir zwei Jahrzehnte in die jargonische Literatur zurückblicken, so finden wir Simon Frug in edler Begeisterung auf den alten Zionsharfen neue Lieder anstimmen. Mit Schafir schliesst die Epoche der jüdischen Volksdichter, mit Frug beginnt die Epoche der Jargonlyrik. Frugs Poesie mit ihrer vorwiegend nationalen Tendenz, mit ihrer Verherrlichung der jüdischen Ahnherren und jüdischen Helden, mit ihrer lohenden Begeisterung für das antike Judentum, sein Schrifttum, seine heiligen Bücher — erinnert in gewisser Hinsicht an die Bardenlieder der deutschen Literatur am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts. Diese Aehnlichkeit besteht nur, soweit die Ahnen-Verherrlichung und Helden-Verehrung, die sich in Frugs Liedern ausspricht, in Betracht kommt. Sonst ist zwischen den deutschen Barden und dem jungjüdischen Lyriker ein himmelweiter Unterschied. Frug ist vor allem modern; er singt keine dithyrambischen Oden in schwülstigem Choralstil. Dem tausendjährigen Judenschmerz hat Frug seine Lieder geweiht. Der Dichter lebt in Russland, in dem Lande, wo dieser Schmerz nicht erst geweckt zu werden braucht, da man ihn nicht zur Ruhe kommen lässt . . .

Frug spielt also die alte Leier, aber er bringt ganz neue Töne hervor. Er hat der jüdisch-deutschen Poesie eine erhöhte Mannigfaltigkeit verliehen. Die Hauptmerkmale der Frugschen Dichtungsart sind: tiefe Gedanken, verbunden mit einer fast naiven Einfachheit in Form und Stil. Selbst da, wo der Dichter, von seinen quellenden Gefühlen und Empfindungen voll, ins Mystische hinübergreift, lugt der Gedanke hinter dem mystisch-symbolischen Schleier klar und deutlich hervor. Der Schwerpunkt Frugs liegt in seiner Sprache.*) Dem polnischen Schriftsteller Kraszewski wird nachgerühmt, er habe die polnischen Schriftsteller schreiben gelehrt: auch von Frug kann man sagen, er habe die Jargondichter schreiben gelehrt. Er war der erste, der auf Flexibilität und Modulationsfähigkeit der jüdisch-deutschen Sprache hingewiesen hat; er zeigte uns, dass im Jargon der Sprachschönheiten und Stilfeinheiten mehr sind, als sich mancher Jargonverächter träumen lässt.

Der russische Dichter Frug steht über Frug, dem Jargonlyriker. Vielleicht liegt der Grund darin, weil er als russischer Dichter Epigone ist. Auch das hervorragende poetische Talent braucht seine Vorbilder, denen es nacheifern kann. In der russischen Literatur konnte Frugs poetische Begabung an bedeutenden Meistern sich bilden. Ich nenne nur: Puschkin. Dagegen in der jüdischdeutschen Literatur waren seine Vorgänger Versmacher, die zwar manches Gedicht schrieben, das in seiner Tendenz annehmbar und einer gewissen Zeitströmung auch entsprechend war, die jedoch kein einziges Werk schufen, das irgendwie vom künstlerischen Standpunkt aus Anspruch auf Mustergiltigkeit erheben könnte. Trotz alledem hat sich Frug von den jüdischen Volksdichtern nicht gänzlich emanzipiert. Er hat viele ihrer Gedanken übernommen, freilich nicht ohne sie zu modernisieren, zu vertiefen. Die Kunstform für das Jargongedicht ist Frugs Schöpfung. Vor ihm konnte man von einer Kunstform des Jargonliedes nicht gut reden. Frug war somit der erste, der als vollwertiger Dichter in der jüdisch-deutschen Literatur auftrat. Er war der Zeit nach der erste, und ist dem Werte nach bis heute der erste, nämlich der bedeutendste. Alle seine Nachfolger sind eine hübsche Strecke hinter ihm zurückgeblieben; selbst der gefeierte Morris Rosenfeld hat ihn nur annähernd erreicht. Rosenfeld besitzt vielleicht mehr Sprachgewalt, mehr Temperament; Frug dagegen verfügt über jene Ruhe und Gelassenheit, die zum Wesen des Künstlers notwendig gehören. Rosenfeld ist eine impulsive Natur, alles drängt bei ihm nach aussen, an die Oberfläche; er sagt nicht viel, aber laut, mit kraftvoller Stimme. Frug ist intensiv; alles ist bei ihm innerlicher, tiefer, die Tränen schwimmen nur so in seinen Augen, aber sie rinnen nicht seine Wangen hinunter, seine Seufzer klingen gedämpft und immer gedämpfter, je beklommener seine Brust ist. Rosenfeld erscheint uns immer in ein und demselben Gewande: der Jude als Proletarier; Frug zeigt uns den Juden in seiner proteusartigen Vielgestaltigkeit. Deshalb ist auch Frug spezifischer jüdisch als Rosenfeld, dessen Arbeiterlieder — die meisten seiner Lieder sinds ja — das jüdische Kolorit ganz gut entbehren können und zum Teil auch entbehren.

Die Muse Simon Frugs hat ein spezifisch jüdisches Aussehen. Der Dichter selbst nennt sie die „jüdische Jargonmuse". In der als Gedicht in Prosa abgefassten Einleitung zu den in zwei Bänden vorliegenden gesammelten poetischen Werken Frugs

[1]) schabbes malkesse = Prinzessin Sabbat.

schildert der Dichter seine Sehnsucht nach der Muse, nach „jener ewig jungen und ewig schönen Muse mit den langen braunen Locken, mit den blühenden rosafarbenen Wangen, mit den frischen roten Lippen, die die Engel küssen, jener göttlich schönen Prinzessin mit der siebensaitigen Leier in der einen Hand und mit dem Lorbeerkränzchen in der andern." Das ist die Muse, die der Dichter herbeiruft. Statt ihrer erscheint ein Weib mit bleichem Antlitz, mit kranken rotgeweinten Augen, die trübe Wolken umschatten; sie ist in düstere Trauerkleider gehüllt und spricht in abgerissenen elegischen Tönen, die bald weich und rührend klingen wie das Kinnothsagen am neunten Ab, bald volltönend und erschütternd wie die Stimme des Schofars am Neujahrstage. Das ist die jüdische Muse . . . Und wie die Muse, so der Dichter.

Ich bin der ständ'ge Schofarbläser,
Ich stoss ins Horn mit Macht,
Sowohl am trüben Wintertage
Wie in der Frühlingsnacht.

Es schlummert wohl in meinem Herzen
Manch lustge Melodie,
Kaum fang' ich an das Lied zu singen,
Wirds gleich zur Elegie. . .

Man kann bei Frug fünf Arten von Liedern unterscheiden: ernste Gesänge, Lieder der Bibel, Zionslieder, satirische Gedichte und Balladen und Legenden.

In den ernsten Gesängen Frugs finden wir jenen Grundzug der Melancholie, die wir bereits beim hebräischen Lyriker Chaim Nachman Bialik kennen gelernt haben. Es ist immer die ewige Suche nach Schönheit und Kraft, Freiheit und Licht. Schönheit ist genugsam vorhanden: eine herrliche Natur Gottes, ein wogendes Aehrenfeld, zierliche Blumen im Garten, ein blaufarbener Himmel, Sonne, Mond und Sterne — aber der Jude kann die Schönheit nicht geniessen, weil ihm Licht und Freiheit fehlen. Er sieht die Schönheiten der Natur nur durch ein kleines Guckfenster, aber er darf sich nicht mitten in ihr als freier Mann frei bewegen. Deshalb ist der jüdische Poet umso trauriger, je freudiger der Himmel lacht, umso melancholischer, je freigebiger die Natur ihre Schätze offenbart.

Droben lacht der blaue Himmel,
Heiter ist der Tag, gelind.
— „Spiel mir doch ein Sommerliedchen!" —
Fleht das arme bleiche Kind:

— „Komm mit mir doch in den Garten;
Von des Gartens schönster Zier,
Von den allerschönsten Blumen
Windest du ein Kränzlein mir!" —

Ach, mein Kind, siehst nicht? — Zerbrochen
Hängt die Harfe an der Wand;
Und entwohnt ist längst des Spielens
Meine schwache, kranke Hand.

Was kann Lebensfreude frommen,
Wenn verwundet ist das Herz!
Sommer, Winter, Herbst und Frühling —
Immer nagt der alte Schmerz.

Das ist das Sommerlied des jüdischen Poeten. Fast alle ernsten Gesänge, besonders aber die Gedichte „Eine Sommernacht", „Die Natur", „In den Gärten, auf den Feldern", „Zum Cheder, Kinder!„ „Grossmütterchen sitzt mit einem Strumpf in der Hand", „Der Frühling geht, der Frühling kommt" — hat Frug aus dieser traurig düstern Grundstimmung heraus gedichtet. Frugs Leier ist reich genug an Tönen, um den tausendfachen Schmerz in tausendfachen Variationen ausklingen zu lassen.

Frugs biblische Lieder haben mit den „Biblischen Melodien" Ujejskis nichts gemein. Kornel Ujejski hat seinen polnischen Patriotismus in biblische Stoffe gehüllt. Frugs biblische Lieder dagegen sind Kommentare zu der Bibel, Randglossen, Betrachtungen, Reflexionen. Er sitzt über die uralten Blätter gebeugt und hebt jedesmal seinen Kopf empor, um ins Freie zu blicken und über das Gelesene nachzusinnen. Er bringt jedes Bibelwort in Beziehung zum modernen praktischen Leben. Liest er von den biblischen Helden, so sucht er sie gleich in der Gegenwart, und leise Wehmut zieht in sein Herz, weil er sie nicht findet. Er liest die uralten heiligen Blätter mit Andacht, zugleich mit erhöhter Aufmerksamkeit. Bald hält er inne, bald macht er einen Gedankenstrich. Hier setzt er ein Ausrufungszeichen, dort ein Fragezeichen. Hier als Beispiel das von Zlocisti ins Hochdeutsche übertragene Gedicht „Aber die Sterne?"

Es glänzt der Mond. Es glänzen die Sterne
In wallender Nacht über Berg und Tal . . . —
Und wieder les ich die uralten Blätter;
Ich las sie tausend und tausende Mal.

Und wie ich lese die heiligen Worte,
Hält mich eine Stimme gebannt:
„Mein Volk, Du wirst sein wie die Sterne am Himmel,
Wie am Meeresgestade der Sand."

Ich weiss es mein Gott: Von Deiner Verheissung,
Wird sich erfüllen das leiseste Wort.
Ich weiss es, mein Gott: Es sucht nur Dein Wille
Die richtige Zeit, den richtigen Ort.

Und eines hat schon die Erfüllung gesehen,
Ich hab' es mit allen Sinnen gefühlt:
Wir sind zu treibendem Sande geworden,
Von jeglichem Fusse durchwühlt . . .

Es hat sich erfüllt! . . Wie Sand und wie Steine
Zerstreut und zerstoben zu Schande und Spott!
. . . Nun aber die Sterne mit leuchtendem Scheine,
Die Sterne, die Sterne, wo sind sie, mein Gott? . . .

Die Zionslieder Frugs sind der Ausfluss jenes tiefinnerlichen Gemütslebens, das sich nur bei dem von aller Welt abgegrenzten Ghettojuden entwickeln konnte. Nahm man ihm diese schöne Welt, so schuf er sich im Geiste eine andere, eine schönere, glanzvollere. Raubte man ihm die Wirklichkeit, so blieben ihm die Träume. „Auch Träume sind etwas, womit man die Zeit ausfüllen kann", und Träume haben nicht selten Leidende getröstet und Gebeugte aufgerichtet. Tiefe Religiosität erzeugte

den Messiasglauben; die farbenreichen Traumbilder, die sich an ihn knüpften, dichtete später die lebhafte Phantasie hinzu. Das goldene Zeitalter suchten die Juden im Ghetto in der Zukunft. Und sie hatten recht. Das goldene Zeitalter war noch nicht; ein goldenes Zeitalter, das spurlos verschwinden konnte, glänzte nur wie Gold, aber es war keins. Das echte muss erst kommen. Diese Hoffnung tröstete die Juden. Mit goldenen Fäden hatte der Ghettojude sein Zionsideal umsponnen. Und der jüdische Ghettodichter Frug spinnt sie weiter. Es liegt viel Erhabenes und viel Rührendes in seinen Zionsliedern. Es sind Tränen in ihnen, die wie sonnenbestrahlte Tautropfen funkeln, und Töne, die wie liebliche Zukunftsmusik klingen. Frug hat in diesen Liedern die an den Messiasglauben anknüpfenden Sagen, Legenden und Märchen als zierliche Arabesken verwendet. Von den vielen Zionsliedern sei hier nur eins in möglichst wortgetreuer deutscher Uebertragung angeführt. Es betitelt sich „Der Becher“ und behandelt die alte Midraschlegende von dem Tränenbecher, der vor Gott steht und in den der Allerbarmer beim Anblick der Leiden Israels manche Träne fliessen lässt. Erst — so geht die Sage — wenn das Mass der Leiden voll ist und der Becher von Tränen überströmt, hat die Stunde der Erlösung geschlagen, ist die lange Leidensgeschichte Israels beendet.

Der Becher.

— „Sag, Mütterchen, ist's wirklich wahr,
Was Grosspapa erzählet:
Dass dort vor Gott ein Becher steht; — — —
Und wenn man hier uns quälet,
Und wenn aus unsrer wunden Brust
Erschallen Schmerzenstöne,
Lässt fliessen Gott in diesen Kelch
Voll Mitleid eine Träne?“ —

— „Ist wahr, mein Kind!“ — „Sag, Mütterchen,
Ist's wahr. was ich vernommen,
Dass wenn der Becher tränenvoll,
Dann wird Messias kommen?“ —
„Jawohl, mein Kind!“ — Und eine Weil'
Seufzt still der kleine Sprecher,
Dann fragt er leis: — „Wann, Mütterchen,
Wann wird denn voll der Becher?“ —

Tieftraurig hebt zur Mutter er
Den Blick voll bangem Sehnen:
— „Ist denn der Becher bodenlos
Und sickern durch die Tränen?
Wir litten und wir leiden noch,
Nichts füllt des Bechers Leere;
Vielleicht versiegt im Lauf der Zeit
Im Becher drin die Zähre?“ . . . —

Die Mutter schweigt und neigt das Haupt,
Ihr Herz ist tief erschüttert,
Und eine Träne, weich und mild,
Im Mutterauge zittert.
Und auf des Kindes hold Gesicht
Zwei Perlentropfen fliessen. . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

O guter Gott, lass in den Kelch
Die Tränen sich ergiessen.

Auf dem Gebiet der Satire bewegt sich Frug zwischen Höhe und Tiefe. Manchmal gelingt ihm ein vorzügliches satirisches Gedicht. Zuweilen jedoch sinkt er auf die Stufe der alten Badchonim hinunter . . . . Auf der Höhe seines poetischen Könnens zeigen ihn seine Balladen und Legenden. Sie verdienen die Bezeichnung: Perlen der jargonischen Literatur.

* * *

Frug ist ein bedeutender Lyriker. Der Abstand zwischen ihm und den jüdischen Volksdichtern ist gross. Aber man kann sich Frug ohne die jüdischen Volksdichter nicht denken. In ihm hat die jüdische Volksdichtung ihren Gipfelpunkt erreicht. Er hat für den Gedankenkreis und die Gefühlsmomente der jüdischen Volksdichtung die richtige Kunstform geschaffen. Das erhebt ihn vom Volksdichter zum Dichter des Volkes. Ganz anders ist Morris Rosenfeld. Dieser Dichter steht — als Jargonlyriker — auf eigenen Füssen. Freilich lassen sich auch in Rosenfelds Dichtungen, namentlich in denen seiner ersten Schaffenszeit, Spuren der jüdischen Volksdichtung nachweisen. Aber sie haften nicht unzertrennlich am Wesen dieses Dichters. Man kann diese Spuren verwischen, ohne dadurch ein Jota von der poetischen Empfindungsart Rosenfelds zu rauben. In der Jargonliteratur bedeutete er ein Ereignis. Zunächst seine Persönlichkeit: ein armer, hungernder, in den Sweat-Shops Frondienste leistender jüdischer Schneidergeselle erwacht eines Morgens und findet sich als Dichter berühmt. So mancher jüdische Schneidergeselle war zu etwas besserm geboren und hat es zu etwas besserm gebracht. Der alte Alexander Zederbaum hat den kühnen Sprung von der Schneiderwerkstatt zum Redaktionstisch gemacht. Dieser Schneidergeselle begründete die älteste und grösste hebräische Tageszeitung „Ha-meliz“, die in Petersburg vierundvierzig Jahre lang erschien. Ausserdem gab er noch einige Zeitschriften und Wochenblätter in jüdisch-deutscher und in russischer Sprache heraus. Ein jüdischer Schneidergeselle war es, der heute die „Stütze des Wiener Burgtheaters“ ist. Und ein jüdischer Schneidergeselle schrieb die „Songs from the Ghetto“, die seinen Namen als Jargondichter in Amerika wie in Europa bekannt machten.

Die „Lieder des Ghetto“[1]) hat der Dichter in drei Teile geschieden: in die Lieder der Arbeit, die Lieder des Volkes und die Lieder des Lebens. „Alle drei Teile sind von einer Stimmung getragen: einem gewaltigen Schmerz, der sich empört gegen die Grausamkeit des Schicksals und der Menschen, der wild aufschreit, ohne einen Widerhall zu finden, der sich verzweifelt krümmt und endlich kraftlos zusammenbricht, um den letzten halberstickten Seufzer in einer Flut von Tränen zu begraben“ . . . Rosenfeld setzt unbewusst statt des Spezifisch-

[1]) Deutsch: Lieder des Ghetto von Morris Rosenfeld. Autor. Uebertragung aus dem Jüdischen von Berthold Feiwel mit Zeichnungen von E. M. Lilien. Zweite Auflage. Hermann Seemann Nachf., Berlin.

Jüdischen das Allgemein-Menschliche in den Vordergrund. Diese Erweiterung des lyrischen Stoffgebiets in der jüdisch-deutschen Literatur ist mit Genugtuung zu begrüssen. Denn eine Literatur bereichern, heisst, ihr jedesmal neue Stoffgebiete zuführen, neue Werte schaffen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist Rosenfeld ein Bahnbrecher. Er griff über die Grenzen des Ghetto hinaus und ins volle Menschenleben hinein. Das Schicksal wollte es, dass er auch ausserhalb des Ghetto nur Disteln und Dornen fand, die in sein Herz drangen und es bluten machten. Von Kindheit an an jüdische Schmerzen und Tränen gewohnt, glaubte er in jedem Schmerz und in jeder Träne etwas Jüdisches erblicken zu dürfen. Es gibt Leiden, die der Jude als Mensch zusammen mit Millionen andern Menschen teilt. Die grosse Tragik im Leben des Juden bildet der Zuschuss zu den menschlichen Leiden, den er vom Schicksal erhalten hat: das Judenelend. Morris Rosenfeld scheint beide Begriffe: das allgemein-menschliche und spezifisch-jüdische Elend nicht recht auseinanderzuhalten. Sonst hätte er seine Gedichtsammlung nicht unter der falschen Flagge „Lieder des Ghetto“ in die Welt geschickt. Es sind Lieder, die in der Ghettosprache geschrieben sind; Lieder des Ghetto sind sie nicht. Was haben zum Beispiel die Arbeiterlieder „Die Werkstatt“, „An der Nähmaschine“, „Die Nachtigall zum Arbeiter“, „Das Lied der Not“, „Die Träne auf dem Eisen“, „Was ist die Welt“, „Auf dem Totengarten“ — mit dem Ghetto zu schaffen? Oder wie stehen die Lieder des Lebens: „Blumen im Herbst“, „In der Wildnis“, „Die Erschaffung des Menschen“, „Die Freiheit“, „Die Not und der Dichter“, „Die Friedhofsnachtigall“ — mit dem Ghetto in Zusammenhang? Nur die Lieder des Volkes — der kleinste Teil der Sammlung — stammen aus der rein jüdischen Gemütssphäre. Rosenfelds Gedichte haben aus dem Grunde, weil sie nicht spezifisch-jüdisch sind, an poetischem Wert nicht das geringste verloren. Aber man soll die Seufzer, die aus rauchgeschwängerten Fabriksräumen kommen, mit den Seufzern, die aus dumpfen Ghettomauern hervortönen, nicht identifizieren.

Rosenfelds Stärke ist die Naturmalerei. Er malt keine Kabinettbilder, weil er mit einfachen Mitteln nicht zu arbeiten versteht. Er entwirft übergrosse Gemälde, in denen er einen Farbenreichtum entwickelt, dass es glänzt und schillert und funkelt von allen Seiten. Er findet für jedes Naturbild eine treffende Tonfarbe, für jeden Naturlaut einen richtigen Klangwert. Wir staunen oft, wie sich in diesem hungernden und darbenden Schneidergesellen ein solcher Natursinn entwickeln konnte, und wir fragen uns: wie gross hätte dieses Dichtertalent unter günstigen Verhältnissen werden können, wenn es unter ungünstigen so geworden ist! . . . Ein grandioses Bild von grossartiger Plastik und meisterhafter Klangmalerei ist das Gedicht „der Sturm“. Wild rast der Sturm übers Meer. Tief gähnt der Abgrund der brüllenden See, aus der die Wogen hochauffliegen, als drohten sie eine Welt zu verschlingen. Gegen diesen Meeressturm setzt sich ein Schiff zur Wehr. „Es biegt sich und bäumt sich und stöhnt und ächzt“. Es schnaubt der Kessel, es zischt im Kamin, es krachen die Balken,

Es krachen die Masten, wild flattern die Segel,
— Jetzt fliegt es vorbei an dem tötlichen Riff —
Sie kämpfen und streiten und raufen und ringen
Auf Leben und Tod: der Sturm und das Schiff.

Jetzt muss es sich ducken, jetzt muss es sich stellen,
Jetzt treibt es zurück, jetzt treibt es voraus,
Jetzt ist es nur noch ein Spielzeug der Wellen,
Die Wasser verschlingen's und speien es aus.

Es braust die See, auffliegen die Wogen,
Es dampft und kocht und siedet der Grund,
Blut will der höllische Sturm, der Mörder,
Ein grausiger Abgrund reisst auf seinen Schlund — —

Da hört man ein Jammern, ein Schreien und Weinen.
— Entsetzlich die Angst und schaurig die Not —
Jedwedes betet zu seinem Gotte:
„Rette uns, rette uns, Herr, vor dem Tod!“

Und an der Seite dieses Bildes malt er zwei Männer, die ruhig und stumm nebeneinander sitzen. Sie falten die Hände und starren schweigend den Todesgraus an. Es sind zwei russische Juden, die aus dem finstern Russland geflohen sind und jetzt vom freien Amerika wieder nach Russland getrieben werden. Sie resignieren: Mag brausen das Meer und heulen der Sturm und sinken das Schiff — was haben wir, die Entrechteten, die Heimatlosen, zu verlieren? Das nackte Leben, das wir besitzen, ist wahrlich des Lebens nicht wert . . .

Ihr habt wohl Grund zum Weinen und Beten
Und mögt Euch entsetzen vor jähem Tod,
Habt alle ein Heim, darinnen zu wohnen,
Euch jagt übers Meer nicht die grausame Not.

Doch wir sind verloren, verlassen wie Steine,
Die Erde giebt uns kein Fleckchen frei,
Wir fahren. Doch keiner erwartet uns drüben.
Vielleicht wisset ihr, wohin fahren wir zwei?

Mags brausen und brüllen und sieden und kochen.
Mags stürmen und stürzen um uns her,
Wir sind verlorne, verlassene Juden —
Unsere brennende Wunde löscht nur das Meer. . . .

Als Gegenstück zu diesem düstern Gemälde möchte ich „Die Nachtigall zum Arbeiter“ anführen, ein Gedicht, worin Rosenfeld einen schönen Sommertag in den buntesten Farben malt. Freilich brechen auch in diesem Gedichte Seufzer hervor, auch hier beeinträchtigt die Tendenz den künstlerischen Wert der Dichtung. Aber die künstlerischen Werte, die sie enthält, interessieren uns umsomehr, als sie von dem Natursinn Rosenfelds beredtes Zeugnis ablegen:

Schön Sommer ist heut, schön Sommer ist heut!
Hörst du mein zärtliches Locken?
Vom tiefblauen Himmel die Goldsonne blinkt,
Luftvölkchen im Walde schmettert und singt,
Froh summt es auf blühenden Glocken.
Es plaudert die Quelle und murmelt der Teich,
Es prangen die Blümelein wunderreich. — — —

Schön Sommer ist jetzt, schön Sommer ist jetzt!
Der Schmetterling tanzt in den Lüften,
Der köstliche Silberregen sprüht,
Es funkeln die Berge, von Golde umglüht,
Es wogt von wonnigen Düften.
Und lustig erschallen Schäferschalmei'n,
Der Hirt ruft die Hirtin zum Stelldichein,
Die heilige Zeit ist erschienen.

Es ist kein Wunder, dass ein Dichter wie Rosenfeld im Ghetto Aufsehen erregte. Die vergleichende Kritik beschäftigte sich alsofort mit der Erörterung der Frage: Wer ist grösser — Frug oder Rosenfeld? So formuliert wurde eigentlich die Frage nicht, aber sie war aus der Antwort ersichtlich, mit andern Worten: sie fragten nicht, weil sie bereits die Antwort fertig in der Tasche hatten. Im Grunde genommen lassen sich beide Dichter nicht miteinander vergleichen. Sie sind zwei verschieden geartete Lyriker. Ihre Wege gehen weit auseinander. Ich habe den Vergleich beibehalten, erstens weil er schon einmal gemacht worden ist, zweitens weil Frug und Rosenfeld die Hauptvertreter der modernen Jargonlyrik sind. Und wie lautete die Antwort der Kritiker? Die einen stellten Rosenfeld neben Frug, die andern — darunter einige deutsche jüdische Kritiker — sogar über Frug. Schätzt man den rein künstlerischen Wert der Erzeugnisse dieser beiden Dichter genau ab, so muss man meines Erachtens zu dem Schlusse gelangen: Rosenfeld hat gar mächtige Akkorde angeschlagen; er hat Frug übertönt, übertroffen hat er ihn nicht. Ja, nicht einmal ihn ganz erreicht.

Nach diesen Jargonlyrikern wären vor allen andern zu nennen: Abraham Reisen, ein stimmungsreicher Poet, der manchen hübschen Gedanken in den Goldreif eines schöngeformten Verses einfasst. Coleridge sagt, dass in einem Liede, wo der Satz musikalisch gebildet und wo in den Worten Rythmus und Melodie zu finden ist, da ist auch etwas Gutes in seiner Bedeutung. In diesem Sinne sind die Lieder Reisens gute Poesie. — Ch. D. Nomberg, ein überaus begabtes dichterisches Talent, dessen Gesänge gar oft an die Psalmen erinnern. — L. Jaffé, ein Verskünstler, der zwar von Frug gelernt hat, aber mitunter seine eigenen Wege geht. — J. Propus, ein Freiheitsdichter, der in seinen Liedern für Licht, Leben, Freiheit und Freude kämpft. — Ausserdem ist noch eine Reihe von Jargondichtern vorhanden, deren Gedichte zumeist nur eine schlechtere Ausgabe von Frugs und Rosenfelds Liedern sind.

Abschiedsverse

von Jehuda ha-Levi. — Uebersetzt von Emil Cohn.

I.

Mein Lieb, wir müssen uns schicken,
Nun scheid' ich aus dem Tal:
Laß dir ins Auge blicken
Zum allerletzten Mal!

Ich fürcht', ich kann nicht zwingen
Das Herz in sein Revier:
Heraus wird es mir springen
Und laufen hinter dir.

II.

Gedenke der Tage liebender Lust,
Und ich will denken der Nächte:
Wie du mir ziehst durch die träumende Brust,
Auch ich, auch ich
Durch deine Träume möchte.

III.

Ein Meer von Tränen zwischen uns rollt,
Ich kann nicht hinübereilen;
Doch wenn deine Liebe herüber wollt',
– Die Wogen würden sich teilen.

IV.

Ich lieg' im Grabe in tiefem Traum, –
Da klingt ein Glöcklein holde,
Das Glöcklein hängt an deinem Saum,
Das Glöcklein ist von Golde.

Du flüsterst heiß; „Ich grüße dich,
O Liebster du, im Grabe!"
Da hauch ich leise: Hast du mich
So lieb, wie ich dich habe? –

V.

Du hast einen Mord begangen,
Darum verklag' ich dich:
Deine roten Lippen und Wangen,
Die sollen zeugen für mich!

Deine roten Lippen und Wangen,
Was sind sie denn so rot? –
Nun mußt du schweigen und bangen:
Mein Blut auf deinen Wangen,
Das zeugt von meinem Tod.

VI.

Willst du wirklich meinen Tod?
Ach, ich bete nur um Leben,
Um es jung und frisch und rot
Deinen Jahren zuzugeben.

Ruhlos meine Nächte sind
Und Du raubtest mir die Ruh': –
Nimm sie hin, du liebes Kind,
Schlumm're, schlumm're du! –

VII.

All meine Tränen blieben
Im Feuer deiner Lust,
All deine Wasser zerrieben
Die Steine in meiner Brust.

Durch Feuer und Wasser zusammen
Schritt mein zitterndes Herz:
Das waren deine Flammen,
Das war mein weinender Schmerz.

VIII.

Wie goldene Platten mein liebendes Herz,
So hämmern es deine Reden;
Deine Hände aber das leuchtende Erz,
Das schneiden sie wieder zu Fäden!

IX.

Rubin und Saphir: O Lippenpracht
Über schimmernder Zähne Reih'n;
Eine Sonne Dein Antlitz, doch lockige Nacht
Wirft schwarze Wolken hinein.

X.

Aller Reichtum dieser Welt
Ist mir eitel Trug,
Deiner Lippen rote Schnur,
Deiner Lenden Gürtel nur
Wäre mir genug.

All mein süßer Honig fließt
Dort, wo ich dich küßte
Meine Narde sich ergießt,
Alle meine Myrrhe sprießt
Rund um deine Brüste.

XI.

Der Frauen Ehre ist ihr edles Tun,
Doch alles Tun veredelt sich durch dich.

XII.

Unter deinen leichten Füßen
Heimlich süße Keime sprießen,
Balsamknospe, Myrrhenblüt.
Möchte doch mein Leben glücken
Nur so lange, bis ich pflücken,
Sehen kann, wie alles blüht.

XIII.

Deine Stimme hör' ich nimmer,
Aber leise hör' ich immer
Klingen wie ein fernes Grüßen
In den Tiefen meiner Seele
Deine Kettchen an den Füßen.

XIV.

Wenn du die Erschlag'nen deiner Liebe
Weckest einst aus ihrer toten Ruh',
Denke auch in sanftem Triebe
Meiner armen Seele Du.

Nur dir nachzugehn auf deinem Pfade,
Ließ sie einst des Leibes dunkle Truh':
Gib sie ihm zurück in deiner Gnade,
Gib ihr Ruhe, gib ihr Ruh'!

XV.

Mein Herz wird bitter,
Da es gedenkt: –
Noch hängt ja, hängt
An den Lippen die Süße,
Noch fühl' ich die Küsse,
Die du mir geschenkt. –

OI! JOSSEL MIT DEM FIEDEL.

(Nach einer jüdischen Volksmelodie.)

Aus der Sammlung: LEO WINZ. Nachdruck verboten! Begleitung von JACOB BEYMEL.

Lebhaft.

Zehn Brü-der sei-nen mir ge-we-sen ho-ben mir ge-handelt mit Lein is ei-ner ge-stor-ben ist ge-blie-ben nein. Oi!

poco rit. *molto rit.* *a tempo*

Jo-ssel mit dem Fie-del Tew-jeh mit dem Bass spielt sche mir a Lie-del chotsch auf dem Mit-ten Gass.

OI! JOSSEL MIT DEM FIEDEL.

Zehn Brüder seinen mir gewesen,
hoben mir gehandelt mit Lein.
Is einer gestorben,
is geblieben nein.
Oi! Jossel mit dem Fiedel,
Tewjeh mit dem Bass,
spieltssche mir a Liedel,
chotsch*) auf dem Mitten Gass.

Nein Brüder seinen mir geblieben,
hoben mir gehandelt mit Fracht.
Is einer gestorben,
is geblieben acht.
Oi! Jossel mit dem Fiedel,
Tewjeh mit dem Bass,
spieltssche mir a Liedel,
chotsch auf dem Mitten Gass.

Acht Brüder seinen mir geblieben,
hoben mir gehandelt mit Rieben.
Is einer gestorben,
is geblieben sieben.
Oi! Jossel mit dem Fiedel.
Tewjeh mit dem Bass.
spieltssche mir a Liedel,
chotsch auf dem Mitten Gass.

*) chotsch = wenn auch.

Sieben Brüder seinen mir geblieben,
hoben mir gehandelt mit Tschweks.*)
Is einer gestorben,
is geblieben sechs.
Oi! Jossel usw.

Sechs Brüder seinen mir geblieben,
hoben mir gehandelt mit Strümpf.
Is einer gestorben,
is geblieben fünf.
Oi! Jossel usw.

Fünf Brüder seinen mir geblieben,
hoben mir gehandelt mit Bier.
Is einer gestorben,
is geblieben vier.
Oi! Jossel usw.

Vier Brüder seinen mir geblieben,
hoben mir gehandelt mit Blei.
Is einer gestorben,
is geblieben drei.
Oi! Jossel usw.

Drei Brüder seinen mir geblieben,
hoben mir gehandelt mit Hei (Heu).
Is einer gestorben,
is geblieben zwei.
Oi! Jossel usw.

Zwei Brüder seinen mir geblieben
hoben mir gehandelt mit Steiner.
Is einer gestorben,
bin ich geblieben einer.
Oi! Jossel usw.

Einer bin ich geblieben,
handel ich mit Licht.
Starben tu ich jeden Tog,
weil zu fressen hob ich nicht.
Oi! Jossel usw.

*) Tschweks = Nägel.

DIE MILITAER-GESTELLUNG.

Monolog von Scholem Alechem.

„Von wannen ich fahr? Ach und Weh ist mir: ich fahr von der Militär-Gestellung. Das dort ist mein Sohn, der junge Mann, der da ausgezogen auf der Bank liegt. Mit ihm fahr ich von Jehupez. Bin beim Advokaten gewesen, mit ihm zu beraten, und auf dem Wege habe ich bei Professoren gehorcht, was sie etwa sagen möchten. Eine Militär-Gestellung hat mir Gott zugeschickt! Viermal habe ich dort gestanden und bin noch nicht fertig. Und gerade er ist ein einzigdiger Sohn, der einundeinzigdige, ganz echt, wahrhaftig, koscher, mit einem vollkommenen Militärbefreiungs-Privileg... Was kuckt ihr mich an? Ihr glaubt nicht? Ihr mögt zuhören, mögt ihr!

Das Begegnis von der Geschichte ist nämlich die Mahsse*): Ich selbst bin ein Meseretscher von Meseretsch. Geboren bin ich in Masepewka und zugeschrieben bin ich in Worotiliwka. Einmal bin ich nämlich — nicht gedacht soll es heute werden! — in Worotiliwka ansässig gewesen. Heute aber wohne ich in Meseretsch. Wer i c h bin und wie i c h heiße, macht Euch wohl nicht viel aus, meine ich. Doch meines Sohnes Namen muß ich Euch sagen, denn das gehört zur Hauptsache, sehr sogar. Er heißt Itzig, das heisst Awrohom Jitzchok, aber man ruft ihn Alterchen. Den Namen hat s i e ihm gegeben, meine Frau, sie soll gesund sein, weil er ein Angstkind ist, ein einzigdiger, ein einundeinzigdiger. Das heißt, wir hatten außer ihm noch einen Jungen gehabt, um ein Jahr oder anderthalb jünger als jener, ihm zu längerek Jahren. Eisik hat er geheißen, Eisik. Ist ein Unglücn gekommen. Man hat ihn, nämlich Eisik, einmal allein gelassen — ich bin damals, es soll nicht gedacht werden, noch ein Worotiliwkaer gewesen, das heisst ich hatte mich in Worotiliwka ansässig gemacht — und da hat er, nämlich Eisik, sich niedergesetzt und ist unter den Samowar gekrochen und hat den siedigen Samowar — nicht für Euch soll es gedacht werden — auf sich gegossen und sich zu Tode gebrüht — jenem zu längeren Jahren. Von der Zeit an ist er, Itzig nämlich, das heisst Awrohom Jizchok, unser einzigdiger gewesen, und sie hat ihn verzogen, meine Frau, sie soll gesund sein, und hat ihm den Namen Alterchen gegeben. Werdet Ihr fragen: Wie heißt? Ein Einzigdiger, ein Einundeinzigdiger, was hat der mit der Militär-Gestellung zu tun? — Hört nur, das ist doch eben mein ganzer Verdruß! Ihr glaubt vielleicht, er ist, Gott soll hüten, ein gesunder Jung, wie es einmal vorkommt bei Kindern die im Überfluß aufwachsen. Seid ihr auch im Irrtum! Nicht zwei Groschen möchtet Ihr für ihn geben. Ein Versehnis ist er, ein kranker Jung. Das heißt, krank, Gott soll hüten, ist er eigentlich auch nicht; aber gesund ist er gewiß nicht. Schade, er schläft jetzt, ich will ihn nicht wecken. Wenn er aufsteht, werdet Ihr sehen: ein Schatten von einem Menschen, Haut und Knochen, lang und schmal, ein Gesicht, wie die ausgespiene Feige, die Rabbi Zadok verschluckt hat, und eine Gestalt — Steins geklagt! — dünn wie ein Lulew, im ganzen nach ihr geraten, nach meiner Frau, sie soll gesund sein, auch hochgeschossen und mager. Nun frage ich Euch: brauche ich etwa an eine Militär-Gestellung zu denken, so lang und dünn wie er ist? Und tauglich ist er auch nicht, und ein Befreiungsprivileg hat er!

Es ist zur Militär-Gestellung gekommen. Wie heißt „Befreiungsprivileg"? Was ist mit dem Befreiungsprivileg? Es fängt sich garnichts an. Und was war die Ursache? Ganz einfach: mein anderes Jüngelchen, Eisik, der sich als Kind — nicht für Euch soll es gedacht sein! — mit dem Samowar zu Tode gebrüht hat, war nicht in der Matrikel gestrichen worden; man hatte es vergessen! Bin ich hingelaufen zum Kronsrabbiner, dem Schaute, und habe geschrien: „Halunke, Spitzbube, was habt ihr getan? Warum habt ihr meinen Eisik nicht ausgestrichen? Fragt mich der Narr: Wer ist der Eisik gewesen? — Wie heißt? frag ich, Ihr wißt nicht, wer Eisik ist? mein Sohn Eisik, der den siedigen Samowar über sich gegossen hat? — Was für ein Samowar? fragt jener. — Guten Morgen, sag ich; Ein guter Kopf auf Euch! So ein Kopf ist gut, Nüsse drauf zu knacken! Wer kennt nicht die Geschichte von meinem Eisik, der sich mit dem Samowar zu Tode gebrüht hat! Ich

*) Sache.

verstehe nicht, was Ihr für ein Rabbiner in unserm Städtchen seid. Mit Schales*) kommt man nicht zu Euch, dafür ist ein Row da, lang soll er leben — solltet Ihr wenigstens Achtung geben auf die Gestorbenen! Zu was hat man Euch und Eure Taxen? — Endlich stellt sich heraus, ich habe den schönen Row ganz umsonst heruntergemacht; denn die Geschichte mit dem Samowar war garnicht in Meseretsch passiert, sondern zu der Zeit, wo wir — nicht gedacht soll es heute werden — in Worotiliwka gewohnt haben. Das war mir ganz wie aus dem Kopf herausgeflogen.

Kurz — was soll ich Euch erzählen! — ich habe mich gerührt und umgetan, Papiere her, Papiere hin — mein Awrohom Jizchok, das heißt Itzig, den man Alterchen ruft, war um sein Privileg gekommen. Das ganze Privileg war fort. Ach und Weh und Gewalt! Denkt Euch: ein einzigdiger Sohn, ein einundeinzigdiger, ganz echt, wahrhaftig, koscher, mit einem vollkommenen Militärbefreiungsprivileg — und keine Spur von einem Privileg! Nun geh und schrei um Hilfe und Erbarmen — aus! verfallen!

Wir haben aber doch einen großen Gott auf der Welt! Geht mein Alterchen, das heisst Itzig, und zieht die höchste Losnummer 699! Die Militärkommission hat sich gewiegt vor Freude. Der Vorsitzende selbst hat ihm einen Stoß in die Rippen gegeben und hat gerufen: Bravo, Itzig, tüchtiger Junge! Die ganze Stadt hat mich beneidet. Nummer sechshundertneunundneunzig! Was für ein Glück! Masel tow, masel tow! Mit Masel sollt Ihr leben! Genau als wenn ich mit dem großen Los von 200 000 Rubel herausgekommen wäre!

Aber unsere Jüdchen! ... Wie man ist gekommen zur Untersuchung, sind auf einmal alle wüste, finstere Krüppel geworden. Der hat den Fehler gehabt, jener hat plötzlich zu hinken angefangen, einem andern war es auf die Augen gefallen, der hat das Pfeifen bekommen, bei jenem hat sich eine Wunde aufgetan, bei wieder einem hat sich, mit Respekt zu sagen, ein Aussatz auf dem Kopf gezeigt . . . .

Kurz — was soll ich Euch lang erzählen — man ist bis zu meines Sohnes Nummer gekommen, und mein Itzig, das heisst Alterchen, hat sich nebbig gemußt zur Aushebung stellen. Bei mir in der Stube hat sich ein Gewein erhoben, ein Gewein und Geschrei. Finsterkeit! Meine Frau, sie soll gesund sein, legt die Welt ein, meine Schwiegertochter fällt in Ohnmacht. Wie heißt? Wo ist das erhört gewesen! Ein einzigdiger Sohn, ein einundeinzigdiger, ein ganz echter, wahrhaftiger, koscherer, mit einem vollkommenen Militärbefreiungs-Privileg, und kein Stückchen Privileg! Und er, das heisst mein Sohn, ist ganz gleichgültig, als ginge die ganze Sache ihn nichts an. „Was wird sein mit Kol Jisroel, wird sein mit Reb Jisroel" sagt er. Nur der Magen zittert ihm dabei.

Wir haben aber doch einen großen Gott auf der Welt! Der Doktor betrachtet meinen Itzig, das heißt Alterchen, mißt ihn aus in der Länge und in der Breite, beklopft ihn, bekuckt ihn, dreht ihn her und hin und sagt: „Er taugt nicht, der Hund", d. h. er taugt schon, nur zum Soldaten taugt er nicht. Er mißt keine dritte-halb Werschok in der Breite ... Wiedereinmal eine Freude, ein Jubel: Masel tow, masel tow! Mit Masel sollt Ihr leben! Die Familie ist zusammengekommen, man hat einander „lechajim"*) zugerufen, man hat Gott gedankt, man war die Gestellung los!

Aber unsere Jüdchen! ... Meint Ihr, es hat sich nicht ein Scheikez**) gefunden, der bei der Regierung angezeigt hat, ich hätte „geschmiert"? Was soll ich Euch sagen — noch nicht zwei Monate vorüber, kommt ein Papier, worin mein Itzig, das heißt Alterchen, gebeten wird, er soll noch einmal zur Gestellung in die Gouvernementsstadt kommen, zur „Revision" heißt man das. Wie gefällt Euch die Mahße? Meine Frau, sie soll gesund sein, legt die Welt ein, meine Schwiegertochter fällt in Ohnmacht. Wie heißt! Wie heißt! zweimal zur Gestellung ein einzigdiger Sohn, ein einundeinzigdiger ein ganz echter, wahrhaftiger, koscherer, mit einem vollkommenen Militärbefreiungs-Privileg!

Kurz — was soll ich Euch erzählen! — wenn man zur Regierung gerufen wird, darf man nicht ausbleiben, muß man fahren. Sind wir zur Regierung gefahren. Bin ich herumgelaufen hin und her. Vielleicht hilft das Verdienst der Väter, ein gutes Wort, das, jenes. Geh, schrei! Ich erzähle einem die Geschichte — ein einzigdiger Sohn, ein einundeinzigdiger, und nicht einmal gesund. — Der erhebt ein Gelächter. — Und mein Sohn? — Man hat schon schönere begraben, sagt er, eine Revision ist eine Lotterie, die reine Lotterie!

Wir haben aber doch einen großen Gott auf der Welt! Man hat meinen Itzig, das heißt Alterchen, hineingeführt zu der Regierungsrevision und hat wieder von vorn angefangen, ihn zu betrachten in der Länge und in der Breite, hat ihn wieder beklopft und bekuckt, gedreht hin und her. Was? Steins geklagt! „Taugt nicht, der Hund?" Das heißt, taugen taugt er schon, nur zum Soldaten taugt er nicht. Einer hat widersprochen und gesagt „tauglich". Hat der Dokter geschrieen: „nicht tauglich". — Der sagt „tauglich", der sagt „nicht tauglich", tauglich, nicht tauglich, hin und her, bis der Gouverneur selbst sich von seinem Bänkchen erhoben hat, herankommt und sagt: „Ganz und gar nicht tauglich", das heißt, er taugt auf 99 Kapores. — Hab ich sofort weggeschickt eine Depesche nach Haus in verstellter Sprache: „Masel tow, die Ware ist für vollkommen unbrauchbar erklärt."

Jetzt muß ich noch einmal zu der Zeit zurückkehren, wo ich — nicht gedacht soll es heute werden — in Worotiliwka ansässig gewesen bin, und mein Itzig, das heißt Alterchen, noch ein ganz kleines Kind gewesen ist. Kommt da eine Geschichte, etwas wie eine Revision in der Stadt. Von Stube zu Stube ist man herumgegangen und hat aufgeschrieben von jedem, Klein bis Groß, wie er heißt und wie alt er ist, wieviel Kinder er hat, ob Jungen oder Mädchen, und wie man sie ruft. Ist man auch zu meinem Itzig gekommen, fragen' wie man ruft ihn. Sagt meine Frau, sie soll gesund sein: „Alterchen". Jener ist zufrieden und geht und schreibt auf: „Alterchen".

Genau ein Jahr nach der Militärgestellung kommt eine neue Schickung: man sucht meinen Sohn Alterchen; er soll, Gott erbarme sich, zur Gestellung kommen in

*) Ritualfragen.

*) zum Wohlsein. **) Scheusal.

Worotiliwka. Hab ich denn geträumt jene Nacht und diese Nacht und das ganze Jahr hindurch!

Kurz — was soll ich Euch erzählen! — man ruft Itzig, das heißt Alterchen, noch einmal zur Gestellung. Meine Frau, sie soll gesund sein, legt die Welt ein, meine Schwiegertochter fällt in Ohnmacht. Ist so etwas je erhört worden von Eck der Welt zu Eck der Welt, daß ein einzigdiger Sohn, ein einundeinzigdiger, ein ganz echter, wahrhaftiger, koscherer, mit einem vollkommenen Militärbefreiungsprivileg, dreimal zur Gestellung kommen muß! Nun sieh d u zu, red türkisch, red tartarisch! Was tut man da? Bin ich hingelaufen zu unserer Gemeinde, habe Gewalt geschrieen, daß zehn Jüden sollen beschwören und schriftlich geben, daß sie wissen, daß Itzig ist Awrohom Jizchok, und Awrohom Jizchok ist Alterchen, und daß Alterchen und Itzig und Awrohom Jitzchok alle zusammen ein Mensch sind.

Das Papier habe ich bekommen und bin damit nach Worotiliwka gegangen. Dort trifft mich ein Jüd Reb Jossel, und fragt mich: „Was tut Ihr hier?" Will ichs ihm doch nicht sagen — wozu auch; es ist schon besser, er weiß es nicht — sage ich ihm: „Ich habe zu tun mit einem Edelmann." — „Wegen was?", fragt jener. — „Wegen Kleie" sag ich. „Ich habe Kleie gehandelt und habe Handgeld gegeben. Nun habe ich keine Kleie und kein Handgeld; verfallen die Kuh mit dem Kalb!" — Nun gehe ich in die Militärkommission. Wie ich hereinkomme, treffe ich einen Schreiber. Dem gebe ich das Papier. Der liest das Papier und wird ganz wild, der Schreiber nämlich, und schmeißt mir mit Gewalt das Papier ins Gesicht, behütet und bewahrt soll man werden! „Geht zu allen Teufeln mit Euren Namen und Euren jüdischen Faxen! Ihr wollt euch nur um die Gestellung drücken, verdammte Jüden! Bei euch wird Jizchok aus Awrohom, und Itzig aus Jitzchok, und Alterchen aus Itzig. Nein, solche Stückchen gehen bei uns nicht an, solche Schachermachei!" — Nun überlege ich mir: Mit Schachermachei meint er vielleicht einen Rubel. Nehme ich einen Rubel heraus und will ihn ihm in die Hand drücken und sage leise zu ihm: Entschuldigen Sie, Euer Hochwohlgeboren! Da erhebt er ein mächtiges Geschrei: „Bestechung!" .. Sind gelaufen gekommen die Schreiber, und was soll ich Euch sagen, man hat mich rausgebracht. So ein Unglück! Muß ich gerade auf einen treffen, der nicht nimmt! ... Nu, zwischen Jüden ist man nicht verloren. Ich fand einen Jüd, durch den man nimmt. Geholfen hat es, wie einem Toten Schröpfköpfe helfen, und es ist dabei geblieben, daß ich noch einen Sohn habe, der Alterchen heißt, und der soll sich stellen in Worotiliwka zum Militär. Ein gut Päckel!

Ich muß stärker sein als Eisen, daß ich das Jahr überlebt habe. Freilich, wenn man zurückdenkt: Was brauchte ich Schaute Furcht zu haben? Zehnmal zur Gestellung — ich weiß, er taugt doch nicht, der Hund! Das heißt, wieso taugt er nicht? Taugen taugt er schon, nur zum Soldaten taugt er nicht. ... Und da man ihn schon zweimal ausgemustert hat ... Aber das überlegt man sich erst nachträglich. Damals, in einer fremden Stadt, ein Amt mit Leuten, die nicht nehmen — da soll ... sagen!

Wir haben aber doch einen großen Gott auf der Welt! Mein Alterchen, Itzig heißt das, hat wieder einmal eine hohe Nummer gezogen, hat sich wieder gestellt. Gott hat ein Wunder getan, die Militärkommission in Worotiliwka hat wieder gesagt „nicht tauglich" und hat ihm ein weißes Billet gegeben, einen Freischein. Hatten wir schon mit Gottes Hilfe zwei weiße Billette. Nach Hause gekommen. Freude und Wonne. Eine Mahlzeit hergerichtet. Dazugerufen fast die ganze Stadt. Gejubelt bis an den lichten Tag. Mit wem brauch ich jetzt zu reden! Wer ist mir gleich? — Ein Kaiser!

Jetzt wollen wir zu meinem Eisik zurückkehren, er liegt und ruht, der, dem anderen zu längeren Jahren, als Kind den Samowar über sich gestürzt hat. Nun werdet Ihr ein Stückchen hören. Ein Prophet müßte man sein. Der schöne Row, der Kronsrabbiner von Worotiliwka hatte vergessen, ihn in der Matrikel auszulöschen, den Verstorbenen nämlich; und mir wird als Schuld gerechnet, ich hätte noch einen Sohn Eisik, der sich dieses Jahr zum Militär stellen müßte. Eine Bombe war das. Was ist das für ein Unglück auf mir? Eisik ist schon lange in jener Welt, so spreche ich zu mir, und berede mich mit unserm Rabbiner, was man tun soll. — „Die Sache ist nicht gut", sagt er. — „Wieso? sag ich. — „Sie ist nicht gut", sagt er, „weil Itzig und Eisik derselbe Name ist." — „Wieso" sage ich, „ist Itzig und Eisik derselbe Name?" — Sagt er „Itzig ist Jizchok, Jizchok ist Issak, Issak ist Isak und Isak ist Eisik." — Gut gedreht!

Kurz — was soll ich Euch sagen! — man sucht meinen Eisik, man bringt mir die Ordre, er soll sich stellen zum Militär. In meiner Stube hat sich neues Gewein erhoben. Was sag ich, Gewein? Als wäre das Heiligtum zerstört! Erstens hat meine Frau, sie soll leben, sich des Verstorbenen erinnert, die alte Wunde hat sich wieder aufgetan. Besser, sagt sie, er lebte und müßte sich jetzt zum Militär stellen, als daß sein Gebein in der Erd liegt. Zweitens hat sie Angst, vielleicht, am Ende doch, Gott soll hüten, nicht werden soll es und nicht kommen, ist es so, wie der Rabbiner sagt, daß Itzig ist Jizchok und Jizchok ist Issak und Issak ist Isak und Isak ist Eisik, und das wäre wirklich nicht gut. So sagt sie, meine Frau, sie soll gesund sein, und legt die Welt ein, die Schwiegertochter fällt in Ohnmacht, wie gewöhnlich. Ist es denn auszureden: ein einzigdiger Sohn, ein einundeinzigdiger, ein ganz echter, wahrhaftiger, koscherer, mit einem vollkommenen Militärbefreiungsprivileg, hat sich dreimal gestellt, hat zwei weiße Billette und ist noch nicht fertig. ... Habe ich die Füße in die Hand genommen und bin nach Jehupez gefahren, um mit einem richtigen Advokaten zu beraten. Meinen Sohn habe ich mitgenommen, mit ihm zu einem Professor zu gehen, um zu hören, was der Professor sagen wird, ob er tauglich ist oder nicht. Zwar weiß ich allein ganz gut, daß er nichts taugt, der Hund. Das heißt, taugen taugt er schon, nur zum Soldaten taugt er nicht ... Und wenn ich werde hören, was der Advokat sagen wird und was der Professor sagen wird, werde ich schon ruhig schlafen können, werde nicht mehr mit der Militär-Gestellung zu tun haben. Aber es stellt sich heraus, die Advokaten und die Professoren wissen alle zusammen nichts.

Der eine sagt s o, und der andere sagt s o; was der eine sagt, hält der andere für falsch — meschugge könnte man werden.

Der erste Advokat, den ich traf, war ein grober Kopf, ein stumpfer, trotz der großen Stirn mit einer mächtigen Glatze, wie um Lockschenteig darauf auszurollen. Er hat nicht einmal verstehen können, wer Alterchen ist und wer Itzig, und wer Awrohom Jizchok ist, und wer Eisik gewesen ist. Ich erzähle ihm noch einmal und noch einmal, Alterchen und Awrohom Jizchok und Itzig sind ein Mensch, und Eisik ist der, der den Samowar über sich gegossen hat, als ich noch in Worotiliwka gewesen bin. Wie ich meine, daß ich mit ihm fertig bin, fragt er mich eine ganz neue Frage: „Sagt nur, wer ist der älteste, Itzig oder Alterchen oder Awrohom Jizchok?" — Hat man schon so was gehört! Sag ich ihm: „Ich hab euch schon fünfzehn mal gesagt, daß Itzig und Awrohom Jizchok und Alterchen ist alles eine Person; das heißt, sein wirklicher Name ist Itzig, das heißt Awrohom Jizchok, nur rufen ruft man ihn, seine Mutter, meine ich, Alterchen. Seine Mutter hat ihn so verzogen. Und Eisik ist der, der den Samowar über sich gegossen hat, als ich noch ein Worotiliwkaer gewesen bin." — „Und wann", fragt jener, „in welchem Jahr ist Awrohom Alterchen, ich meine Jizchok Eisik zur Militärgestellung gegangen?" — „Was schwatzt Ihr da?" frag ich, „was bringt Ihr da durcheinander Graupen und Borschtsch? Zum ersten Mal in meinem Leben treffe ich einen Jüd mit einem so goischkischen Kopf! Man sagt Euch doch, daß Jizchok und Awrohom Jizchok und Itzig und Eisik und Alterchen, das ist alles e i n Mensch!"

„Scha", sagt er, „schreien Sie nicht so! Was schreien Sie?" . . . Verstehen Sie eine Sprach'? Nun soll er gar nicht recht haben! . . . Kurz, ich hab selbstverständlich ausgespuckt und bin weggegangen zu einem anderen Advokaten, der war gerade ein guter Kopf, ein talmudischer Kopf war er, nur ein wenig überchochem, überklug ein wenig. Er rieb sich die Stirne und „lernte", den Text des Gesetzes lernte er, drehte sich, folgerte, zog Schlüsse, daß nach diesem und diesem Paragraphen war der Meseretscher Magistrat gar nicht berechtigt, ihn einzuschreiben. Dagegen, sagt er, ist vorhanden ein Gesetz, daß, wenn er hier eingeschrieben worden ist und dort nicht ausgeschrieben worden ist, so m u ß er ausgeschrieben werden; und wieder ist vorhanden eine „Kassation", daß er, wenn er hier eingeschrieben ist, und dort nicht ausgeschrieben wurde, so . . . . Kurz, so ein Gesetz und so ein Gesetz, so eine Kassation und so eine Kassation; er hat mir „kassassiert" den Kopf voll, und ich mußte gehen zu einem dritten, mußte ich. Da hab ich gerade angetroffen auf einen Schlemiel, ein ganz junges Advokatchen, ein funkelnagelneues, das erst vor kurzem sein „juris" beendet hat, ein sehr gutes Menschchen mit einem Züngelchen wie ein Glöckchen. Wie es scheint, lernte er sich reden, reden lernte er sich; denn wenn er sprach, merkt mans ihm an, daß ihm das Vergnügen machte, das Reden, heißt es. Also der wurde voll Begeisterung, hielt mir eine lange Predigt, so daß ich ihn unterbrechen mußte und sagen: „Alles sehr schön und fein" sehr — sag ich — „Sie haben vollständig recht, aber was nützt es mir, sag ich, daß Sie mich beweinen. Wozu beweinen Sie mich? Geben Sie mir lieber eine Eize, sag ich, was ich mit meinem Sohn machen soll, vielleicht. Gott behüte, ruft man ihn doch, vielleicht?

Kurz, was soll ich Ihnen lange erzählen, ich kam endlich zu einem richtigen, wirklichen Advokaten. Das ist, verstehen Sie mich, ein Advokat von den alten Advokaten, ein Advokat, der einen Sachverhalt versteht, verstehen Sie mich. Ich erzählte ihm die ganze Geschichte von Aleph bis Thow. Er saß die ganze Zeit mit geschlossenen Augen und hörte mir zu. Dann meinte er: „Schon? Sind Sie fertig? Fahren Sie nach Hause, es ist Mumpitz, mehr als dreihundert Rubel Strafe werden Sie nicht bezahlen." — „Das ist das Ganze? sag ich, e, wenn es mit den dreihundert Rubeln getan wäre! Aber ich habe Maure für meinen Sohn, Maure hab ich!" — „Was für Sohn?" — „Was heißt, sag ich, was für Sohn? Mein Alter, Itzig heißt es." — „Was hat dies alles, sagt er, mit Itzigen zu schaffen?" — „Was heißt, sag ich, vielleicht ruft man ihn wieder einmal?" — Er hat doch, sagen Sie, ein weißes Billet?" — „Zwei, sag ich, hat er, zwei." — „In diesem Falle, sagt er, was wollen Sie denn?" — „Wollen, sag ich, will ich gar nichts, was soll ich denn wollen? aber Maure habe ich, sag ich, denn man sucht jetzt Eisiken, und Eisik ist nicht da, und Alter, Itzig heißt es, ist eingeschrieben Awrohom-Jizchok, und Jizchok — so sagt unser Herr Rabbiner — ist Issak, und Issak ist Isak, und Isak ist Eisik; könnte man, Gott behüte, glauben, daß mein Itzig, oder Awrohom-Jizchok, Alter heißt es, ist Eisik." — „Nun," was schadets, sagt er, was schadets? Im Gegenteil, desto besser, dann werden Sie überhaupt nicht bestraft. Er hat doch, sagen Sie, ein weißes Billet." — „Zwei, sag ich, zwei weiße. Aber die hat doch Itzig, nicht Eisik." — „Sie sagen doch, sagt er, daß Itzik ist Eisik?" — „Wer sagt das, sag ich, daß Itzig ist Eisik?" — „Sie haben es doch selbst gesagt?" — „Ich, sag ich, wie konnte ich so was gesagt haben? Wie kann ich sagen, sag ich, daß Itzig ist Eisik, wenn Itzig ist Alter, und Eisik ist der, der den kochenden Samovar auf sich umgestürzt hat, zur Zeit als ich noch ein Worotiliwkaer war, in Worotiliwka heißt es" . . . . Er, der Advokat, wird rot wie ein Feuer und befiehlt mir, zu gehen: Entfernen Sie sich, sagt er, Sie langweiliger Ebräer, sagt er! . . . . Verstehen Sie, was das heißt? ich bin ein langweiliger Jüd, heißt es. Haben Sie Worte? I c h u n d l a n g w e i l i g?! I c h! . . .

AUS DEN ALTEN GEMEINDEN.

Von Leon Scheinhaus-Memel.

(Schluss.)

II.

Statutenordnung einer Gemeinde.

(Nach S. J. Fin „Kiriath Sofer" — Geschichte der jüdischen Gemeinde zu Wilna, p. 33—42. ed. Wilna 1860.)

Rabbinat, Vorstand und Leitung der Gemeinde konstituierten sich in den früheren Jahren folgendermassen:

1. An der Spitze der Gemeinde stand der Rabbiner, er war Vorsitzender des Rabbinats, zu dem 12 Beisitzer (besoldete Dajonim) und das Gemeindekollegium gehörten. Der Rabbiner, dessen Oberaufsicht sämtliche Gemeindeangelegenheiten unterstellt waren, wurde immer von einer Versammlung der Gemeindemitglieder auf drei Jahre gewählt.

Nachstehende Abschnitte aus einem Vertrag der Wilnaer Gemeinde mit ihrem Rabbiner vom Jahre (5468) 1708 geben uns ein Bild von der Stellung und den Aufgaben des Rabbiners:

a. (Absatz 3). Wenn die Vorsteher den Rabbiner zu einer Sitzung oder zu einer Versammlung einladen, so muss er der Einladung unverzüglich nachkommen; er darf namentlich nicht zurückbleiben, wenn eine wichtige Rechtsfrage den Gegenstand der Tagesordnung bildet Seine Pflicht ist es, darauf zu achten, dass er nicht zu Beschwerden einzelner Mitglieder gegen die Gemeindeverwaltung und das Rabbinat Veranlassung gibt, dass er Rechtssprüche fällt nach Vorschrift, sei es gemeinschaftlich mit dem Gemeinderat, sei es in Zivilprozesssachen mit den Rabbinatsassessoren (Dajonim), ohne Rücksicht auf Krittler und Rüttler jeder Art, selbst nicht auf die Stimmung einer ganzen Versammlung, wenn die Meinung eines einzelnen die richtige und mit dem Gemeindestatut vereinbar ist. Die Vorsteher, die Vertrauensmänner, die Beamten und das gesamte Kollegium sind verpflichtet, dem Wort des Rabbiners zu folgen.

b. (Absatz 4). In die Geschäftsführung der Gemeinde, Einschätzungen, Erhebungen und Ausgaben, Verpachtung des Gemeindevermögens, darf der Rabbiner sich nicht einmischen; nur wo es sich um Abschluss des Pachtvertrages handelt, hat auch der Rabbiner Sitz und Stimme in der entscheidenden Versammlung. Beschlüsse werden nach Stimmenmehrheit gefasst; der Rabbiner unterzeichnet mit dem Gemeindekollegium zusammen die Beschlüsse.

c. (Absatz 5.) Will die Gemeinde eine neue Steuer erheben, eine neue Ausgabe auf sich nehmen oder neue Anordnungen treffen, die gegen die Gemeindesatzungen sind, so muss der Rabbiner, wenn auch nur einer aus der Versammlung sich mit der Motivierung dagegen ausspricht, die Neuerung sei gegen das Gemeindestatut, für den einen Partei ergreifen und die geplante Einrichtung verhindern.

d. (Absatz 11). In Zivilprozesssachen ist der Rabbiner nicht verpflichtet, mit im Richterkollegium zu sitzen, die Rabbinatsassessoren dürfen auch ohne ihn urteilen, und der Rabbiner muss deren Urteilsspruch als vollkräftig gelten lassen, ohne ein Jota daran zu ändern. Wenn jedoch bei der Verhandlung eine Partei, mag es sich um eine geringfügige Sache handeln, die Anwesenheit des Rabbiners durchaus wünscht, darf der Rabbiner sich nicht zurückziehen.

e. (Absatz 12). Der Rabbiner hat überall nur eine Stimme, bei Stimmengleichheit entscheidet sein Votum. Laden die Kontrolleure der Statuten den Rabbiner zu ihren Sitzungen ein, so ist er verpflichtet, zu erscheinen. Wenn sie einen Paragraphen des Statuts streichen wollen, so wird durch die Mehrheit entschieden. Der Rabbiner kann nur dann die Streichung verbieten, wenn sie gegen die Landessatzung ist; wollen sie aber einen neuen Satz einfügen, so kann der Rabbiner im Verein mit zwei Gemeindemitgliedern das hindern.

f. (Absatz 13). Eine Erläuterung oder einen Kommentar zu einer statutarischen Bestimmung kann der Rabbiner von sich selbst nicht einsetzen, er bedarf hierzu der Bestätigung der Landessynode. Ist ein Fall weder in den Landessatzungen noch in den Statuten der Gemeinde vorgesehen, so soll der Rabbiner in Gemeinschaft mit zwei Gemeindemitgliedern, zwei Versammlungsvorstehern, zwei Repräsentanten und zwei Rabbinatsassessoren, die miteinander nicht verwandt sind, die Entscheidung treffen.

g. (Absatz 15). An einem Wahlakt in den Mittelfeiertagen, an der Wahl von Wahlmännern zur Einschätzungskommission usw., darf der Rabbiner sich nicht aktiv beteiligen, weder für noch gegen einen Wahlmann Stellung nehmen.

h. (Absatz 16). In der Landessynode darf der Rabbiner keinen Beschluss unterzeichnen, der gegen

das Interesse seiner Gemeinde, einzelner oder vieler Mitglieder wäre, ohne sich mit dem Vorsteher seiner Gemeinde ins Einvernehmen gesetzt zu haben.

i. (Absatz 20). Die Ordination des „Kandidaten" erteilt der Rabbiner mit den Gemeindeältesten zusammen (wenn es mit den Landessatzungen vereinbar ist).

Bei Erteilung des Morenu-Titels hat der Rabbiner die vier Gemeindevorsteher und die Repräsentanten einzuberufen, die bereits nach Landessatzung mit dem Morenu-Titel versehen sind, auch die beiden ältesten Rabbinatsassessoren. Diese halten zusammen im Haus des Rabbiners oder im Gemeindehaus Sitzung und beschliessen nach Stimmenmehrheit. In jedem Fall dürfen sie den Morenu-Titel nur nach Landessatzung verleihen, und nicht dem der nicht die jüdische Rechtslehre (Jorel-deah, Choschen-Mischpot) gelernt hat, wenn er auch den Talmud wohl kennt. Bei einem älteren Herrn, der mindestens 10 Jahre verheiratet ist, wird nicht so streng verfahren.

2. Aus dem Kreis der Gemeindemitglieder wurden die sogenannten „Männer der Versammlung" auserwählt, aus denen die Vorsteher, Repräsentanten usw. zur gesamten Leitung der Gemeinde gewählt wurden. Zur Versammlung wurden überhaupt nur die zugelassen, die den Morenu- oder auch Chobertitel besassen oder eine bestimmte Zahl Jahre verheiratet waren.

3. Die Ernennung zu einem Gemeindeamt erfolgte in der Regel stufenweise: I. Klasse: Vize-Vorsteher oder Vize-Repräsentant. II. Dajan (Rabbinatsassessor) bei einem Verein oder ehrenamtlicher Beisitzer bei dem Gemeinderichterkollegium. III. Vorsteher der Zdoko Gdoulo oder Dajan der Gemeinde. IV. Gemeindehaupt. V. die Besten der Gemeinde (die eigentlichen Repräsentanten). VI. (höchste Klasse). Vorsitzender der Landessynode oder Vorsitzender der Gemeinde. Nur selten und unter genau vorgesehenen Umständen kam es vor, dass ein Gemeindemitglied ausser der Reihe zu einem höheren Amt gelangte. — Ausser den erwähnten Aemtern gab es noch das der Kontrolleure der Statuten und nach diesen das der Hüter des Statuts. (Beide Aemter sind, das was wir etwa als Protokollführer und Revisoren bezeichnen).

4. Die Neuwahl fand nach einer bestimmten, im Lauf der Zeit nur unwesentlich umgestalteten Ordnung aus dem Jahre 1608 statt. Vor Beginn des Monats Kislew wurden fünf Wahlmänner bezeichnet, die die eigentlichen Ordner waren. Diese trafen Vorbereitungen zur Hauptwahl, die immer in den Mitteltagen des Osterfestes stattfand. Schon vor dem Passahfest wurde der Wahlakt vom Schriftführer vorbereitet, die Zettel, auf die Namen der berechtigten Mitglieder lautend, wurden ausgefertigt, und in die Wahlbüchse gelegt; am ersten Mittelfeiertag, gleich nach Beendigung des Morgen-Gottesdienstes, hatten sämtliche Vorsteher und Führer, auch der Rabbiner und der Schriftführer, sich im Gemeindehaus zu versammeln, um den Wahlakt zu überwachen. Fünf Vertrauensmänner entnahmen aus der Wahlbüchse nacheinander fünf Zettel. Die auf diesen stehenden Namen sind die der fünf Wahlmänner. Die Wahlmänner, die sofort ins Gemeindehaus berufen wurden, ernannten die vier Vorsteher, zwei Vorsteher der Landessynode, vier (Tuwim) Repräsentanten, drei Häupter, vier Rechnungsrevisoren und zwei Versammlungsvorsteher; zusammen 19 Männer, die die Verwaltung der Gemeinde bildeten, ausserdem noch vier Vorsteher der Zdoko-Gdouloh (Armenunterstützung und 12 Dajonim.

5. Die Hauptarbeit der Gemeindeverwaltung bestand in der Steuereinschätzung, in der Einteilung der verschiedenen Kaufmanns- und sonstigen Kategorien, und in der Aufsicht über die Handelsverhältnisse. Steuerpflichtig waren sämtliche Handelsartikel, die Kreditgeschäfte, jeder Gewerbebetrieb und jedes Handwerk. Die Einziehung der Steuerbeiträge geschah direkt durch Vertrauensmänner der Gemeinde und durch bestellte Pächter, die die verschiedenen Steuerartikel in Pacht nahmen. Zur Bemessung des Steuerbeitrages wurden Einschätzungsmitglieder gewählt, die die Einschätzung durch geheime Stimmabgabe zu vollziehen verpflichtet waren, unter strengem Verbot jeder persönlichen Rücksichtnahme. Waren sie zu diesem Amte gewählt, so mussten sie total isoliert im Gemeindezimmer ihre Sitzung abhalten und durften nicht einmal während der Tagung nach Hause zu ihren Familien gehen. Ihnen lag ob, jeden Beitragspflichtigen zu vereidigen. In der Steuerquote vom Gewinn aus Handel und Handwerk war jeder Beitragspflichtige verpflichtet, den Vertrauensmännern oder den Pächtern seinen Nettoverdienst anzugeben. Alle Handelsgeschäfte waren von der Gemeinde abhängig. Die Gemeindeverwaltung durfte einem jeden zum Handel und Gewerbe Erlaubnis erteilen, sofern er einen bereits bestehenden Geschäftsbetrieb nicht schädigte. Jedem Handwerker war verboten, selbst innerhalb seines Berufs, ein Fach ausserhalb seines Handwerks zu ergreifen.

6. Jedes Vierteljahr mussten die „Männer der Versammlung" im Gemeindehaus zu einer Sitzung zusammentreten, um die Gemeindeangelegenheiten zu besprechen und zu beaufsichtigen. Wenn die Vorsteher der Versammlung diese nicht einberufen hatten, versammelten sich die Mitglieder von selbst. Wenn 20 Mitglieder zusammen kamen, galt die Versammlung für ordnungsmässig und beschlussfähig, als wenn die Mitglieder vollzählig erschienen wären.

7. Die Dajonim, unter dem Vorsitz des Rabbiners, hätten die Schätzung der Grundsteuer vorzunehmen, die Stände in der Synagoge zu vergeben usw. Gemeinsam mit dem Gemeindeschriftführer und dem Gemeindediener gaben sie allen vor ihnen geschlossenen Kaufverträgen etc. Kraft und Geltung. Unterstützt von der gesamten Gemeindeverwaltung, hatten sie auch die Richtigkeit der Masse streng

Soldatenspiele im Park. (Zum Artikel „Jedide ilmim".)

zu beobachten, und mit grösster Strenge gegen die Förderer der Teuerung der Marktpreise vorzugehen und eine Preissteigerung zu verhindern.

8. Alle 3 Jahre fand die Landesversammlung (Landessynode) an einem zu bestimmenden Ort statt. Der Landesversammlung gehörten an die 5 Hauptgemeinden Litauens: Brest, Grodno, Wilna, Pinsk und Sluzk nebst allen umliegenden kleineren Gemeinden. Jedoch in den Gemeindeverordnungen aus dem Jahre 1608 lesen wir: Da die Jahre und die Verhältnisse nun nicht in der Ordnung sind und es nicht mehr möglich ist, Landessynoden alle 3 Jahre zu stande zu bringen, wie von alters her angeordnet war, so ist in der Gemeindeversammlung



Turnen am Rundlauf in der Turnhalle.

der Beschluss gefasst worden, Wahlmänner aus der Versammlung hervorgehen zu lassen, um „Kontrolleure der Statuten" zu ernennen, die die alten herkömmlichen Verordnungen bewachen und erneuern sollen, damit der geistige und moralische Stand unserer Gemeinden auf seiner alten Höhe bleibe.

* * *

So haben es unsere Vorfahren vor 2—3 Jahrhunderten in Littauen und ganz genau ebenso früher in den Ländern Mitteleuropas verstanden, ihr Gemeindewesen vergleichsweise mustergültig zu ordnen. Das Gemeindeleben war ihnen gegen jede Ueberschwemmung von aussen her ein mächtiger Damm nnd Schutz.

JEDIDE ILMIM.

Nachdruck verboten.

Freunde der Taubstummen — ihre Zahl ist Legion! Helfer der Taubstummen — ihrer sind nicht genug!

Doch die kleine Zahl hat schon bemerkenswertes geleistet, und sie wird sich stattlich mehren, sobald man in der breiteren Oeffentlichkeit von ihrem gesegneten Wirken hört. — Im Jahre 1884 ist der Verein „Freunde der Taubstummen — Jedide Ilmim" gegründet worden, im Jahre 1889 hat er in Berlin-Weissensee die unter der trefflichen Leitung des Herrn Direktor M. Reich stehende Anstalt, die wir unsern Lesern im Bilde vorführen, errichtet. Heute werden in dieser Anstalt 48 taubstumme Kinder, 25 Knaben und 23 Mädchen, erzogen, zu arbeitsfähigen und arbeitsfrohen Menschen herangebildet. Hier lernen die Taubstummen „sprechen", werden sie einem Handwerk zugeführt; hier geschieht das Mögliche, ihnen über den angeborenen Mangel hinwegzuhelfen, dessen üble Folgen ganz zu beseitigen oder wenigstens zur Erträglichkeit zu verringern.

Der Verein hat 3600 Mitglieder, davon 1200 in Berlin; eine stattliche Zahl, und doch nicht genug! — Seine einmaligen Einnahmen betrugen im vergangenen Jahre Mark 21 396,75, seine dauernden Einnahmen Mark 31 879, aus dem Vorjahr hatte er einen Barbestand von Mark 6 272,81 übernommen. Die Höhe der einmaligen Einnahmen, die nur bis zu Mark 14294,45 von einmaligen Ausgaben in Anspruch genommen wurden, gestattete ihm, die dauernden Ausgaben auf Mark 35 015,31, d. h. über die dauernden Einnahmen hinaus zu normieren. Er war gleichwohl in der Lage, mit einem Barbestand von Mark 10 221,55 in das neue Jahr einzutreten.



IV. Klasse der Taubstummen-Schule mit dem Lehrer.



Der Artikulationsunterricht in der untersten Klasse.

Das Abfühlen der Laute vom Kehlkopf der Lehrerin.

Die Verwaltung gewann sogar den Mut, der von schönem Vertrauen zu der ständigen Opferwilligkeit unserer Glaubensgenossen Zeugnis ablegt, sein Aufgabengebiet noch zu erweitern: die Fürsorge für die Zöglinge über die Entlassung aus der Anstalt hinaus auf die ganze Lebenszeit auszudehnen. Wer einmal in der Anstalt gewesen, der soll sie immer als Beraterin und Helferin anrufen dürfen. Auch sonst ist eine Ausdehnung des Instituts in Aussicht genommen, bis für alle taubstummen jüdischen Kinder Deutschlands Raum geschaffen ist.

Unseren Lesern sei die Teilnahme an dem Verein und die Förderung seiner Ziele herzlich empfohlen.



Sprachübung in der II. Klasse.

Lehrer Meyer.

MITTEILUNGEN AUS DEM DEUTSCHEN BUREAU DER ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE.

(Berlin N. 24, Oranienburgerstr. 42/43 I).

DAS RUMAENISCHE HILFSWERK.

An der Lage in Rumänien hat sich bedauerlicherweise nicht viel geändert. Zwar die Unruhen mit ihren groben Ausschreitungen haben aufgehört. Aber die weit gröblicheren Ausschreitungen der Regierung dauern fort. Das Ministerium Sturdza-Bratianu bleibt der Politik treu, die nicht die Politik einer einzelnen Partei, sondern die rumänische Politik ist. Was immer im rumänischen Staate sich ereignen mag, das dient zum Vorwand für eine neue vexatorische Handhabung der Gesetze gegenüber der jüdischen Bevölkerung. So von Grund aus verderbt und verrottet ist das ganze politische Leben in Rumänien, so völlig verkehrt sind alle Begriffe von Recht und Gerechtigkeit, dass sogar die Opfer der rumänischen Justizverhöhnung bereits zufrieden sind, wenn diese Justizverhöhnung nur keine neue Form annimmt, keine neuen Schleich- und Umwege einschlägt. Ein aller Menschlichkeit Hohn sprechendes Gesetz macht in einem grossem Teil Rumäniens für die jüdische Bevölkerung die Erlaubnis zur Niederlassung in ländlichen Gemeinden von einer Unzahl Bedingungen abhängig, die nur sehr schwer zu erfüllen sind. Hat aber hier und da ein jüdischer Rumäne durch keine Verleumdung und keine Gewalt von der Erlangung der Niederlassungserlaubnis abgeschnitten werden können, so weiss der bojarische Witz, der nach dieser Richtung unerschöpflich ist, immer wieder neue Mittel zu finden, den Armen um sein Heimatsrecht zu bringen. Ist es doch vorgekommen, dass jüdische Männer zur Bekämpfung des jüngsten Bauernaufstandes unter die Fahnen gerufen wurden und noch unter den Fahnen erfahren mussten, sie seien ihres Niederlassungsrechtes verlustig gegangen, weil sie ihren Wohnsttz „aufgegeben“ hätten! Sie hatten ihn aufgegeben, um mit der Waffe in der Hand die Bojaren gegen die Bauern zu schützen. In anderen Bezirken haben antisemitische Barbaren im Präfektenamt das Mittel ersonnen, ein schwer erkämpftes Niederlassungsrecht zunichte zu machen dadurch, dass sie die Bauern der betreffenden Gemeinden erklären liessen: der jüdische Mann verkaufe ihnen seine Waren zu teuer und bezahle ihnen ihre Waren zu billig. Das verstosse gegen die guten Sitten, der jüdische Kaufmann sei somit kein ehrsamer Kaufmann mehr und erfülle nicht länger die Bedingungen, unter denen er in die Landgemeinde zugelassen wurde!

Die Rumänen lieben es, sich die Franzosen des Ostens zu nennen. Das ist eine freche Beleidigung der Franzosen, gegen die die französische Presse laut und einmütig Protest erheben sollte!

Das Hilfswerk für unsere bedrängten Glaubensgenossen in Rumänien ist nach dem Antrag der Alliance Israélite Universelle unserem Schwesterinstitut, der Israelitischen Allianz in Wien, übertragen worden. Das ist von vornherein in Absicht gewesen, schon weil Oesterreich das Nachbarland des rumänischen Verfolgungsbezirkes ist, sodann weil auch sonstige österreichische Interessen vorzugsweise in Rumänien engagiert sind. Es ist niemals ein Zweifel gewesen, dass diese Ordnung der Dinge die beste sein würde, sie lag in den Verhältnissen und zwang sich beinahe auf. Neben den eigenen Vertrauensmännern und Beamten stehen der Israelitischen Allianz in Wien die der Alliance Israélite Universelle und der Jewish Colonisation Association zur Verfügung, die mit den rumänischen Verhältnissen und Personen genau vertraut sind.

Am 5. Mai kamen Vertreter der Alliance Israélite Universelle, der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle, des Frankfurter Hilfscomités für die osteuropäischen Juden, — des Hilfsvereins der deutschen Juden und der Israelitischen Allianz in Wien zu einer Besprechung zusammen, in der die vorher tatsächlich bereits beschlossenen Massnahmen bestätigt und ausserdem die Summen bezeichnet wurden, die man für das rumänische Hilfswerk zunächst zur Verfügung stellen wollte. Auch Vertreter der rumänischen Lokal-Comités sowie die Vertrauensmänner der Alliance Israélite Universelle und der Jewish Colonisation Association in Rumänien waren zur Besprechung zugezogen worden, die unter dem Vorsitz des Herrn Ritters von Gutmann, Vorstehers der Israelitischen Allianz, viele Stunden währte. Es wurde mitgeteilt und mit allgemeiner Freude aufgenommen, was unsere Leser bereits aus dem vorigen Heft wissen, dass die I. C. A. sich entschlossen hat, die Organisation und Leitung des rumänischen Auswanderungswerkes ganz allein in die Hand zu nehmen und auch die Kosten allein zu bestreiten. Mit grosser Befriedigung wurde die Mitteilung entgegengenommen, dass die frühere rumänische Auswanderung nach Amerika den erhebendsten Beweis für ihr glückliches Gelingen und ihren guten Erfolg gegeben hat, indem Rumänen, die in Amerika eine neue Heimat gefunden, für ihre in der Heimat heimgesuchten Brüder stattliche Beiträge, 80000 Fs., geschickt hatten. Man erfuhr ferner, dass die wohlhabenden rumänischen Israeliten, trotz der schweren Verluste, denen sie selbst ausgesetzt gewesen, sich beeilt hatten, freiwillig neue Opfer auf sich zu nehmen, um den Aermeren beizustehen. In den Kassen der lokalen Hilfscomités waren von diesen Geldern ausser den oben erwähnten 80000 Frs. noch 25000 Frs. vorhanden. Der Israelitischen Allianz in Wien wurden insgesamt

500000 Frs. für das Hilfswerk zur Verfügung gestellt. Da 105000 Frs. aus Amerika und Rumänien selbst vorhanden waren, so musste zunächst nur noch für 395000 Frs. gesorgt werden. Die Alliance Israélite Universelle und die Israelitische Allianz in Wien übernehmen hiervon die Hälfte, ein Viertel wird das englische Hilfscomitee tragen, mit einem Sechstel will sich der Hilfsverein der deutschen Juden beteiligen, mit einem Zwölftel das Frankfurter Hilfscomitee für die osteuropäischen Juden. Was die Alliance Israélite Universelle und die Israelitische Allianz in Wien zur Bekämpfung der Tagesnot vorweg geleistet haben, wollen sie auf ihren Anteil nicht verrechnet wissen. Die Handhabung des Hilfswerkes steht ausschliesslich bei der Israelitischen Allianz in Wien, die sich der bestehenden lokalen Hilfs-Comitees bedient, um das Maass der zu leistenden Entschädigungen festzustellen, und ausserdem, wenn sie es für nötig hält, ein von ihr zu berufendes Comitee von kundigen Männern zu Informationszwecken heranzieht.

DAS ACKERBAU-WERK.

Spezialbericht an die A. I. U.

1. Die Ackerbauschule in Jaffa.

Wie üblich, geben wir hier ausführliche Auszüge aus dem Jahresbericht, den der Direktor dem Central-Comitée über das Ackerbau-Werk für 1905/06 erstattet hat:

Ich erwähne wie alljährlich die hauptsächlichen Vorkommnisse, die sich auf unser Internat und unsere praktischen Versuche in dem eben abgeschlossenen Erntewirtschaftsjahr beziehen.

Unterricht der Zöglinge: Unsere Anstalt hat eine Daseinsberechtigung nur dann, wenn sie den von ihren Begründern vorgezeichneten Zweck erfüllt: für die in Palästina niedergelassenen Kolonisten als Mustergut und als Versuchsschule zu dienen, körperlich und beruflich die jüdische Jugend durch Einimpfung des Geschmacks an der Landarbeit zu regenerieren. Darum beginnen wir die Darlegung der Entwicklung unserer Schule mit dem Kapitel, das von den Zöglingen handelt, den Hauptinteressenten an unserem Werk.

Zahl der Zöglinge: Am 31. Oktober 1905 hatte unsere Schule 72 Zöglinge. Im Lauf des Jahres wurden 19 aufgenommen, 33 entlassen, sodaß am 31. Oktober 1906 eine Zahl von 58 geblieben war, die sich durch 27 Neuaufnahmen auf 85 hob. Drei von unseren Zöglingen sind Muselmanen. Ich bemerke bei diesem Anlaß, daß die muselmanischen Familien auf das dringendste die Zulassung ihrer Söhne erbitten, weil unsere Ackerbauschule die einzige in der ganzen Gegend ist. Das Central-Comité hat die Aufnahme als vereinzelte Vergünstigung gestattet. Von den entlassenen 33 Zöglingen hatten 5 den 5jährigen, 1 einen 4jährigen, 13 einen 3jährigen Schulkursus durchgemacht, 12 waren 2 Jahre, 2 nur 1 Jahr bei uns geblieben. Die 5 Zöglinge, die den ganzen Kursus durchgemacht haben, sind im Ausland untergebracht worden. Von den 28 anderen waren 8 Söhne von Kolonisten. Sie sind gemäß dem neuen Reglement nach 2jähriger Übungszeit zu ihren Eltern zurückgekehrt, 5 mußten aus Gesundheitsrücksichten entlassen werden. Aus besonderen Anlässen wurden 5 Zöglinge von den Eltern heimgerufen, 7 zeigten sich für die Landwirtschaft ungeeignet, und 3 mußten wegen schlechter Führung fortgeschickt werden.

Versorgung der abgehenden Zöglinge: Zur Zeit der Gründung der Kolonien in Palästina und der Schaffung neuer Landwirtschaftsschulen —die Alliance entschloß sich damals, diese Schulen mit technischem Personal auszustatten — hatten meine Vorgänger keine Schwierigkeiten, ihre abgehenden Zöglinge unterzubringen. Die einen fanden Anstellung bei den mit der Landwirtschaft noch wenig vertrauten Kolonisten. Später verwendete die I. C. A. mehrere in ihrer Verwaltung. Alljährlich nahmen Sie eine gewisse Zahl in das agronomische Institut auf. Die andern wurden meist in Egypten untergebracht, als Angestellte bei den israelitischen Großgrundbesitzern. Diese Plätze sind aber immer seltener geworden. In den Kolonien haben die Ansiedler kaum Arbeit genug für die eigenen Kinder und die zahlreichen russischen Zuwanderer. Die I. C. A. vermindert von Jahr zu Jahr die Zahl ihrer Verwaltungsbeamten. Ihre Ackerbauschulen sind mit Personal reichlich versorgt, und die Zulassung zum agronomischen Institut erfolgt nur noch ausnahmsweise. Man ist davon abgekommen, Egypten als eine Art gelobtes Land zu betrachten. Freilich ist Egypten nach wie vor überwiegend ackerbautreibendes Land, und mehrere Glaubensgenossen besitzen dort ausgedehnte Ländereien. Aber unsere armen jungen Leute können mit dem arabischen Landarbeiter, der sich mit einem lächerlichen Lohn begnügt, nicht konkurrieren. Ohne übermäßig anspruchsvoll zu sein, haben unsere Zöglinge, die mit einer Fülle theoretischer und praktischer Kenntnisse unsere Anstalt verlassen und danach ein Volontärjahr absolviert haben, um sich mit der egyptscihen Landwirtschaft vertraut zu machen, Anrecht auf eine angemessene Entlohnung. Übrigens bevorzugen die Verwalter der egyptischen Großgrundbesitzer die eingeborenen und muselmanischen Werkführer, die die arabischen Arbeiter mit der Peitsche traktieren, während diese Arbeiter sich von einem Fremden auch nicht einen Nasenstüber würden gefallen lassen. Keine Möglichkeit mehr, unsere Zöglinge in Egypten unterzubringen. Wir laufen Gefahr, unsere jungen Leute den landwirtschaftlichen Beruf verlassen und schlechtbezahlte, aber leichte Anstellungen im Handelsgewerbe annehmen zu sehen. Die Ungewißheit ihrer Zukunft hat die Moral unserer Zöglinge sehr beeinflußt, einige von ihnen entmutigt. Es mußte ein neuer Ausweg für sie gefunden werden. Und der scheint sich in Kanada zu bieten. Mit Hilfe

der Alliance, der I. C. A. und des Baron Hirsch-Fonds können einige unserer Zöglinge nach Kanada gehen, um dort eine Zeitlang als Arbeiter tätig zu sein und dann Pächter zu werden. Die während des letzten Jahres in Kanada gewesen sind, schreiben, daß sie mit ihrer Lage zufrieden sind. Eben jetzt schicken sich 6 unserer Zöglinge an, nach Amerika zu gehen. Die Möglichkeit, bei ihrem Austritt aus der Schule Arbeit zu finden, hat unsere Zöglinge ermuntert und ihnen einiges Vertrauen in die Zukunft eingeflößt.

Gesundheitszustand: Die Primärschulen der Türkei versehen uns nur in beschränktem Maße mit Kandidaten. Unsere Schule ergänzt sich aus Syrien und besonders den palästinensischen Kolonien, so daß von den 28 Schülern, die den neuen Jahrgang darstellen, 5 aus Rußland sind, aus Gallipoli, von Demotica und den Dardanellen. Die 23 anderen stammen aus Syrien, nämlich: 10 aus Jaffa, 4 aus Tiberias, 3 aus Rischon, 2 aus Damaskus, 2 aus Jerusalem, 1 aus Wad-el-Hanine und 1 aus Saida. Eine betrübliche Folge der Vorherrschaft des syrischen Elementes ist die Einschleppung von Augenkrankheiten in unser Haus. Beinahe alle Kinder aus dieser Gegend sind mit mehr oder weniger schweren Augenkrankheiten behaftet oder dazu prädisponiert. Es ist sehr schwer, eine strenge Wahl zu treffen, man müßte sonst alle Kandidaten zurückschicken. Die Folgen haben sich fühlbar gemacht. Während des ganzen Monat März hatten wir epidemische Augenkrankheiten zu beklagen. Dank der Hingebung unseres überwachenden Pharmazeuten, der Fürsorge unseres Arztes, und dank den Ausflügen, die wir unsere Schüler gelegentlich des Passahfestes haben machen lassen, ist der Epidemie Einhalt getan, und jeder hat seine Arbeit und seine Studien in bester Gesundheit wieder aufgenommen.

Personal: Ich freue mich, Ihnen hier wiederholen zu können, daß ich dieses Jahr nur zufrieden sein kann mit der Hingebung, die von unseren Lehrern und Angestellten jeden Grades entfaltet worden ist, und mit der treuen Anhänglichkeit, die sie unserer Anstalt beweisen. In den häufigen Versammlungen, zu denen wir sie berufen, setzen wir die auszuführende Arbeit fest. Die bei solcher Gelegenheit veranstalteten, den Unterricht und den Feldbau betreffenden Erörterungen sind sehr nützlich und erzeugen eine gewisse Vertraulichkeit, die das Band unter den Kollegen nur fester knüpfen kann. Alle setzen Ehrgeiz darein, die Aufträge, die man ihnen anvertraut hat, erfolgreich auszuführen. Jeder in seinem Bereich und alle vereint bemühen wir uns, das Gedeihen der Anstalt zu sichern.

Landwirtschaftliches Ergebnis: Das ländliche Arbeitsjahr hat unter ungünstigen Bedingungen begonnen. Es regnete ebensoviel wie im vorigen Jahr. Wir haben im ganzen 630 Millimeter gehabt. Das ist ein normaler Durchschnitt; aber der Regen war verspätet, vielfach Platzregen von Hagel begleitet. Unsere tonartige und feste, schnell gesättigte Erde, die trotz vorhergegangener Entwässerungen häufig und lange überschwemmt war, das andauernde Stehen der Gewässer hat das Wachstum des Unkrauts zum Nachteil des größten Teiles der Nutzpflanzen begünstigt, die sich nicht entfaltet haben oder durch den Sirocco zu Schaden gekommen sind. Abgesehen von den Orangengärten aber haben unsere Pflanzungen kaum unter der Ungunst der Witterung gelitten und mit verschiedenen Sommerpflanzungen und unserem Wein die Lage gerettet.

Die Wintersaaten sind fast völlig zu Schaden gekommen.

Da der Ertrag des landwirtschaftlichen Jahres sich recht ungünstig anläßt, haben wir uns bemüht, durch Herabsetzung der Ausgaben auf das unbedingt Notwendige Abhilfe zu schaffen.

Die Einnahmen betrugen	Fr.	70 822,50
„ Ausgaben	„	62 561,60
Das Reinerträgnis war somit	Fr.	8 260,90

Das ist im Vergleich zu den investierten Kapitalien ein recht magerer Ertrag, der sich daraus erklärt, daß wir unsere allgemeinen Unkosten haben vermehren müssen, um die Sicherheit unserer Anstalt zu festigen, daß infolge der wirtschaftlichen Krise in unserer ganzen Gegend (schlechter Verkauf der Weine und der Orangen) die Einnahmen sich verminderten, und daß das Wetter während des ganzen Jahres ungünstig war. In guten Jahren dürfen wir auf eine Verdoppelung des Reinertrages rechnen.

Am Ende aller Enden können wir in Anbetracht des Mißwachses unserer Wintersaaten und des abnormen Regenfalles mit dem Ergebnis leidlich zufrieden sein, das hinter dem des Vorjahres nicht zurückstand. Wenn auch der Reinertrag noch immer nicht merklich wächst, so geht doch das Defizit der Landwirtschaftsschule von Jahr zu Jahr zurück. Dieses Defizit betrug im Jahre 1901/02 noch Fr. 90 392,05, im folgenden Jahr Fr. 68 705,30, im nächsten Jahr 70 016,70, im Jahre 1904/05 noch Fr. 55 435,15, und im abgelaufenen Jahr nur Fr. 51 378,61.

Folgendes ist der Rechnungsabschluß für das Jahr 1. November 1905 bis 31. Oktober 1906:

Ausgaben:

Allgemeine Unkosten und Personalgehalte	Fr.	22 735,75
Beköstigung und Unterhalt der Zöglinge	„	33 983,20
Prämien für die Zöglinge des 4. und 5. Jahrgangs	„	1 338,20
Mobiliar	„	87,65
Erhaltung der Gebäude	„	750,—
Bibliothek	„	223,30
Gemüsegarten	„	2 427,60
Geflügelhof	„	126,15
Schäferei	„	322,90
Stallungen	„	3 056,95
Weinberge und Kellereien	„	23 815,80
Mandelbäume	„	595,05
Baumschule	„	2 460,10
Orangenbäume	„	6 732,80
Höfe, Gräben und Wege	„	818,40
Maulbeerbäume, Seidenwurmzucht	„	329,05
Holzaanbu.	„	86,15
Zuckerstauden	„	536,15
Bestellung	„	15 430,40
Summa	Fr.	115 855,60

Boden-Verbesserungen und Grundanlagen.

Olivenbäume	Fr.	160,20
Holzanbau	„	700,—
Setzen der Grenzsteine	„	139,05
Orangengärten	„	3 881,80
Brücken und Wege	„	706,90
Neuer Weinberg	„	340,35
Bauten	„	440,95
Urbarmachung	„	22,25
Kellerei und Bestellungsmaterial	„	239,—
Viehankauf	„	2690,—
Summa	Fr.	9320,50

Einnahmen:

Spende des Konsistoriums von Bordeaux	Fr.	45,—
Ertrag des Küchengartens	„	2 476,55
„ „ Geflügelhofs	„	152,30
„ der Schäferei	„	1 030,85
„ „ Stallungen	„	3 349,95
„ „ Weinberge und des Kellers	„	30 132,65
„ „ Mandelbäume	„	1 383,25
„ „ Baumschulen	„	2 821,45
„ „ Orangengärten	„	8 748,85
„ „ Höfe und Wege	„	818,40
„ „ Seidenzucht	„	329,05
„ „ Zuckerstauden	„	380,95
„ „ Bestellung	„	19 891,25
Summa	Fr.	70 867,50

2. Farmschule von Djedeida.

Herr Avigdor, der vortreffliche Direktor der Farmschule von Djedeida, berichtet:

Bewegung der Schüler: Die Gesamtzahl unserer Zöglinge war am 1. Oktober 1905 60. Davon kommen auf den ersten Jahrgang 20, auf den zweiten 16, auf den dritten 8, auf den vierten 11, auf den fünften 5. Von diesen Zöglingen schieden 18 aus, 15 wurden im Oktober 1906 aufgenommen, die gegenwärtige Zahl beträgt 55. Von den im vorigen Jahr ausgeschiedenen 18 Zöglingen hatten 5 den fünften Jahrgang durchgemacht, 5 den vierten, einer den dritten, 3 den zweiten und 4 den ersten. Drei Zöglinge kehren aus Gesundheitsrücksichten in ihre Heimat zurück, ein vierter wurde von seinen Eltern nach Varna berufen, wo er seine Studien in einer Landwirtschaftsschule fortsetzt; 2 andere haben uns im ersten Halbjahr ihres Aufenthaltes verlassen. Der Zögling des dritten Jahrgangs Meimun schied vor der Zeit aus unserer Anstalt, um in der Gegend von Porta Farina die von seinem verstorbenen Vater hinterlassenen Grundstücke zu übernehmen. Von den 10 Zöglingen des vierten und fünften Jahrgangs sind 9 dem Beruf treu geblieben. 3 von ihnen arbeiten in Egypten — alle 3 sind aus der Türkei — ein vierter, gleichfalls Türke, baut in Adrianopel die Gärten seines Vaters, ein fünfter aus Demotica ist Werkmeister in Setif (Algier), 2 Tunesen arbeiten im Dienst und auf Rechnung ihrer Eltern, ein dritter Tunese ist noch ohne Anstellung und 2 Tunesen sind provisorisch in unserem Betrieb tätig.

Statistik: Nach Abschluß jedes Schuljahres erneuern wir das Tableau der Zöglinge, die Djedeida seit Gründung dieser Schule verlassen haben. Wir vervollständigen und berichtigen die Meldungen, die uns über die Lage jedes Einzelnen zugegangen sind gemäß den Berichten, die wir aus allen Teilen der Erde erhalten. Wir bekommen Briefe von unseren ehemaligen Zöglingen aus Amerika, Chikago, Montreal, aus dem Innern von Brasilien, aus Argentinien, der asiatischen Türkei, Egypten, der Balkanhalbinsel, aus Algier und Tunis. Die meisten, wenn nicht alle, selbst die mit ihrem Geschick am wenigsten zufrieden sind, bewahren eine Erinnerung an die Jahre, die sie in der Anstalt zugebracht haben. Sie empfinden das Bedürfnis, uns ihre Freuden und ihre Hoffnungen anzuvertrauen; sie vergessen nicht, was sie unserer Anstalt danken, der Alliance, die fortfährt, ihnen verschwenderisch ihre Unterstützung zu gewähren. Hat ihre Lage sich gebessert, so beeilen sie sich, uns zu schreiben und das Verdienst der Musterwirtschaft beizumessen und in irgend einer rührenden Form uns wieder ihre Dankbarkeit auszudrücken. Sie nehmen Zuflucht zu unserer Erfahrung, erbitten unseren Rat und bei Streitigkeiten mit ihren Patronen unsere Intervention. Ohne jede Frage ist dies der angenehmste Teil unserer Arbeit, die Beziehungen mit unseren ehemaligen Zöglingen zu pflegen; sie ist aber auch der schwerste Teil. Haben wir unsere Lehrlinge einmal in die Landwirtschaft eingeführt, so müssen wir uns auch bemühen, sie darin zu erhalten gegenüber den Verlockungen der Umgebung, die sie ihrem Beruf entfremden wollen. Angesichts der Schwierigkeiten jeden Anfangs, der Schwierigkeiten schon der Stellenbesorgung, ist es gar zu leicht, einem jungen Mann die unmittelbaren Vorteile einer Anstellung im Handel eingängig zu machen, selbst wenn die Entlohnung noch so gering ist. Im Verlauf von 12 Jahren sind wir oft genug die ohnmächtigen Zuschauer zahlreicher Desertionen gewesen. Hat der junge Mann der Versuchung nachgegeben und ist er in den Handel eingetreten, so sehnt er sich bald, ihn wieder zu verlassen, so empfindet er Heimweh nach der freien Luft; er magert ab in der verdorbenen Atmosphäre der Warenhäuser und der Bureaus. Er sammelt seinen Mut, um an uns zu schreiben; er wagt noch nicht zu uns zu kommen, sondern bittet nur inständig, dass wir ihn dem Landleben wiedergeben. Eine Rückkehr solcher Art haben wir häufig gesehen. Das sind sehr heilsame Beispiele für die Zöglinge, die noch auf den Bänken unserer Anstalt sitzen. Viele unserer vormaligen Lehrlinge, die eine Anstellung suchten, wollen lieber als einfache Arbeiter angestellt sein, als in die Städte gehen, obwohl sie schon Werkführer und Inspektoren gewesen sind. Sie können sich nicht mehr an die Stadtluft gewöhnen. Wir kennen andere, die gegen ihren Willen im Handel beschäftigt, mit Ungeduld den Zeitpunkt und die Gelegenheit erwarten, zur Landarbeit zurückzukehren.

Dank der Korrespondenz, die wir mit unseren früheren Zöglingen unterhalten, können wir jedes Jahr die Liste aller derer feststellen, die in der Landwirtschaft leben. Ihre Zahl ist gegenwärtig 80. Häufige mündliche und schriftliche Unterhaltungen mit unseren früheren Zöglingen geben uns zu denken, lassen uns den Geist ihrer Grundherren, deren größeres oder geringeres Wohlwollen erkennen, geben uns eine ziemlich genaue Vorstellung von den Auswegen, die wir dem Tätigkeitsdrang unserer jungen Ackerbauer zeigen können.

Ich möchte einige der Regeln anführen, die für uns maßgebend sein müssen, um den Erfolg unseres landwirtschaftlichen Lehrwerkes zu sichern:

1. Wir können auf die Grundbesitzer von Algier und Tunis für die Unterbringun unserer Zö linge in keiner Weise rechnen.

2. Egypten, Kanada und vielleicht Argentinien eröffnen für sie einen Ausweg.

3. Bei unseren tunesischen Schülern müssen wir die Auswanderungslust wecken. Das ist eine Notwendigkeit für die jungen Städter ebenso, wie für die, die sich der Landwirtschaft widmen.

4. In Tunis und Algier können sie sich in der Landwirtschaft nur unter dem Schutz der Alliance durch Pachterwerbungen erhalten.

In Tunis und Algier haben wir nur wenige Zöglinge im Dienst französischer Besitzer. Diese bevorzugen für Vertrauensstellungen ihre Landsleute. Der Glaubensunterschied bietet häufig Anlaß zu übler Behandlung, die wiederum zur Trennung führt. Hier liegen Vorurteile vor, deren Überwindung trotz einzelner vortrefflicher Beispiele sobald nicht möglich scheint. Wir sind deshalb der Meinung, daß wir bei den jungen Leuten die Auswanderungslust zu fördern haben. Da das Auswanderungsziel Kanada oder Egypten ist, so haben wir in unser Schulprogramm den Unterricht der arabischen Umgangssprache und des Englischen eingeführt. Wir geben unseren Zöglingen Kenntnis von unserer Korrespondenz mit ihren Kameraden, die sich in Egypten oder Amerika niedergelassen haben, und lassen zahlreiche Broschüren zirkulieren, die von der Landarbeit und der Kolonisation in diesen Ländern handeln.

Binnen zwei oder drei Jahren werden unsere Schüler alle oder fast alle Tunesen sein, da die aus der Türkei oder aus Bulgarien stammenden Zöglinge sich lieber nach Or Jehuda oder nach Mikwa begeben, was uns ganz willkommen sein kann. Zur Zeit sind von unseren 57 Zöglingen 36 Tunesen, 15 Türken, 4 Bulgaren, 1 Algierer, 1 Marokkaner.

Arbeit, Prüfung, Zeitverwendung, Führung. In unserem Internat herrscht fortgesetzt ein ausgezeichneter Geist. Alle Zöglinge sind bemüht, Fortschritte zu machen, beschäftigen sich mit ihrer Zukunft und waffnen sich für den Austritt aus der Schule. Der eine verwendet größere Aufmerksamkeit auf die Gartenpflege, weil er darin sein Brot zu finden hofft; der andere widmet sich hauptsächlich der Feldmessung, weil er nach dem Beispiel eines glückbegünstigten älteren Bruders in der Drainage und in der Bewässerung sein Fortkommen zu finden hofft. Alle sind gleichmäßig bestrebt, uns jedes Ärgernis fern zu halten. Es gilt für die größte Schande, in das Bureau des Direktors gerufen zu werden, um dort eine Vermahnung entgegenzunehmen. Alle Zöglinge haben übrigens vor Augen, mit welcher väterlichen Fürsorge die Arbeitsamen und Vernünftigen unter ihnen in der Schule behandelt und bei ihrem Austritt untergebracht werden. Wir ermutigen sie, auf dem guten Wege durch Prämien, die wir verteilen, durch Ausflüge, die wir während der Feiertage in benachbarte Besitzungen [illegible]en.

In den Monaten Juli und August, während der heißesten Jahreszeit, nehmen wir, meine Kollegen und ich, die Prüfung vor. Ich lege Wert darauf, jeden einzelnen Zögling aus jedem einzelnen Unterrichtsgegenstand zu befragen. Ich stelle ihnen auch die Aufgabe, schriftlich eine Reihe von Angaben zu machen, aus denen ich die Überzeugung gewinnen kann, ob sie aus dem Unterricht das praktische und nützliche Wissen festgehalten haben, das ihnen im späteren Leben dienen soll. Aus diesen allgemeinen Prüfungen ersehe ich auch die Methode und den Erfolg der Lehrer.

Gesundheitszustand: Ich erwähnte bereits, daß ich mich über die allmähliche Abnahme der Zöglinge aus Bulgarien und der Türkei nur freuen kann. Denn diese Zöglinge, die aus einem gemäßigten Klima kommen, ertragen nur schwer die 4—5 Monate des tunesischen Sommers. Tunis hat nur zwei Jahreszeiten. Der Winter ist im allgemeinen kalt und feucht; häufige Stürme verursachen Rheuma und Grippe, diese glücklicherweise nicht bösartiger Natur. Aber der Sommer zehrt den im Winter gesammelten Gesundheitsvorrat schnell auf in dem Hauch des Sirocco und in der erdrückenden Sonnenglut.

Ertrag: Eine lange meteorologische Erfahrung in Nordafrika hat uns gelehrt, auch bei dem besten Anschein nicht auf eine gute Ernte zu rechnen, niemals uns über Wahrscheinlichkeiten auszulassen. Wir wissen, daß wir von einem wirklichen Ertrag erst reden können, nachdem die Dreschmaschine das letzte Wort gesprochen und die Säcke angefüllt hat. Doch trotz aller üblen Erfahrungen läßt selbst der pessimistische Ansiedler sich verleiten, nach den reichlichen Regenfällen des Winters und Frühjahrs, nach dem günstigsten Stande der Vegetationsentwickelung zu Anfang Mai an einen glücklichen Ertrag zu glauben. Wenn aber in der kritischen Zeit der Kornentwickelung der Sirocco über das Getreide bläst — glücklicherweise zu spät für Hafer und Gerste — so muß der Ansiedler von seinen Hoffnungen einen großen Abzug machen.

In der Zeit der Aussaat standen unsere Pächter noch unter dem Eindruck der unsagbaren Entmutigung des vorigen Jahres. Der Stand der Saaten im Frühjahr setzte sie durch seine Fülle in Erstaunen, und mit lobenswertem Eifer machten sie sich an die Erntearbeit.

Das Getreidejahr 1905/06 bietet diese doppelte Eigentümlichkeit: Das Viehfutter, Stroh und Korn, hat zu unmäßigen Preisen gekauft werden müssen; die Ausgaben für die Feldarbeiten sind daher sehr erhöht worden; andererseits hat die Bekanntmachung des Zollgesetzes, das die Mehlindustrie begünstigt, die Kornpreise erhöht und beinahe alle Pächter bestimmt, diesem Getreide eine größere Fläche zu widmen, zum Schaden des Hafers, der dem Zufall weniger ausgesetzt ist als das Korn. Unsere Bauern sind diesem Antrieb gefolgt. Gegenüber 100 Hektar Hafer haben sie mehr als 130 Hektar Korn ausgesät. In Djedeida dieselbe Beobachtung: 10 Hektar Hafer gegenüber 16 Hektar Korn, und in Bejoua ist eine gleiche Fläche jedem der beiden Getreide eingeräumt worden. Während der grüne Hafer in gewissen Fällen Erträge gebracht hat, die 25 Zentner auf den Hektar übersteigen, hat das Korn nur ein Maximum von 8 Zentner auf den Hektar hervorgebracht.

Nachstehend der Rechnungsabschluß für das Jahr 1905/06:

Ausgaben:

Unterricht und Unterhalt der Zöglinge	Fr.	43 880,95
Schmiedewerkstatt und Tischlerei	„	110,40
Allgemeine Ausgaben	„	12 855,45
Bibliothek	„	421,45
Mobiliar	„	1 501,05
Bauten	„	2 832,05
Apotheke	„	1 464,55
Prämien für die besten Schüler	„	1 562,90
Ackerland	„	9 609,80
Wein	„	2 987,35
Ölbäume und Ölkammer	„	5 992,65
Mehlfabrik	„	2 749,10
Kuhstall	„	8 855,60
Bodenverpachtung	„	3 056,30
Bewässerungskultur	„	2 501,30
Total	Fr.	98 380,90

Bodenverbesserung.

Neue Ölbaumpflanzen	Fr.	3 112,45
Neuer Weinberg	„	601,90
Kellereimaterial	„	960,—
Mehlfabrik, Reparaturen	„	2 477,60
Summa	Fr.	7 150,95

Einnahmen:

Pension der zahlenden Schüler	Fr.	1 350,—
Tischlerwerkstatt	„	185,60
Feldbestellung	„	11 308,95
Weinberge und Keller	„	4 618,85
Olivenbäume und Ölkammern	„	6 625,60
Mehlfabrik	„	8 819,55
Schweizerei	„	10 500,—
Hausmiete	„	2 000,—
Landpacht	„	13 996,25
Bewässerungskulturen	„	2 499,50
Verschiedenes	„	475,95
Summa	Fr.	62 380,35

RUSSISCHE VERSUCHE IN BULGARIEN.

(Spezialbericht an die A. I. U.)

Sofia, 15. Mai.

Hier ist anläßlich des jüngsten russischen Osterfestes anfangs Mai, der Versuch erneuert worden, das Märchen vom Blutmord zu beleben. Der Vorgang soll sich in folgender Weise abgespielt baben:

Die siebenjährige Tochter des Generals Veltschew, Helene, und die achtjährige Tochter eines Advokaten spielten nach beendetem Schulunterricht auf dem Schulhof. Sie wurden von der Straße aus von zwei Personen aufmerksam beobachtet. Die Kinder begaben sich nach Haus. Unterwegs erneuerten sie das Versteckspiel. Jene beiden Personen folgten von fern. Sie ergriffen die kleine Helene, als diese sich hinter dem Holzstapel eines Neubaus versteckt hatte, schlossen ihr den Mund mit einem Taschentuch und entführten sie durch entlegene Straßen an das äußerste Ende der Stadt. Unterdessen setzte die kleine Gefährtin das Spiel fort und rief: komm heraus, komm, komm! Da auf den wiederholten Anruf nichts erfolgte, glaubte sie, daß Helene nach Hause gegangen sei, und machte sich auf, das gleiche zu tun.

Inzwischen waren die beiden Räuber vor einem verfallenen Hause angelangt, in das sie das Mädchen schleppen wollten. Das Mädchan aber wehrte sich, weinte und schrie. Ein Polizist kam des Weges, sah das Mädchen und trat hinzu. Als die Räuber das merkten, ergriffen sie die Flucht. Der Polizist nahm dem Kinde das Taschentuch aus dem Mund und schickte das Mädchen nach Haus, wo es erzählte, daß zwei Juden es hätten entführen wollen. Daß die Entführer Juden gewesen, habe es daran erkannt, daß sie die Sprache der Juden redeten.

Der „Courier du Soir" meinte in seinem Bericht, es sei möglich, daß man es mit einem Kindesraub zu tun habe, der Gelderpressung vom Vater, dem General Veltschew, bezweckte, und daß die Urheber des verbrecherischen Versuchs sich nach Art der jüdischen Hausierer verkleidet hätten, um die Polizei auf eine falsche Spur zu leiten. Ein anderes Blatt gab der Vermutung Ausdruck, daß eine Spitzbüberei vorliege, die den Glauben an Ritualmord erwecken solle. Ein drittes Blatt wiederum behauptete schlechthin, daß tatsächlich die Absicht eines Ritualmordes vorgelegen habe.

Selbstverständlich bildete der Vorfall das Tagesgespräch in der Stadt. Ueberall sah man ganze Gruppen um die Zeitungsplakate versammelt, die in großen Buchstaben ankündigten: „Raub der Tochter des Generals Veltschew! — Erklärung des Generals Veltschew! — Verhaftung von 30 Juden! — Konfrontation! — Die kleine Veltschew erkennt ihre Räuber!" Ebenso selbstverständlich ist es, daß unsere Glaubensgenossen sich beunruhigt fühlten, weil das Vorkommnis gerade in die „heilige Woche" gefallen war, und weil General Veltschew jedem, der hören wollte, versicherte, seine Tochter sei beinahe das Opfer eines jüdischen Ritualmordes geworden. Auf die Frage von Reportern, ob er wirklich an die Blutbeschuldigung glaube, erwiderte er: „Bisher habe ich nicht daran geglaubt; aber jetzt, da mein Kind fast das Opfer geworden wäre, bin ich fest überzeugt."

Die kleine Helene Veltschew verharrte bei der Behauptung, daß zwei Juden sich ihrer bemächtigt und sie in ein verfallenes Haus geführt hätten. Ihr Geschrei habe Polizisten herbeigerufen, von denen sie aus den Händen der Räuber befreit und einer zufällig anwesenden Person übergeben worden sei, die sie nach Haus gebracht habe.

Unter solchen Umständen sollte es doch ziemlich leicht sein, die volle Wahrheit zu ermitteln. Man brauchte nur den Bericht der beiden Polizisten entgegenzunehmen und jene dritte Person zu verhören.

Doch die Untersuchung ergab, daß an dem in Rede stehenden Tage kein einziger Polizist in einer solchen oder ähnlichen Angelegenheit zu intervenieren Anlaß gehabt hatte. Nun könnte man freilich vermuten, daß die kleine Helene Soldaten als Polizisten angesehen hat. Man fragte sie deshalb: „Haben die Personen, die dich aus den Händen der Verbrecher retteten, lange Säbel getragen wie diesen?" Dabei zeigte der Präfektursekretär der kleinen Helene den Säbel eines Polizisten. „Oder waren die Säbel kurz wie dieser?" fuhr er fort, indem er dem Kind den Säbel eines Soldaten zeigte. — „Ja, ja, wie dieser", meinte Helene. Auch über die Uniform der angeblichen Polizisten äußerte sich das kleine Mädchen in Widersprüchen. Unter allen Umständen ist es wenig wahrscheinlich, daß eine Generalstochter, selbst eine junge, die Uniform eines Polizisten von der eines Soldaten nicht zu unterscheiden weiß. Übrigens vermochte die Polizeipräfektur nicht zu ermitteln, daß irgendein Soldat bei der Rettung des kleinen Mädchens mitgewirkt habe. — Bleibt noch die Person, die das Kind nach Hause gebracht hat. Auch diese ist unfindbar. Niemand kann sagen, weshalb sie sich nicht meldet, da sie doch alles Interesse hat, sich zu zeigen und zum mindesten die Danksagungen der Familie des geretteten Kindes entgegenzunehmen.

Mittlerweile hat die Polizei 30 israelitische Altkleiderhändler verhaftet. Einige von ihnen wurden nach kurzem Befragen wieder entlassen, die anderen wurden an der kleinen Helene vorbeigeführt. Diese bezeichnete auch zwei als ihre Entführer. Die Polizei hielt die beiden fest und stellte Erhebungen an.

Ein Mitarbeiter der „Balkanska Tribuna" hat mit dem Polizeipräfekten von Sofia über die Angelegenheit eine Unterredung gehabt, von der er in seinem Journal folgendes berichtet:

Möchten Sie die Güte haben, Herr Präfekt, uns einige Aufklärungen über den Raub der Tochter des General Veltschew zu geben?

— Mit Vergnügen. Aber welche Aufklärungen? Ist denn irgendetwas an den Zeitungsnachrichten von gestern wahr? Wahr ist, daß die Tochter des Generals Veltschew entführt worden ist, daß sie behauptet, Juden hätten sie entführt, daß ihre Schulgefährtin, die kleine Tolew, die Aussagen der Helene Veltschew bestätigt, und daß wir im Vertrauen auf diese Versicherungen mehrere Israeliten verhaftet haben, unter denen die beiden Mädchen ihre Räuber zu erkennen behaupten; wahr ist endlich, daß die kleine Helene erzählt, zwei Polizisten oder zwei Soldaten hätten sie entführt, und eine dritte, nicht uniformierte Person habe sie nach Hause gebracht. Doch von allem dem ist nichts mit Sicherheit festgestellt. Eine genaue Untersuchung hat ergeben, daß weder Polizisten noch Soldaten ein Kind aus den Händen von Räubern zu befreien Gelegenheit hatten. Auch will sich seltsamerweise die Zivilperson nicht zeigen. — Ein einziger Umstand wirft eine Art Verdacht auf einen der Arretierten. Von diesem sagten nämlich die Mädchen: „Der ist es, aber er trug einen hellen Rock." Einen solchen Rock hat man nun wirklich bei ihm gefunden. Man ließ den Verhafteten den Rock anziehen, und die Mädchen wiederholten: „Der ist es, der ist es."

— Kann man alles glauben, was die Mädchen sagen?

— Nein, gewiß nicht. Mädchen von 7—8 Jahren können keine klaren und genauen Angaben machen. Auch verwickeln sie sich in Widersprüche. Es ist das reine Kindergeschwätz.

— Wie fassen Sie die ganze Geschichte auf?

— Das ganze ist eine Mystifikation, angestellt, um Unruhen gegen die Israeliten hervorzurufen. Darum hat man eben eine Generalstochter dazu genommen. Hätte man dasselbe mit der Tochter irgend eines armen Teufels getan, so wäre die Wirkung nicht die nämliche gewesen. Elende Auswürflinge haben das Stückchen angerichtet, um die Bevölkerung gegen die Juden aufzubringen. Das ist der ganze Kern der Geschichte.

Tatsächlich wurden die beiden verhafteten Israeliten entlassen, ohne daß man Kautionen von ihnen verlangte. Man fing auch schon an, die Angelegenheit lächerlich zu finden. General Veltschew aber beklagte sich bei dem Präsidenten des Konseils über die Art, wie die Polizei die Untersuchung geführt habe, und über die Rechtsverweigerung, die man ihm habe zuteil werden lassen. Auf Grund dieser Beschwerde wurden die beiden Unglücklichen aufs neue verhaftet. Dem Verlangen des Generals Veltschew gemäß ist ein anderer Untersuchungsrichter mit der Angelegenheit des Raubes der kleinen Helene beauftragt worden. Am 9. Mai in aller Frühe vernahm er die beiden Verdächtigten Aguadisch und Semo, die danach in Haft bleiben mußten und am Nachmittag aus dem Polizeikommissariat nach dem Zentralgefängnis übergeführt wurden. Da hier kein Platz war, brachte man sie später in das Spezialgefängnis für die eines Mordes Beschuldigten.

Natürlich haben die Zeitungen sich aufs neue der Angelegenheit bemächtigt und veröffentlichen allerhand Deklamationen über die Notwendigkeit, volles Licht in die Affäre zu bringen, unbedingte Aufklärung zu schaffen. Es fehlt dabei nicht an Versicherungen, daß man den Beschuldigten Genugtuung gewähren müsse, wenn sie nicht schuldig seien, daß man, wenn eine Mystifikation vorliege, die Urheber der Mystifikation zu strenger Verantwortung ziehen müsse. Das alles sei nötig, um die aufgeregten Gemüter in der Hauptstadt und in der Provinz zu beruhigen.

Ueberflüssig zu sagen, daß unsere Glaubensgenossen alle den Wunsch nach voller Aufklärung durchaus teilen. Sie sind auch überzeugt, daß die Regierung nur zu wollen braucht, um diese volle Aufklärung zu schaffen. Wer mit Unbefangenheit die ganze Erzählung — was die Kinder vorgebracht haben und was die Polizei ermittelt hat — beurteilt, der muß zu dem Ergebnis kommen, daß nur zwei Möglichkeiten vorhanden sind: Entweder haben, wie der Polizeipräfekt annimmt, gewissenlose Menschen das ganze Schauspiel der Entführung und der angeblichen Befreiung inszeniert, um nach russischem Muster eine Judenhetze herbeizuführen. Oder es bleibt die andere

Alternative übrig, daß die kleine Helene Veltschew zusammen mit der kleinen Tolew sich überlang auf der Straße herumgetrieben haben und danach, zu ihrer Entschuldigung oder aus Furcht vor Strafe oder aus diesen Gründen und gleichzeitig aus Lust am Fabulieren, ihren Eltern das Märchen vom Raub und von der Befreiung vorgeflunkert haben. Denn daran ist kein Zweifel, daß eine ernstliche Entführung so wenig wie eine Befreiung stattgefunden hat, da weder Polizisten noch Soldaten als die angeblichen Befreier sich haben ermitteln lassen. Polizisten aber und Soldaten hätten sich unfraglich gern gemeldet, um den Dank des Generals Veltschew, den sie auch verdient hätten, entgegenzunehmen. Dasselbe gilt von der Zivilperson, die angeblich die kleine Helene nach Hause gebracht hat. Bei dem Lärm, den die Zeitungen erhoben haben, ist es beinahe unmöglich, daß diese Zivilperson, wofern sie überhaupt existiert, von der Affäre nichts gehört hätte. Was den hellen Rock betrifft, den man bei dem einen verhafteten Trödler als privaten Besitz gefunden hat und der eine Spur von Verdacht rechtfertigen soll, weil die beiden Mädchen gesagt haben, einer von den beiden Räubern habe einen hellen Rock getragen, so können wir darin ein verdächtigendes Moment nicht erblicken, solange nicht festgestellt ist, daß helle Röcke bei Personen gleichen Standes und gleicher Beschäftigung eine Seltenheit sind.

Wir haben zu dem guten Willen der bulgarischen Regierung das beste Zutrauen und rechnen darauf, daß es sich bewähren wird.

Gedenktafel. Die Alliance Israélite Universelle und deren Deutsche Conferenz-Gemeinschaft haben zwei herbe Verluste erlitten. Herr Gotthold Lewy in Stettin, der als Schriftführer unseres Zweig-Comités für Pommern den Hauptteil der Geschäftslast auf sich genommen hatte, mit Hingebung und Treue viele Jahre hindurch seines Amtes waltete, ist nach kurzer Krankheit, am 30. April, in Lugano gestorben. Zwölf Tage später, am 11. Mai, hat uns der Tod den ersten Vorsitzenden unseres Badischen Landes-Comités, Herrn Emil Nöther in Mannheim entrissen. Wie Gotthold Lewy an der Seite des Rabbiners Dr. Vogelstein-Stettin in der Provinz Pommern, so hat Emil Nöther an der Seite unseres Seniors Bielefeld im Grossherzogtum Baden die Sache der Alliance Israélite Universelle, die die Sache der Judenheit ist, mit herzlichem Eifer und mit stetig wachsendem Erfolg vertreten. Die beiden Männer, deren Hinscheiden uns mit Trauer erfüllt, sind Erben und sorgsame Pfleger unserer besten Traditionen gewesen, und haben durch ihr Beispiel für deren Erhaltung gesorgt. Wir werden der Treuen immer in Treue gedenken.

* * *

Das Berliner Lokal-Comité der A. I. U. hielt am 28. April unter dem Vorsitz des Herrn Geheimen Kommerzienrat Goldberger eine Sitzung ab. Der Vorsitzende erstattete Bericht über die am 19. Februar in Frankfurt a. M. stattgehabte Tagung der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft und machte Mitteilungen über den Stand der Arbeiten. Er konstatiert, dass die Zahl der Mitglieder von Tag zu Tag erfreuliche Steigerung erfährt. Der besondere Hilfsdienst für russische Emigranten findet in den Räumen des deutschen Bureaus statt. Er erfordert andauernd erhebliche Aufwendungen. Das Abkommen mit der Berliner Abfertigungsstelle für russische Aus- und Rückwanderer wurde bis 31. März 1908 verlängert. Zum Schluss wurde durch einstimmigen Beschluss des Comités Herr Geheimer Medizinalrat Professor Dr. L. Landau, dessen humanitäres Wirken bekannt ist, kooptiert. Herr Prof. Dr. Landau hat die Wahl angenommen.

* * *

Mainz. In Mainz hat sich ein neues Lokalcomité der Alliance Israélite Universelle gebildet. Es setzt sich zusammen aus den Herren: Moritz Berney, Sigmund Cahn, Ferdinand Gutmann, Adolf Jeremias, Moritz Marx, Gross-Rabbiner Dr. Saalfeld, Siegfried Tendlau.

* * *

Darmstadt. Hier hat sich das Lokal-Comité der Alliance Israélite Universelle erweitert und neu konstituiert. Es besteht aus den Herren Ludwig Joseph, Kommerzienrat W. Langenbach, J. Lehmann, Rabbiner Dr. Marx, J. Sander, Max Stern, Adolph Trier, Kommerzienrat Louis Trier und Otto Wolff. Eine weitere Vergrösserung des Comités ist in nahe Aussicht genommen.

* * *

Spenden für Rumänien. Für das rumänische Hilfswerk sind aus Hamburg 3200 Mark und von Herrn H. Löwenthal, Berlin, Prenzlauerstr. 19a, 5 Mark eingegangen.

* * *

Neue immerwährende Mitglieder.

Fräulein Dorothea Wormann, Berlin, Oranienburgerstr. 32, Herr Ludwig Born i. Fa Born & Busse, Berlin, Behrenstr. 31, Herr Julius Bleichröder sel. Anged., Herr Leopold Cohn i. Fa. Cohn & Daniel, Potsdamerstr. 119. —

Die verehrlichen Mitglieder, die auf regelmässige und pünktliche Zustellung unseres Organs Wert legen, werden ersucht, Aenderungen ihrer Postadresse unverzüglich dem deutschen Bureau der A. I. U., Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 42/43 mitzuteilen.

Alle für das **Berliner Lokal-Comité der A. I. U.** und für das **Deutsche Bureau** der A. I. U. bestimmten Geldsendungen beliebe man an den Schatzmeister

Herrn **Benno Braun** in Firma **Joelsohn & Brünn, Berlin C. 19,** Hausvoigteiplatz 12

zu adressieren, eventuell durch Reichsbank-Girokonto der Firma Joelsohn & Brünn zu überweisen.

Vom 1. Juni bis 15. August d. J. sind unsere Bureaus, Oranienburgerstr. 42/43, nur von 9 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags geöffnet.

Das Deutsche Bureau der Alliance Israélite Universelle.



Inseratenannahme nur durch Haasenstein & Vogler A. G. in Berlin und deren Filialen.

Abonnementspreis für das Jahr in Deutschland und Oesterreich Mark 7,— (Luxusausgabe Mark 14,—), für das Ausland Mark 8—, (Luxusausgabe Mark 16).

für Russland ganzjährlich 4 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen Mk. 1.— die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt.

Adresse für die geschäftliche Korrespondenz: Verlag „Ost und West“, Berlin W. 8, Leipzigerstr. 31-32.

Redaktion: Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49. — Verlag Ost und West, Berlin W. 8.
Druck von Beyer & Boehme Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50.



„Salem Aleikum“ Wort und Bild sind gesetzlich geschützt.

Zu haben in den **Cigarren-Geschäften**

„Salem Aleikum“ Cigaretten

Keine Ausstattung, nur Qualität!

Vollwertiger Ersatz

für die infolge der Cigarettensteuer erheblich verteuerten ausländischen Cigaretten.

Nur echt mit Firma: **3½ bis 10 Pfg. per Stück.**

Orient. Tabak- und Cigarettenfabrik „YENIDZE“

Inhaber: **Hugo Zietz,** Dresden.

Grösste deutsche Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.



Heilwasser 1. Ranges gegen Erkrankungen der Atmungsorgane, d. Magens, der Nieren, Gicht und Rheumatismus usw. Gutachten des Geh. Med.-Rat Professor Dr. Harnack von der Universität Halle. Prosp. frei. Zu beziehen durch alle Apoth., Mineralwasserhandlungen sowie a. durch Versand-Kontor, Martha-Quelle, Bad Salzbrunn 3.

Schriftsteller

Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Trägt teils d. Kosten. Aeuss. günst. Beding. Offert. sub Z. E. 205 an Haasenstein & Vogler A. G., Leipzig.



Regie des Tabacs de l'Empire Ottoman.

Nur die Cigaretten und Tabake der

Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie

bieten die absolute Garantie der Echtheit.

Man verlange dieselb. in allen bess. Handlung. Deutschlands.

Engrosverkauf: HAMBURG, Gänsemarkt 4/5.



Vereinigung der Kunstfreunde

Farbige Nachbildungen von Gemälden der

Königlichen National-Galerie

und anderer Kunstsammlungen

Berlin W., Markgrafenstrasse 57

Filiale: Potsdamerstrasse 23

Der Illustrierte Katalog wird auf Verlangen kostenfrei zugesandt.



Ein denkender Mensch

wird, wenn er nur einigermaßen zu beobachten versteht, erkennen, daß der

Haarausfall

für die meisten eine schwere Schädigung ihrer Gesundheit und zugleich auch eine Benachteiligung ihrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung bedeutet. Es ist daher auch nicht wunderlich, daß solche Unglücklichen, bevor sie sich mit dem nahezu hoffnungslosen Kahlkopf abfinden, „Alles“ versuchen, um dem treibenden Haarschwund so schnell wie möglich Einhalt zu gebieten. Hierin liegt

ein schwerer Fehler!

Was ist nicht alles in diesem „Alles“ enthalten?! Welche Mittel und Kuren mögen wohl nicht versucht worden sein, bis man zu der bitteren Erkenntnis kam

es hilft alles nichts!

Die so Irregeleiteten, nachdem sie planlos fast ein kleines Vermögen vergeudeten, versuchen **dann** noch ein **Letztes** und wenden sich etwas schüchtern zwar, aber doch an ihren Arzt.

Warum aber erst jetzt?? Nicht das Letzte, sondern das Erste sollte es sein, wenn das Haar sich zu lichten beginnt, sich an einen erfahrenen Haarspezialisten zu wenden; man kann den Rat eines solchen nicht früh genug einholen, denn der Beginn des krankhaften Haarausfalles kann von Laien überhaupt gar nicht festgestellt werden; es ist daher mindestens ebenso wichtig, vorbeugend zu wirken, ein Rat, der stets als der beste bezeichnet werden kann. — Eine eigentümliche Auffassung ist jedoch leider fast überall vorherrschend, daß der Haarausfall nicht als ein Uebel gilt, das der Arzt beurteilen und behandeln kann und soll; eine geradezu sträfliche verkehrte Anschauung beurteilt diese degenerierende Erscheinung höchstens mit der Wichtigkeit, die man seinen Fingernägeln und Hühneraugen angedeihen läßt und glaubt auch die Pflege des bereits erkrankten Haarbodens einfach dem Barbier anvertrauen zu können, wenn man nicht selbst die Pfuscherei mit zweifelhaften, wissenschaftlich unbegründeten Mitteln in die Hand nimmt.

Aber an diesen geradezu traurigen Zuständen ist zum größten Teil der Mangel an Aerzten schuld, die sich wirklich eingehend mit dieser Materie beschäftigen und genügende Erfahrungen darin haben und daraus ergeben sich Rücksichten und Verhältnisse, besonders in kleinen Orten, die Leidende mit diesem Uebel abhalten, für ihren speziellen Fall das Richtige zu wählen. Man sollte nicht vergessen, daß gerade das Haar ein sehr wichtiger Bestandteil des menschlichen Körpers ist, der nicht nur einen Schmuck bedeutet, sondern der **wichtige Funktionen auszuüben** hat, wie die Regulierung der Wärmeverhältnisse auf dem Kopfe usw.; Störungen hierin führen erfahrungsgemäß allerlei Unbehaglichkeiten und selbst schwere körperliche und seelische Leiden herbei, ganz von den Nachteilen zu schweigen, die der Verlust des Haupthaares in ästhetischer Hinsicht hervorruft, dem nicht selten pekuniäre Nachteile folgen, oft sogar ganze Existenzen zum Opfer fallen.

Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, nach meinen vielseitigen Erfahrungen auf diesem Gebiete dem bestehenden Mangel an geübten und erfahrenen Haarspezialisten abzuhelfen bzw. Haarleidenden eine wissenschaftliche Pflege ihrer Leiden zu ermöglichen und erteile meine

Ratschläge zwanglos und kostenfrei

jedem, der mir seine Adresse mit kurzer Angabe seines Haarleidens übermittelt.

Man adressiere genau: **Dr. med. Fischer, Berlin W. 35, Nr. 77.**

OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR DAS GESAMTE JUDENTUM.

Herausgegeben und redigiert
von
LEO WINZ.

Heft 7. Juli 1907. VII. Jahrg.

JAKOB FREUDENTHAL.

Von Bernhard Münz.

Die Breslauer Universität hat den Verlust eines sehr gelehrten Forschers zu beklagen. Jakob Freudenthal ist nicht mehr. Er hat schon als ganz junger Mann von sich reden gemacht. Er war in seiner dem überaus schwierigen Begriffe der Phantasie bei Aristoteles gewidmeten Doktordissertation auf dem rechten Wege und hat mit gesundem Verstande manches Treffende gesagt. Freilich war seine Bekanntschaft mit dem Stagiriten bei der Abfassung seiner Erstlingsschrift noch zu jung; sind aber auch ihre Resultate nicht durchweg annehmbar, so ist sie doch als eine treffliche Grundlage zu betrachten.

Dann reizte ihn das kleine unscheinbare Schriftchen „Ueber die Herrschaft der Vernunft", das sich durch Form und inneren Gehalt vor seiner Umgebung vorteilhaft auszeichnet und ein in seiner Art ganz einziges Erzeugnis jener wunderbaren Vereinigung jüdischen und griechischen Wesens ist, welche noch unserer Zeit einen grossen Teil ihrer Bildungselemente liefert. Habent sua fata libelli. Auch das Büchlein, das Freudenthals Aufmerksamkeit fesselte, hat eine merkwürdige Geschichte zu erzählen. „Im christlichen Altertum oft genannt, benutzt, bewundert und abgeschrieben, den deuterokanonischen Schriften des Alten Testaments angereiht und mit dem klangvollen Namen des Flavius Josephus geziert; in neuerer Zeit ebenso häufig übersetzt und gedruckt, wie wenig gekannt und geachtet; lange Zeit fast verschollen und erst in den letzten Jahrzehnten Gegenstand einer meist einseitigen Betrachtung; verstümmelt und verunstaltet durch eifrige Leser, unwissende Abschreiber und sorglose Herausgeber, aus deren langer Reihe herauszutreten selbst Männer wie Wilhelm Dindorf und Immanuel Bekker sich nicht bemüssigt gesehen haben, können wir es heutzutage nur als den Torso eines interessanten Kunstwerkes gelten lassen, über den gerade entgegengesetzte Urteile gefällt werden können, je nachdem diese oder jene Seite beleuchtet, das ursprüngliche Ganze ins Auge gefasst oder über Einzelheiten übersehen und in ein falsches Licht gerückt wird".

Es folgten die „Hellenistischen Studien", die den Zugang zu einem zwar engbegrenzten, aber nicht unergiebigen Gebiete des hellenistischen Schrifttums erschlossen. Das literarische Erbe des jüdischen Hellenismus ist so dürftig, die Lücken, die die Zeit vom Abschluss der griechischen Bibelübersetzung bis zum Auftreten Philos aufweist, sind so gross und weit, dass Freudenthal sich gedrängt fühlte, die von Alexander Polyhistor erhaltenen Reste jüdischer und samaritanischer Geschichtswerke, die von hervorragenden Forschern in Bausch und Bogen abgeurteilt wurden, ohne dass sie in ihrer Gesamtheit nach den literarischen Verhältnissen der Zeit, aus der sie hervorgegangen, nach den Zielen ihres Verfassers und nach ihrem Zusammenhange mit den verwandten Erscheinungen des Hellenismus befragt worden wären, einer eingehenden Untersuchung zu würdigen, die Spreu von den Körnern zu sondern, das wertvolle Einzelne aus dem grossen Haufen des Wertlosen herauszulesen.

Seine eigentliche Lebensarbeit war der einsame, das All liebende, vom amor Dei intellectualis beseelte Spinoza. Er hat keine Mühe gescheut, um in das auf Spinoza bezügliche biographische Material Einblick zu gewinnen, und sein löbliches, von der Berliner Akademie der Wissenschaften gefördertes Unternehmen hat von den verschiedensten Seiten kräftige Unterstützung erfahren. Gleichwohl ist die Ernte im ganzen und grossen recht kärglich ausgefallen. Die Durchmusterung zahlreicher, in den Bibliotheken und Archiven von Amsterdam, Breslau, dem Haag, Hannover, Leyden, London und Utrecht aufbewahrter, noch ungedruckter Briefe und die Durchsicht der Papiere vieler holländischer Familien, von denen einzelne

Mitglieder in nahen Beziehungen zu Spinoza gestanden hatten, war ziemlich fruchtlos, „weil, wie es scheint, nahezu alle auf Spinoza bezüglichen Schriftstücke als Zeugnisse eines verdächtigen Verkehrs mit dem verschrienen Ketzer bald nach seinem Tode vernichtet worden sind." Im Einklange mit dieser Vermutung befindet sich die uns in Stolle-Halmanns Reisebeschreibung aus dem Jahre 1704 begegnende Aeusserung des Verlegers Rieuwerts, „in denen Epistolis Spinosae wären einige Personennamen, die man suspect machen wollte, ausgelassen und dafür nur Striche gesetzt worden." Immerhin müssen wir dankbar anerkennen, dass Freudenthal eine feste Grundlage für die noch unsicher schwankende, von der Parteien Hass und Angst entstellte Lebensgeschichte Spinozas gelegt hat; indem er das Verhältnis der wichtigsten Quellenschriften zu einander bestimmte, eine grosse Zahl von nicht belanglosen Schriftstücken, die bisher im Staube holländischer und deutscher Archive und Bibliotheken schlummerten, zu neuem Leben weckte, nach ihrer Zeitfolge ordnete, auf ihren Wert prüfte, durch Anmerkungen erläuterte und der allgemeinen Benutzung und Verarbeitung zugänglich machte.


Jakob Freudenthal.

Dornig war der Lebensweg Spinozas. Seine Glaubensbrüder schlossen ihn wegen „schwerer Irrlehren" aus ihrer Gemeinschaft aus. Aber auch die kirchlichen Behörden der wegen ihrer Glaubens- und Denkfreiheit viel gerühmten Niederlande inszenierten gegen ihn und seine Schriften einen förmlichen Kreuzzug, wie aus einer langen Reihe von Urkunden erhellt, deren bei weitem grösster Teil von Freudenthal zum erstenmal veröffentlicht wurde. Treffend bemerkt unser Forscher, dass die Zustände, aus denen die Massnahmen der Geistlichen und dann die Verordnungen der Staatsbehörden hervorgegangen sind, den dunklen Hintergrund des Lebens und der Werke Spinozas bilden. Die Kenntnis dieser Dinge lehre, dass es nicht bloss die von der machtlosen jüdischen Gemeinde Amsterdams über ihn verhängte Exkommunikation war, die sein Leben verbitterte, sondern dass er unter dem Drucke drohender Verfolgung seit 1665 fortwährend gelitten hat. Man begreife jetzt, warum er ein Caute auf seinen Siegelring eingraben liess. Man sehe, dass er aus gutem Grunde seinen Freund Jarig Jelles ersuchte, den Druck der holländischen Uebersetzung des theologisch-politischen Traktates zu verhindern. Man werde es nicht mehr verwunderlich finden, dass er die Veröffentlichung der Ethik im Jahre 1675 unterliess, weil Theologen und Descartes ergebene Philosophen das Volk gegen ihn erregten. Man werde es nicht mehr als Zeichen grundloser Furcht oder unmännlicher Feigheit betrachten, wenn er im theologisch-politischen Traktate äusserst vorsichtig auftrat und das Neue Testament überhaupt nicht zum Gegenstand seiner Kritik machte.

Es ist eine feinsinnige Bemerkung, dass Spinoza keiner jener kampflustigen Federhelden ist, wie sie die Zeit der Renaissance und der Reformation in grosser Zahl erzeugt hat, — keiner jener Männer, die den Kampf um des Kampfes willen suchten und einer Welt von Feinden entgegenzutreten sich nicht scheuten, wenn es galt, dem Rechte und der Wahrheit oder dem, was sie dafür hielten, zum Siege zu verhelfen. Er hat neben anderen ausgezeichneten Eigenschaften auch ein tiefes Friedensbedürfnis von seinen Vorfahren geerbt. Das waren nicht streitlustige Krieger, sondern unglückselige Dulder, die wegen ihrer Religion und ihrer Rasse unterdrückt und gehetzt, resigniert hinnehmen mussten, was das Geschick über sie verhängte. Der Vergewaltigung mit Gewaltmitteln zu begegnen, konnte ihnen nicht in den Sinn kommen; denn sie bildeten eine verschwindend kleine Minderheit, die einer erdrückenden Uebermacht gegenüberstand. So verloren sie die Wehrhaftigkeit und den Kampfesmut alter Zeiten. Der Enkel dieser nur im Leiden, nicht im Kämpfen heldenhaften Männer ist Spinoza. „Vor Streitigkeiten schaudere ich zurück", sagte er einmal.

Durch seine Quellenforschungen wie durch seine gründliche Kenntnis der Geschichte der Juden und der jüdischen Religionsphilosophie war der zu früh heimgegangene Gelehrte wie kaum ein anderer berufen, die mustergiltige und nicht zu überbietende Biographie Spinozas zu schreiben, deren erster Band im Jahre 1904 erschien und alle bisherigen Lebensbeschreibungen Spinozas weit hinter sich lässt. Er war in der glücklichen Lage, uns neue Gesichtspunkte zu eröffnen, die seinen Vorgängern wegen Mangels an diesen Kenntnissen entgehen mussten, Etappen seines Entwicklungsganges, die von ihnen übersehen oder unterschätzt wurden, in die richtige Beleuchtung zu rücken.

AUS VERGILBTEN PAPIEREN.

Von Prof. A. Berliner.

II.*)

Am Schlusse des ersten Artikels habe ich versprochen, eine richtige Darstellung über die Leidenszeit der römischen Juden während des Karnevals auf Grund historischer Dokumente folgen zu lassen, um hierbei zugleich auch manches, was geschichtlich nicht haltbar ist, sich aber allgemein eingebürgert hat, auf Grund archivalischer Forschungen zurückzuweisen.

*) S. Heft 10/11 des vorigen Jahrganges.

So z. B. wird im Gedächtnisse fast aller Römer die falsche Tradition aufbewahrt, dass die jüdische Gemeinde in Rom alle acht Rennpfähle, innerhalb deren die Pferde beim Karneval auf dem Korso zu laufen hatten, liefern musste und zwar als eine Ablösung dafür, dass die Juden nicht mehr zur Belustigung der Römer und zum Gespötte derselben bei diesem Rennen aufzumarschieren hatten. Aber es ist bei Belli: J sonetti romaneschi ed. Morandi (Teil I, S. 339 ff.) festgestellt, dass die Juden diese Rennpfähle niemals zu liefern hatten. Hierbei wird näher ausgeführt, dass die jüdische Gemeinde bis zum Jahre 1847 an das Capitol an Tribut zu zahlen hatte: 531 Scudi (Fünffrankstücke) und 57 Bajocchi, welche Summe bereits in einem Diplom des Königs Robert vom 11. März 1334 erwähnt wird, als Preis für die Aufhebung einer alten Sklaverei, die darin bestand, dass die Juden bei den Volksspielen auf der Piazza Navona zur Belustigung des Pöbels als Esel ausstaffiert aufzutreten hatten, ebenso auch bei den pomphaften Spielen des Militärs am Monte Testaccio. Ferner mussten sie 200 Scudi als Loskauf von einer Verpflichtung zahlen, welche bis zum Jahre 1668 bestand, nämlich darin, dass sie bei dem Spazierritte der Magistratspersonen der Hauptstrasse entlang voran marschieren mussten. Bei dieser Gelegenheit waren sie allen möglichen Chikanen und Belästigungen preisgegeben.

Endlich mussten die Juden 20 Scudi entrichten, durch welchen Geldbetrag sie sich seit 1828 von der bis dahin alljährlich wiederkehrenden Pflicht befreiten, die Tribüne für die Conservatoren der Stadt und die Richter auf dem Volksplatze herzustellen.

Dies ist der wahre Tatbestand; daher die Behauptung so vieler Schriftsteller, dass auch die Rennpfähle von den Juden geliefert werden mussten, durchaus unbegründet ist. Auch das Chirograph des Papstes Clemens IX, vom 28. Januar 1668, welches von den Abgaben und Lasten der Juden Roms handelt, erwähnt hiervon nichts.

Dieser Irrtum scheint in folgender Weise sich herausgebildet zu haben:

Das Statut der Stadt Rom v. J. 1580 verordnet bereits, dass von den 1130 Fiorinen, welche dem Werte von 531,57 Scudi gleich sind, von vorne weg 30 Fiorinen für das Lesen einer Messe genommen werden sollten, mit dem ausdrücklichen Hinweis, dass diese 30 Goldgulden an die gleiche Summe des Juda Ischariot erinnern sollten. Das übrige Geld dagegen sollte für die Karneval-Spiele verwendet werden, und zwar für die Schabracken, die Sättel und andere Verzierungen, womit das Pferd des Senators versehen wurde. Auch wurden hiervon die Kosten bestritten für die seidenen Gewänder der Gerichtsschreiber, ferner bezahlt die Spielleute, die Ausrufer, die Trompeter, die Glöckner, der Stallknecht, der Barbier, der Hüter der Schweine, die von dem Testaccio-Berg hinuntergeworfen wurden. Als diese Spiele später durch das Wettrennen der Berberhengste verdrängt wurden, mussten die Juden die früher gezahlten Gelder für die neuen Spiele hergeben. Noch die Bilanzen des Capitols bis zum Jahre 1848 weisen alljährlich 500 Scudi für den Karneval und für andere kleine Ausgaben nach.

Morandi in seinen Noten zu den bereits oben erwähnten Sonetten Belli's kann bei der Anführung des betreffenden geschichtlichen Materials (I S. 340) nicht unterlassen, den Ausspruch zu tun: „Somit ist es klar, dass die christliche Kanaille auf Kosten der armen Juden sich amüsierte und noch einen Ueberschuss einheimste.“ Und um zum Spass noch den Hohn hinzuzufügen, liessen die Conservatoren des Kapitols, so lange diese Tribute geleistet wurden, ihre Gläubigen in Prozession mit den acht Rennpfählen unter Begleitung der städtischen Musikbande aufziehen, bis unter die Fenster der Vertreter der jüdischen Gemeinde.

In solcher Weise konnte allgemein die Meinung aufkommen und sich immer mehr befestigen, dass die Rennpfähle direkt von der jüdischen Gemeinde geliefert wurden.

Wie oft auch die Juden Roms die päpstliche Gewalt anflehten, alle die Akte dieser Grausamkeit abzuschaffen*), so konnten sie weiter nichts erreichen, als einen Auftrag des Papstes Gregor XVI. zur näheren Prüfung des vom Advokaten Durant im Namen der Gemeinde eingereichten Memorials, welche aber weiter kein Resultat hatte, als die Weigerung des Papstes, hierin etwas zu ändern, mit dem Motiv, welches er in der Audienz am 6. November 1836 den mit Zittern und Beben erfüllten Vertretern der Gemeinde gegenüber aussprach: „dass er keine Neuordnungen liebe“. Erst dem Papst Pius IX. sollte das Verdienst bleiben, mit dem Edict vom 1. Oktober 1847 hierin Wandel zu schaffen.

Aus alter Zeit ist noch ein spezieller Fall anzuführen, der von einer Ausnahme, welche in der Leistung des Tributs einmal gemacht wurde, berichtet. Am vorletzten Tage des Aprilmonat im Jahre 1376 befreite der römische Senat die beiden

*) Näher dargestellt in meiner „Geschichte der Juden in Rom“ II S. 50 n. 140.

jüdischen Aerzte von Trastevere, Manuele und Angelus, Vater und Sohn, und ihre ganze Familie von jeder Geldsteuer und jeder persönlichen Leistung, weil, wie es in dem betreffenden Dokumente heisst, sie in der Ausübung ihrer Praxis den römischen Bürgern viele Dienste erwiesen haben, indem sie ihre grosse Erfahrung und ihren unermüdlichen Eifer mit ausgedehnter Liberalität in der Behandlung auch armer Kranken zur Geltung brachten. Als aber die Gemeinde durch eine solche finanzielle Ausnahme der erwähnten Glaubensgenossen bei der Verteilung der aufzubringenden Summe auf die einzelnen Mitglieder sich geschädigt fühlte, verweigerte die Gemeinde ihnen den Zutritt zu ihren Gotteshäusern. Da reduzierte derselbe Senat im Jahre 1385 den Tribut für die Spiele Agone und Testaccio um 30 Goldgulden, solange die 2 Aerzte und die Söhne Angelus lebten. Dafür sollte aber die jüdische Gemeinde diesen Familien den Zutritt zur Synagoge zum Anhören des hebräischen Offiziums gemäss dem Gesetze Mosis gestatten. Hierbei wird ausdrücklich hervorgehoben, dass diese beiden Juden ausser vielen anderen Verdiensten auch noch darin zu loben seien, dass sie die armen Kranken unentgeltlich behandelten. Hierin, setzt Morandi hinzu, waren sie vielleicht die einzigen Christen in Rom.

Nach dem Tode Manuels bestätigte der Papst Bonifacius IX. mit erweiterter Bulle vom Jahre 1399 dieselben Rechte und Befreiungen zu Gunsten Angelos, der ebenfalls sein Arzt und Familiare geworden war. Als ein bemerkenswertes Zeichen jener Zeit ist eine andere Bestätigung dieses Papstes, welche in der Bulle vom Jahre 1392 enthalten ist; sie ist in meiner Geschichte der Juden in Rom II S. 62 zum Abdruck gelangt.

DIE JUEDISCHE PRESSE IN OESTERREICH.

Von Josef Lin, Berlin.

Die Entstehung der jüdisch-periodischen Literatur fällt mit dem Abschluß des Mittelalters für die Juden in Zentral- und Westeuropa um den Beginn des XIX. Jahrhunderts zusammen. Die neuen Geistesströmungen, welche in die finsteren Ghettos eingedrungen waren, erheischten neue Ausdrucksformen. Voran gingen die deutschen Juden, die von den Aufklärungsideen des XVIII. Jahrhunderts zuerst ergriffen wurden. Moses Mendelssohn und sein Freundeskreis leiteten die neue Phase der jüdischen Kulturgeschichte ein. Und aus diesem Kreise ging auch der eigentliche Beginn der jüdischen periodischen Literatur hervor. Die sogenannte „Berliner Hascalah" schuf sich im Jahre 1783 ein Organ in der hebräischen Monatsschrift „Hameassef" — „Der Sammler" —, zu deren Mitarbeitern auch Mendelssohn, Hartwig Wessely, Friedländer, der Philosoph Salomon Maimon, Prof. Marcus Herz und viele andere bedeutende Dichter und Denker zählten. Die Hauptaufgabe dieser ersten hebräischen Zeitschrift war, das Bildungsbestreben auch auf die große Masse der deutschen Judenheit — die zu jener Zeit in ihrer überwiegenden Mehrheit die hebräische Sprache beherrschte*) — zu übertragen. Der Einfluß der „Berliner Aufklärung" sollte aber nicht auf Deutschland allein beschränkt bleiben, sondern weit über dessen Grenzen hinausreichen. Die erste Etappe war Österreich.

Die „Measfim"-Richtung fand dort zunächst beinahe unverändert ihre Fortsetzung. Die jüdisch-periodische Literatur beginnt in den Donauländern mit den sehr bedeutenden, von Schalom Kohn begründeten hebräischen Jahrbüchern „Bikkure haittim" („Zeitfrüchte"), welche in Wien 1820—1831 erschienen und nach einem Vermerk auf dem Titelblatt des ersten Bandes „ein nützliches und lehrreiches Geschäfts- und Unterhaltungsbuch zum Neujahrsgeschenk für gebildete Hausväter und Hausmütter, als Prämienbuch für die fleißig lernende Jugend"**) sein sollten. Die „Bikkure haittim" wurden aber mehr als „ein Geschäfts- und Unterhaltungsbuch", — sie wurden zu einer Bildungsquelle für die österreichische Judenheit, zu einem Sammelplatz aller führenden „Maskilim" in Österreich-Ungarn. Was der „Hameassef" in Deutschland bedeutete, das wurden die „Bikkure haittim" in der Donau-Monarchie. Zu ihren hervorragendsten Mitarbeitern gehörten auch der geniale S. D. Luzatto, der geistvolle J. S. Reggio, der Sprachgelehrte J. B. Schlesinger und S. J. Rapoport, der neben Zunz der Begründer der neujüdischen Wissenschaft wurde. 1825 bis 1831 waren die „Bikkure haittim" das einzige periodische Literaturerzeugnis der gesamten Judenheit. Das Programm dieser Jahrbücher war zum größten Teile dem des „Hameassef" nachgebildet. Mehrere Auszüge aus dieser Monatsschrift wurden sogar wörtlich in den „Bikkure haittim" nachgedruckt, die in der Kopierung ihres berühmten Vorgängers schon eine gewisse geistige Unselbständigkeit zeigten. Der deutsche Einfluß zeigte sich besonders in ihrem dichterischen Teil, der mehrfach in deutscher Sprache abgefaßt und mit hebräischen Buchstaben gedruckt war. Der wissenschaftliche Teil enthielt insbesondere Bibelkritik, philologische und kulturgeschichtliche Studien. Der Charakter der „Bikkure haittim" war gemäßigt, bildend, entwickelnd, positiv, nicht polemisch, — auch hierin ihrem Vorgänger in Deutschland verwandt. Eine andere Färbung nahm

*) Die Berliner Gemeinde-Bücher wurden z. B zu jener Zeit hebräisch geführt.

**) Vergl. M. Weissberg: Die neuhebräische Aufklärungsliteratur in Galizien. Wien 1898.



NATHANIEL SICHEL **Mignon.** BERLIN.

die jüdische Presse in Österreich an mit dem stärkeren Hervortreten der galizischen Elemente, welche im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts die führende Rolle in der österreichischen Hascalah hatten. In Galizien stießen die Aufklärungsbestrebungen auf den hartnäckigsten und erbittertsten Widerstand seitens der konservativen Talmudisten und der fanatischen Chassidim. Die Fortschrittspioniere waren den unerhörtesten Verfolgungen ausgesetzt und mußten fortwährend schwere Kämpfe bestehen. Und so stand auch die dortige Hascalah-Presse im Zeichen des Kampfes, der häufig einen sehr radikalen Charakter trug und sich mitunter auch gegen den Talmud und gegen die absolute und unveränderliche Giltigkeit seiner rituellen Vorschriften richtete. Der polemische Charakter zeigte sich bereits im „Kerem Chemed" („Lieblicher Weinberg"), der im Jahre 1833 vom Galizianer S. L. Goldenberg begründet wurde und von dem neun Bände in unregelmäßigen Zeitabständen in verschiedenen Städten erschienen sind. Das galizische Dreigestirn jener Epoche: der erste hebräische Hegelianer, der „galizische Mendelssohn" Nachman Krochmal; der große Historiker und Dichter S. J. Rapoport und der unübertroffene Satiriker und hebräische Sprachmeister Isak Erter nahmen hervorragenden Anteil am „Kerem Chemed", ebenso der edle Josef Perl, Luzatto und Zunz. Radikaler und schärfer in Inhalt und Form als dieses Hascalah-Organ war das hebräische Sammelwerk „Hecholuz" („Der Pionier"), das von dem mutigen und schonungslosen Kritiker und geistvollen Satiriker Osias Schorr herausgegeben wurde und in zehn Bänden in verschiedenen Zeiträumen zwischen 1851 und 1877 erschienen ist. Der zum größten Teile von seinem Herausgeber selbst ausgefüllte „Hecholuz" enthielt eine sehr freie Bibelkritik, Befehdung des Grundsatzes von der Göttlichkeit und Unfehlbarkeit des Talmuds, leidenschaftliche Angriffe gegen die die Lebensbedürfnisse ignorierenden Rabbiner, die Forderung nach einer Reformierung der jüdisch-religiösen Vorschriften, dem Zeitgeiste und den Gegenwartsbedingungen entsprechend. Dieses Hascalah-Organ, zu dessen Mitarbeitern auch Abraham Geiger zählte, ging in seiner Bekämpfung der Tradition soweit, daß es selbst von Aufgeklärten wie S. J. Rapoport als zu radikal und einseitig mißbilligt wurde.

Viel gemäßigter war das von A. W. Menkes und Josef Cohn Zedek begründete hebräische Wochenblatt „Hamewasser" („Der Verkünder") in Lemberg, welches von 1860—1870 erschien und auf die öffentliche Meinung der galizischen Judenheit großen Einfluß hatte. Diese Wochenschrift befaßte sich viel mit Politik, in der sie im allgemeinen eine fortschrittliche Richtung vertrat, was sie nicht verhinderte, die Notwendigkeit einer „jüdischen Politik" zu propagieren. Seine vierzehntägige literarische Beilage „Hanescher" („Der Adler") brachte auch Übersetzungen von Byron, Uhland, Kants „Kritik der reinen Vernunft", allgemeine naturwissenschaftliche Abhandlungen von Dr. Rubin, dessen „Maasse taatuim" vom Spinoza-Übersetzer J. Stern unter dem Titel „Die Geschichte des Aberglaubens" ins Deutsche übertragen worden ist.

Eine zweite Beilage „Halichauth Olam" war speziell dem Studium der Geschichte der Juden in Galizien gewidmet, auf welchem Gebiete der Redakteur Josef Cohn Zedek eine bedeutende Autorität war. Der „Hamewasser" war in allen Schichten der galizischen Judenheit, selbst unter den Orthodoxen, verbreitet. Einen geringeren Einfluß hatte die von Baruch Werber begründete hebräische Wochenschrift „Haiwri" mit der theologisch-wissenschaftlichen Beilage „Iwri onauchi" in Brody, welche von 1865—1890 erschien. Die Hascalah-Epoche in Galizien war inzwischen in die Annalen der Geschichte übergegangen. Es war eine große Epoche. War auch manches an ihr naiv und einseitig, so war sie doch reich an schöpferischen Kräften und von hohem Idealismus getragen. Es war ein Aufblühen der jüdischen Geisteskultur in der polnischen Provinz, und sie hinterließ der jüdischen Literatur unvergängliche Schätze. Die Hascalah konnte sich jedoch in Galizien, wohin sie sich vom gesamt-österreichischen Reiche zurückgezogen hatte, nicht dauernd behaupten. Sie war zu abstrakt und allgemeiner Natur und hatte sich dem spezifischen psychischen Zustand, den Stimmungen der dortigen Judenheit, sowie ihren konkreten sozialen Bedürfnissen zu wenig angepaßt; und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erfolgte ihr Niedergang und ihr gänzlicher Verfall.

Von den inzwischen völlig europäisierten westlichen Provinzen waren in Galizien Einflüsse eingedrungen, die nicht dazu angetan waren, das Judentum dort zu stärken. Es entstanden assimilatorische Bestrebungen nach zwei Richtungen hin: einer deutschen und einer polnischen. Die erste wurde von dem von David L. Lewin in Wien 1882 begründeten hebräischen „Zir neemon" („Treuer Bote") vertreten; das Organ der zweiten Richtung war der vom Verein „Agudath Achim" („Brüderbund") in Lemberg hervorgegangene, von 1881—1886 erschienene hebräische „Hamaskir" („Der Mahner") mit der polnischen Beilage „Ojczyzna" („Vaterland)". Also hebräische Blätter zur Propagierung der Assimilation —, und eines davon erstrebte die Assimilation der Juden in Polen mit dem Deutschtum!

Als Reaktion gegen die Assimilationsbestrebungen setzte — durch Einflüsse aus Rußland und unter dem Eindruck des Antisemitismus im eigenen Lande — im letzten Viertel des Jahrhunderts die neueste Phase der jüdischen Presse in Österreich ein, die im Zeichen erneuten Erwachens des jüdischen Bewußtseins steht. Es ist eine Epoche der Gährung, der Aufrüttelung schlummernder Kräfte, die nach Ausdruck und Betätigung ringen, die aber noch keine krystallisierte Form gefunden haben. Licht und Schatten wirken nebeneinander, teils miteinander. Neben Erscheinungen der Renaissance altmodische, kurios anmutende Erzeugnisse. Neben aufstrebenden Willensäußerungen Zeichen geistiger Armut und intellektueller Ohnmacht.

Die galizische Judenheit zeigt seit einem Menschenalter das Bild eines aufnahmewilligen Geisteskonsumenten, der aber sehr wenig Produzent ist. Die literarischen Produktionen anderer Länder — besonders Rußlands — finden dort ein gutes Absatzgebiet; dagegen zeigt die dortige Literatur keine eigene Schöpferkraft. Die wenig zahlreichen bedeutenden Schriftsteller aus Galizien produzieren auch meistens



NATHANIEL SICHEL. **Judith.** BERLIN.

außerhalb ihres Herkunftslandes. Und das, was in Galizien selbst hervorgebracht wird, rührt auch zum Teil von aus Rußland eingewanderten Literaten her. So gab der aus Wilna stammende bekannte Romanenschriftsteller Ruben Uscher Braudes in den 90er Jahren in Krakau das hebräische Wochenblatt „Hasman" („Die Zeit") und in Lemberg die Jargonblätter „Der Wecker" und „Der Karmel" heraus, welche die palästinophile Richtung vertraten und in der Renaissancebewegung einen bedeutenden Platz einnahmen. Ebenso wurde der auch in Galizien verbreitete „Haschachar" („Die Morgenröte"), das bedeutendste Journal in der neuhebräischen Literatur, an dem auch Hofrat Müller, Dr. Rubin, die Rabbiner Schmiedel und Jellinek mitarbeiteten, in den 70er und 80er Jahren von dem aus Rußland stammenden genialen Peter Smolensky in Wien herausgegeben. Auch das gegenwärtige zionistische Lemberger „Tagblatt" wird von dem aus Rußland vor einigen Jahren hinübergesiedelten Publizisten M. Kleinmann redigiert. Von den Galizianern selbst haben Gustav Bader, S. Gräber, D. J. Silberbusch, J. S. Fuchs, M. Weißmann-Chajes verschiedene hebräische und jargonische Blätter, Zeitschriften und Almanache herausgegeben, die aber meist ein kurzes Dasein hatten. Das jüdische Galizien ist das klassische Land der kurzlebigen Zeitungen. Man ist dort in dieser Beziehung sehr unternehmend. Mit ein paar zusammengesuchten Gulden gründet man ein Blatt, dessen geschäftliche Hauptgrundsätze häufig die folgenden sind: 1. Schriftstellerhonorare werden prinzipiell nicht gezahlt. 2. Aus anderen Zeitungen werden Artikel abgeschrieben (nicht immer mit Quellenangabe). 3. Das Blatt geht nach kurzer Frist ein. — Und wenn ein Blatt wie die wöchentliche „Drohobyczer Zeitung" des „K. und K. Hoflieferanten" Aron H. Supnik unberufen seit 25 Jahren existiert, so ist dies einer Subventionierung seitens der Regierung zu verdanken. Die Sprache dieses kleinen Blattes ist teils deutsch mit hebräischen Lettern, teils hebräisch, teils jüdischdeutsch. Es ist das einzige jüdische Organ, das von der Regierung subventioniert wird und offizielle Inserate zur Veröffentlichung erhält. Bedeutender, wenn auch nicht besonders inhaltsreich ist das von dem zionistischen Agitator L. Taubes in Czernowitz in jargonischer Sprache herausgegebene „Jüdische Wochenblatt". Ein modernes Jargonblatt ist die in Krakau erscheinende Wochenschrift „Der Jüdische Arbeiter", das Organ der österreichischen „Poale-Zion". Als „Organ für das wahre Judentum mit Zustimmung vieler Rabbiner" bezeichnet sich der wöchentliche „Jüdischer Freind" in Bohoraczany, dessen Redakteur sich nennt: „Daniel Sternfeld, Leiter der heiligen Jeschiwah zur Förderung der Thora — langes Leben zu ihrer Rechten, Reichtum und Ehre zu ihrer Linken". Sehr „gelehrt" ist das Jargonblatt „Der jüdische Wecker" in Stanislau, das über Kunst, Literatur, Philosophie, Staatwirtschaftslehre und viele andere Wissenschaften „fachmännische" Aufsätze bringt. — Die hebräische Presse liegt jetzt in Galizien ganz danieder. Das Wochenblatt „Hamicpa" („Die Wacht") in Krakau ist literarisch bedeutungslos. Seit kurzem erscheint in Rzeszów-Jaslo eine Monatsschrift „Haschachar", die schon um ihrer Tendenz willen interessant ist; sie ist nämlich „gewidmet den Interessen der talmudistischen Bachurim." Im Programm wird bittere Klage darüber geführt, daß die so verlassenen und unglücklichen Talmudjünger von aller Welt verpönt werden, und dann heißt es: .... „Wir wollen den Bachurim Israels die Welt und das Leben näher bringen: Die große, bilder- und farbenreiche Welt und das Leben mit all seinen Bewegungen. Wir wollen die Bachurim in europäischem Geiste erziehen, zugleich aber auch in ihnen das Eigenbewußtsein pflegen ...." Die Leiter der Zeitschrift, deren bisher erschienene Nummern geschmackvoll ausgestattet sind, erlassen die Parole: „Bachurim aller Jeschiwoth, vereinigt euch!" — Damit ist die gegenwärtige hebräische Presse in der Heimat der Krochmal, Rapoport und Erter so gut wie erschöpft!

Die deutsche Presse der österreichischen Judenheit stand besonders in der ersten Zeit auf einer hohen Stufe. „Bloch's Österreichische Wochenschrift" in Wien gehörte zu den gediegensten jüdischen Blättern. Literarisch bedeutend war anfangs die Wiener „Neuzeit", an der sich auch Kompert und Jellinek beteiligten; in den letzten Jahren ihrer inzwischen beendeten Existenz war sie aber inhaltlich heruntergekommen. Hervorzuheben sind die Brünner „Jüdische Volksstimme"; die von Dr. Herzl begründete zionistische „Welt", die inzwischen nach Köln übergesiedelt ist; die von Nathan Birnbaum in Wien herausgegebene „Neue Zeitung"; die seit kurzem erscheinende jüdisch-nationale „Selbstwehr" in Prag; die Jugendzeitschriften „Jung-Juda" in Prag und „Unsere Hoffnung" in Wien, — alles ernste, prinzipienfeste Blätter. Eine wandlungsreiche Vorgeschichte hat die von Dr. R. S. Landau herausgegebene „Neue Nationalzeitung" in Wien, die aus der territorialistischen „Nationalzeitung" hervorgegangen ist. Diese wiederum war eine Fortsetzung des „Jüdischen Volksblatts", welches das Organ des von Richard Rappaport begründeten nationalpolitischen „Volksvereins" gewesen war. Die „Neue Nationalzeitung" ist noch zu neu, als daß man über sie ein abschließendes Urteil abgeben könnte. Gut redigiert war der im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts etwa 20 Jahre hindurch erschienene, vom Reichsratsabgeordneten Dr. Byck herausgegebene „Israelit" in Lemberg, das Organ des einflußreichen „Schomer Isroel"-Vereins. Die vom Professor Rabbiner Kurrein herausgegebene zionistische monatliche „Jüdische Chronik" in Teplitz-Schönau, das Zentralorgan des Rabbinerverbandes in Böhmen-Mähren, war literarisch wertvoll und publizistisch ernst und gediegen. Von den polnischen Blättern seien hervorgehoben der zionistische „Wschód" und die der „Polenklub-Politik" huldigende „Jedność", beide in Lemberg, die sich besonders während der jüngsten Reichsratswahlen sehr bemerkbar machten.

Die jüdische Presse in Österreich befindet sich zwar nicht in einer Blüteperiode, zeigt aber gewisse Anläufe zu erneutem Aufschwung.



NATHANIEL SICHEL **Uarda.** BERLIN.

NATHANIEL SICHEL.

Es gibt nur wenig Künstler, deren Werke mit Hilfe photographischer Mittel mehr verbreitet worden wären als die Sichels. Die dunkeläugigen Frauengestalten, mit den schwarzen lockigen Haarwellen um das südländische Gesicht, angetan mit reichem Schmuck und weiblich selbstgefälligem Stolz wurden die Lieblingsbilder eines grossen Publikums. Sie hatten viel von jenem Reiz, der bei der Allgemeinheit unmittelbares Gefallen erregt. Der Erfolg beim grossen Publikum liess Sichel an seiner Art festhalten und trotz der gegnerischen Beurteilung von kritischer Seite seine gefällige Manier weiter üben. So betätigte sich seine malerische Phantasie auf dem Spezialgebiet des dekorativen Phantasieporträts.

Es sind junge, sinnlich träumerische Frauen, mit exotischem Schein und südländischer Schwüle, die er darstellt. In voller Entwicklung prangt ihr reifer Körper, süsse orientalische Mattigkeit liegt auf ihnen, in sentimentaler Untätigkeit blicken sie uns an. Sie sind geschmückt wie reiche Bräute des Orients oder in leichtes antikisches Phantasiegewand gehüllt; Kettchen, Spangen und Geschmeide stützen die Gewandfalten und glitzern an den braunen Armen, auf dem entblössten Hals, an dem Gurt an der Brust. So verkörpern sie eine Frauengestalt der Bibel oder der Dichtung oder geben ohne bestimmte Beziehung nur ein Bild der schönen Frauenwelt des Südens mit einer Mischung von leiser Melancholie in ihrem dolce far niente.



Nathaniel Sichel.

Durch zwei Dinge sucht Sichel die träumerische Stimmung zu steigern, durch Musik und durch sonnige Gestade im Hintergrund. Seine Deborah, die „Bettlerin vom Pont des Arts“, seine Mignon und andere Idealbildnisse haben ein Saiteninstrument in der Hand, daran rühren noch die Finger, während die Augen sinnen und in die Ferne schweifen. So sucht er den Eindruck zu erwecken, als klingen und verklingen Töne um die Gestalt und sei eine Mignon-Stimmung um das schöne Frauenbild gebreitet. Zuweilen sind's zwei Frauengestalten, die in müssiger Träumerei bei einander weilen, ihre dunklen Augen

ins Weite senden, während der klare Himmel um sie blaut. Auf hohem Gestein sitzen oder lagern sie, die Helligkeit der Atmosphäre lässt die Plastik ihrer Leiber hervortreten; hinten dehnt sich das endlose Meer, die Stadt windet sich um die hügelige Bucht, daraus Kuppeln und Minarets zur Höhe steigen.

Sichels Frauengestalten, die biblische Persönlichkeiten verkörpern, entsprechen nicht gerade dem Charakter, der sich aus der biblischen Erzählung ergibt. Es ist mehr das fraulich schöne Dasein mit einer allgemeinen Beziehung zum Morgenland als eine spezifisch charakterisierte Persönlichkeit, was er darin darstellen will. Die Kampfesheldin Deborah unterscheidet sich höchstens durch etwas Ernst von der gastfreundlichen Rebekka oder der Tochter Jephtahs. Es ist mehr eine äusserliche Bezeichnung, wenn diese reizvollen modernen Geschöpfe solch ehrwürdige Namen tragen, wie sie ja auch zuweilen mit Namen wie „Mirjam“ oder „Esther“ belegt sind, ohne überhaupt Beziehung zur Bibel zu haben. Störend wirkt dieser Umstand bei Bildern wie die Judith. Die verführerisch schöne Gestalt, mit dem losen Gewande ist reicher an Pose wie an heldischer Frauengrösse; die Magd hinter ihr, geschmückt wie die Herrin, steht zu gemeinsamer Repräsentation neben ihr. So berücken sie alle Welt, während sie heimlich zu des Holofernes Zelt hin wollen.

Die Zahl der Werke ist gross, die der rührige, aus Mainz gebürtige, nunmehr 63 jährige Künstler geschaffen hat, und in allen klingt dieselbe Melodie hindurch, mit der er des Weibes Schönheit und Reiz unermüdlich besingt.

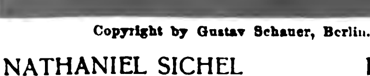
EINE MISSETAT.

Von D. Aismann aus dem Russischen. Nachdruck verboten.

Es war noch ganz dunkel, als der Droschkenkutscher Lejser sich von dem Lumpenbündel erhob, das ihm als Lagerstatt diente. Er zündete das kleine messingne Lämpchen an und begann sich anzukleiden. Seine Bewegungen waren langsam, unwillig, er hustete, stöhnte und fuhr sich mit dem Ellbogen über die Seiten, dann wieder rieb er den Rükken an der Wand.

Weiß ich? Weiß ich, was sein wird? — sprach er in Gedanken zu sich. — Nur Gott, der Allmächtige kann wissen. Was ist der Mensch? Der Mensch kann gar nicht wissen.

Er fing an zu beten. Aber er dachte nicht an die Worte, die er leise murmelte, sondern daran, daß er nicht wußte, wie der Tag zu Ende gehen würde, und ob die Kinder heute satt werden sollten.



Copyright by Gustav Schauer, Berlin.

NATHANIEL SICHEL BERLIN.

Die Bettlerin vom Pont des Arts.

Als er sein Gebet beendet hatte, zog Lejser seinen alten Kutschermantel an, band den Riemen um die Hüften fest und schritt vorsichtig mit großen Schritten über die auf dem Boden schlafenden Kinder hinweg zur Tür. In diesem Moment fiel sein Blick auf das Küchenbord und ein kleines Stück Brot, das darauf lag. Er wurde kleinmütig.

„Socie“, sagte er leise und fragend, und wandte sich an sein Weib, eine große, hagere Frau, die eben schweigend vom Ofen heruntergekrochen war und schweigend auf einem umgedrehten Backtrog hockte.

„Nu!“

Dieses Nu ernüchterte Lejser .... wirklich — was fiel ihm ein! Die Kinder! ....

Er räusperte sich und griff nach der Türklinke.

„Was denkst du dir eigentlich“, schrie Socie herausfordernd, „wirst du endlich einmal Arbeit bekommen?“

Lejser blieb stehen.

„Kann ich wissen .... vielleicht wird der Herrgott segnen ....“

„Du kannst nichts wissen .... nichts! Andere wissen, andere arbeiten.“

„Nu ich, will ich denn nicht arbeiten?“ — Lejser schaute seine Frau traurig an. — „Was soll man tun! Der Bug*) ist zu, Weizen fährt man nicht, nirgends ist Arbeit. Wenn ein Mensch um eine Fuhre kommt, stoßen sich zwanzig.“

„Stoß' du dich auch!“

„Ich geb mir Mühe .... ich tue alles.“

„Du tust nichts, du bist ein Hundsfott, du schläfst auf dem Bock, du wirst nie Arbeit haben.“

Lejser seufzte und schlich hinaus.

Im Schuppen stand Krapuntschik, eine weißliche blinde Stute mit langem struppigen Maul, mit ge-

---

*) Nebenfluss des Dnjepr.

bogenem, wie zerbrochenem Rücken und mit breiten, flachen, tellerartigen Hufen. Stolpernd und an den langen schleppenden Stricken streichelnd, spannte Lejser das Pferd ein. Dann ergriff er die schäbigen Zügel und fuhr langsam zum Tore hinaus.

Er war schon in der Mitte der Straße als im Hof eine eilige Stimme „Tate, Tate" zu rufen begann. Eine große Frauengestalt, in ein dickes Tuch gehüllt, lief ihm nach, erreichte den Wagen und schob ihm etwas in die Hand.

„Na, da hast du, nimm."

Lejser schob sie zurück.

„Und die Kinder", sagte er unschlüssig.

Zwei große eingefallene Augen blitzten ihn zornig an.

„Nu was denn, wenn die Kinder! Du brauchst nicht zu essen?"

„Ich werde Arbeit bekommen, so werd' ich kaufen."

„Verdreh' mir nicht den Kopf .... Kaufen .... Und wenn du keine Arbeit bekommst? .... Einen ganzen Tag in der Kälte nicht essen .... Wenn du umfällst, was dann?"

Lejser hüstelte, dann nahm er das Stückchen Brot, das die Tochter ihm reichte und zwei Zwiebeln und trieb seine Stute an.

* * *

Auf der Fahrstraße lag tiefer, zäher Kot. Die Räder drangen bis zur Hälfte der Speichen in die dicke Masse, wenn der Boden ein Loch hatte, sogar bis zur Achse. Lejser schritt neben seiner Fuhre, und schob sie in kritischen Momenten mit den Schultern vorwärts, manchmal hob er auch die Räder. Das Pferd ermunterte er mit freundlichen Reden und streichelte es kitzelnd mit den Zügeln.

„Njo, njo, lustiger. Wenn wir nur das Maul aufsperren, kriegen wir nichts hinein, du weist das ganz gut, Krapuntschik."

Als sie auf die gepflasterte chersonsker Straße kamen, schlug Krapuntschik ein rascheres Tempo ein. Lejser kletterte auf sein Fuhrwerk, setzte sich auf den Rand und ließ die Beine baumeln. Der Nebel schwand allmählich, die Strohdächer der kleinen Häuser traten hervor und dazwischen die endlosen, an manchen Stellen eingefallenen Zäune. Der Wind blies Lejser in den Rücken und die dünnen Schneeflocken, die in der Luft umherwirbelten, setzten sich ihm in den Bart und auf die struppigen Brauen. Dann schmolzen sie auf seinem Gesicht und tropften hinunter. Lejser holte einen Sack unter dem Sitz hervor und machte sich eine Kaputze. Aber der Wind riß sie ihm sofort vom Kopfe. Er versuchte es noch einmal, aber endlich ergab er sich in sein Schicksal und legte den Sack in den Wagen zurück. Nun saß er mit zusammengezogenen Schultern da, und ließ sich demütig von Wind und Schnee mißhandeln.

Jente ist gut, dachte er zähneklappernd und klopfte mit den Stiefeln gegen den Wagen — sie hat mir Brot gebracht .... Nu, ich brauch' gar kein Brot. Kann ich essen, wenn die Kinder nichts haben... Das ist kein Brot für mich, sondern Eisen .... Aber



NATHANIEL SICHEL BERLIN

Esther.

was? Wenn man so überlegt, kann der Mensch denn leben, wenn er nicht ißt? .... Am Jun-Kipur ißt man auch nicht, man fastet — aber es ist doch nur ein Tag .... Tags vorher ißt man sich ordentlich satt, und dann sitzt man in der warmen Synagoge und betet .... Und manche, die sind so zart, daß sie nicht einmal das aushalten: sie müssen was riechen, so was Starkes oder in die frische Luft hinaus, spazieren gehen .... Nu, und ich habe mich gestern hungrig schlafen gelegt, und vorgestern habe ich nicht ordentlich gegessen, und es sind vielleicht schon zwei Wochen, daß ich nicht satt gewesen bin .... Und die ganze Familie ist hungrig, ist das ein Spaß, wenn das Weib und so viel Kinder hungern? Gott soll mich nicht strafen für diese Worte, aber ich begreife nicht, warum er das so macht ....

Eine halbe Stunde kam Lejser auf den Marktplatz.

Auf dem breiten, unheimlich schmutzigen Platz, stand ein hoher offener Schuppen, dessen verbogenes Dach dunkel an chinesische Bauart erinnerte. In seiner Mitte befand sich ein alter, halbverschütteter, längst nicht mehr brauchbarer Brunnen. Das war der städtische Kutscherstand. Zwei Dutzend Fuhren etwa standen schon umher und fortwährend kamen noch neue.

Lejser gelang es für Krapuntschik einen guten windgeschützten Platz ausfindig zu machen. Als Krapuntschik stehen blieb, senkte er sofort den

struppigen Kopf und schnupperte nach Heu, doch Lejser hatte kein Heu. Er bedeckte das Pferd mit einer zerrissenen Decke, klopfte ihm freundschaftlich auf die Stirn und schritt selber unter das Wetterdach des Schuppens. Lange hielt er's da nicht aus. Der Wind drang durch alle Sparren und pfiff erbärmlich. Da war es draußen im Schneegestöber schon besser. Er kehrte zu Krapuntschik zurück und kletterte wieder auf seinen Sitz.

So ist das menschliche Leben, dachte er, man braucht Arbeit und man hat keine Arbeit. Der Mensch braucht zu essen, und er hat nichts zu essen. Der Mensch kann nicht wie eine Telegraphenstange den ganzen Tag im Schnee und Wind stehen. Nu? wie soll man das verstehen? . . . . Ich kann es nicht verstehen . . . . Oder dann: Gott hat mir elf Kinder gegeben, nu, fünf davon sind gestorben und gerade die Jungen. Jungen kann man in die Lehre geben, zu einem Schneider, zu einem Klempner, später vielleicht in ein Geschäft. Und was soll man mit Mädchen machen? Wie soll man sie verheiraten?.... Nu und Jente, Gott hat mir geholfen, und ich hab' sie verheiratet, was ist mit Jente? . . . . Solch' eine Geschichte ist das geworden: ihr Mann wird verrückt, man sperrt ihn in's Irrenhaus, und sie kommt mit zwei Kindern und schwanger zu mir zurück . . . . Solche Geschäfte das . . . . Und wenn ihre Kinder wenigstens gesund wären — nicht einmal das . . . . Was? Mir allein kann ich die Wahrheit sagen, vor mir brauche ich mich nicht zu schämen: wenn Schmilek hustet, zerreißt sich alles in mir in Stücke, und wenn er weint und um Essen bittet und es ist nichts zu essen da, dann weine ich . . . . Ich weine, nu . . . . Ich kann mich nicht zurückhalten, ich dreh' mich um und weine . . . .

„Du nachdenklicher Engel", schrie hinter Lejsers Rücken jetzt ein Fuhrmann; es war der rothaarige baumlange Schlomke Hitzel. — „Dich weniger breit machen, kannst du nicht, Gold."

Lejser sah sich ängstlich um und zog seine Beine ein. Hitzel schimpfte jüdisch und russisch durcheinander, stieß Krapuntschik roh in den Rücken und stellte seinen Wagen auf.

Und warum soll ich nicht weinen, fuhr Lejser in seinen Gedanken fort. — Warum? Wenn Schmilek eine Lunge schon fehlt, und er so eine schreckliche Wunde am Fuß hat, die immer brennt . . . . Schmilek braucht Lebertran und Milch und eine gute Salbe und es ist gar nichts da . . . . —

Lejser hob den Kopf und sah sich um.

Milch gab es nach Belieben. Die Milchweiber begannen gerade sich auf dem Marktplatz aufzustellen und man sah sie ganz deutlich mit ihren Kannen. Auf der entgegengesetzten Seite des Platzes glitzerten im Nebel die weiten Flügel eines vergoldeten Adlers. Das war die Apotheke. Dort gab es natürlich Salben für kranke Füße und Lebertran und alle möglichen Arzneien für die Lunge. —

Ja, nu was, wenn der Herrgott nicht will, daß es für uns sein soll . . . . Und ich soll so nicht wissen von Schlechts, wie ich nicht weiß, warum er auf uns böse ist . . . . Und was wird mit uns, wenn ich zum Beispiel wirklich zusammenfall' . . . . Ich will essen, ich will schrecklich essen . . . . —

Lejser betastete das Brot und die Zwiebeln im Gürtel, schnalzte mit der Zunge und spuckte aus.

Mir ist kalt und das Wasser rinnt mir den nackten Rücken herunter . . . . Bin ich aus Eisen . . . . Ich kann krank werden . . . . Wenn alles so wär' wie es zu sein hat, müßte ich jetzt mein Brot essen und in „England" Tee trinken oder gar einen Teller Fleischernes essen — und keine Möglichkeit. Ich will so essen, daß mir die Seele zum Leib herauskriecht, und keine Möglichkeit.

Lejsers Füße wurden so kalt, daß er sie nicht begann umherzustampfen.

Uj, uj, uj! Wie kalt, so schrecklich kalt . . . . Ich könnte doch in's „England" hineinschauen — so als wenn ich jemand suchen würde und mich dabei wärmen; aber man kann einen Kunden vergessen.... Es kommt immer so heraus, wie zum Trotz: man paßt auf wie ein Kettenhund die ganze Woche und kein Mensch kommt, und dann geht man für fünf Minuten weg, so kommen die Leute von allen Seiten... man muß schon leiden. —

* * *

Gegen zehn Uhr kam eine jüdische Frau in einem Männerpelz und eben solchen Stiefeln auf den Marktplatz und verlangte vier Fuhren zu einem Möbeltransport.

Sofort stürzten sich an zwanzig Leute auf sie. Ein ungeheurer Spektakel begann, man hätte glauben können, daß ein Mensch buchstäblich in Stücke zerrissen wird.

Lejser versuchte ebenfalls sich in das Gedränge zu mischen, wurde aber von zwei gesunden Burschen zurückgestoßen. Er wagte es nicht seinen Versuch zu wiederholen und blieb hinter den anderen stehen. Aber er hob die Hände empor und schrie atemlos:

„Hier bin ich . . . . ich . . . . ich werde fahren... ich."

Schlemka Hitzel bemächtigte sich indessen kurzerhand der Frau und schleppte sie am Gürtel ihres Pelzes bis zu seiner Fuhre.

„Ihr braucht nicht vier Fuhren", brüllte er. „Zwei sind auch genug. Ich und mein Kamerad . . . . wir machen es hintereinander."

„Laßt mich los . . . . Ich will nicht zweimal. Das dauert lange . . . . Die Tage sind kurz jetzt . . . . Ich will alles auf einmal."

„Was lange . . . . gar nicht lange . . . . wir fahren im Galopp . . . . Setzt euch auf, hopp!"

„Laßt mich . . . . wartet."

„Was warten . . . . Es ist keine Zeit zu warten. Die Tage sind kurz. Setz' dich, Balbuste, setz' dich auf. Ich kenn' dich, ich weiß, wo du wohnst, in der Fischgasse."

„Gar nicht in der Fischgasse, in der Engen-Straße."

„Ist mir ein Unglück, was, wenn du in der Engen wohnst? Also hopp, setz' dich auf, geschwind."

Das allgemeine Geschrei wurde noch lauter. Alle Fuhrleute fielen über Hitzel her, und riefen, er fange wider Recht und Sitte die Kundschaft ab . . . .

„Verbrennen sollt Ihr, verfluchte Pfuscher! Kehlen haben sie." —

Eine Reihe kräftiger Worte folgte.

„Hol' euch der Teufel. Also werft das Los."

Hitzel warf seine Peitsche hin, ein anderer packte sie in der Mitte an, worauf alle, die fahren wollten, die Schnur mit dem Zeige- und Mittelfinger wie eine Schere umklammerten. Wessen Hand zu oberst lag, der hatte gewonnen.

Lejser näherte sich ebenfalls der Gruppe, doch Hitzel stieß ihn mit der Faust vor die Brust.

„He! Wohin kriechst du?"

Das geschah Lejser immer, wenn die anderen das Los warfen, und das war einer der Gründe, warum er so selten Arbeit bekam. Er war schwächlich und überdies gutmütig, und die anderen wußten es wohl. Diesmal aber kam ihm „die Kundschaft" selber zu Hilfe.

„Nein, er auch", befahl sie.

„Der Rebbe! Zu allen Teufeln! Er hat ein krepiertes Pferd."

„Nein, er soll auch."

„Sein Pferd hat noch zu Salomons Tempel Steine geführt."

„Wenn er nicht mittut, nehm' ich niemand."

Hitzels merkwürdige Redeweise, sein Räubergesicht und seine originellen Bewegungen hatten die Frau erschreckt. Sie war überzeugt, daß er die Hälfte der Möbel stehlen und zerbrechen würde. Die anderen Fuhrleute kamen ihr auch nicht sehr vertrauenerweckend vor. Lejser war der einzige, der ihr wie ein Mensch vorkam, und sie hätte gerade ihn gern gehabt.

„Ich will nichts wissen . . . er soll dabei sein", erklärte sie bestimmt.

Das ermutigte Lejser, und er näherte sich der Gruppe wieder, um die steifen Finger an die Schnur zu legen.

Herrgott, tu', daß ich oben bin, betete er unter Herzklopfen. — Hilf mir . . . . nicht für mich, für Schmilek. —

Der Herrgott war Schmilek gnädig und Lejsers Gebet wurde erhört.



NATHANIEL SICHEL BERLIN.

Die Mädchen von Tanger.

Sie hatten sich kaum auf den Weg gemacht — als erster fuhr Hitzel mit der Kundschaft, dann kamen zwei andere Fuhrleute, zuletzt schritt Krapuntschik bedächtig einher — so zog Lejser Brot und Zwiebeln aus dem Gürtel und verschlang alles mit zwei, drei Bissen . . . . Wie in einem Loch verschwand das Essen.

„U-wa, was ich essen will", flüsterte er und sammelte noch die Krumen auf, die ihm in den Schoß gefallen waren — „schrecklich, wie ich essen will! Nu, macht nichts, bis zum Abend halten wir's auch und abends wird alles sein. Wir werden uns gut anessen . . . . Sehr gut werden wir uns anessen . . . . njo, njo, Krapuntschik, hurtig!"

Sie kamen in die Enge Straße.

Die Möbel der Frau waren so merkwürdig gebaut und so groß, daß es ganz besonders schwer war, sie auf den Fuhren unterzubringen. Zuerst wurde ein sonderbarer Schrank hinausgebracht, aus dem während des Transports Bretter und Türen hinausfielen, dann kamen zwei schrecklich zerrissene Sofas, von denen jedes seine 15 Pud wiegen mochte. Dann kam ein schiefes Pult, Stühle ohne Beine oder ohne Sitz . . . . Die Fuhrleute schleppten alles mit großem Geschrei, schimpfend und fluchend . . . . die Balabuste lief dazwischen umher, sie stöhnte, bat, befahl. . . .

Auch Lejser betätigte sich und trug leichtere Sachen hinaus. Die Fuhrleute waren nicht ganz im Unrecht, wenn sie ihn nie mitnehmen wollten. Selber schwächlich, mit einem alten Pferd und gebrechlichem Fuhrwerk ausgestattet, war er wirklich kein bequemer Gefährte.

„Ist das denn ein Fuhrmann, ein Rebbe ist er", sagten sie.

Wirklich „ernste Arbeit", den Transport von Getreide zum Beispiel, übernahm Lejser aus eigenen Stücken nicht. Seine Spezialität waren Einkäufe, die auf dem Markt selber gemacht wurden: ein paar Pfund Kohlen, ein paar hundert Kürbisse, leere Fässer oder dergleichen. Seine Fuhre tüchtig aufpacken, wie's sein soll, das konnte er nicht mehr. Der Wagen wär' auseinander gegangen, das Pferd gestürzt, man hätte nur tausend Unannehmlichkeiten . . . . Infolge dieser Erwägungen gaben sie ihm auch jetzt nicht schwere „gute Möbel", sondern Küchengeräte und das bewegliche Gut, das die Wirtin im Schuppen aufbewahrt hatte.

Um halb zwei waren sie mit dem Aufladen fertig und machten sich auf den Weg. An der Spitze schritt wieder Hitzel, Lejser war der letzte.

Jetzt fiel wirklicher Schnee, der Wind hatte sich gedreht; es war stiller, aber auch kälter. Krapuntschik bewegte sich schwerfällig und streckte den zottigen Kopf vor, als wollte er sagen: „Ich bin ja einverstanden, ganz einverstanden." Er arbeitete sich mit den flachen Hufen geräuschvoll durch den dünnen Kot durch und zeigte häufig den deutlichen Wunsch stehen zu bleiben. Aber Lejser teilte diesen Wunsch durchaus nicht. Er schnaufte und keuchte zwar wie Krapuntschik selber, doch er erinnerte ihn unaufhörlich, daß man arbeiten müsse, wenn man essen wolle.

Ja, so ist es, also so ist es, brummte er. Ein Pferd z. B. hat es noch schlechter wie ein Mensch. Ein Mensch — ich z. B. — wenn er hungrig ist, so denkt er gleich, daß das Weib und die Kinder zu Hause auch nichts zu essen haben — nu! und sein Hunger verschwindet. Gebt mir ein Mittag wie beim Baron Hirsch, ich werd's nicht essen. Ich bin satt, ich bin schon ganz satt. Nu, und ein Pferd versteht diese Chemie nicht. Ein Pferd braucht Heu und fertig. Njo, Krapuntschik, lustig . . . . Uj! uj! wie ich essen möcht! Ganze Equipagen fahren mir im Bauch herum, wirklich! . . . . Ohnmächtig könnt' einer werden. Dauert's noch lange? gar nicht lange . . . .

„Du, Bleivogel", schrie Hitzel vorn, „was bleibst du so zurück. Willst du zusammen mit dem Messias kommen, was?"

„Hurtig, Krapuntschik, hurtig!"

Lejser bewegte erregt die Zügel.

„Njo sehr! . . . heut wird Sosie nicht schimpfen . . . wenn Gott gut ist, und man bringt ihr z. B. 15 Kopeken und ein Quart Milch oder gar zwei — dann wird sie gut . . . . Sie ist sehr gut! mein Ehrenwort! Sie schreit nur vor Hunger und Sorgen. Alle Menschen schreien, wenn sie hungrig sind . . . . . Uj, wie ich essen will . . . . Noch nie in meinem Leben war ich so hungrig. Die Eingeweide brennen wie Feuer . . . . Sie wissen schon, daß es jetzt ans Verdienen geht, so führen sie solche Geschichten auf.

* * *

In der Nähe der Brücke, die über den städtischen Graben führte, begann unter einer dünnen Schicht grauen Kotes etwas, was einem Pflaster ähnlich sah. Lejsers Fuhre begann infolge dieses Umstandes seltsame Sprünge aufzuführen und die kunstvoll aufgeladenen Gegenstände klapperten und polterten. Ein Kübel fuhr plötzlich auf einen zweiten los, die Ofengabel, die in dem zweiten gesteckt hatte, verschwand in der Tiefe. Ein breiter Topf fuhr auf einen Kasten los und dieser begann langsam hinunterzugleiten . . . . .

„U, daß ich keinen Schaden anrichte."

Der erschreckte Lejser eilte zu seinem Wagen und versuchte Ordnung zu machen.

Als er keuchend und atemlos halb über dem Wagen lag und mit einer Hand die Ofengabel umklammerte und mit der anderen nach dem gleitenden Kasten griff, tauchten seine Finger plötzlich in etwas Kaltes, Klebriges.

„Was ist das für ein Geschäft?"

Lejser blickte in die Spalte, die jetzt in der Mitte zwischen den aufgetürmten Sachen klaffte.

Zwischen einem Dutzend leerer Töpfe und anderem Küchengerät stand ein kleiner Kessel bis an den Rand mit gebratenem Fleisch gefüllt.

„Tju! Essen, wirkliches Essen."

Lejser starrte verwundert bald in die Öffnung mit dem Kessel, bald auf seine nassen in Sauce eingetunkten Finger.

„Wirklich Essen . . . ."

Er senkte die Hand, um sie an seinem Mantel abzuwischen, besann sich aber eines Besseren und steckte alle fünf Finger in den Mund . . . .

„U-wa! gut . . . . es riecht . . . . U-ach! wie gut . . . . nicht zu glauben gut . . . .”

Lejser leckte an seinen Fingern und schnalzte dann.

„Großartig . . . . Nu, jetzt muß man den Kessel zudecken . . . . Wo ist der Deckel? Aha, hier . . . . Der ist einfach wo anders hingegangen . . . . Man muß zudecken . . . . Sonst gießt sich alles aus und gar nichts . . . .”

Lejser deckte den Braten zu und trat zurück.

„Uch! wie das riecht . . . . was legt man denn da hinein, daß es so riecht? . . . . Zimmt? muß schon so sein, Zimmt . . . .”

Die Fuhre versank plötzlich halb in einem tiefen Loch und wieder klapperten die Töpfe.

„Nu ein Pflaster . . . auch ein Pflaster . . . auf einem solchen Pflaster kann man alle Töpfe zerbrechen und alles verschütten.”

Um den Kessel zu schützen, türmte Lejser die Töpfe rings um ihn. Die Operation gelang völlig, aber seine Hand tauchte dabei wieder in die Sauce.

„Nein, das ist nicht Zimmt”, sagte er wieder die Finger ableckend, „sicherlich nicht Zimmt . . . . es ist gar nicht dieser Geruch . . . . Und es riecht so gut . . . . Uj, uj, wie gut . . . . . wenn das so riecht, wenn's kalt ist, wie ist es erst, wenn man's warm macht. Ein paradiesischer Geschmack muß es dann sein . . . . bei Gott! . . . . So, nu und jetzt erinnere ich mich, ich hab' so einen Braten schon einmal gegessen . . . . sicherlich hab' ich's schon gegessen . . . . . aber bei wem? . . . .”

Lejser steckte eine kleine Kartoffel in den Mund.

„Ganz genau so, ebenso hab' ich's gegessen . . . . Nu, ich weiß es ganz bestimmt . . . . aber wo und wann, das weiß ich nicht . . . . Nu, ich werd' ein Stückchen Fleisch kosten . . . . ein kleines Stück, ein Knöchelchen . . . . aj, aj, wie gut das ist . . . . alle Geschmäcke sind da zusammen . . . . wie Balsam geht das durch alle Glieder . . . . Mich wundert, daß ich nicht mehr weiß, bei wem ich das eß . . . . einfach ärgerlich . . . . .

Ich kann schwören, ich kann bei allem Beliebigem schwören, daß ich's schon einmal aß, wo — weiß ich nicht . . . . . ganz so war's . . . . . Es riecht und damals roch es auch . . . . A—n das ist nicht Zimmt, das sind Lorbeerblätter! Das sind einfach Lorbeerblätter und Gewürznelken . . . . Natürlich Lorbeerblätter . . Und ich dachte Zimmt . . . . So ein Esel, wirklich ich bin ein Esel . . Gewürznelken, die riechen erst recht. Gewürznelken sind so wie Pfeffer. Du denkst es ist Pfeffer, und wenn du's aufbeißt, ist es wie eine Gewürznelke . . Ach! großartig! Nur auf



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

NATHANIEL SICHEL **Miriam.** BERLIN.

einer Hochzeit kann man so was e sen, mein Ehrenwort."

Unterdessen ordnete Lejser noch immer die Töpfe mit der linken Hand. Die rechte steckte bald im Kessel, bald im Mund.

„Ah-ha, ha! . . . . Ich weiß es, nun weiß ich's... Bei Herrn Ciporkes aß ich so etwas . . . . Nu ja, natürlich . . . . Ich brachte ihm damals den Wein vom Dampfer — er bestellt ihn sich aus Odessa, und man rief mich in die Küche und bewirtete mich . . . . Nu ja, bei Herrn Ciporkes . . . . Ein großer Herr, der Herr Ciporkes, ein Edelmann! Ein Schwein und kein Edelmann . . . . Aber bei Gott, das verstehe ich nicht. Bei Herrn Ciporkes war damals ein Bris, nu, da konnte er solchen Braten haben. Und eine einfache Jüdin . . . . Was ist ihr Mann . . . . In einem Geschäft ist er auf der Hauptstraße! Und an einem Wochentag, an einem gewöhnlichen Donnerstag macht sie solchen Braten . . . . So sind unsere Juden: einen Rubel verdienen sie, drei verbrauchen sie. Scharlatans. Und dann glauben die Russen, daß alle Juden schrecklich reich sind und prügeln uns dafür. Wegen solcher Sachen haßt man uns . . . . Hast du so etwas gesehen . . . . Lorbeerblätter! Ohne Lorbeerblätter kann sie nicht! Eine Balabuste! . . . . Nu, und ich bin auch gut. Hatt' ich wirklich vergessen, wo ich solchen Braten gegessen habe. Ha! . . . . Was sagst du dazu? Eine Geschichte . . . . ! —"

Das Pflaster hatte längst aufgehört, die Fuhre ging ganz gleichmäßig, auch die Töpfe klapperten nicht mehr, aber Lejser machte sich noch immer bei ihnen zu schaffen.

Er fuhr zum letztenmal mit der Hand in den Kessel, kratzte die Kartoffel weg, die am Rande fest saßen, leckte die Finger sauber ab, deckte den Kessel feinsäuberlich zu und trat zurück.

Vor ihm zogen in einiger Entfernung die drei anderen Fuhren dicht hintereinander und neben ihnen schritt mit hochgeschürzten Röcken, mit dem Spiegel in der einen und einer Lampe in der anderen Hand, die Wirtin.

„Oj, wenn sie's gesehen hat . . . . Oj, jeh, wenn sie's gesehn hat."

Lejser wurde starr vor Schreck.

„Ei, nein, „gesehen"? Nu, was soll sie sehen . . . wie soll man das plötzlich sehen?! . . . . Gar nichts wird sein! Wenn wir ankommen, trag' ich sofort alle Töpfe rein, die Scheffel stell' ich davor, fertig . . . Und wenn ich fort bin, kann sie's sehen . . . . Lauf' mir dann nach, pack' mich . . . . Eh! Man braucht sich nicht zu beunruhigen. Was wird sie tun. Zu Gericht gehen mit mir? . . . . Hat sie Zeugen? . . . . Ich fürcht' mich nicht vor ihr! Was ist sie, daß ich mich fürchten soll . . . . ich fürcht' mich gar nicht . . . ysia! . . . ."

* * *

Die Fuhrleute hatten den ersten Wagen halb abgeladen, als Krapuntschik endlich an seinem Bestimmungsort anlangte.

„Eh, du, vertrocknetes Eingeweide, noch nicht krepiert", begrüßte Hitzel Lejser.

Lejser schwieg. Ein leiser Schauer nach dem andern überlief ihn. Die Augen blickten, ohne zu sehen, die Zunge war wie geschwollen . . . .

Er band eilig die Stricke auf, mit denen die Schätze seines Wagens zusammengebunden waren und begann abzuladen. Nach ein paar Minuten war das Geschäft erledigt, alle Töpfe und Kessel standen hinter- und übereinander zwischen Wand und Ofen, ein großer umgedrehter Kübel ganz vorne zum Schutz.

„Nu, jetzt ist fertig! Die Gefahr ist vorüber! Jetzt nur noch die Sofas, dann ist der ganze Ball fertig! Es macht nichts, Krapuntschik! Heute werden wir gut essen . . . ."

Die Möbel waren alle aufgestellt. Die Fuhrleute wischten ihre schweißigen Stirnen, lockerten die Zügel der Pferde und schickten sich an nach Hause zu fahren. Nur das Geld ließ noch auf sich warten.

„Madame, bitte zur Auszahlung", rief Hitzel die plötzlich verschwundene Hausfrau. Er rechnete auf ein Trinkgeld und befleißigte sich deshalb einer großen Höflichkeit.

„Madame, wo sind Sie, bitte bemühen Sie sich hierher."

Doch etwas völlig Unerwartetes trat ein.

Madame sprang wie eine Bombe aus der Haustür hervor und brüllte, einen leeren Kessel in den Händen schwingend:

„Diebe . . . . Mörder . . . . Spitzbuben . . . . Krepieren sollt Ihr, Verfluchte . . . . Ihr glaubt, ich werde schweigen! Ihr glaubt, das ist umsonst! Scharlatans, Einbrecher . . . .!"

„Oho!" rief Hitzel lustig, „du kannst's aber . . . . Hast bei mir gelernt, was?"

„Ich werd' dir zeigen, schwarz wirst du werden..."

Die übrigen Mieter des Hauses sammelten sich unterdessen im Flur.

„Solche Betrüger, solche Scharlatans", fuhr die aufgeregte Hausfrau fort! „Gestern habe ich noch zu Fleiß Braten gemacht, ich dachte heut geht es nicht und einen Braten kann man bei Nachbarn wärmen, daß die Kinder was zu Mittag haben . . . . Und die haben's aufgefressen, alles haben sie aufgefressen.... Nu! nu! was mach' ich jetzt?" . . . .

„Neues kochen", sagte Hitzel höflich.

„Neues . . . . ich werd's dir abziehen, dann wirst du's wissen Dieb, mich hat der Braten anderthalb Rubel gekostet, du wirst mir dafür zahlen . . . ."

„Ich werd' zahlen? Ich?"

Hitzel trat der Frau um einen Schritt näher.

„Und so, wenn man dich frägt auf's Gewissen, hast du's gesehen."

Er hob langsam seine rissige Faust von der Größe eines kleinen Kürbis.

„Wer deinen Braten gegessen hat, zur Gesundheit, der soll ihn bezahlen. Und mit mir laß' diese Politik . . . . Acht Zehnkopekenstücke gib her", brüllte er dann, „und fünf Trinkgeld für die Sofas"...

Das Geschrei vor dem Hause dauerte sehr lange.

Die Frau bestand auf ihren anderthalb Rubeln und die Fuhrleute riefen ihre verstorbenen Eltern zur Zeugenschaft, und erklärten sich überdies bereit, beliebige Fensterscheiben und Zähne einzuschlagen . . .

Lejser verhielt sich abseits hinter Krapuntschik. Er gestand den Diebstahl nicht gerade ein, aber er leugnete auch nicht. Er stand blaß und schweigend mit gesenktem Kopfe da und stieß nur von Zeit zu Zeit einen seltsamen Laut aus, dann wurde er wieder still.

„Nein, ein Mensch kann das nicht aufessen", schrie die Frau, „das ist undenkbar .... Ein Pfund Fleisch, Kartoffel, Gewürz .... Dazu muß einer ein Faß haben, keinen Bauch .... Ihr habt alle zusammen gefressen .... Spitzbuben, verfluchte!"

Die Geschichte endigte damit, daß die Frau die drei anderen voll ausbezahlte und ihnen sogar noch ein Trinkgeld gab, während Lejser leer ausging.

„Ein alter Mann", schrie sie ihm nach, als er schon abfuhr, „ein Mann mit grauen Haaren und macht solche Schweinereien. In Arrest müßt' man euch abführen, aber ich will mir nicht die Hände damit schmutzig machen ...."

Es war dunkel als Lejser sich auf den Heimweg machte. Der Schnee hatte aufgehört und der Wind schwieg, aber der Frost war stärker. Lejsers feuchter Mantel wurde steif und Krapuntschiks flache Hufe patschten nicht mehr durch Pfützen, sondern stießen auf gefrorenen Boden.

Als er eine Stunde später vor seiner Wohnung hielt, begrüßte ihn ein freudiger Aufschrei.

„Gelobt sei sein heiliger Name."

Socie näherte sich eilig der Fuhre.

„Nu? Wieviel?"

Er mußte Arbeit gefunden haben, wenn er so spät kam. Zwei Stunden lang hatte sie mit Jente und den anderen Kindern beraten, ob es wohl noch nicht zu spät sein würde bis zum Metzger, um Knochen zur Suppe zu laufen. Und sie waren übereingekommen, daß es mit der Zeit langen würde.

„Gib die Milch her", sagte Socie und drängte sich an das Gespann heran. — Nu, komm', vorsichtig, es ist dunkel."

„Ich hab' keine Milch."

„Hast nicht gekauft? Nu macht nichts! Feiginin kann zur Mudrezeche laufen, die Mudrezeche melkt spät."

„Ich hab' nicht gearbeitet heute."

Einige Sekunden dauerte die Stille.

„Ha!"

„Niemand kam .... was willst du .... Bis jetzt hab' ich gewartet .... kein toller Hund kam ....!!

Lejser spannte Krapuntschik aus und brachte ihn auf seinen Platz. Das Pferd schnupperte und suchte die Leckerbissen, die sein Herr ihm des Morgens versprochen hatte. Aber seine hängenden Lippen fanden bloß kaltes Holz ....

* * *

Eine halbe Stunde später lag Lejser auf einem Haufen zerrissener Lumpen und drückte seine Sohlen mit den Fäusten zusammen. Er bildete sich ein, daß er sie so erwärmen könne. Socie und die Kinder lagen auf ihren Plätzen und versuchten einzuschlafen, um den Hunger nicht zu spüren. Alle schwiegen. Nur der kleine Schmilek, der mit seiner Mutter auf dem ungeheizten Ofen lag, begann mit seinem schleppenden Stimmchen:

„Mutter, Milch."

„Morgen gibt es Milch, Schmilek, morgen."

„Milch .... ein bischen Mi—ilch."

„Morgen, Söhnchen, morgen .... Morgen bekommen wir Milch und Suppe. Gute Suppe mit Fleisch und Henne .... "

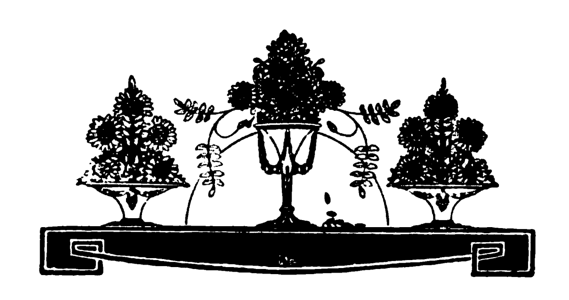
„Mein Herz brennt, Mi—ilch!"

Jente antwortete nicht.

„Ich will essen, Mi—ilch."

„Nu, scha, scha .... nu, was soll man machen? Du bist hungrig! Alle sind hungrig, alle haben nicht gegessen .... Der Großvater ist alt und krank, der war den ganzen Tag draußen in der Kälte und hat auch nichts gegessen."

Lejser drehte sich auf seinem Lager um. Er räusperte sich oder schluchzte, und in seine Nase stieg noch einmal der süßliche Duft von Gewürznelken und Lorbeerblättern.



SCHALOM ASCH ALS DRAMATIKER.

Meine Gnädige! Ihr Wunsch, meine Meinung über das Drama von Schalom Asch zu hören, kommt etwas zu spät. Jetzt — post tot discrimina rerum — über ein Stück zu schreiben, dass schon am 19. März aufgeführt worden ist, ist, wie soll ich sagen, ein Anachronismus. Aber Sie wollen ja gar keine Rezension, sondern eine tiefere Analyse des Werkes. Offen gestanden, bin i·h im Grunde gegen diese Analysen. Was ein Künstler als Ganzes geschaut und nachgebildet hat, darf der Kritiker gar nicht zerzausen, zerpflücken. Aber Sie wollen es. Sit pro ratione voluntas.

Wissen Sie, die Künstler sind ein oft merkwürdiges Volk. Da ist einer, der sich auf seinem Gebiete, in seinen „vier Ellen" so gut eingerichtet, so sicher eingenistet hat. Warum will er mehr als er kann? Warum zieht's ihn immer in das Unzulängliche, nicht zu Erlangende? Nehmen Sie diesen oder jenen Künstler. Der eine ist ein ganz netter Lyriker, d. h. er hat Form und Melodie, kann seiner subjektiven Empfindung eine objektive Form verleihen. Der will hinein in das Drama. Der andere kann kleine Novellen sehr fein schreiben, ohne Prätention auf Tiefe, auf Weltfragen. Dafür fehlt ihm der Sinn — da muss gerade er sich an die grössten Seelen- und Lebensprobleme heranwagen. Natürlich ereilt ihn sein Geschick — der Ikarussturz. Ich fürchte, das es unserem Asch ebenso ergangen ist. Und ich muss Ihnen gestehen, es wäre mir schade darum. Denn wir sind wirklich nicht so überreich an Talenten. Ich will aber diesmal nicht über Asch als Lyriker der Skizze, der er eigentlich ist, sondern über seine dramatischen Schöpfungen sprechen u. z. hauptsächlich über sein letztes Drama. Vor etwa einem Jahre war es Asch gegönnt, das jüdische Drama dem russischen Publikum mit dem Stücke „Messianische Zeiten" vorzuführen, jetzt trat er vor einen noch weiteren, europäischen Kreis. Er hat sozusagen die Mission des Einführers der jüdischen Literatur übernommen. Das ist vielleicht für ihn die richtige Bezeichnung, die Erklärung seines Wesens. Denn jeder, der die moderne jüdische Literatur kennt, der die Laufbahn von Asch verfolgte, seine Leistungen und deren inneren Wert kennen lernte, wird sich sagen müssen, dass Asch wohl ein begabter, aber bei weitem nicht der begabteste unter den jüdischen Dichtern ist. Seine Dichtungen haben Seele, aber keine tiefe und starke, Stimmungen, aber keine abgetönten, nüancierten, feinen, Rhythmus, aber einen eintönigen, wie das Summen einer Biene an einem schwülen Sommertag, Wahrheit, aber eine alltägliche, manchmal banale. Es gibt Gebiete der Kunst, die ihm unzugänglich sind, Winkel der Seele, die für ihn unsichtbar sind. Und gerade in diesen Ecken und Winkeln hat sich die ureigene jüdische Seele eingenistet, sich verschlossen vor dem Auge der Nicht—Eingeweihten. Zu diesen Tiefen des jüdischen Lebens hat z. B. Mendele-Mocher Sforim mit unmittelbarem, intuitivem Gefühl, Perez mit mehr Reflexion und klugem Verständnis sich manchmal durchgerungen, Asch besitzt den Schlüssel nicht. Ich liebe sonst Asch's Schreibweise. Es ist so viel Naives, Gutes, Einfaches darin. Man fühlt, dass ein Naturmensch schreibt, dass er nicht über den Erscheinungen steht, sie künstlerisch gestaltet, sondern die Eindrücke an sich heranfluten lässt, von ihnen getragen, geschaukelt wird. Da haben wir sein neuestes Skizzenbuch: „Das Städtel", das von vielen als ein Meisterwerk betrachtet wird. Ich kann mir nicht helfen: auf mich hats nicht den Eindruck einer starken, bildenden, bleibenden Kunst gemacht. Es sind niedliche, stimmungsvolle Skizzen, aber kein Poem, es sind lyrische Romanzen in Prosa, kein Epos. Denn die Gestaltungskraft fehlt. Nicht das äusserliche, physiognomische erschöpft das Gestaltungselement in der Kunst. Wenn er „Reb Jecheskel" oder „Lei'le" physiognomisch zeichnet, so hat er uns zwar ein Bild gezeigt, aber nur eine Photographie. Ein Künstler deutet das Bild, d. h. er sieht es nach seiner Art, er legt seine Seele hinein, indem ihm die Seele des andern offenbar wird. Asch sieht auch die Natur äusserlich. Wenn R. Mendele z. B. die Natur schildert, so fühlt man, dass in ihm ein jüdischer Gestalter spricht, ein Epiker. Er hat Bilder, die so kühn sind, weil sie einem so eigenartigen Seelengrund entstammten. Ob sie uns gefallen oder nicht — das ist eine andere Frage. Wenn wir als moderne Menschen, als Westeuropäer an Mendele herantreten, so werden wir sicherlich ebenso stutzig blicken, wie vor dem echten, alten Märchen der Gälen oder der Nordmänner.

Perez hat eine ganz moderne Art zu sehen und zu schildern. Er ist ein moderner Mensch, der die Schönheit und den Rhythmus des Wortes kennt und liebt, der nach einer neuen Harmonie strebt, der die Tiefen der Seele — wie der Weltstimmung sucht, der ahnen lässt. Asch lässt nichts ahnen. Wie ein stilles, ruhiges, hinter grünem Gelände plätscherndes Bächlein zieht seine lyrische, weiche und eintönige Weise dahin, wie ein moldauanisches Lied, nie aufregend, nie hinreissend. Was Asch vor allem besitzt, das ist das Gefühl für Raumseele, für die Stimmung des Ganzen, Undifferenzierten, wo der Mensch sich von sich loslöst, eins wird mit der Natur, mit der Umgebung. Darum ist Asch ein Skizzen-



Szene aus „Der Gott der Rache" von Schalom Asch. Dritter Akt.
Jankel Schepschowitsch (Schildkraut) und Reb Elje (Herzfeld).
(Spezialaufnahme für „Ost und West".)



Szene aus „Der Gott der Rache“ von Schalom Asch. Dritter Akt.
Jankel (Schildkraut) und Sara Schepschowitsch (Frau Wangel).
(Spezialaufnahme für „Ost und West“.)

und Stimmungsdichter von sehr bedeutendem Werte, aber kein Epiker und vor allem kein Dramatiker. Denn Dramatiker sein heisst vor allem — mit Menschenseelen umgehen können, sie einander gegenüberstellen, mit dem äusseren Leben sie in Berührung und Gegensatz bringen, aus dem scheinbar Einartigen des Lebens das Vielgestaltige, tief Widersprechende herausfinden. Und wo die Differenzierungskunst anhebt, hört Asch's Kraft auf. Das haben wir an seinem ersten grösseren Drama „Messianische Zeiten“ gesehen, das sehen wir in noch grösserem Masse an seinem neuen Stücke „Gott der Rache“. Die „Messianischen Zeiten“ sind überhaupt kein Drama, es sind keine Menschen und kein Schicksal, es sind keine Geschehnisse und Erlebnisse, die auf die Bühne gebracht wurden. Es sind Bilder, Szenen, Skizzen manchmal von schöner, wahrhaft dichterischer Stimmung umflossen, manchmal aber reizlos und ziemlich flach. Vollständiger Mangel an Handlung, und was noch schlimmer ist, an innerer Motivierung, an innerem Rhythmus. Der Grossvater, der nach Palästina sich rüstet und seine Kinder um sich sammelt, um von ihnen Abschied zu nehmen, die Söhne und Enkel, die im Laufe von drei Akten sich in kleinstädtischer Weise über Politik unterhalten und dann die Justyna, die Enkelin, die da im Garten sitzt und Zwiesprache hält mit ihrer Seele, die den Schatten von Esterka, der schönen Tochter des „Schneiders von Opta“ und Buhlin des Königs Kazimierz sieht — all das sind keine dramatischen Gestalten, nicht einmal symbolistisch gedeutet. Es ist ein Stammeln. Manchmal scheint es mir, als ob Asch sich von schönen Bildern hinreissen liesse und als ob alte, uralte Motive in seiner Seele nachklängen. Als ich ein Kind war, stellte ich mir die Szene des Scheidens des Patriarchen Jakobs so vor. Ein steinalter Mann mit eisgrauem, langen Bart, der sich zum letzten Wege ins „Land der Väter“ rüstet. Um ihn die Söhne versammelt. Reuben, der starke, brutale mit den mächtigen Händen, ein Recke mit einer gefurchten, sonnegebräunten Stirn, Simon und Levi, die „Brüder“, die listigen, die Urahnen der Gelehrten und sämtlicher Lehrer, Jehuda, dessen schöne Zähne wie Milch so weiss, und seine Augen so blau — und endlich Issachar, der für mich ein Rätsel war, Issachar, der Issaschar geschrieben und Issachar gelesen, der „wie ein beladener Esel ruht zwischen den Gemarken“. Oft kam er mir vor, wie ein Lastträger im Bauernkittel, mit einem Strick gegürtet uud in grossen Schaftstiefeln . . . . Und in der weihevollen Stille erzählt Jakob die Zukunft seines Geschlechtes, . . . „Das Ende wollte er offenbaren“, aber er hat die „Schecina“ erblickt und schwieg . . . .

Dieses Bild aus der fernen Kindheit, dieses uralte Motiv haben in mir die „Messianischen Zeiten“ hervorgerufen Und als der Traum verflog, da sah ich, wie unadäquat die Ursache meines Traumes war, wie unkünstlerisch hier das grosse Motiv bearbeitet wurde. . . . . Aber während der Vorwurf des ersten Dramas dem inneren Wesen Asch's entsprach, die Menschen, die uns ihre Seele dort blosslegten, etwas von der Seele des Dichters selbst, das Träumerische, Weiche, Verschwommene hatten und sich manchmal zu der Höhe eines poetischen Symbols emporschwangen, ist die Idee des zweiten Dramas im vorhinein eine misslungene. Misslungen, weil der Dichter an sie nicht herangewachsen ist, sie nicht seelisch bewältigen und deshalb auch künstlerisch nicht gestalten konnte. Die Idee ist nämlich eine alte, ewige. Gott ist der

Gott der Rache und der furchtbaren Strafe, der die Sünden der Väter an den Kindern ahndet, der „am dritten und vierten Geschlecht" seinen Zorn für die Vergehen der ersten Generation stillt. Eine ewige, schicksalschwere Frage, die in dem alten lapidaren hebräischen Satze wie ein Verzweiflungsschrei klingt: „Unsere Eltern haben sauere Trauben gegessen, und die Zähne der Kinder werden stumpf davon"! Aber die Tragödie beginnt erst dann, wenn die Strafe den an und für sich Unschuldigen trifft, den von eigener Sünde Nichtbehafteten. Dass der Sünder selbst der Strafe verfällt, dass er, um das talmudische Wort zu gebrauchen „ertränkt wird, weil er andere ertränkte", darin ist kein Moment der Tragik vorhanden. Sehen wir nun, wie Asch das Problem auffasste. Jankel Schepschowicz, ein roher, brutaler Mensch, Sohn eines Pferdehändlers, der, wie es so oft ist, wahrscheinlich in das Gebiet des Pferdediebs hie und da sich hineinschlich, hat eine Dirne, ein innerlich und nicht blos gewerbsmässig verdorbenes Weib, geheiratet und dann ein Freudenhaus eröffnet. Kommt dadurch zu einem Vermögen. Nachdem es ihm nun besser geht, teilt er sein Haus in zwei Hälften — „oben", dort wohnt er, dort wohnt die „bürgerliche" Familie Jankel Schepschowitsch —, „unten" wohnen sie, die Sklavinnen des sündigen Gewerbes, seine Sklavinnen. Das Oben lebt vom Unten. Und Jankel selbst ist garnicht so weit vom „Unten" entfernt. Er ist nicht etwa ein Mann, der nur mit Widerwillen und Abscheu ein Gewerbe ausübt, seine Seele aber rein behält. Er ist ein Duzfreund des Zuhälters Schlojme, steht beinahe auf demselben seelischen Niveau, wie dieser Galan. Nur in einem ist er ihm voraus: er ist wohlhabend geworden und hat eine Tochter Riwkele, an der er wirklich mit der innigsten väterlichen Liebe hängt. Dieser Riwkele zuliebe will er alles tun; sie will er rein erhalten, rein und keusch. Um sie in Keuschheit zu bewahren, lässt er sie nie nach „unten" gehen, verbietet ihr jeden Verkehr mit denen von „unten". Aber er zittert immer für ihre Reinheit. Er fürchtet das Unheil. Und um es zu verhüten, lässt er eine Thora für sie schreiben, die die Schützerin der Keuschheit seines Kindes sein sollte, sozusagen ein Amulet gegen die Sünde. Aber es hilft nichts. Riwkele fühlt sich nach „unten" durch eine unheimliche Gewalt, durch die Gewalt des Blutes hinabgezogen. Und Manjka, eines der Erwerbsmädchen ihres Vaters, verführt sie, verlockt sie, zieht sie in das Netz der Sünde, tief in die Maschen des Lasters. Schlojme und Hindl, eine der Dirnen, wollen auch heiraten, sich ein Haus — und zwar eines nach dem Muster von Jankel Schepschowitsch — gründen, und dazu brauchen sie als Zugkraft, als Anfangskapital ein noch jungfräuliches Mädchen. Riwkele wird das Opfer, das willige, allzuwillige. Verdorben bis ins Mark, was man vom ersten Augenblick erkennt, geht sie, nein, taumelt sie jauchzend in die Lust und die Schande. Alles hat nichts geholfen, — nicht die Tugendwächterei des Vaters und nicht die Thorarolle. Riwkele wird zurückgebracht, aber nicht mehr als Jungfrau. „Die Mutter hat's gedurft und ich sollte es nicht!", ist ihre einzige, grausam-lüsterne Antwort auf die verzweiflungsvolle Frage ihres Vaters, ob sie noch rein und unbefleckt sei. Und da bricht für Jankel alles zusammen. Keine Zukunft, keine Hoffnung auf das Hinaufkommen — und er stösst seine Tochter hinab in die Tiefe des Lasters, nach „unten". Und auch die Thora schickt er aus dem Hause — sie darf nicht in seinem Hause bleiben — sie hat das Wunder, das er von ihr erwartete, nicht vollbracht. Gott hat sich gerächt.

* * *

Hat er? Wo ist die Tragik dieser Rache? Dass er dem Freudenhausbesitzer nicht gestattete, zugleich ein „Unten" und ein „Oben" zu haben, dass er am Vater strafte, was der Vater tat? „Weil du andere ertränktest, wirst du selbst ertränkt werden" — wo ist hier das Tragische? Und die Strafe hat ja Jankel selbst, nicht Riwkele betroffen. Riwkele war für das bürgerliche Leben — die Tochter einer Dirne und eines Zuhälters — nicht geschaffen, sie wollte es nicht, hat es als Last empfunden. Und Jankel selbst hat nicht innerlich seine Sünde überwunden, wozu auch der einfachste, gemeinste, Mensch in dem Momente der Seelenumwälzung fähig ist. Er wollte einfach beides — eine reine „bürgerliche" Tochter und sein altes, sündiges Gewerbe ohne Busse, ohne Sühne in Einklang bringen Er spricht zwar in einem fort von seiner Sündhaftigkeit, wir sehen aber nie seine Umkehr. Das ist nicht Gott der Rache, das ist einfach die Logik der Tatsachen, eine Logik, die kein dramatisches Motiv in sich enthält. In der „Maria Magdalena" von Hebbel hatte der alte Meister Anton Recht, den ganzen Zusammensturz seiner Weltanschauung, seines Lebenstraumes, seines Sittlichkeitsideals in einem Satz zusammenzufassen, der bitterer klingt, als die offene Empörung gegen das Leben: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!" Ein kämpfender, um die Erkenntnis ringender Mensch hat den tragischen Punkt seines Lebens erreicht. Hätte z. B. Jankel Schepschowitsch anstatt eine Thora zu schreiben, sein Haus aufgelöst, wäre er zum ehrlichen Leben zurückgekehrt, und wäre dann trotz alledem Riwkele der Schande verfallen, dann hätte er Recht zu sagen: „Gott wollte es nicht", dann wäre er der Gerechte. Denn die Tragödie beginnt erst dort, wo die Vernünftigkeit des Seins aufhörte. Dass z. B. in einem Staate, wo der Strafkodex den Diebstahl mit dem Strang bestraft — wie z. B. früher in England — ein Dieb gehängt wird, ist keine Tragödie. Weder die Mitwelt noch die leidende Person selber empfinden es als eine Tragödie. Es ist grausam, ungerecht, aber nicht tragisch. Tragisch aber ist es, wenn Luise Michel, die selbstlose, maniakalisch-heilige Volkstribunin wegen Diebstahls bestraft wurde, weil sie, um Hungrige zu speisen, aus einem Bäckerladen selbstmächtig Brot nahm. Jankel Schepschowitsch's Schicksal ist so erklärlich, so natürlich, so untragisch, undramatisch. Es wäre ein Wunder, wenn das Gegenteil sich ereignet hätte. Und ein Motiv des Wunders ist kein dramatisches Motiv. Asch hat das Problem falsch angefasst, das Motiv verdorben. Und es waren wunderschöne Motive, die im Drama hier und dort aufflackerten, um wieder verloren zu gehen. Das Motiv — „unten" und „oben". Nicht, wie manche oberflächliche Kritiker meinen, das Problem von „Vorn" und „Hinten" in Sudermanns „Ehre". Hätte ein wahrer Dramatiker den Vorwurf von Asch in die Hände bekommen, ein jüdischer Dramatiker, er hätte dieses Motiv zum Zentrum, zur Axe des Ganzen machen müssen. Der Jude, für den das äussere Leben nur ein Schein, eine „Aeusserlichkeit" ist, die sein Inneres nicht tangiert; der Jude, der die schmutzigen Dinge der Welt betastet, ohne sie zu sehen, ohne sie seiner Seele

einzuverleiben. Und dann der Konflikt zwischen dem „Aussen" und „Innen", zwischen dem „Unten" und „Oben" in seiner eigenen Seele, der Kampf dieser beiden Welten, der einmal doch anbrechen muss. Dort wäre das Drama des jüdischen Sünders. Jankel Schepschowitsch kennt den inneren Kampf nicht. Er ist der Zuhälter geblieben mit bürgerlich-jüdischen, atavistisch-ehrfürchtigen Instinkten.

* * *

Ich will nicht über die vielen technischen Schwächen des Stückes reden. Das sind Nebensächlichkeiten, auch nicht darüber, dass das Drama eigentlich eine Reihe von lose miteinander verbundenen, oft sehr schönen und poetischen Szenenskizzen — z. B. die Szene des Regens im II. Akt — ist, denn das ist kein Mangel. Ein Mangel, aber auch der Hauptmangel ist, dass wir bei diesem Stücke uns in keinem Augenblick vor der Tiefe des Lebens finden, dass wir immer an der Oberfläche vorübergehen, uns nie von der Gewalt des Gefühls oder des äusseren Geschehens ergriffen waren, dass es keinen „Ewigkeitswert" hat. Ein **Deuter** der jüdischen Seele — und das soll jeder jüdische Dramatiker sein — ist Asch nicht. Er kann Seelenschwingungen mitfühlen und hervorbringen, nie einen ganzen Akkord. . . . . Das jüdische Drama wird Asch wohl kaum schaffen, aber ein Einführer ist er. Alle leichtbeschwingten, die Tiefe nicht kennenden, im Dichten spielenden Künstler sind Herolde der tieferen Kunst. Tiefe Seelen schöpfen aus der Kultur ihres Volkes; um dann darüber hinauszugehen. Der grosse jüdische Künstler wird der sein, der die Elemente der jüdischen Kultur künstlerisch refundieren wird. Sind diese Elemente vorhanden, sind sie lebensfähig, dann wird auch die ersehnte Kunst kommen Oder glauben Sie auch daran nicht, meine Gnädige? —

A. Coralnik.

EIN JUEDISCHES KUENSTLERPAAR IN RUSSLAND.

Auf einer längeren Reise durch die grösseren Zentren Russlands berührte ich auch die Stadt Kiew. Ein Freund, den ich von meiner Ankunft rechtzeitig verständigt hatte, empfing mich am Bahnhof mit der ermutigenden Mitteilung, dass für jenen Tag ein Pogrom erwartet und befürchtet werde. In Kiew weiss man sehr gut, was ein solcher zu bedeuten habe, da die furchtbaren Ereignisse vom November 1905 nicht so leicht vergessen werden können.

Glücklicherweise ist der zum zweiten Mal angekündigte Pogrom damals ausgeblieben. Die lokale Bürokratie sah dieses Mal keinen Nutzen aus den Schreckensszenen und liess rechtzeitig abwinken. Nachmittags wurde eine Bekanntmachung des Generalgouverneurs verbreitet, wonach er jede Ausschreitung gegen die Juden unter Anwendung aller Machtmittel verhindern wollte. Die meisten Juden beruhigten sich dabei, und abends konnte man im „Kaufmännischen Garten", wo eine gute Musik gespielt wird, ein zahlreiches jüdisches Publikum finden, das, wie es schien, alle Schrecknisse und alle Sorgen bereits vergessen hatte. Ich muss gestehen, dass diese Sorglosigkeit, die mir beinahe wie Leichtsinn vorkam, mich nicht wenig befremdete. Aber bei ruhiger Ueberlegung musste ich mir sagen, dass die Leute schliesslich doch recht haben. Wollten sie sich unausgesetzt in der Erinnerung vergangener Schrecknisse und mit Furcht vor den kommenden plagen, so kämen sie überhaupt niemals aus dem Trübsinn heraus.

Tags darauf wurde ich durch einen Freund bei einer jüdischen Künstlerfamilie eingeführt. Es ist dies der Opernsänger Oskar Kamionski und dessen Gattin, die berühmte Künstlerin Klara Brun-Kamionska, die beide in der Kiewer Oper die einzigen und vorzüglichsten Wagnersänger sind. Herrn Kamionski traf ich nicht an, da er gerade in jenen Tagen in der Moskauer Oper ein Gastspiel absolvierte. Seine Frau hingegen lebte noch unter dem Eindruck des Tages zuvor durchlebten Schreckens. In ihrer im besten Stadtteil gelegenen



Oskar Kamionski, Kiew, Opernsänger.



Klara Brun-Kamionska, Kiew, Opernsängerin.

Villa fühlte sie sich ebenfalls nicht sicher und hatte, wie sie mir erzählte, die ganze Nacht angekleidet in irgend einer Sophaecke zugebracht. Sie erzählte mir viel von den fürchterlichen Pogromtagen, die Kiew gesehen hatte, und an welchen viele ihrer nächsten Anverwandten grossen Schaden erfuhren. Kein Stand also bleibt von diesen Ereignissen in Russland unberührt. Ein Künstlerpaar, das sich in der Stadt der grössten Beliebtheit erfreut und in dessen Haus sich die bedeutendsten und angesehendsten Persönlichkeiten einfinden, wird von Zeit zu Zeit daran erinnert, dass es einem rechtlos gemachten Volke angehört und für Leben und Habe zu fürchten hat.

Oskar Kamionski, der in ganz Russland als ausgezeichneter Darsteller und Sänger in Wagneropern berühmt ist, entstammt einer sehr angesehenen und gebildeten jüdischen Familie in Mohilew am Dnjepr. Dass er ein hervorragender Künstler geworden ist, hat er seinem ungewöhnlichen Können und seiner grossen Energie zu verdanken. Denn die Hindernisse, die er zu überwinden hatte, waren ungemein gross. Er musste das Vorurteil, das in alten jüdischen Familien gegen diesen Beruf herrscht, erst besiegen, denn er wollte durchaus nicht seine Eltern kränken. Sie billigten erst dann diese Berufswahl, als er ihnen versprochen hatte, unter allen Umständen im Judentum treu auszuharren. Dieses Versprechen hat er treulich gehalten, und in Gemeinschaft mit seiner Gattin, der ebenfalls ausgezeichneten Künstlerin, welche die weiblichen Hauptrollen in den Wagneropern gibt, repräsentiert er in seinem Hause immer den jüdischen Künstler. Ich habe viele Stunden in diesem Hause auf das angenehmste zugebracht, und ich will gleich gestehen, dass mich im Gespräche mit Frau Klara Brun-Kaminska nicht so sehr die Künstlerin interessierte, wie die Jüdin. Auch die Künstlerin war darüber sehr erfreut, mit einem jüdischen Schriftsteller sich über die Zukunft des jüdischen Volkes eingehend unterhalten zu können. Ich gewann den Eindruck, dass diese edle Frau, die persönlich unter dem Antisemitismus nicht im mindesten zu leiden hat und im Gegenteil in der russischen Gesellschaft nur Liebes und Angenehmes erfährt, freiwillig auf sich das Joch des „Golus“ genommen hat und mit ihrem leidenden Volke leidet und hofft. Unser stundenlanges Gespräch galt dem Zionismus, und es hatte etwas Beschämendes für mich, dass sie sich in dem Glauben an die Zukunft des jüdischen Volkes stärker zeigte als ich selbst. Als „jüdische“ Künstlerin bezeichnete sie sich auf einer Photographie, die sie mir zum Andenken an unsere Unterhaltung schenkte.

Ich bin auf meiner Reise in Russland mit verschiedenen jüdischen und christlichen Personen zusammengekommen, habe viel Angenehmes und auch Betrübendes gesehen, aber die Begegnung mit dieser Künstlerin, die auf der Höhe des persönlichen Erfolges steht, jedoch durch die Leiden des jüdischen Volkes soviel Kummer und Schmerz erlebt, gehört zu dem Bedeutsamsten, was mir in Russland begegnet ist. Das ist auch ein Blatt aus unserer Golusgeschichte. B.



Gruppe jüdischer Auswanderer, die unter Leitung der J. T. O. am 7. Juni mit Dampfer „Cassel" des Norddeutschen Lloyd in Bremen nach Galveston expediert worden sind.

× Dr. Jochelmann.

VON DER JUEDISCHEN AUSWANDERUNG.

Die jüdische Auswanderung aus dem Osten Europas, insbesondere aus Russland, hat in den letzten Jahren einen Umfang angenommen, wie er seit der Völkerwanderung bisher nicht zu verzeichnen gewesen ist. Die systematischen Verfolgungen haben den wirtschaftlichen Ruin unserer russischen Glaubensgenossen, der mit den Ignatjewschen Maigesetzen vom Jahre 1882 begonnen hatte, beschleunigt, und sie gezwungen, das Zarenreich in Massen zu verlassen. In dem Zeitraum von 1880 bis 1905 sind etwa 1 1/2 Millionen Juden aus Russland ausgewandert. Der Mehrzahl nach wandten sich unsere Glaubensgenossen den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu, wo sie sich hauptsächlich in den östlichen Teilen niederliessen. Durch die Bevorzugung einzelner Städte haben sich Missstände herausgebildet, die durch den alljährlich immer grösser werdenden Zustrom zu einem ernsten Problem sowohl für die bereits dort ansässigen, wie für die hinzukommenden Glaubensgenossen geworden sind. Inzwischen war auch in Amerika bei den amerikanischen Arbeitergewerkschaften, die durch den grossen Zustrom europäischer Arbeitskräfte sich in ihrer Existenz bedroht sahen, eine einwanderungsfeindliche Bewegung entstanden, die nach und nach die amerikanische Regierung bestimmte, die Einwanderungsbedingungen wesentlich zu verschärfen. Diese Tatsache führte zu ernsten Erwägungen, ob es nicht im Interesse unserer Glaubensgenossen zweckmässiger wäre, anstatt in den bereits übervölkerten Centren des Ostens das Proletariat zu vergrössern, die Einwanderer lieber nach den aufnahmefähigeren Gebieten des Südens der Vereinigten Staaten zu lenken. Für diese Bestrebungen ist in New York das Industrial Removal Office tätig, eine mit Unterstützung der Jewish Colonisation Association segensreich wirkende Organisation. Der Tätigkeit dieses Bureaus waren aber gewisse Grenzen gesetzt, weil es erfahrungsgemäss schwierig ist, die Einwanderer

nach ihrer bereits erfolgten Landung in New York zur Uebersiedelung nach einem entfernteren Gebiet zu veranlassen. — Im Frühjahr 1906 ist dann von einem in Berlin begründeten „Studiencomité für jüdische Kolonisation“, dessen Vorsitzender das Mitglied des Berliner Lokal-Comités der Alliance Israélite Universelle, Herr Direktor Oliven ist, zum ersten Male die Anregung gegeben worden, einen Teil der jüdischen Auswanderer nach den südlichen Häfen der Vereinigten Staaten, vornehmlich nach Galveston, und nach Südamerika zu führen. Dieser Plan fand nachdrückliche Unterstützung durch die Schiffahrtspolitik des Norddeutschen Lloyd in Bremen, dessen umsichtige Leiter schon vor Jahren eine direkte Verbindung zwischen Bremen und dem Hafen Galveston in Texas errichtet hatten.

Dieser Plan, der zu lebhaften Diskussionen innerhalb der jüdischen Organisationen geführt hatte, ist dann späterhin von dem bekannten Philantropen Jacob H. Schiff in New York aufgenommen, und durch dessen Freigebigkeit der praktischen Verwirklichung nähergerückt worden. Die zur Durchführung dieses Planes notwendigen Vorarbeiten hatte die unter Leitung Israel Zangwills in London stehende Jewish Territorial Organisation übernommen, die zu diesem Zweck ein besonderes Bureau in Russland errichtet hat. Nachdem die notwendigen Vorbereitungen in Russland getroffen waren, konnte die durch das Bureau der JTO in Russland organisierte erste Gruppe von jüdischen Auswanderern am 7. Juni mit dem Postdampfer „Cassel“ des Norddeutschen Lloyd von Bremerhaven nach Galveston expediert werden. Diese Gruppe bestand aus 60 Personen, die sich sämtlich im besten Mannesalter befanden. Der Leiter des russischen Bureaus der JTO, Herr Dr. Jochelmann hatte die Gruppe bis nach Bremerhaven begleitet. Unser Bild führt uns die jüdischen Auswanderer kurz vor Abgang des Dampfers vor.

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd in Bremen, die stets den Wünschen der jüdischen Passagiere in weitgehender Weise entgegenkommt, hatte ihren Beamten, Herrn Arthur Meyerowitz, zur Expedition des Dampfers nach Bremerhaven entsandt und ein besonderes Schreiben an den Kapitän des Dampfers, Herrn Jantzen, gerichtet, in dem die jüdischen Passagiere seiner besonderen Fürsorge empfohlen worden sind. Von den amerikanischen Glaubensgenossen ist Vorsorge getroffen, dass die Ankommenden von einem Comité, das sich aus angesehenen Glaubensgenossen der jüdischen Gemeinden in Texas zusammensetzt, empfangen und in geeigneter Weise auf die einzelnen Staaten verteilt werden. Eine zweite Expedition nach Galveston folgte am 20. Juni mit dem Dampfer „Frankfurt“ des Norddeutschen Lloyd.

Es darf an dieser Stelle mit besonderer Genugtuung konstatiert werden, dass die von führenden Männern der „Alliance Israélite Universelle“ in Deutschland ausgehende Anregung auf so fruchtbaren Boden gefallen ist. Wir dürfen hoffen, dass durch das Zusammenwirken aller beteiligten Kreise dieser Plan unseren auswandernden Glaubensgenossen sowohl wie ihrem Bestimmungslande zum Segen gereichen wird.

* * *

Als weiterer Erfolg der oben erwähnten Bestrebungen darf verzeichnet werden, dass die jüdische Einwanderung in Argentinien in stetiger Zunahme begriffen ist. Laut dem amtlichen statistischen Bericht der argentinischen Regierung sind im Jahre 1906 13 880 Israeliten gegen 7516 im Jahre 1905 in den Häfen Argentiniens gelandet. Diese starke Zunahme der jüdischen Einwanderung in Argentinien ist hauptsächlich dem grosszügigen Kolonisationswerk der Jewish Colonisation Association zuzuschreiben, deren planvolles Vorgehen einer solchen starken Einwanderung seit Jahren die Wege geebnet hat.

Almoni.





DIE GENERAL-VERSAMMLUNG DER BERLINER MITGLIEDER DER A. I. U.

Am Sonntag den 2. Juni 1907 hat die Generalversammlung der Alliance Israélite Universelle, Lokal-Comité Berlin, im Sitzungssaal des Verwaltungsgebäudes der Jüdischen Gemeinde, Rosenstrasse 2—4, stattgefunden. Die Tagesordnung lautete wie folgt: 1. Allgemeiner Bericht. 2. Wahlen zum Vorstand. Die Einladung war einem jeden einzelnen Berliner Mitglied der Alliance zugegangen.

Der Geschäftsführer M. A. Klausner erstattete den Bericht, der folgenden Wortlaut hat:

„Es ziemt sich und ist uns Herzenspflicht, daß wir bei Beginn unseres Berichts in Treue der Treuen gedenken, die vor uns dahingegangen sind, nachdem sie mit uns in Eifer und Hingebung der Sache der Alliance Israélite Universelle, d. i. der Sache der Judenheit, gedient haben. Kurz nacheinander sind unser Schatzmeister Heinrich Goldschmidt und unser Schriftführer Dr. Heinrich Meyer Cohn im letzten Drittel des Jahres 1905 von uns schieden, jeder eine Zierde des Lokal-Comités Berlin, beide mit ganzer Seele unserem Werke gehörig, wackere Männer, vortreffliche Juden, vorbildlich in ihrer Fürsorge für die großen menschheitlichen Ziele unserer Vereinigung. Denn den Menschheitsgedanken pflegen und fördern wir, indem wir der Judenheit unser Mühen widmen, für den Gerechtigkeitsgedanken, der der Grundgedanke unserer heiligen Religion ist, arbeiten wir, indem wir, unserem Wahlspruch folgend, die Gemeinbürgschaft der Judenheit überall da zur Geltung bringen, wo Juden leiden, wo sie Bedrückung und Zurücksetzung erfahren, weil sie Juden sind. An dem Tage, der die Herrschaft der Gerechtigkeit sehen und der zur Anerkennung gebracht haben wird, daß es eine Gerechtigkeit ohne Milde und Liebe nicht gibt, an diesem Tage, der den Beginn des messianischen Reiches bedeutet, wird unser Ziel erreicht und unsere Arbeit beendet sein, wird die Gemeinbürgschaft nicht bloß ganz Israel, wird sie die ganze Menschheit umfassen. Wer das Glück hatte, die Männer zu kennen, die ich genannt habe, der weiß, wie sehr sie, namentlich unser Heinrich Meyer Cohn, mit sehnender Seele dieses weitere Ziel geschaut und um seine Verwirklichung in den Grenzen, die die Enge eines einzelnen Menschenlebens überhaupt zuläßt, pro virili parte gestrebt und gelitten haben."

Der Vorsitzende: Erheben Sie sich, ich bitte Sie darum, zum ehrenden Andenken an diese Teuren!

Der Geschäftsführer fährt fort: „Der Rückblick, den wir Ihnen zu bieten haben, umfaßt zwei Jahre. Im vorigen Jahr — dafür ersuchen wir Sie um Indemnität — haben wir die statutenmäßig vorgesehene Generalversammlung unserer Berliner Mitglieder ausfallen lassen. Nicht aus Lässigkeit ist dies geschehen, sondern weil wir Sie nur als Zeugen einer Art von Umwälzung hätten berufen können, die wir in unserer größeren Gemeinschaft, als deutsche Mitglieder der Alliance Israélite Universelle, durchmachen mußten. Sie selbst hatten durch Ihre geordnete Vertretung, das Lokal-Comité Berlin, den Anstoß dazu gegeben; und wir glaubten, nicht eher vor Sie treten zu dürfen, als bis die Bewegung zu einem vorläufigen Abschluß gelangt, eine Etappe auf dem Wege erreicht war, den Ihre Vertretung uns gewiesen hatte.

Sie wissen, daß die Alliance Israélite Universelle seit Anbeginn von einem Central-Comité geleitet wird, dessen Sitz Paris ist. Nur eine Minderheit der Mitglieder ist französischer Nationalität. Daß die am Sitz einer Gesellschaft wohnenden Mitglieder eben wegen ihrer steten Anwesenheit ein gewisses Übergewicht haben, liegt in der Natur der Sache. Wir müssen aber laut betonen, daß unsere französischen Glaubensgenossen niemals von ihrem Übergewicht einseitigen Gebrauch gemacht, etwa Interessen gepflegt hätten, die uns fremd gewesen wären. Gleichwohl haben die deutschen Mitglieder des Central-Comités das Bedürfnis empfunden, einen gewissen Ausgleich dadurch zu schaffen, daß sie zu einer deutschen Conferenz-Gemeinschaft sich zusammentaten, die, ohne bestimmte Satzungen, bloß den Zweck hatte, in zwanglosen Conferenzen die Gemeinschaft der Ansichten der deutschen Mitglieder des Central-Comités diesem zur Kenntnis zu bringen, auch wenn die deutschen Mitglieder den Central-Comité-Sitzungen nicht beiwohnten. Am 15. Oktober 1901 hat die erste Tagung der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft stattgefunden; doch führte sie ein Dasein eigentlich nur in der Idee. Daß sie wirkliches Leben gewann, daß der Gedanke Körper bekam, dazu mußten sich erst eine Reihe von Umständen vereinigen.

Unser Senior, Herr Sanitätsrat Neumann, die wandelnde Tradition der Alliance Israélite Universelle und der eifersüchtige Hüter der Reinheit dieser Tradition, hatte erst aus der gesegneten Zahl seiner Jahre das Recht hergeleitet, den aktuellen Vorsitz im Lokal-Comité Berlin niederzulegen und nur noch als aneiferndes und mahnendes Vorbild zu wirken. Zu seinem Entschluß mag auch beigetragen haben, daß ihm der vertraute jüngere Genosse Dr. Heinrich Meyer Cohn fehlte. An seine Stelle trat Herr Geheimrat Goldberger, der vorher, am 8. November 1905, in das Central-Comité kooptiert und zum Vorsitzenden der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft gewählt worden war. Sein erstes Beginnen war, daß er die Ernennung des Herrn Sanitätsrat Dr. Neumann zum Ehrenvorsitzenden des Berliner Lokal-Comités veranlaßte. Das war nicht bloß der Ausdruck schuldiger Anerkennung, es war zugleich ein Programm, das Programm nämlich: in unverrückbarer Treue festzuhalten an der Tradition der Alliance, die eine Alliance Israélite Universelle bleiben sollte, ohne jedes Zugeständnis an Tagesströmungen und Tagesmeinungen, ohne jedes Paktieren mit dem Nationalismus, der unser Feind und der Feind unserer heiligen Grundsätze, ein Zerstörer unserer Einheitlichkeit ist, und der von dem Patriotismus, der natürlichsten Tugend und Empfindung, nur den Namen entlehnt. Wir weisen die Zumutung von uns, mit unserem Deutschtum zu prahlen, mit unserer Vaterlandsliebe zu kokettieren, denn beide sind uns dazu zu heilig, wohnen uns zu tief und unentreißbar in unseres Herzens innerstem Schrein.

Am 7. Dezember 1905 wurden von dem Lokal-Comité Berlin eine Reihe einhelliger Wünsche formuliert, die auf eine straffere Organisation der deutschen Mitglieder der Alliance Israélite Universelle und auf eine entsprechende Ausstattung unseres deutschen Bureaus gerichtet waren. Unser Vorsitzender, der den bis dahin latenten Wünschen zum Ausdruck verholfen hatte, übernahm es, sie vor dem Central-Comité in Paris zu vertreten. Das geschah vom 15.—17. Dezember 1905. Das Deutsche Bureau in Berlin sollte die Zentralstelle für die Bezirks- und Lokal-Komités in Deutschland, für ihre Beiträge und Spenden und Berichte werden, ihm sollte die Herausgabe und Versendung der deutschen Monatsberichte übertragen werden.

Von jenem 7. Dezember 1905 datiert die neue Ära der Alliance Israélite Universelle, datiert ihre Renaissance in Deutschland, und es ist ein bleibender Ruhm für das Lokal-Comité Berlin, daß es zu der Alliance gezeitigter Verwandlung den Anstoß gegeben hat.

Es ist menschlich begreiflich und legt Zeugnis ab von der bedachtsamen Weisheit des Central-Comités, daß dieses nach dreitägiger Beratung beschloß, es sollten zunächst die Mitglieder der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft zusammentreten und ihre Meinung über die Berliner Vorschläge kundgeben. Am 13. Februar 1906 wurde diesem Wunsche entsprochen. Die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft vereinigte sich in Berlin zu einer Tagung, der im Auftrage des Central-Comités deren Sekretär Herr Bigart beiwohnte. Die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft, wie bereits erwähnt, bis dahin nur eine Vereinigung zu zwangloser Besprechung, gab sich Satzungen und wählte auf drei Jahre einen Vorstand. Präsident wurde unser Vorsitzender Herr Geheimrat Goldberger, stellvertretender Präsident Herr Charles L. Hallgarten in Frankfurt a. M., Vorstandsbeisitzer die Herren Justizrat Behrendt-Danzig, Sally Flörsheim-Dortmund, Rabbiner Dr. Frank-Cöln und Theodor Oschinsky-Breslau. Zur Schatzmeisterschaft berief der Vorsitzende den Schatzmeister des Lokal-Comités Berlin Herrn Benno Braun, zum Geschäftsführer ernannte er mich.

Nachdem die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft sich Satzungen gegeben und sich in der erwähnten Art konstituiert hatte, faßte sie eine Reihe von Beschlüssen, die mit den vorhin erwähnten Vorschlägen des Lokal-Comités Berlin vom 7. Dezember 1905 wesentlich conform waren. Schon die Satzungen selbst bildeten zum Teil eine Verwirklichung jener Vorschläge, nicht zum wenigsten durch die Bestimmung jährlicher Wiederkehr der Tagung der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft. Eine Propaganda großen Stils sollte ins Werk gesetzt, eine eigene Monatsschrift als unser Organ für alle unsere Mitglieder in Deutschland herausgegeben werden. Alles dies im Einklang mit den Satzungen der Alliance Israélite Universelle und im Einvernehmen mit dem Central-Comité.

Im Mai vorigen Jahres wurde ein Aufruf an unsere deutschen Glaubensgenossen verbreitet, der zum Eintritt in die Alliance einlud. Der Aufruf hatte überall den besten Erfolg, in Berlin hat er die Zahl unserer Mitglieder mehr als verdoppelt.

Am 31. Oktober 1906 konnten wir zum erstenmal unser eigenes Organ, zu dem wir die illustrierte Monatsschrift „Ost und West" gemacht hatten, an unsere Mitglieder versenden. In der programmatischen einleitenden Ansprache unseres Vorstands an die Mitglieder hieß es in dieser Nummer:

„Wir wollen den Boden, den die Alliance Israélite Universelle in Deutschland während der letzten Jahre verloren hat, wieder gewinnen, indem wir die Vorurteile beseitigen, die die Alliance als eine mehr oder weniger nur spezifisch französischen Interessen dienende Institution kennzeichnen. Wir wollen in Deutschland das Verständnis für die kulturellen Aufgaben der Alliance Israélite Universelle zu neuem Leben wecken, eine Brücke schlagen zu den breiten Schichten unserer Glaubensgemeinschaft, und die Herzen, die uns ferngeblieben sind, durch Belehrung und Werke der Nächstenliebe erobern. . . . . , Innerhalb der Alliance Israélite Universelle, unter ganz besonderer Betonung ihres universellen, die gesamte Judenheit einschließenden Charakters, und im Sinne der Statuten der Alliance Israélite Universelle, die für uns Gesetz bleiben, wird die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft zu Nutz und Frommen der Alliance Israélite Universelle geführt werden, zu Nutz und Frommen der Judenheit, deren Bildnis die Alliance Israélite Universelle ist."

Vorgreifend möchten wir hier erwähnen, daß in der Tagung der Deutschen Conferenz-Gemein-

schaft vom 19. Februar dieses Jahres in Frankfurt a. M. in dem Bericht des Präsidenten wie in den Berichten der Mitglieder über ihre Bezirke mit vorbehaltloser Anerkennung des Organs der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft, der Monatsschrift „Ost und West“, gedacht wurde. Es herrschte nur eine Stimme darüber, daß durch diese Monatsschrift ein ausgezeichnetes Mittel gewonnen sei, nicht bloß dauernde Beziehungen zwischen der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft und allen ihren Mitgliedern zu unterhalten, nicht bloß die Mitglieder der Alliance fortgesetzt über alle Vorgänge in den Werken und in dem Wirken der Alliance in Kenntnis zu setzen, sondern gleichzeitig in jedes jüdische Haus Deutschlands und des deutschen Sprachgebiets Kunde zu tragen von dem, was auf irgend einem Felde geistigen jüdischen Lebens sich regt. Durch die Verbreitung, die die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft ihrer Monatsschrift gibt, macht sie aus ihr, ganz im Sinne der Alliance, ein eigenes literarisches Schulwerk für Erwachsene. Und wiederum geschieht es im Geiste und nach den Gewohnheiten der Alliance, daß sie dieses Schulwerk nicht abhängig macht von Beitragsleistungen, daß sie ihr Blatt in jedes jüdische Haus schickt, ohne besondere Beiträge, ohne materielle Gegenleistungen dafür zu fordern, zufrieden, daß sie jüdisches Wissen und Wissen vom Judentum verbreitet, daß sie Gemeinsinn weckt und hebt, und mehr und mehr die Gemeinbürgschaft zur Wirklichkeit macht, die in dem Wahlspruch der Alliance Israélite sich ausdrückt: „Ganz Israel bürgt für einander.“

Die Tagung der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft vom 19. Februar 1907 in Frankfurt a. M. faßte mit Stimmeneinhelligkeit eine Reihe bedeutsamer Beschlüsse. Voran stand die Durchführung der Zentralisierung aller deutschen Bezirks- und Lokal-Comités und Mitglieder nach Berlin. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß die verdienten Träger selbst der liebgewordenen, mehr durch Zufall als systematisch gebildeten alten Einrichtungen den Vorzug der vorgeschlagenen Neuerung anerkannt haben und sich bereitwillig in die umgestaltende Organisation vom 1. Januar 1908 an einfügen zu wollen erklärten. Das verdient aufrichtigen Dank, der auch von dieser Stelle aus den Herren Bezirksrabbiner Dr. Salvendi in Dürkheim und Rabbiner Dr. Frank in Cöln nochmals ausgesprochen sei.

Bereits am 24. Oktober 1906 hatte das Central-Comité beschlossen, daß Zöglinge der Ecole Normale in Paris — der Lehrerschule für die Lehrer der Allianceschulen — zum Erlernen der deutschen Sprache nach Deutschland geschickt werden sollten. Die Frankfurter Tagung der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft sprach die Erwartung aus, daß das Central-Comité diese Zusage möglichst bald, nach vorheriger Verständigung mit dem Präsidium der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft über die Art der Ausführung, verwirklichen werde; ebenso daß das Central-Comité mit dem Präsidium der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft eine Vereinbarung treffe, die die Ausbildung von Allianceschullehrern in Deutschland zum nahen Ziele hat. Auch beanspruchte das Präsidium der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft ein Vorschlagsrecht für die an den Allianceschulen anzustellenden Lehrer der deutschen Sprache, sowie die Einführung deutschen Sprachunterrichts in den marokkanischen Allianceschulen.

Das Central-Comité hat von den Organisationsbeschlüssen der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft mit Befriedigung Kenntnis genommen. Die Zusage wegen der Entsendung von Zöglingen der Ecole Normale nach Deutschland wurde erneuert. Die augenblickliche Erfüllung sei nur durch den sofortigen Bedarf an allen ausgebildeten Lehrkräften verzögert. Die Ausdehnung des deutschen Sprachunterrichts wurde nach Maßgabe des Interesses der Zöglinge ausdrücklich beschlossen.

Noch ist von der Frankfurter Tagung zu erwähnen, daß man innerhalb der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft vollkommen einig war, mit allen in Deutschland wirkenden jüdischen Organisationen gutes und einträchtiges Einvernehmen zu erhalten oder herbeizuführen. Das ist auch im wesentlichen gelungen. Mit der jüdischen Gemeinde in Berlin wirken wir auf zwei noch näher zu erwähnenden Gebieten harmonisch zusammen, zu den Bnei Briss-Logen sind wir in die freundlichsten Beziehungen getreten, was uns zu höchster Befriedigung und Genugtuung gereicht und im Grunde nur natürlich ist, da uns Gemeinsamkeit humanitären und idealen Strebens verbindet. Wir erwähnen mit herzlichem Dank, daß auf Anregung des Großpräsidenten Herrn Justizrat Timendorfer der geschäftsführende Ausschuß der Großloge sämtliche deutsche Bnei-Briß-Logen eingeladen hat, der Alliance Israélite Universelle korporativ beizutreten.

Die beiden Gebiete des Zusammenwirkens mit der jüdischen Gemeinde in Berlin betreffen die Fürsorge für die durchwandernden und rückwandernden russischen Glaubensgenossen und für die Ausgewiesenen. Im Verein mit der jüdischen Gemeinde, den B'nei Brith Logen und dem Hilfsverein der deutschen Juden haben wir eine Abfertigungsstelle für die durch- und rückwandernden russischen Juden eingerichtet. Die Gemeinde gab die Bureauräume dazu her und stellte Beamte zur Verfügung, von uns wurden Mitglieder abgeordnet, die in täglicher Arbeit die Einzelfälle prüften und erledigen halfen. Die Gesamtkosten wurden von den vier Organisationen zu gleichen Teilen bestritten. Seit dem 1. April dieses Jahres ist hierin eine Änderung insofern eingetreten, als die Anteilnahme sich auf die jüdische Gemeinde, auf uns und auf den Hilfsverein beschränkt. Dank der Munifizenz des Central-Comités sind wir in der Lage gewesen, für diesen Teil unserer Tätigkeit allein seit Beginn vorigen Jahres jährlich 10 000 Mk. auszuwerfen. Das ist ungefähr so viel, als unser Unterstützungsetat im Jahre 1905 insgesamt ausmachte. Jetzt hat dieser Etat ungefähr die fünffache Höhe erreicht. Herr Justizrat Dr. Edmund Lachmann vom Vorstand der jüdischen Gemeinde leitet mit bekannter Umsicht und Sachlichkeit diese Abfertigungsstelle, die unter Mitwirkung unserer Delegierten tadellos funktioniert.

Im April vergangenen Jahres haben, wie Ihnen bekannt ist, in Berlin und in ganz Preußen neuerdings Massenausweisungen unserer östlichen Glaubensgenossen begonnen. Wir wurden zunächst bei dem

Königlichen Polizeipräsidium, sodann bei dem Herrn Minister des Innern vorstellig. Was wir erreichten, entsprach durchaus nicht ganz unseren Wünschen, es war aber immerhin dankenswert, und wir wollen nicht verfehlen, von dieser Stelle aus dem Dank Ausdruck zu geben. Der Herr Minister des Innern erklärte, die Königliche Staatsregierung könne von der Ansicht nicht abgehen, daß die dauernde Niederlassung von Zuzüglingen aus dem Osten nicht zu dulden sei. Doch war er bereit, die zur Verwirklichung der einmal aufgestellten Notwendigkeiten zu treffenden Maßnahmen mit tunlichster Milde und unter Berücksichtigung der individuellen Fälle zu gestalten. Das Königliche Polizeipräsidium übernahm es, der Abfertigungsstelle regelmäßig die Namensliste der Personen mitzuteilen, die ausgewiesen waren oder die ausgewiesen werden sollten, wenn sie nicht freiwillig das Staatsgebiet verließen. Die an der Abfertigungsstelle beteiligten Organisationen übernahmen es, die einzelnen Fälle zu prüfen und um Befristung bezw. um Aufhebung bei der Behörde vorstellig zu werden. Zufällige Umstände fügten es, daß weitaus die größte Mehrzahl der Vorstellungen und Befürwortungen auf unseren Anteil kamen. Auch hatte der Herr Minister des Innern die Güte, generell zu verfügen, daß unter selbstverständlichem Vorbehalt besonderer Fälle das Königliche Polizeipräsidium unsere Anträge mit dem größten Wohlwollen behandeln sollte. Nach einer gewissen Zeit hatte sogar der Herr Minister des Innern dem Wunsch Ausdruck gegeben, es möchte diese ganze Angelegenheit ausschließlich von uns in Obsorge genommen werden. Die jüdische Gemeinde Berlin, die das als schönen Erfolg bezeichnete, zu dem sie uns beglückwünschte, war mit der Neuordnung vollkommen einverstanden. Doch wurde von anderer Seite Einspruch erhoben. Wir haben deshalb vorgezogen, die Dinge in der vorigen Form zu belassen, da es **uns** einzig darauf ankam, unseren unglücklichen Glaubensbrüdern aus dem Osten wirksam zu helfen und diese wirksame Hilfe ihnen von uns unter jeder Form geboten werden konnte. Tatsächlich liegen die Dinge so, daß wir heute wie vorher die Genugtuung haben, unsere Glaubensgenossen den häufigsten Beistand leisten zu können.

Zweimal hat im vergangenen Jahr die Alliance Israélite Universelle Anlaß gehabt, für unsere verfolgten Glaubensbrüder im Osten besondere Aufwendungen zu machen. Der Progrom von Bialistok bot den ersten, der von Siedlce den zweiten Anlaß. Wie immer, war die Alliance Israélite Universelle sofort mit ausgiebiger Hilfsbereitschaft zur Stelle. Sie begnügte sich nicht mit ihrem Anteil an dem in früherer Zeit gesammelten Hilfsfonds, von dem noch ein stattlicher Rest übrig geblieben war, sondern gab aus eigenen Mitteln einen weiteren reichen Zuschuß, um die Not zu lindern. Wir können sagen, daß von uns aus geschehen ist, was in der Möglichkeit lag, die wirtschaftlichen Schäden zu heilen, die von der russischen Verfolgung hervorgerufen waren, und daß wir uns bemüht haben, den hart Betroffenen durch unsere Hilfe und durch unseren Zuspruch die innere Kräftigung zu gewähren, die aus dem Bewußtsein entspringt, es seien in der weiten Welt mitempfindende Brüder vorhanden. Dem rühmlichen Werk der B'nei Brith Logen, die sich ganz besonders der Bialistoker Pogromwaisen angenommen hatten, schlossen wir uns an. Wir haben fünf Waisen von Bialistok in der Israelitischen Erziehungs-Anstalt in Ahlem bei Hannover untergebracht und versorgen sie dort bis zur erlangten Selbständigkeit.

Daß die Alliance Israélite Universelle es für ihre Pflicht gehalten hat, anläßlich der Konferenz in Algeciras Schritte zugunsten unserer marokkanischen Glaubensgenossen zu tun, ist selbstverständlich. Die Alliance Israélite Universelle, die in Marokko eine größere Anzahl von Schulen unterhält, viele Tausende von marokkanischen Kindern unterrichtet, bekleidet und ernährt, war die gegebene Instanz, die erforderlichen Schritte mit der nötigen Diskretion zu tun. Es geschah, wie bei uns herkömmlich, in aller Stille, ohne Lärm und ohne Mitteilung an die Zeitungen — durch briefliche und mündliche Vorstellungen bei dem Reichskanzler und den Auswärtigen Ämtern. Auch haben wir — wiederum in aller Stille — ein Memorandum, das, mit einer Fülle von Fehlern belastet, den Weg über New-York nach Algeciras gefunden hatte und dort großen Schaden hätte anrichten können, bis zur Tadellosigkeit von allen Irrtümern befreit und hierdurch dem Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika, der sich deswegen an uns gewendet hatte, die Möglichkeit geboten, ein Material der Konferenz vorzulegen, das auch die Delegierten des marokkanischen Maghzen in keinem Punkt anzufechten vermochten. Und gerade bei dieser Gelegenheit war es, daß ununterrichtete und falsch unterrichtete Personen in den öffentlichen Blättern die Meldung verbreiteten, die Alliance Israélite Universelle habe sich der Teilnahme an den Schritten zugunsten der marokkanischen Juden entzogen. Wer irgend die Verhältnisse kennt, der weiß von vornherein, daß dies eine Unmöglichkeit war. — Zur nämlichen Zeit tauchte auch wieder die Beschuldigung auf, daß die Alliance Israélite Universelle ein Organ der französischen politischen Propaganda sei. Sogar ein deutscher Gesandter machte sich zum Verbreiter dieser Ansicht. Wir erhielten ohne unser Zutun vollkommen Gelegenheit, das betreffende Mitglied unseres diplomatischen Korps besser zu unterrichten und ihm anheimzugeben, er möchte für Deutschland die Sympathien der Juden im Orient gewinnen, indem er und seine Kollegen mit den französischen und englischen konsularischen und diplomatischen Vertretern wetteiferten in der Hilfs- und Schutzgewährung an die jüdische Bevölkerung des Orient. Wir können behaupten und haben an gehöriger Stelle mit Nachdruck vertreten und dafür vorbehaltlosen Glauben gefunden, daß die Alliance Israélite Universelle keine andere Politik treibt als die Politik der Wohltätigkeit und der Kulturverbreitung, daß sie kein anderes Interesse im Auge hat, als das Interesse derer, denen sie ihre Dienste und ihre Mittel widmet, nämlich der jüdischen Bevölkerung im nahen und fernen Osten. Aus dem heutigen Bericht über die Tagungen der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft vom 13. Februar 1906 und vom 19. Februar 1907, sowie aus den Beschlüssen des Central-Comités, die vorher er-

wähnt sind, geht hervor, daß die Alliance Israélite Universelle sich auch bei der Erteilung des sprachlichen Unterrichts von keiner einseitigen Vorliebe hat leiten lassen, sondern daß sie überall nur bestimmt worden ist und bestimmt werden wird von der Rücksicht auf das fernere gute Fortkommen ihrer Zöglinge. Wo deutscher Sprachunterricht irgend von Nutzen ist — in der ganzen Levante — da wird er erteilt. Auch die deutsche Unterrichtssprache ist da, wo das Zöglingsmaterial es zuläßt, ohne weiteres eingeführt. Aber wir würden gewissenlos sein und töricht, wenn wir in persischen Schulen den deutschen Unterricht einführen wollten, wenn wir in den türkischen Schulen nicht die größere Aufmerksamkeit der französischen Sprache widmen wollten, die in der Türkei die zweite Staatssprache ist, deren Kenntnis unentbehrlich ist für jeden, der die Möglichkeit besseren wirtschaftlichen Fortkommens haben will. Die Alliance Israélite Universelle hat eine lange Erfahrung auf dem Gebiete des Schulwesens. Sie hat viele tastende Versuche machen müssen, ehe sie dahin gelangte, die unendlichen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihr entgegenstellten. In drei Erdteilen unterhält sie Schulen, in denen sie an 45000 Schüler unterrichtet, nährt und kleidet. Für drei Erdteile muß sie Lehrer erziehen. Aus drei Erdteilen holt sie die künftigen Lehrer herbei, die sie dann in vielfach unkontrollierbare Fernen schickt. Diese Entfernungen sind nicht abzukürzen. Die Kontrolle wird immer mangelhaft sein müssen, und so bleibt als Ersatz nur, daß man die künftigen Lehrer wenigstens während der Erziehungsperiode unter Augen hat und genau beobachtet, damit man wisse, wie weit ihre Zuverlässigkeit gehe, damit man wenigstens für eine Reihe von Jahren die Sicherheit habe, daß nicht die erneuten Einflüsse des alten Milieus sich wieder in störender Weise geltend machen. Die Zeit ist noch nicht gekommen und wird noch lange nicht gekommen sein, für den Orient im Orient Lehrerseminare zu errichten. Jeder anderweite Versuch wird sich als vergeblich erweisen.

Es ist selbstverständlich und bedarf keiner Betonung, daß wir es gern sehen würden, wenn die deutsche Sprache auch im Orient die Weltsprache würde, die heute noch die französische allein ist. Aber für diese ferne Zukunft können wir unsere jüdischen Knaben im Osten nicht erziehen. Wir müssen sie erziehen für die nächsten Jahre und für die Dauer ihres Lebens. Wir wollen nicht auf ihre Kosten, auf Kosten ihrer Zukunft Experimente machen, von denen wir wissen, daß sie nicht anders als mißglücken können. Es wäre ja wider alle Natur, wenn wir einer fremden Sprache den Vorzug vor unserer geben wollten. Auf eine Erörterung hierüber lassen wir uns nicht ein, die überlassen wir denen, die sich in ihrem Deutschtum nicht sicher fühlen. Den Engländern und insonderheit den englischen Juden wird man nicht zum Vorwurf machen, daß sie etwa ihr Engländertum zurückstellten und verleugneten. Der englische Zweig der Alliance Israélite Universelle, die Anglo-Jewish Association in connection with the Alliance Israélite Universelle, wie ihr voller Titel lautet, bietet neun Zehntel ihres Etats den Alliance-Schulen dar, und nur in ganz vereinzelten von diesen durch englisches Geld miterhaltenen Allianceschulen wird englisch gelehrt. Denn unsere englischen Glaubensgenossen sind gleich uns der Meinung, wir hätten keine Sprachenpolitik zu treiben, sondern für unsere bedrängten Glaubensgenossen und ihr Fortkommen zu sorgen. Ägypten steht unter englischer Herrschaft, und doch ist dort d i e europäische Sprache die französische Sprache, und die jungen Leute, die ohne Kenntnis des Französischen nach Ägypten gehen wollten, würden dort üble Erfahrungen machen, würden Anstellungen kaum finden. Der Hilfsverein hatte in Jerusalem an die durch uns von je unterstützte Lämelschule eine Kommerzschule oder Kommerzklasse angegliedert. In dieser Kommerzklasse wurde die deutsche Unterrichtssprache eingeführt. Die deutsche Unterrichtssprache i st jetzt verschwunden, sie hat durch die französische Unterrichtssprache ersetzt werden müssen......

Im gegenwärtigen Jahr hat wieder Rumänien neben Rußland, dem Land unserer größten Schrecken, von sich reden gemacht. Eine Mißregierung hat dort die Bauern zur Empörung getrieben. Vor aller Welt Augen haben die Bojaren den Versuch gemacht, diese Empörung abzulenken auf unsere Glaubensgenossen, damit diese als Sühnopfer dienten, und damit der Öffentlichkeit vorgegaukelt werden könne, den Juden und nur den Juden habe der Aufstand gegolten. In Wirklichkeit sind die rumänischen Bauern fast genau so mißhandelt, wie die rumänischen Juden. Aber selbst die Empfindungslosigkeit der rumänischen Bauern hat eine Grenze, und daß sie erreicht war, zeigte der Aufstand, der sich nicht gegen die Juden ablenken ließ, so viel Propagatoren der Judenhetze auch auf öffentliche Kosten im Lande herumreisten. Der Aufstand brach da aus und wütete da am meisten, wo es Juden überhaupt nicht gab. Freilich waren jene Hetzapostel auch nicht ganz erfolglos tätig gewesen, und es hat beträchtliche Schädigungen gegeben. — Wir hatten gesehen, daß dies kommen würde. Die Alliance Israélite Universelle hatte sich auf Abwehr und Hilfe vorbereitet, hatte beizeiten mobil gemacht; und als das Unglück da war, da war auch schon die Hilfe der Alliance zur Stelle. Ihre Vertrauensmänner und ihre Beamten hatten in den meistbedrohten Orten und in den Grenzstädten die erforderlichen Vorkehrungen getroffen. Auch das war, wie alles, was die Alliance tut, in aller Stille und ohne Ruhmredigkeit geschehen. Sogar die Leitung des späteren Hilfswerks, das über den Tag hinaus zu sorgen hatte, war von der Alliance ohne weiteres dem geographisch näher liegenden Schwesterinstitut, der Israelitischen Allianz in Wien übertragen, ohne daß deswegen die Alliance mit ihren Mitteln zurückgehalten hätte. Nachdem sie die Tagesnot bekämpft, stellte sie mit der Israelitischen Allianz in Wien die Hälfte allen Bedarfs zur Verfügung, ein Viertel leistete das vereinigte Englische Hilfs-Comité für die notleidenden osteuropäischen Juden, ein Sechstel der Hilfsverein, ein Zwölftel das Frankfurter Komitee für die osteuropäischen Juden. Daß die Jewish Colonisation Association, die durch Personalunion mit der Alliance Israélite Universelle verknüpft ist, die gesamten Kosten und die ganze Leitung der rumänischen Emigration übernimmt, auch für die Einrichtung von Kreditgenossenschaften in Rumänien ganz ebenso wie seit

Jahren in Galizien sorgt, ist Ihnen bereits durch unser Organ mitgeteilt worden.

Und wiederum ist es selbstverständlich, daß die Alliance Israelite Universelle überall versucht hat, und fortfährt zu versuchen, den rumänischen Glaubensbrüdern aus der dauernden Not zu helfen, in der sie durch rumänischen Wortbruch zu leben gezwungen sind. Die Leitung unserer Centrale hat in Paris, die Leitung der D. C. G. hat in Berlin, die Israelitische Allianz in Wien, das Anglo-Jewish Comittee in connection with the A. I. U. in London die nötigen Vorstellungen an den zuständigen Stellen mit Nachdruck und mit Klugheit gemacht, und die endliche Wirkung, das ist unsere Hoffnung, wird nicht ausbleiben.

Wann aber wird der Morgen erscheinen, den wir alle mit einem Herzen begrüßen? Wann geht der Tag auf, der uns zur gemeinschaftlichen Arbeit führt, zu einer Arbeit, die keine Trennung zwischen Menschenbrüdern mehr kennt? So fragen wir mit einem Edlen unseres Stammes und wir antworten mit ihm: „Er wird kommen, der Tag des Lichtes! Mögen immer Pygmäen-Gesinnungen in einen Kampf sich einlassen mit dem Riesengeist der Gerechtigkeit — wir sind des Sieges gewiß. Doch auch die Wunde des Siegers schmerzt. Darum, Brüder, laßt uns nach den Satzungen und Zielen der A. I. U. mit lindernder Hand Balsam träufeln in die Wunden der siegenden Wahrheit, damit, wenn man das zwanzigste Jahrhundert noch einmal erröten sieht, man sagen möge: „Die Farbe der Freude ist's, die es verklärt, nicht die Farbe der Scham."

* * *

Nach diesen allgemeinen Ausführungen gestatten Sie, Ihnen aus dem demnächst erscheinenden und zur Verteilung gelangenden Jahresbericht der Alliance Israélite Universelle für 1906 einige Daten mitzuteilen:

„Die Alliance hat im Jahre 1906 für die von ihr in drei Erdteilen unterhaltenen und geförderten Knaben- und Mädchenschulen und Lehrlingsanstalten einschliesslich von Ackerbauschulen 1 481 027 Frs. ausgegeben, außerdem für die Präparandenanstalt, die zu dem Lehrerseminar für die Orientschulen gehört, einen Betrag von 105 274 Frs., endlich für die Errichtung von Bauten 76 490 Frs. insgesamt also 1 662 791 Frs. Diese Ausgaben haben durch die regelmässigen Einnahmen, aus den Zinsen der Stiftungskapitalien und aus den Beiträgen von Mitgliedern und Freunden volle Deckung gefunden. Die Einnahmen beziffern sich auf 1 613 798 Frs. Darüber hinaus hat die Alliance Israélite Universelle für die besondere Hilfstätigkeit zugunsten verfolgter Juden anderthalb Millionen aufgewendet, die in besonderen Spenden eingingen. Der Gesamtaufwand der A. I. U. für ihr Hilswerk hat somit im vorigen Jahr an 3 200 000 Frs. betragen. Die Zahl der Mitglieder der Alliance Israélite Universelle beträgt 30 000, hiervon in Deutschland ungefähr 13 000."

* * *

Der Vorsitzende stellte den Bericht zur Diskussion. Da sich niemand zum Wort meldete, konstatierte der Vorsitzende die Gutheißung des Berichts durch die General-Versammlung.

Dem Vorschlag des Vorstandes gemäß wurde das gesamte Lokal-Comité neu gewählt. Die Versammlung wählte den seitherigen Vorstand durch Akklamation wieder. Das Lokal-Comité besteht aus den Herren Geheimrat Goldberger (Vorsitzender), Rabbiner Dr. Weiße (Stellvertr. Vors.), Benno Braun (Schatzmeister), Alfred Cohn (Stellvertr. Schatzm.), Dr. Hantke (Schriftf.), Dr. Lehfeldt (Stellv. Schriftf.), Ludwig Adler, Max Beer, Ilia Ber, Siegfried Brünn, Moritz Dorn, Heinrich Fraenkel, Dr. Sam. Fraenkel, Geheimrat Landau, Direktor Oliven, Louis Rosenbaum.

DER JAHRESBERICHT DES CENTRAL-COMITÉS DER A. I. U. FÜR 1906.

Die Alliance Israélite Universelle hat seit ihrem Bestehen Weit darauf gelegt, den Mitgliedern und Jedem, der sich dafür interessieren mag, über ihr Wirken genaue Auskunft zu geben. Die Jahresberichte dieser ältesten und grössten jüdischen Hilfsorganisation bieten nicht blos ein Bild ihrer über drei Erdteile sich erstreckenden Tätigkeit, sondern im Zusammenhang damit eine fortlaufende Geschichte der Judenheit. Was von der Judenheit für die Judenheit getan wird, das ist hier aufgezeichnet; der Juden Leiden und der Juden Taten sind hier aufgeführt. Die Jahresberichte der Alliance Israélite Universelle sind eine Art Kulturgeschichte der Juden, Zeugnisse eines nie aufhörenden Kampfes für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, unermüdlicher Bruderliebe und nie rastenden Kulturfortschritts. In immer entlegenere Kulturwüsten entsendet die Alliance Israélite Universelle ihre Missionare, die das Licht der Lehre erneuern und verbreiten, die das wirtschaftliche Elend unserer Glaubensgenossen durch Erziehung und Unterricht und durch wirtschaftliche Kräftigung der Brüder ausrotten helfen. Die Alliance Israélite Universelle verleiht den Glaubensgenossen Stärke zur wirtschaftlichen Selbsthilfe, stählt sie für den Lebenskampf und erweckt in ihnen die Traditionen, die der ganzen Judenheit gehören. Die Alliance Israélite Universelle blickt auf ermutigende Erfolge zurück. In mehr als einem Lande, das sonst in geistigem Dämmer liegt, hat sie unseren Brüdern das Licht der Kultur gebracht; in mehr als einem Lande besteht das ganze lebende Geschlecht der Juden aus ihren Schülern, die in verehrender und dankerfüllter Liebe auf sie als auf die grosse Mutter sehen und Gott preisen, dass er ihnen vergönnt hat, nachdem sie Kinder der Sorge und Fürsorge gewesen, zu selbständigen, mitarbeitenden Männern in Israel und für Israel zu werden. Auch der vorliegende Bericht für das Jahr 1906 spricht von weiteren Fortschritten und von glücklichem Gelingen, überall von der Erfüllung der Pflichten der Bruderliebe. Der

letzte Abschnitt der deutschen Ausgabe des Jahresberichts handelt von der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft, die die Fahne der Alliance Israélite Universelle in Deutschland neu erhoben und neue Mitstreiter zu Tausenden gewonnen hat. Jedem unserer Mitglieder ist ein Exemplar zugestellt worden. Dass auch bei sorgfältigster Herstellung des Berichts Irrtümer vorkommen, findet wohl durch die Fülle des Materials freundliche Entschuldigung. Wir vermerken hier einige Berichtigungen und Nachträge für das Spendenverzeichnis: Auf Seite 154 muss es bei Homburg v. d. H. Mk. 51.— statt Mk. 102.—, auf Seite 155 bei Marburg heissen: „durch Provinzialrabbiner Dr. L. Munck Mk. 58.—. An Spenden sind noch zu verzeichnen: Rechtsanwalt Emanuel in Bonn Mk. 100.—, Justizrat Dr. Edmund Lachmann in Berlin Mk. 200.— und Mk. 100.—.

ZWEI VETERANEN DER A. I. U.

Wir haben in der vorigen Nummer des Verlustes gedacht, den die Alliance Israélite Universelle durch den Tod zweier treuen Vertreter, Emil Nöther in Mannheim und Gotthold Levy in Stettin, erlitten hat. Es sei uns gestattet, einige Daten aus dem Leben dieser beiden, um unser grosses Werk in treuer Mitarbeit hochverdienten Männer, anzuführen, als Begleitung zu den Bildnissen der Verewigten.

* * *

Emil Nöther wurde am 18. März 1842 in Mannheim geboren. Er widmete sich dem Kaufmannsstande. Nachdem er im Auslande tätig gewesen und weiten Blick gewonnen hatte, begründete er in Mannheim die eigene Firma Jos. Nöther & Co., deren Seniorchef er war. In dem Aufsichtsrat der Süddeutschen Bank in Mannheim war er Vorsitzender. Persönlich jedem öffentlichen Auftreten abgeneigt, entzog er sich doch nicht den Anforderungen, die man zunächst im engeren, dann in immer weiterem Kreis an ihn stellte. Die Israelitische Gemeinde seiner Geburts- und Heimatsstadt wählte ihn seit etwa 10 Jahren zum Synagogenrat, in einer Reihe wohltätiger Vereine bekleidete er das Vorsteheramt. Er würde der Allicance Israélite Universelle sich angeschlossen haben, auch wenn er nicht schon durch Familientradition ihr mit ganzem Herzen angehörte. Als erster Präsident des Grossherzoglich Badischen Landescomités der A. I. U. hat er dieser im ganzen Grossherzogtum Freunde und Anhänger gewonnen, die Mitgliedschaft organisiert und im Zusammenhang mit dem Deutschen Bureau der A. I. U. das Hilfswerk geleitet. Er war die rechte Hand unseres J. M. Bielefeld in Mannheim, dem er besonders nahe stand und dem sein Patriarchenalter weder die Freude an der Tätigkeit in der A. I. U. noch die dazu erforderliche Rüstigkeit geschmälert hat.



Gotthold Levy, Stettin.



Emil Nöther, Mannheim.

Gotthold Levy in Stettin war um wenige Jahre jünger als Emil Nöther. Auch er hat die Zugehörigkeit zur Alliance als Erbteil vom Vater übernommen, dem vormaligen Vorsitzenden des Stettiner Synagogenvorstandes. Schon als junger Mann, im Jahre 1873, nahm er an einer Delegiertenversammlung in Paris teil. Die Bekanntschaft mit Crémieux und anderen Führern der Alliance blieb ihm für sein ganzes Leben ein Erinnerungsschatz. Das Feuer heiliger Begeisterung für unsere Sache hatte sich auf ihn übertragen und erwärmte und belebte ihn. Er blieb mit der Alliance, für die er in Stadt und Provinz eifrig wirkte, bis an das Ende seiner Tage in stetem Zusammenhang. Seine Tätigkeit im Dienste der Alliance brachte es mit sich, dass er auch im Dienst unserer verfolgten russischen Glaubensgenossen stand. Im Jahre 1891 hat er als Schriftführer des Stettiner Comités für die russischen Juden Tausende nach Amerika befördert. Seine Fürsorge galt nicht minder dem jüdischen Waisenhaus seiner Heimatsstadt, dessen Vorstand er in den letzten 8 Jahren als Vorsitzender angehörte. Gleiches Interesse wendete er dem Verein für Jüdische Geschichte und Literatur zu. Gotthold Levy, ein Kaufmann von mehr als gewöhnlicher Bildung und von grossem Bildungstrieb, war sehr religiös. Er hat, solange er gesund war, keinen Sabbat-Gottesdienst versäumt.



Rabbiner Dr. Feilchenfeld.

RABBINER DR. FEILCHENFELD.

Die Alliance Israélite Unviverselle hat das Glück, dass sie in ihrem Rat die Stimme der Alten nicht zu missen braucht. Wer zu ihren „Alten" gerechnet sein will, der muss schon das 80. Lebensjahr überschritten haben. Seit dem 28. Mai, seinem 80. Geburtstag, ist Rabbiner Dr. Feilchenfeld in diesen Rat der Alten getreten, zu dem er nach Weisheit und Erfahrung längst gehörte. Als Mitglied des Central-Comités der A. I. U. hat er an deren Bestrebungen allezeit regsten herzlichsten Anteil genommen.

* * *

Das rumänische Hilfswerk. Das rumänische Hilfswerk wird von der Israelitischen Allianz zu Wien mit regstem Eifer, mit unübertrefflicher Hingabe und gleicher Sachkunde geleitet. Das in der Wiener Besprechung vom 5. Mai aufgestellte Programm ist in tadelloser Weise zur Ausführung gebracht worden. Die Vertreter der geschädigten jüdischen Gemeinden Rumäniens haben von Jassy aus an die Israelitische Allianz zu Wien das nachstehende Dankschreiben gerichtet, das zugleich eine neue Bitte enthält:

„Jassy, den 14./27. Mai 1907.

Hochgeehrte Herren!

Die hier zu einer Beratung versammelten Delegierten der Hilfscomités in Rumänien bringen Ihnen hiermit ihren tiefgefühltesten Dank für alle Beweise brüderlicher Teilnahme zum Ausdruck, die sie nach der Heimsuchung der hier ländischen Glaubensgenossen durch die jüngsten Ereignisse gegeben haben, und bitten Sie höflichst, auch den an dem Hilfswerk beteiligten Organisationen in Berlin, Frankfurt a. M., Paris und London, sowie den Glaubensbrüdern in Amerika, die unverzüglich so bedeutende Geldsummen zu Hilfszwecken sandten, gütigst ihren lebhaftesten Dank zu übermitteln.

Die genannten Delegierten appellieren ferner an Sie, den unglücklichen Glaubensgenossen, die nicht in die Dörfer zurückkehren dürfen, oder aus ihnen ausgewiesen wurden und die nun in den verschiedenen Städten obdachlos und erwerbslos umherirren, Ihr Augenmerk zuzuwenden und für sie alles zu tun, was möglich ist.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Dr. M. Beck. M. Schnürer."

Von diesem Schreiben ist durch die Israelitische Allianz zu Wien allen an dem Hilfswerk beteiligten Organisationen Kenntnis gegeben worden. Wie am 5. Mai in Wien bereits in Aussicht genommen war, ist für den in dem mitgeteilten Schreiben bezeichneten Zweck eine angemessene Summe zurückgelegt. Von ungenannter Seite veranlasst, haben mehrere Zeitungen die irrige Nachricht verbreitet, dass die Bitte um neue Unterstützung an eine Stelle ausserhalb der Israelitischen Allianz zu Wien geleitet worden sei. Desselben Ursprungs ist wohl auch die andere falsche Meldung, dass die rumänische Auswanderung Gegenstand der Fürsorge irgend einer anderen Organisation als der Jewish Colonisation Association sei. Die Auswanderung unserer rumänischen Glaubensgenossen ist bei der J. C. A. in den besten Händen. Die J. C. A. ganz allein leitet und bestimmt diese Auswanderung, sie ganz allein bestreitet auch die Kosten. Jede andere Mitteilung widerspricht den Tatsachen.

* * *

Spenden für die rumänischen Glaubensgenossen. Herr Bezirksrabbiner Dr. Salvendi-Dürkheim, der unermüdliche Sammler, hat für das rumänische Hilfswerk weitere 300 Mark eingeschickt. Den gleichen Betrag von 300 Mark, für denselben Zweck bestimmt, verdanken wir der Güte der Frau Geheimrat Meyer Cohn in Berlin. Das Geld ist seiner Bestimmung zugeführt worden.

* * *

Deutscher Unterricht in Constantinopel. Das Central-Comité der A. I. U. hat gemäss dem Vorschlag der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft Herrn Julius Kaufmann aus Cöln zum Lehrer der deutschen Sprache an der Alliance-Schule in Constantinopel-Galata berufen.

* * *

Wiesbaden. Am 27. Mai hat unter dem Vorsitz des Herrn Stadt- und Bezirksrabbiners Dr. Silberstein eine Sitzung des Lokalcomités stattgefunden. Herr Hermann Hertz hat aus Rücksicht auf sein Alter das von ihm seit 40 Jahren verwaltete Amt eines Sahatzmeisters niedergelegt. An seiner Stelle wurde Herr Jacob Hirsch gewählt. Der Vorsitzende widmete dem verdienten Manne, der übrigens Mitglied des Comités bleibt, herzlichen Dank für sein pflichteifriges und treues Wirken. — Die Zahl der hiesigen Mitglieder der Alliance Israélite Universelle hat 100 erreicht.

* * *

Königsberg i. Pr. Das hiesige Lokalcomité hat sich erweitert und neu konstituiert. Es besteht aus den Herren Rabbiner Dr. Vogelstein (Vorsitzender), Konsul Max Minkowski (Schatzmeister), Albert Eichelbaum, Max Fernstein, Julius Herrmann, Waisenhaus-Inspektor A. Peritz.

An die

Mitglieder der Jüdischen Gemeinden in Deutschland.

Glaubensgenossen!

Die Alliance Israélite Universelle wurde vor länger denn einem Menschenalter ins Leben gerufen, um die Ehre des jüdischen Namens gegen Angriffe zu verteidigen, um den Bedrängten beizustehen gegen Verfolgungen, die sie des Glaubens oder der Abstammung wegen erdulden, um dem Elend, das Heimsuchung und Knechtung erzeugen, durch Unterricht und Erziehung zu steuern.

Die Alliance Israélite Universelle hat sich seit ihrem Bestehen mit nie ermüdender Bereitwilligkeit und mit wachsender Kraft Werken der Nächstenliebe gewidmet.

Die Alliance Israélite Universelle, die Bekenner unseres Glaubens in allen Erdteilen umfasst, ist ihren weitgesteckten Aufgaben vielfach mit gesegnetem Erfolg gerecht geworden.

Wäre die Alliance Israélite Universelle nicht vorhanden, wahrlich, sie müsste geschaffen werden! Harte Prüfungen kommen immer wieder über uns. So rufen neue und erweiterte Pflichten mit mahnenden Forderungen unsern Gemeinsinn auf.

Und Gemeinsinn ist es vor allem, der uns not tut, damit wir, in Einigkeit stark, über die Qual der Gegenwart hinweghelfend, das Schicksal unserer leidgewohnten Glaubensgenossen zu lindern und ihre Zukunft froher zu gestalten vermögen.

Im Vertrauen auf Gott und auf eigene Kraft ist das Werk der Alliance Israélite Universelle begonnen und geführt worden. So wollen wir es fortsetzen. Und kein Sohn Israels, nicht einer, sollte draussen bleiben und abseits stehen:

Wir wenden uns an Euch, deutsche Glaubensgenossen, mit der Bitte, dass Ihr Euch anschliesset. Wir in Deutschland sind die Nachbarn des traditionellen Verfolgungsbereichs. Wir sind die berufenen Schirmer des Leides, das über die östlichen Grenzen zu uns schreitet.

Die Alliance Israélite Universelle hat niemals und nirgends ihren Beistand versagt. Mit offener Hand war sie allezeit zur Stelle. Und in ihren Schulen hat sie Hunderttausende zu treuen Anhängern unserer Religion, zu treuen Bürgern ihres Landes erzogen.

Gegenwärtig werden in den allgemeinen und in den Handwerks- und Ackerbauschulen der Alliance Israélite Universelle, in Algier, Tunis, Marokko, in Bulgarien und Macedonien, in der europäischen und asiatischen Türkei, namentlich in Palästina, in Persien, über vierzigtausend Schulkinder unterrichtet, zum Teil auch verpflegt und gekleidet. Deutscher Unterricht wird überall da erteilt oder zur Einführung gebracht, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse es erfordern.

Die Alliance Israélite Universelle wendet jährlich für Wohlfahrts- und Wohltätigkeitszwecke 1 200 000 Mark auf.

Das Werk der Alliance Israélite Universelle steht im Dienste der Menschlichkeit und Gesittung, der Duldsamkeit und der Gerechtigkeit.

Zur Teilnahme an diesem Werk rufen wir auf. Glaubensgenossen, wir sind davon durchdrungen, Ihr werdet dem Rufe Folge leisten!

Die Deutsche Conferenzgemeinschaft der Alliance Israélite Universelle.

Geheimer Kommerzienrat Goldberger, Berlin — *Charles L. Hallgarten, Frankfurt a. M.*
Rechtsanwalt Behrendt, Danzig. — *Sally Flörsheim, Dortmund.*
Rabbiner Dr. Frank, Köln. — *Theodor Oschinsky, Breslau.*

Dr. Blau, Frankfurt a. M. J. M. Bielefeld, Mannheim. Rabbiner Dr. Feilchenfeld, Posen. Eugen Fellheim, Stuttgart. Geheimer Justizrath Dr. Fuld, Frankfurt a. M. Hermann Gumpertz, Hamburg. Stadtrath Leopold Guttmann, Beuthen, Ober-Schl. Geheimer Hof- und Justizrath Dr. Josephthal, Nürnberg Emil Meyer, Hannover. Sanitätsrath Dr. S. Neumann, Berlin. Rabbiner Dr. Porges, Leipzig. Rabbiner Dr. F. Rosenthal, Breslau. C. Simon Salomon, Metz. Rabbiner Dr. Salvendi, Dürkheim. Philipp Schiff, Frankfurt a. M. Rabbiner Dr. Vogelstein, Königsberg i. Pr. Rabbiner Dr. Werner. München.

Die verehrlichen Mitglieder, die auf regelmässige und pünktliche Zustellung unseres Organs Wert legen, werden ersucht, Aenderungen ihrer Postadresse unverzüglich dem deutschen Bureau der A. I. U., Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 42/43 mitzuteilen.

Alle für das **Berliner Lokal-Comité der A. I. U.** und für das **Deutsche Bureau** der A. I. U. bestimmten Geldsendungen beliebe man an den Schatzmeister

Herrn **Benno Braun** in Firma **Joelsohn & Brünn, Berlin C. 19,** Hausvoigteiplatz 12

zu adressieren, eventuell durch Reichsbank-Girokonto der Firma Joelsohn & Brünn zu überweisen.

Vom 1. Juni bis 15. August d. J. sind unsere Bureaus, Oranienburgerstr. 42/43, nur von 9 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags geöffnet.

Das Deutsche Bureau der Alliance Israélite Universelle.



BUECHERSCHAU.

Einsames Land. Erzählungen und Stimmungsbilder von Dr. Bernh. Münz, Gleiwitz. Verlag von J. Kauffmann, Frankfurt a. M.

Mutterschaft. Schauspiel in einem Aufzuge von Ernstine von Lemor. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Empfundenes. Gedichte von Fanny Bäumel. II. Band. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Tristan. Tagebuchblätter einer Glücklich-Unglücklichen von Else Fränkel. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Die Ausgestossenen einer Grossstadt. Roman aus dem modernen amerikanischen Leben von Fred W. Primer. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Modernes Judentum im Morgen- und Abendland. Von Jakob Obermeyer. Verlag von Carl Fromme, Wien.

Inseratenannahme nur durch Haasenstein & Vogler A. G. in Berlin und deren Filialen.

Abonnementspreis für das Jahr in Deutschland und Oesterreich Mark 7,— (Luxusausgabe Mark 14,—), für das Ausland Mark 8—, (Luxusausgabe Mark 16).

für Russland ganzjährlich 4 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen Mk. 1.— die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt.

Adresse für die geschäftliche Korrespondenz: Verlag „Ost und West", Berlin W. 8, Leipzigerstr. 31-32.

Redaktion: Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49. — Verlag Ost und West, Berlin W. 8.
Druck von Beyer & Boehme, Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50.

Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei

F. V. GRÜNFELD

Verkaufshaus: Berlin W., Leipzigerstr. 20/21. **Weberei:** Landeshut i. Schl.

Grösste Auswahl aller Wäscheartikel für den Hausbedarf.

Gardinen. Steppdecken. Schlafdecken. Metallbettstellen.

Anfertigung von Wäsche-Braut-Ausstattungen.

Preislisten mit Abbildungen sowie Kostenanschläge zu Diensten.









OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR DAS GESAMTE JUDENTUM.

Herausgegeben und redigiert
von
LEO WINZ.

Heft 8/9. August/September 1907. VII. Jahrg.

NARCISSE LEVEN, PRAESIDENT DER ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE UND DER J. C. A., UEBER DIE TAETIGKEIT DER JEWISH COLONISATION ASSOCIATION IM JAHRE 1906.

(Vortrag in der Generalversammlung vom 7. Juli 1907.)

Geehrte Herren!

Der Jahresbericht, den wir Ihnen vorzulegen die Ehre haben, gibt möglichst genaue Rechenschaft über unsere Tätigkeit während des verflossenen Jahres. Diese Tätigkeit ist mannigfacher Art; sie umfasst landwirtschaftliche Besiedelung, Auswanderung, Schulen, Darlehnskassen u. s. w. und vollzieht sich auf zahlreichen Punkten des Erdballs. Gerade um der Mannigfaltigkeit unserer Unternehmungen willen, die alle das nämliche Ziel verfolgen, scheint es mir nützlich, in kurzen Worten die grossen Umrisse unserer Arbeiten anzugeben und Ihnen die Ergebnisse vor Augen zu führen, die wir erreicht haben.

Wie Ihnen bekannt ist, hat Baron Hirsch unsere Gesellschaft gegründet, um den Israeliten zu Hilfe zu kommen, die in ihren Heimatländern Ausnahmegesetzen und Verfolgungen unterworfen sind. Erfahrung hatte ihm gezeigt, dass Auswanderung und Niederlassung in freien Ländern diesen Unglücklichen Heil versprächen. Als hauptsächlichen Zweck unserer Bemühungen bestimmte er die Schaffung und Entwickelung jüdischer Kolonien. Dieses verwickelte und schwierige Werk erfordert die tätige Mitarbeit einer Gesellschaft, wie es die unsrige ist.

Die Auswanderung der russischen und rumänischen Israeliten in überseeische Länder und namentlich die landwirtschaftliche Besiedelung in diesen Gebieten stand immer und steht noch heute in der vordersten Reihe unserer Betätigung. Die Lage unserer Glaubensgenossen im östlichen Europa hat sich übrigens, leider, nicht gebessert seit der Zeit, da Baron Hirsch sich damit beschäftigte, ihnen Hilfe zu bringen. Rumänien fährt fort, die Israeliten zu unterdrücken. Vor wenigen Monaten war es der Schauplatz eines Bauernaufstandes gegen die Grundeigentümer, der teilweise gegen die Juden abgelenkt wurde und zu neuen Gewaltmassnahmen gegen unsere Glaubensgenossen führte. Die vom flachen Lande Entflohenen oder Verjagten wollen auswandern. Das ist für viele unter ihnen die einzige Rettung. In Russland hat der Eindruck der blutigen Ereignisse des Jahres 1905 sich nicht abgeschwächt. Unsere Glaubensgenossen sind noch in den ersten Monaten des Jahres 1906 Angriffen ausgesetzt gewesen. Nicht ein einziges Ausnahmegesetz, unter dem sie seufzen, ist abgeschafft worden, und trotz der Religionsfreiheit, die im Oktober 1905 allen Russen versprochen worden ist, bleibt die Judenemanzipation inmitten tatsächlicher Bedrängnisse eine blosse Hoffnung.

In dieser Lage behält das Programm, das der Gründer unserer Gesellschaft vorgezeichnet hat, seine volle Geltung. Wir haben uns danach gerichtet und es sogar erweitert, indem wir eine ganze Gruppe von Werken schufen, die der wirtschaftlichen und moralischen Hebung unserer Glaubensgenossen zu dienen bestimmt sind. Neben uns verfolgen andere jüdische Institutionen auf anderen Wegen in verschiedenen Ländern das gleiche Ziel wie wir, und sie haben ein sehr weites

Tätigkeitsfeld. Die jüdische Frage ist so umfassend und so verwickelt, dass sie die wetteifernde Teilnahme jedes guten Willens rechtfertigt. Jeder kann seinen Anteil haben und nützlich wirken, sofern er diesen Anteil einzugrenzen und so zu ordnen versteht, dass er in die gemeinsame Tätigkeit sich einfügt.

Infolge der russischen Wirren und der von ihnen angerichteten Verwüstungen war die russische Auswanderung im Jahre 1906 besonders stark. Die Vereinigten Staaten haben 186 089 Einwanderer aufgenommen. Unfraglich haben die schmerzlichen russischen Ereignisse hierbei wesentlich mitgewirkt; doch muss erwähnt werden, dass die Einwanderung in die Vereinigten Staaten schon Jahre vorher fast ununterbrochen gestiegen ist. Die Statistik gibt folgende Ziffern für Newyork allein:

1901	38 565	Einwanderer
1902	57 641	„
1903	63 550	„
1904	104 870	„
1905	88 533	„
1906	156 964	„

Für Kanada ist die Statistik weniger genau. Man darf die Zahl der Auswanderer, die sich im Jahre 1906 dort niedergelassen haben, auf 9000 schätzen. Endlich beginnt die Argentinische Republik, bisher den russischen Auswanderern wenig bekannt, dank unseren Kolonien, eine grosse Zahl unserer Glaubensgenossen aufzunehmen. Im Jahre 1906 sind 13 500 von ihnen in dieses Land eingewandert.

Wir sind weit entfernt von der Zeit, da es notwendig war, die Auswanderung anzuregen und ins einzelne zu organisieren. Für die jetzige Auswanderung ist die Freiwilligkeit charakteristisch. Es ist immer ein schwerer Entschluss, sich von dem Geburtsland zu trennen, das der Israelit liebt, trotz der Leiden, die er dort erduldet, und eine neue Existenz in einem Lande zu suchen, dessen Sprache und Sitten man nicht kennt. Den Juden kommt der Entschluss hart an, aber er fasst ihn und führt ihn aus freiem Willen aus. Glücklicher als die ihm vorangezogen sind, weiss er wenigstens, wohin er geht; er kommt an einen Ort, wo er freundlich aufgenommen zu werden und Arbeitsgelegenheit zu finden erwarten darf. Meist sind es Freunde und Verwandte, die ihn rufen. Wenn man sich gegenwärtig hält, dass Verfolgung und Drangsal seit 37 Jahren die Juden Osteuropas in Massen westwärts, namentlich nach Amerika treiben, so begreift man, dass die Wege jetzt gebahnt sind, dass ein starker Strom vorhanden ist, dass die Bewegung andauert und sich beschleunigt. Zu mächtig und zu ausgedehnt ist diese Bewegung, als dass unsere Gesellschaft oder irgend eine Gesellschaft, wie gross immer ihr Einfluss und ihre Hilfsmittel sein mögen, hoffen dürfte, sie in Händen zu halten, zu organisieren, zu leiten. Das kann nur verkennen, wem es an Wirklichkeitssinn fehlt.

Damit ist nicht gesagt, dass unsere Intervention aufhören müsste. Zunächst ist die Anhäufung der jüdischen Bevölkerung in den grossen Landungshäfen, namentlich in Newyork, nicht ohne Bedenken, wäre es auch nur wegen des übergrossen Angebots bei dem Suchen nach Arbeit. Wir bemühen uns, die Auswanderer auf die verschiedenen Gebiete der Vereinigten Staaten zu verteilen. Ein unter dem Namen Removal Office in Newyork gebildetes Comité, dem wir alle erforderlichen Mittel liefern, hat bereits seit mehreren Jahren diesen Versuch unternommen, der ihm auch geglückt ist. Das Removal Office hat von Newyork nach den Binnenstädten übergeführt:

im	Jahre	1901	1830	Personen
„	„	1902	3206	„
„	„	1903	5525	„
„	„	1904	6023	„
„	„	1905	6005	„
„	„	1906	6922	„

Die Uebersiedlung derer, denen wir Unterstützung gewähren, bestimmt viele andere, ohne jede Unterstützung den gleichen Weg einzuschlagen und sich in einer beträchtlichen Anzahl von Städten niederzulassen, in denen es bisher keine israelitischen Einwohner gab. Zur Begünstigung dieser Ausbreitung empfiehlt es sich, schon in Russland selbst die nötigen Schritte zu tun, um die Auswanderer allmählich dahin zu bringen, dass sie sich direkt in das Innere der Vereinigten Staaten begeben. Zu dem Ende braucht man ihnen in der Hauptsache blos von den neuen Gebieten Kenntnis zu geben. Hierfür sind die Informationscomités, deren Organisierung in fast allen wichtigen Städten des russischen Niederlassungsgebiets uns kürzlich geglückt ist, vorzugsweise geeignet. Diese Comités bestehen aus eifrigen, selbstlosen, der Sache ergebenen Männern, handeln nach gemeinsamen Verhaltungsmassregeln und unterstehen unserer Kontrolle. Sie treiben niemanden zur Auswanderung an; sie unterrichten blos die Auswandernden über den Weg, den sie einzuschlagen, über das

Schiff, das sie zu wählen haben, tragen Fürsorge für sie bis zur Abreise, als wären sie verwandt oder befreundet, und schützen sie namentlich vor Ausbeutung und Verlusten, bis sie an Bord gelangt sind.

Unter Umständen haben wir uns auch eingreifender zu betätigen. Nach den furchtbaren Pogroms von 1905 beispielsweise stauten sich die vor Plünderung, Brand und Mord fliehenden Israeliten in den österreichischen und deutschen Grenzstädten. Sie wollten fort, nur fort, und wussten nicht wohin, und hatten nichts, womit sie gehen sollten. Das waren nicht eigentlich arme Leute; es waren Handwerker, die sonst von ihrer Arbeit lebten, Kaufleute, die gestern noch in behaglichen Verhältnissen, fast reich gewesen waren, nur augenblicklich durch den Pogrom ruiniert, und wohl imstande, ihre Existenz anderwärts neu aufzubauen. In herrlichem Wetteifer der Bruderliebe hatten die Israeliten Europas und Amerikas beträchtliche Summen zur Unterstützung dieser Unglücklichen aufgebracht. Unser Wunsch war, dass man diese Beträge für die vorbehalte, die daheim geblieben waren oder die man nach Russland zurückführen musste. Die Aufwendungen für die Auswanderung haben wir mit anderen Wohltätigkeits- und Wohlfahrtsinstituten auf uns genommen, und die Auswanderer sind in die Länder ihrer Wahl übergeführt worden.

In Rumänien verfuhren wir vor einigen Monaten in gleicher Weise. Zahlreiche jüdische Familien, die durch den Aufstand oder durch Verwaltungsmassnahmen vom flachen Lande vertrieben waren, mussten unterstützt werden. Für die, die nicht auswandern konnten oder es nicht wollten, wurde das Hilfswerk durch die europäischen und amerikanischen Hilfsorganisationen geleistet. Die Kosten der Auswanderung nahmen wir vollständig auf uns. Die Ausführung des Werkes vollzieht sich unter der Leitung der Israelitischen Allianz in Wien.

Ich kann Ihnen, meine Herren, kein vollständiges Bild von unserer Tätigkeit auf diesem Gebiet geben. Dürfte ich länger dabei verweilen, so würde ich Ihnen ein Wort sagen über alle die Institutionen, die in den Vereinigten Staaten von den amerikanischen jüdischen Gesellschaften zugunsten der Einwanderer geschaffen worden sind, und zu deren Unterhalt wir wesentlich beitragen. Gern hätte ich Ihnen auch von der Tätigkeit der Montreal-Gesellschaft gesprochen, die mit dem Empfang und der Unterbringung der Einwanderer in Kanada beauftragt ist. Ich beschränke mich auf die Mitteilung, dass soeben ein neues Comité in Montreal gebildet worden ist, dessen Aufgabe darin besteht, dem Bedarf der zunehmenden kanadischen Einwanderung zu begegnen. Zu den Kosten tragen wir in erheblichem Masse bei.

Ich kann mir nicht versagen, Ihre Aufmerksamkeit einige Augenblicke festzuhalten bei dem unbestreitbaren Erfolg unseres landwirtschaftlichen Ansiedlungswerkes, namentlich unseres ältesten Werkes, das seine Existenz dem Gründer unserer Gesellscaft verdankt: den Kolonien in Argentinien.

Sie wissen, wie gross die anfänglichen Schwierigkeiten gewesen sind. Die Schwierigkeiten lagen zumeist in dem Unternehmen selbst, das darin bestand: ohne Anleitung irgend einer Erfahrung — denn ähnliches war vorher nie versucht worden — alles von Grund aus neu zu schaffen, mit Menschen, die im Lande fremd waren, nicht seine Sprache noch seine Sitten kannten, in der Regel von Landwirtschaft nichts wussten, jüdische landwirtschaftliche Ansiedlungen einzurichten, d. h. nicht blos jüdische Landwirte anzusiedeln, sondern Organisationen zu bilden, die Lebenskraft genug besassen, um Wurzel zu fassen und sich zu entwickeln. Diese Schwierigkeiten wuchsen noch, als die ersten Ansiedler viel zu wünschen übrig liessen, und aus Mangel an Erfahrung die Grenzlinien zwischen reiner Wohltätigkeit und eigentlicher Kolonisationsarbeit verwischt wurden. Dass es bei Beginn tastende Versuche gab, dass Fehler begangen wurden, dass das Unternehmen sich mit einer gewissen Langsamkeit zu entwickeln schien — wen hätte das überraschen dürfen? Selbstverständlich hat man uns keine Art von Kritik erspart. Wir wollten kein glänzendes, sondern ein solides Werk schaffen, dessen Entwickelung nicht künstlich in die Höhe getrieben, sondern durch die eigene Lebenskraft erreicht werden sollte. Das ist uns gelungen. Nachdem die Kolonisten mit Getreidebau begonnen und damit infolge von Wetterungunst und Heuschreckenplage Fehlschläge erlebt hatten, sind sie allmählich dazu übergegangen, ausser dem Feldbau noch einige etwas weniger vom Wetter abhängige Erwerbszweige zu treiben: Viehzucht, Geflügelzucht, Milchwirtschaft, Luzerneanbau. Dann haben sie ihre Erfahrungen zur Verbesserung der Feldwirtschaft angewendet, so dass sie heute auf festen Füssen stehen und ihr Lebensunterhalt gesichert ist. Wie immer die Schwankungen und Zufälle des Landbaues auch sein mögen,

die Ansiedler gewinnen aus ihrer Arbeit nicht nur ihre Subsistenzmittel, sondern auch die Möglichkeit, ihre Schulden an unsere Gesellschaft abzuzahlen. Die Kolonie Moisesville liefert gerade jetzt einen bemerkenswerten Beweis: Die beiden letzten Jahre sind für den Getreidebau sehr ungünstig gewesen und die vor einigen Monaten, zur Erntezeit, an uns gelangten Meldungen lauteten ebenfalls sehr beunruhigend. Aber dank der verschiedenen Zweige ihres Betriebes haben die Ansiedler trotzdem das zu ihrem Leben Nötige gewonnen und uns noch eine Jahresabzahlung von ungefähr 110 000 Fr. leisten können.

Die wirtschaftliche Lage schwankt natürlich, je nach den Kolonien und auch nach den verschiedenen Ansiedlern selbst. Einigen von ihnen geht es sehr gut (man nennt in Mauricio mehrere Kolonisten, die in diesem Jahr von ihren Luzerne-Feldern über 30 000 Fr. Einnahme hatten), andere sind weniger günstig gestellt. Im allgemeinen aber herrscht zu Zeit Wohlstand in unseren Kolonien. Die Ansiedler leben gut und zahlen uns von Jahr immer grössere Summen ab. Sie zahlten

im Jahr 1900	72 820	Fr.
„ „ 1901	221 100	„
„ „ 1902	189 160	„
„ „ 1903	175 780	„
„ „ 1904	214 060	„
„ „ 1905	464 640	„
„ „ 1906	614 900	„

Wir ziehen hier verschiedene andere Einnahmen nicht inbetracht, z. B. von Terrains und Immobilien, die von Jahr zu Jahr in gleichem Verhältnis zunehmen. Man sieht für das Jahr 1907 noch weit höhere Abzahlungen voraus. Die Ansiedler schicken auch von Jahr zu Jahr immer bedeutendere Geldmittel nach Russland zur Unterstützung dort lebender Verwandten (im Jahr 1906 waren es über 163 000 Fr.). Sie beschäftigen eine immer grössere Zahl jüdischer Landarbeiter, wie im Jahresbericht aus der Bevölkerungstabelle der Kolonien zu ersehen ist, und viele Ansiedler machen beträchtliche Ausgaben zur Verbesserung ihrer Betriebe. Schliesslich gewinnt der Boden, auf dem sie angesiedelt sind und dessen Eigentümer sie mit der Zeit werden, in manchen Gegenden bedeutend an Wert

Diesem materiellen Gedeihen entspricht die Entwickelung des sozialen Lebens; es ist jetzt so wohlgeordnet, dass es sich in voller Freiheit entfalten kann, und die Kolonien stehen fest genug, um sich selbst zu verwalten. Ihre Bevölkerung besteht aus Leuten, die desselben Ursprungs sind, dieselbe Sprache und dieselben Bedürfnisse haben, es sind demnach alle Vorbedingungen zur Verständigung vorhanden. Wir haben homogene Gruppen zusammengestellt, was unsere Aufgabe sehr erschwert hatte. In den Vereinigten Staaten hat man mit denselben Bevölkerungselementen das entgegengesetzte System der einzelwohnenden Pächter versucht, d. h. genauer gesagt: man hat einzelne Pächter mit der umwohnenden Bevölkerung zu vermischen gesucht. Man verzichtet aber allmählich auf dieses System; die Erfahrung hat gezeigt, dass man besser daran tut, richtige Kolonien zu begründen.

Nachdem das Leben der Kolonisten gesichert und die Besorgnis geschwunden ist, dass wir bei etwaigem Missgeschick im Feldbetrieb für ihren Unterhalt würden eintreten müssen, können wir unserem Unternehmen eine weitere Ausdehnung geben. Alles begünstigt seine Entwicklung: man kann in Argentinien noch grosse Terrainstrecken erwerben, und wir haben tüchtige Arbeiter dafür. Das sind Leute, die ins Land gekommen sind, um den Feldbau zu lernen, die in unseren Kolonien eine Lehrlingszeit durchmachen und die wir nach ein- und zweijähriger Probearbeit für geeignet halten, als Ansiedler etabliert zu werden. Da wir jetzt die richtige Methode zur Entwickelung unserer Kolonien kennen, dürfen wir auch sagen, dass wir über ihre Zukunft beruhigt sind.

Ihr Gedeihen wird durch die allgemeine Lage des Landes erleichtert. Argentinien hat seit einigen Jahren bemerkenswerten wirtschaftlichen Aufschwung genommen. Das Land bedeckt sich mit einem Netz von Eisenbahnen; die Beziehungen werden zahreicher und bedeutender; mit der landwirtschaftlichen Produktion verbundene Industrien werden neu geschaffen oder entwickeln sich weiter — was braucht es mehr für den Ackerbauer?

Die Kolonien in Palästina, für deren Lebensfähigkeit ihr Begründer so viele Mittel hat hergeben müssen, stehen jetzt ebenfalls günstiger. Das Land ist gut, die Erde fruchtbar, und die Ansiedler haben genügend Land und entsprechende Ausrüstung bekommen, um sich ohne weitere Unterstützung durchzubringen. Wir haben den grössten Teil unserer Verwalter entlassen, die Kolonien verwalten sich selbst nnd die Kolonisten arbeiten ernsthaft. Die Verwaltungsform des Landes und der Modus der Steuererhebung allein halten den Fortschritt der Kolonisation auf.

Ich habe die glückliche Entwickelung unseres landwirtschaftlichen Werkes so stark betont, nicht

nur, weil es unser Hauptunternehmen ist, sondern um dem weitverbreiteten Vorurteil entgegenzutreten, dass die Juden unfähig zur Landarbeit sind. Sie haben in früheren Zeiten immer Landwirtschaft getrieben und haben damit nur aufgehört, weil man sie daran gehindert hat. Aber das ist alte Geschichte, die auch gebildete Leute nicht zu kennen brauchen. Habe ich doch erst kürzlich gehört, wie ein Diplomat den Juden Osteuropas den Vorwurf machte, keine Ackerbauer zu sein, und das in einem Lande, in dem sie nicht nur kein Land erwerben, sondern nicht einmal auf dem Lande wohnen dürfen! Ich hätte diesen Diplomaten gern ersucht, einmal einen Besuch in Argentinien zu machen, wenn Argentinien nicht so weit ab läge; dort könnte er sehen, mit welcher Freude und mit welchem Erfolg die Juden in einem freien Lande zur Landarbeit zurückkehren. Ist es denn nötig, Europa zu verlassen, um zu beweisen, dass die Juden zu dieser Arbeit geeignet sind? Sind sie nicht in Rumänien, soweit sie dort auf dem flachen Lande wohnen dürfen, Landarbeiter und Milchwirte, obwohl sie selbst nicht Gutsbesitzer werden können? Gibt es nicht in Russland vor langen Jahren begründete landwirtschaftliche Kolonien, wo auf dem von der Regierung sehr eng begrenzten und ganz ungenügenden Terrain das irgend mögliche erzielt wird, und beschäftigen sich nicht in Bessarabien, Podolien, in den Gouvernements Cherson und Jekaterinoslaw und in den nordwestlichen Gouvernements zahlreiche jüdische Familien ausschliesslich mit Landwirtschaft? In dem Gebiet, wo seit dem Mai 1882 die Juden nicht mehr auf dem flachen Lande wohnen dürfen, haben sie vor den Toren der Städte gedeihliche Gartenindustrien geschaffen. Aus unserem Bericht können Sie ersehen, was wir seit sieben Jahren zur Unterstützung der jüdischen Ackerbauer und Gärtner getan haben.

Da es in Russland bei der allgemeinen, durch Verfolgungen fortwährend vergrösserten Not nicht genügt, den Landarbeitern beizustehen, haben wir ausser dem Unternehmen der billigen, gesunden Arbeiterwohnungen in Wilna und Bobruisk, der 550 Arbeiter beschäftigenden Weberei in Dubrowna, den Kooperativgenossenschaften für Tischler und Schumacher in Homel, Bobruisk und Wilna, noch eine Reihe von Volkskreditinstituten geschaffen. Diese gewähren den Handwerkern und kleinen Kaufleuten Vorschüsse, die mit bewunderungswertem Geschick ausgenutzt werden. Die Kassen vermehren sich ungeheuer schnell. Im vorigen Jahr waren es 35, in diesem Jahr sind 59 neu begründet worden. Eine grosse Anzahl anderer ist bereits organisiert und wartet nur auf die behördliche Genehmigung zum Beginn des Betriebs.

Die 35 im vorigen Jahr von uns unterstützten Institute — um nur von diesen zu reden — umfassen 29 435 Mitglieder, meist Familienväter; man darf also die Zahl der an der segensreichen Tätigkeit dieser Darlehnskassen interessierten Personen auf 150 000 schätzen. Diese Tätigkeit wird auf einem Gebiet ausgeübt, das beinahe eine halbe Million jüdischer Einwohner zählt. Die Kassen verfügten am Ende des Jahres über ein Betriebskapital von insgesamt 1 577 815 Rubel. Sie sind sehr gut verwaltet, die Höhe ihres Reservefonds — 35 896 Rubel — beweist zur Genüge den Erfolg ihrer Unternehmungen. Sie erfreuen sich auch des Vertrauens der Ortsbevölkerung, die ihnen in immer grösserem Umfange ihre Ersparnisse übergibt. Die Darlehnsempfänger entledigen sich ihrer Verpflichtungen mit bemerkenswerter Pünktlichkeit, und dadurch wirken die Institute auf die moralische Erziehung ihrer Klienten ebenso wie auf ihre wirtschaftliche Förderung. Sie haben im vorigen Jahr, nach den Pogromen, unschätzbare Dienste geleistet.

Unsere Darlehnskassen in Galizien gedeihen ebenfalls. Das Jahr 1906 hat ihnen 1890 neue Mitglieder gebracht, die Gesamtzahl ihrer derzeitigen Mitglieder ist 8639; neue Darlehnskassen werden für dieses Jahr geplant.

Meine Herren, ich habe versucht, die wesentlichen Punkte unserer Tätigkeit hervorzuheben. Ich hätte Ihnen noch interessante Mitteilungen zu machen über unsere Arbeit an den 27 Elementar- und 2 Handwerkerschulen in Rumänien, die am Ende des vorigen Jahres 5275 Schüler zählten; an den 51 Elementarschulen in Russland mit 7100 Schülern; den 40 Handwerkerschulen in diesem Lande, die eine grosse Anzahl junger Leute — im letzten Jahr 2540 — in verschiedenen Handwerken unterrichten; den 7 Landwirtschaftsschulen in Kleinasien, Galizien und Russland. Wir beschäftigen uns ernstlich mit der Zukunft der Jugend, die nicht nur gegen die gewöhnlichen Schwierigkeiten des Lebens zu kämpfen berufen ist, sondern auch gegen den traurigen Druck, den die Regierung auf die Juden ausübt; in Rumänien, wo sie vor 50 Jahren die vollständige Emanzipation der Juden versprochen hat, und in Russland, wo sie seit 40 Jahren erhofft wird. Werden die heutigen Kinder in ihrem Lande bleiben

können, wenn die Regierung sich nicht ändert? Wenn sie bleiben, muss man ihnen eine besondere Widerstandskraft geben; wenn sie gehen, muss man ihren Mut stählen, damit sie in den neuen Ländern den Zufällen des Lebens trotzen können. Wir werden unsere Aufgabe erfüllen.

Wenn wir die Gesamtheit unserer Einrichtungen überblicken, so dürfen wir sagen, dass sie auf gutem Wege sind. Wir verdanken die gewonnenen Ergebnisse einer aufmerksamen Betrachtung unserer Aufgabe, dem Wert unserer durch lange Erfahrungen gesicherten Methoden, dem Eifer und der Hingebung unserer grossen und kleinen Mitarbeiter hier und draussen; ihnen allen zollen wir unsern Dank.



REGINA MUNDLAK **Die Obsthändlerin.** BERLIN.

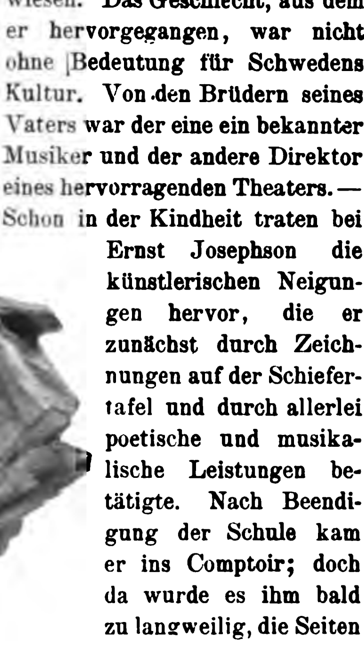
ERNST JOSEPHSON.

Von Hermann Struck.*)

„Seit einigen Tagen liegt Ernst Josephson im Sterben" — so sagte mir eines Abends im November 1906 der schwedische Schriftsteller Gustav af Geijerstam. Und mit tiefer Wehmut in den klugen, klaren Augen erzählte er mir lange von seinem geliebten Freunde. Wer ist Ernst Josephson? Ein Mann, auf den das Judentum stolz sein kann und den doch in der allgemeinen Judenheit fast niemand kennt! Mancher wird wohl in den Galerieen von Göteborg oder Stockholm Bilder von ihm gesehen haben, vielleicht sogar, ohne zu wissen, dass der Maler ein Jude war. — Ich möchte im Nachfolgenden das Wenige, das ich selbst von Josephson und seinem Leben weiss, meinen Stammesbrüdern zur Kenntnis geben, damit auch bei uns sein Name den guten Klang erhalte, mit dem er in Skandinavien seit Jahrzehnten genannt wird.

Josephsohn ist 1851 geboren; als er am 22. November 1906 seine Augen zum Todesschlummer schloss, war er fast zwei Jahrzehnte hindurch ein siecher Mann gewesen, seiner Verstandeskraft beraubt. Aus einer hochangesehenen Familie stammend, war der hünenhafte, schöne, lebenslustige, geistvolle, geniale Künstler der vergötterte Führer der modernen Richtung in der schwedischen Malerei, bis er in der Mitte seines dritten Lebensjahrzehntes von unheilbarer Paralyse befallen wurde. Die letzten 20 Jahre war er fast wie ein toter Mann; nur ab und zu flackerte sein Bewustsein auf kurze Zeit wieder empor, und er machte manchmal merkwürdige Zeichnungen, die einen seltsam krankhaften Charakter, doch etwas entschieden Künstlerisches aufwiesen. Das Geschlecht, aus dem er hervorgegangen, war nicht ohne Bedeutung für Schwedens Kultur. Von den Brüdern seines Vaters war der eine ein bekannter Musiker und der andere Direktor eines hervorragenden Theaters. — Schon in der Kindheit traten bei Ernst Josephson die künstlerischen Neigungen hervor, die er zunächst durch Zeichnungen auf der Schiefertafel und durch allerlei poetische und musikalische Leistungen betätigte. Nach Beendigung der Schule kam er ins Comptoir; doch da wurde es ihm bald zu langweilig, die Seiten des Hauptbuches mi-

ERNST JOSEPHSON **Der Ziegenhirt.** FUERSTENBERG'SCHE GALERIE.







P. HASSELBERG **Ernst Josephson.** BUESTE (1883).

*) Mit Benutzung des Artikels von „Klas Fähreus" in der Zeitschrift „Ord och Bild". Stockholm, Januar 1907, und der Studie „Ernst Josephson" von Georg Pauli, Stockholm 1902. Herrn Dr. Ernst Ruben sei an dieser Stelle mein herzlichster Dank für die freundliche Hilfe beim Übersetzen ausgesprochen.

langen Reihen von Ziffern zu bedecken. Kaum dass er in seinen Beruf eingetreten war, so brach er auch schon mit ihm. Das jüdische Temperament drängte ihn, die leuchtenden, glühenden, kraftvollen Farben, die sein Auge erblickte, zu Bildern zu gestalten, und bald offenbarten sich die beiden Gegensätze von Nord und Süd in diesem skandinavischem Boden entstammenden Sohne des Morgenlandes, indem er zu den Hauptfarben seines künstlerischen Banners das warme Rot des Südens und das nordische Blau erkor. Er absolvierte die Kunstakademie und bekam einen Preis. (In Paranthese bemerke ich, dass er zu den wenigen Männern gehörte, die auf der Akademie einen Preis bekamen und doch tüchtige Künstler wurden.) — Mit einem Stipendium nahm er 1876, 25 Jahre alt, seinen Weg ins Ausland und wandte sich zuerst nach Paris, dem Goldlande der Maler. Von dort aus unternahm er langdauernde Ausflüge. 1876/77 ist er in Holland; dann von 1877—79 in Italien; dazwischen wieder in Paris, und 1882 endlich ist er in Spanien. Ueberall kopiert er mit unvergleichlicher Hingabe und grösstem Fleiss die alten Meister; und es muss konstatiert werden, dass hierbei eine gewisse, der jüdischen Rasse eigentümliche Eindrucksfähigkeit einige Jahre hindurch auf die Ursprünglichkeit seiner Entwicklung etwas störend einwirkte. In Amsterdam kopierte er Rembrandts „Stalmeesters“, allerdings mit einem gewissen Mangel an Feingefühl in Bezug auf den Tonwert. In Florenz beschäftigt ihn Raffaels Portrait von „Inghirami“; nächstdem beeinflussten ihn am meisten Velasquez und Franz Hals. Seine innigste Liebe aber galt neben Rembrandt den warmen Farben des Rubens. Nach vielem Umherstreifen liess er sich 1880 wieder in der Hauptstadt Frankreichs nieder, wo alsbald eine Folge von meisterhaften Bildnissen entstand, die bekannte Persönlichkeiten aus dem intellektuellen Schweden darstellten: Oesterlind, Skånberg, Renholm und andere. Diese Portraits waren die ersten Schritte auf dem Gebiet eines nur ihm eigentümlichen Realismus. Sie zeigen unseren Blicken weniger Erzeugnisse eines korrekt und akademisch ausstudierten Talentes, als vielmehr eine vielseitige, impulsive, üppig blühende Kraft, die durch naive Kühnheit imponiert. Kommt man etwa auf den Gedanken, diese Bildnisse mit denen anderer hervorragender zeitgenössischer Künstler zu vergleichen, Bastien-Lepage's oder Lenbachs, so findet man eine Reihe von Fehlern, die die eben gerühmten Vorzüge stören; jedoch die grosse Schönheit seines Talentes und die packende Ursprünglichkeit seiner Auffassung bezwingen uns stets. — Kühn und eigenartig ist die provozierende Haltung auf dem Bilde Skånbergs überwältigend der Geist auf dem Gesichte dieser merkwürdigen Figur während Oesterlind noch etwas „altmeisterlich“ und befangen in der Stellung wirkt. Ein schwieriges Problem ist im Bildnis Renholms gelöst, das entschieden genrehaft aufgefasst ist und doch gross und monumental erscheint. Später entstanden wundervolle Bildnisse schwedischer Jüdinnen. Er malte Frau Fürstenberg, die Gattin des bekannten Göteborger Mäcenas, des Begründers der berühmten Kunstsammlung, die jetzt, als sein Vermächtnis, in den Besitz des schwedischen Staates übergegangen ist. Mit wahrem Entzücken erwidern wir den liebenswürdigen Blick der von Kunstschätzen umgebenen aristokratischen Dame. In „Frau H. Marcus“ tritt uns schon mit fast vollkommener Unbefangenheit und beinahe ohne jede Pose dargestellt eine gutbürgerliche, ehrbare Hausfrau entgegen. Das grösste Juwel aber in dieser Kette von Kunstwerken ist das Bildnis der „Frau J. Rubensohn“, das mit höchster Meisterschaft gemalt, durch die absolute Unmittelbarkeit direkt wie ein Ausschnitt aus dem Leben wirkt. Dieses herrliche Portrait würde sich



E. JOSEPHSON **Der spanische Tanz.** MUSEUM GOETEBORG.

neben den besten Bildnissen alter Meister mit Ehren behaupten!

Mit vollkommener Freiheit und ohne jede Spur von Sentimentalität ist das Hingebende und Lauschende im Bildnis der „Frau Nennie von Geijerstam" zum Ausdruck gelangt, jener Frau, deren Seelenleben uns durch das wunderbare, ergreifende „Buch vom Brüderchen" bekannt geworden ist..... Für das Kunstverständnis der damaligen Juroren des Pariser „Salons" ist es ein übles Zeugnis, dass diese Portraits, die jetzt zum grossen Teil die höchsten Zierden der schwedischen Museen sind, zurückgewiesen wurden! Ja, so ist es wirklich geschehen im Jahre 1886.

Nun führt ihn sein Weg ins Gebiet des Genrebildes, das er in grossen Zügen und mit konzentrierter Kraft darstellt. Ich nenne das Bild „Dorfklatsch", das vier alte Bäuerinnen zeigt und noch etwas unbeholfen komponiert ist. Ein gewaltiger Schritt vorwärts ist der „Spanische Tanz". — Spanische Zigarettenmacherinnen haben ihre Arbeit unterbrochen; eine von ihnen ist auf den Tisch gesprungen und tanzt in entzückend graziöser Bewegung beim Klange von Tambourin und Guitarre. Den Einfluss von Velasquez zeigt deutlich der „Spanische Zwerg". Desselben Meisters Anregung verdankt das kraftvolle Bild „Spanische Schmiede" seine Entstehung, auf dem uns, von einer alten Frau sekundiert, zwei groteske, halbnackte Gesellen angrinsen. Er war, wie ein schwedischer Schriftsteller von ihm sagt, „ein Kolorist von Lichtes Gnaden; jedes Quadrat der Fläche war pastos und glanzerfüllt". In diesen Bildern zeigt er in Bezug auf die Tonwerte noch den Einfluss dänischer Maler, während wir ihn in dem Gemälde „Der Ziegenhirt" in den Wegen Courbets wandeln sehen. Doch niemals unterlag er irgend welchen akademischen Gesetzen, und er war sogar in jener Zeit des beginnenden Naturalismus ein ausgesprochener Romantiker. „Der Neck", 1883 gemalt, schildert mit altitalienischer Mystik musikalische Empfindungen. Wilder und erhabener behandelt er dieses Thema in seinem grossartigen Bilde „Strömkarlen" 1885. Dieses, sein grösstes Meisterwerk, befindet sich im Besitz des Prinzen Eugen von Schweden. Rauschende, musikalische Klänge vereinigen sich mit dem Tosen des Wasserfalles in diesem Bilde, das uns die schöne, nackte Gottheit des Stromes in vollem, strahlendem Sonnenlichte zeigt. In diesem erhabenen Meisterwerke ist alle Kraft des Künstlers „die Lust



ERNST JOSEPHSON. FRAU HILMA MARCUS.

und auch der Schmerz" zusammengenommen und ein hohes Lied der Gewalt des brausenden Stromes gesungen, das nicht übertroffen werden kann. Die Wirkung ist so überwältigend, so ergreifend, dass kleine Schwächen in den Proportionen und in der Plastik dem Beschauer kaum zum Bewusstsein kommen.

Als 1885 die erste Ausstellung von Josephsons Werken in Stockholm stattfand, entpann sich ein grosser Streit; das in seinen Gewohnheiten aufgestörte Publikum schmähte und verhöhnte den grossen Künstler, während er gleichzeitig das unbestrittene Haupt der jungen Malerschule wurde. Unter den jungen schwedischen Malern in Paris wirkten seine Bilder wie „eine Lunte im Pulvermagazin". Er wurde von den jungen Malern vergöttert. Vielseitig veranlagt, betätigte er sich gleichzeitig als Musiker, Sänger und Schauspieler; er schrieb auch für eine Zeitschrift, und seiner Feder entstammen die Dichtungen: „Schwarze Rosen" und „Gelbe Rosen". Zu alledem war der schöne Skandinavier ein unwiderstehlicher Gesellschafter. In seinem Wesen vereinigten sich die verschiedensten Gegensätze! Er war gutmütig und jähzornig, stolz und schüchtern, herausfordernd und weich, meist voll Arbeitsfreudigkeit,



ERNST JOSEPHSON G. Renholm. NATIONALMUSEUM.

doch oft auch melancholischen Sinnes. — „Ein glutvoller Romantiker im bürgerlichen Gewande"; in naturalistischer Hülle war er ein Künstler mit klassischem Geschmack. — — Durch das Bildnis Renholms hatte er zuerst unter den jungen Künstlern in Paris Anhang gefunden; seine „Spanische Schmiede" wurde aber von der Jury refüsiert. — Mit seinem Meisterwerk „Strömkarlen" erlitt er eine Niederlage. Auch die völlig unverständliche Zurückweisung des Bildnisses der Frau von Geijerstam erregte seine explosive Natur aufs höchste, so, dass durch alle diese Kämpfe seine ringende Kraft gebrochen wurde und sein seelisches Gleichgewicht zu wanken begann. Dazu kamen schliesslich, da fast niemand im Publikum für seine Bilder Verständnis hatte, quälende Nahrungssorgen, die seine Konstitution untergruben.

Er ging nun nach der Bretagne, wo er einen Bund von jungen Künstlern stiftete, aus dem er aber 1887 infolge von Zerwürfnissen mit den alten Kameraden wieder austrat. . . . .

Schwärmerische Neigungen, wachsende Melancholie, spiritistische und kabbalistische Einflüsse brachen schliesslich die Kraft dieses unglücklichen Helden. Im August 1888, als er 37 Jahre alt war, kam die Kunde von seiner Geistesumnebelung nach Schweden, — und da, als es schon zu spät war, gingen den Leutchen die Augen auf. — — —

1898 veranstalteten seine Freunde in Stockholm eine Ausstellung, die den guten Schweden den grossen Reichtum dieser einzigartigen, künstlerischen Persönlichkeit vor Augen führte, und die später auch in Norwegen, wohin sie wanderte, grosses Aufsehen erregte. Seit der allgemeinen Ausstellung 1903 in Kopenhagen ist er auch in Dänemark als einer der Grundpfeiler der nordischen Kunst anerkannt.

Ein biblisches Trinklied.*)

Sprüche Salomos, Cap. 23.

Wem ist so weh zu Sinnen?
Wer will nur Streit beginnen?
Wer mag sich Wunden gewinnen
Aus Anlass, den er nicht kennt?
Wes Aug ist gerötet und brennt?

So gehts unersättlichen Zechern,
Die unermüdlich beim Bechern,
Die Wein hinunterstürzen,
Ihn stark und stärker würzen.

Sieh du nicht hin zum Weine,
Zu seinem rötlichen Scheine!
Er äugelt dich an aus dem Becher,
Er winkt: „Komm her, mein Zecher!
Mein wirdst du so bald nicht satt,
Durch die Kehle gleite ich glatt."

So gleisst er und so spricht er,
Dann aber beisst er und sticht er,
Wie Schlange und Drachenblut,
Empört und stachelt dein Blut.

Es schwanken Spukgestalten —
Sie können sich nicht halten —
Vor deinen Augen her;
Die Zunge stammelt schwer.
Sie redet, was dein Herz nicht weiss,
Sie gibt geheime Dinge preis,
Und was sie schwatzt, es ist verkehrt.

Plötzlich hat alles aufgehört.
Dir ist, als lägst du im tiefen Meer,
Du nickst von des Mastbaums Spitze her,
Und endlich sprichst du: „Man schlug mir Wunden,
Doch habe ich keinen Schmerz empfunden;
Man hat mich gestossen — ich tät nichts spüren;
Wann erwacht ich? — muss doch noch mal probieren!"

---

*) Aus: Die Gedichte der Bibel in deutscher Sprache von 'ausner. Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin.

MEINE TANTE CHANE.

Von Anna Schapire.

Wenn meine alte Tante Chane abends ihre Brille aufsetzte und nach der Zeitung griff, überschlug sie jedesmal mit einer nachlässigen Gebärde Leitartikel, Feuilleton und Depeschen. Ihr Interesse begann erst dort, wo das anderer Leute gemeinhin aufhört: beim Annoncenteil. Und auch bei den Annoncen fesselten sie nicht die Rubriken, in die andere Leute einen Blick werfen: Käufe und Verkäufe, Stellengesuche, Wohnungen, Heiratsgesuche und wie alle die schönen Einteilungen heissen, mit denen eine moderne Zeitung ihren Lesern aufwartet. Meine Tante Chane machte keine Gelegenheitskäufe, denn die Kreuzer klimperten nicht reichlich in dem alten schäbigen Geldbeutelchen; Arbeit suchte sie auch nicht, denn in dem muffigen Mehlgeschäft gab es mehr zu tun, als den alten Gliedern heilsam dünkte; und Wohnung — nein, die beiden kleinen Dachzimmer, die die Verwandten ihr grossmütig eingeräumt hatten, waren gerad das Schönste, was meine Tante Chane hatte. Diese Wohnung bot eine ganze Reihe von Vorteilen, die andere vielleicht nicht gleich übersahen, die meine Tante Chane aber sehr zu schätzen wusste. Dass sie keine Miete zu zahlen brauchte, war einer der geringsten — meine Tante Chane war eine sehr noble Natur, obgleich sie nie Geld genug besass, um sich ein gutes Kleid zu leisten. Bei ausserordentlichen Gelegenheiten mussten die Verwandten auch für die Garderobe sorgen. Aber durch die freie Wohnung war ihre Zugehörigkeit zur Familie ein für alle Mal festgelegt und anerkannt. Mochten immerhin tagsüber Käufer die alte Frau hinter dem morschen Ladentisch ein bischen über die Achsel anschauen und freche Weiber um einen Kreuzer so unentwegt feilschen, bis Tante Chane müde wurde und wirklich nachgab; wenn sie abends das rostige Vorlegeschloss an der blechbeschlagenen Ladentür zuklappte, war das alles abgetan. Dann wurde sie wieder das würdige, wenn auch verarmte Mitglied einer würdigen Familie und sass an einem soliden runden Tisch mit einer schönen grossen Lampe drauf, an der kein Petroleum gespart wurde. Ihre Hände waren röter als die der übrigen Hausgenossen. Das kam daher, dass sie Sommer und Winter hinter dem Ladentisch hockte und die blauen Pulswärmer, die sie bei kaltem Wetter trug, die alten Finger nicht genug wärmten. Ihre Kleider waren etwas staubiger und schmutziger als die der anderen; auch das hing mit dem Laden zusammen, und an beide Tatsachen hatten sich alle längst gewöhnt. Vielleicht schimmerte auch hier etwas herablassendes Mitleid durch. Mein Gott, so ein altes verhutzeltes Weiblein, das eigentlich Gnadenbrot isst —, der Vetter war froh, wenn das Mehlgeschäft kein Defizit ergab, das er auch noch decken musste. Aber meiner Tante Chane war Mitleid nicht schrecklich, und sie trug es ganz ruhig, ja sie fand es sogar richtig, dass ihr beim Nachtmahl zuletzt aufgelegt wurde und die Zeitung erst durch alle anderen Hände ging, ehe sie zu ihr kam. Ordnung muss sein, und es ist ein Unterschied zwischen einem reichen Geschäftsmann und einer kleinen Ladenfrau, wenn sie auch zur Familie gehört. Wenn aber alle anderen ihre Lektüre beendet hatten und die Zeitung an meine Tante Chane gelangte, dann feierte sie die gemütlichste Stunde des ganzen Tages. Sie drehte mit einem Handgriff die Blätter um und fing rückwärts auf der letzten Seite an. Dann suchte sie aufmerksam alle Todesanzeigen heraus und unterwarf sie einer sachgemässen Kritik. Sie fand es nicht hübsch, wenn die Anzeige nur einen bescheidenen Raum einnahm, es war ihr auch nicht recht, wenn sie



ERNST JOSEPHSON. DIE MUTTER DES KUENSTLERS.

nicht sehr viel Namen von trauernden Hinterbliebenen enthielt. Am unangenehmsten aber berührte sie es, wenn der Tote in einem recht hohen Alter verschieden war. Dann haderte meine Tante Chane förmlich mit dem lieben Gott, vor dem sie sonst einen gewaltigen Respekt hatte, und warf ihm ziemlich unverblümt vor, warum er so einem alten Menschen, der sich sicherlich schon stark ans Leben gewöhnt hatte, nicht noch ein paar Jahre Zeit liess. Der Tod von jungen Leuten berührte sie weniger. Gott weiss, was denen noch für ein Schicksal geblüt hätte, manch einem ist das Leben so bitter, dass der Tod zur Wohltat wird, aber ein alter Mensch, der schon alles hinter sich hat, Leid und Freud, dem sind seine letzten Jahre immer lieb. und man sollte sie ihm nicht kürzen. Das war meiner Tante Chanes Lebensphilosophie, und sie richtete sich wenigstens selber streng nach ihr, was sich nicht von allen Verfechtern von Lebensphilosophien sagen lässt. Als das Sterben an sie kam, da kämpften die alten Knochen einen zähen Kampf, und der Tod hatte Mühe, bis er sie bezwang. Wochenlang lag sie in ihrem Dachstübchen und rang mit ihm schwer und bitter, bis sie doch allmählich den Kürzeren zog. Da wurde sie still und verdriesslich und es gelang ihren Hausgenossen nur selten, sie aufzurütteln. Ein Mittel freilich hatten sie, und es bewährte sich bis zu allerletzt. Wenn die Kranke apathisch wurde, dann brauchte sich nur ihre Lieblings-Grossnichte — denn die Tante Chane war gar keine wirkliche Tante, man nannte sie nur aus Höflichkeit so — mit ihrem Strickzeug an ihr Bett zu setzen. Das Mädchen hielt die Nadeln ungeschickt zwischen den dicken Fingern, und darüber amüsierte sich Tante Chane und lachte so, dass ihr grosse Tränen über die runzligen Wangen kollerten und der Tod erstaunt in seiner Arbeit einhielt. Aber es half ihr alles nichts; eines Tages lag sie tot in ihrer alten Bettstelle.

Ach, Tante Chane, wenn ich an deine letzten friedlichen Jahre denke, dann dünkt es mich wie ein wirres Märlein, was sie mir alles von dir erzählt haben, und wenn ich mir dein runzliges verfallenes Gesicht vorstelle, dann scheint es mir unmöglich, dass es einmal schön war, sehr schön sogar, sagen die Leute.

Was sagst du? ich soll nicht weiter reden? Die Schönheit, gerade die war dein Unglück und brachte dir soviel Leid, dass du damals gar den Tod riefst, mit dem du später einen so harten Strauss fochtest, und Schande brachte sie dir, sagst du, soviel Schande, dass du anfangs nicht wusstest, wie sie tragen! Ach, Tante Chane, es war wohl nicht die Schönheit allein, auch ein Tropfen südlichen Bluts wird mit Schuld gewesen sein. Das südliche Blut, das ihr von Urväterzeit mitgebracht habt in galizische Sümpfe und Sandflächen. Die Männer konnten es nicht verwahren, die hatten genug mit Talmud und Thora zu tun, über dem vielen Lernen, was die Väter gesagt und was sie gewollt, verloren sie 's; aber ihr Weiber, bei euch hielt es sich besser. Ihr tummelt euch mehr unter Gottes blauem Himmel und mehr auch in seinem Kot, den er dortzulande nicht eben spärlich geschenkt hat. Die einen das Blut, die anderen die Lehre, es klappt nicht immer, wenn das zusammenstösst. Was sagst du? aufhören soll ich, du hättest es schwer genug gehabt, bis die Leute still wurden mit den alten Geschichten. Ach, Tante Chane, die Leute, denen ich heute erzähle, die wissen ja nichts von dir. Tritt nur still bei Seite und leg dich ruhig in dein Grab zurück, kein Mensch soll dich stören, ich erzähle die Geschichte eines jungen Mädchens.

In einem galizischen Marktflecken war es, ein paar mühselige Wegstunden hinter einer grösseren Handelsstadt. In der Handelsstadt gab es gemauerte Häuser



ERNST JOSEPHSON. „TANTE“.

und gepflasterte Strassen. Sie hatte viel Verkehr, und ihre Bewohner waren sehr aufgeklärt. Es lag wohl manches durcheinander in diesen Köpfen an alter Talmudweisheit und deutschen liberalen Zeitungsphrasen, denn brave fortschrittliche Männer waren sie, und die Revolution von 48 fand viel Begeisterung bei ihnen. Sie taten blos nicht mit, das schickte sich bei ihnen doch nicht. Klug waren sie auch und verstanden ihren Vorteil. Erst trieben sie offen Handel mit Russland, und als man der Stadt ihre Privilegien nahm und die Freistadt aufhob, organisierten sie den Schmuggel vortrefflich. Es ging zwar nicht mehr so gut wie ehedem, aber dafür konnten sie nichts. Helle Köpfe waren es, in ganz Galizien und noch drüber hinaus in Litthauen rühmte man ihren Verstand. Und auch kühne Männer gab es unter ihnen, es war gar nicht so leicht für die Ersten, die Stirnlocken abzuschneiden und die langen Röcke zu kürzen. Später, da wurde es Mode, da schlichen selbst die halbwüchsigen Burschen am Samstag hinter die Stadt und rauchten eine Zigarette nach der anderen. Aber anfangs gehörte Mut zu allen diesen Dingen. Nun, sie hatten ihn eben und führten es aus. — In dem Marktflecken war alles anders. Von Strassen war überhaupt nicht viel zu sehen. Die hölzernen Häuschen der Bewohner standen rings um den grossen, unregelmässigen Marktplatz, jedes mit einem kleinen Vorbau versehen, der sich wie das feiste Bäuchlein eines sonst zerlumpten Bettelmanns vordrängte: eine lehmgestampfte Diele war es meist, die von breiten hohen Holzbalken eingefasst war, und drüber ein Schindeldach, das sich auf zwei hölzerne Säulen stützte. Die Säulen hatten sonderbare Ausbuchtungen und Beulen und waren rosa oder hellblau angestrichen. Aber die Farbe hielt nicht, und so schimmerte denn überall das wurmstichige Holz durch und bildete zusammen mit dem abgebröckelten Kalkbewurf der Wände einen trübseligen Anblick. Die Vorbauten wurden zu allerlei häuslichen Arbeiten, geschäftlichen Verrichtungen und geselligen Zusammenkünften benutzt. Die Weiber sassen tratschend auf den Balken, das Strickzeug in den Händen oder ein Kind auf dem Schooss, die Männer hielten Ausschau, ob nicht ein Bäuerlein des Wegs käme, dem man ein paar Eier abkaufen oder ein Gläschen Branntwein anbieten konnte, die Kinder spielten hier und balgten sich. Ihre wichtigste Aufgabe aber hatten die Vorbauten im Frühling und Herbst. Dann verwandelte sich der Marktplatz in ein wogendes übelriechendes Kotmeer, in das sich ein Fussgänger höchstens mit Röhrenstiefeln ausgerüstet hineinwagen konnte. Und da Röhrenstiefel ein kostspieliges Ding sind und überdies ein unbequemes Kleidungsstück, kletterten die Bewohner lieber von Vorbau zu Vorbau, wenn sie sich besuchen wollten. War der Abstand zwischen zwei Häuschen etwas grösser, so trat man gelegentlich auf einen Stein, der schon fürsorglich im Sommer hingelegt wurde, sonst schwang man sich ruhig von Diele zu Diele und hielt sich an den Säulen fest. Man machte so oft gemächlich die Runde um die halbe Stadt, wenn man seinem Nachbar, der einem gerad vor der Nase wohnte, guten Tag sagen wollte. Es war etwas umständlich und zeitraubend, aber die Bewohner des Marktfleckens hatten ohnedies nicht viel zu tun. Ihre Geschäfte machten sie an den Markttagen ab, wenn die Bauern aus den kleinen Dörfern kamen. Die Bauern waren misstrauisch und die Juden vorsichtig, es gab viel Geschrei und viel Ueberredungskunst, aber schliesslich kam man zu Rande. An den übrigen Tagen der Woche dösten die Leute ruhig vor sich hin, die Burschen und Männer sassen viel im Bethaus, und studierten auch zu Hause ihre hebräischen Folianten, deutsche Lettern kannte kaum einer von ihnen. Die Weiber machten sich mit der Wirtschaft und den Kindern zu schaffen, am schlimmsten aber waren die Mädchen daran. Für sie gab es keine andere



ERNST JOSEPHSON. FRAU NENNIE OF GEIJERSTAM.

Beschäftigung als Stricken und Häkeln. Es gab Virtuosinnen unter ihnen, die ihre Kunst mit wahrer Hingabe pflegten; ihre gehäkelten Rosen standen den wirklichen in nichts nach, und wenn man bedenkt, dass sie haltbarer waren, musste man ihnen sogar den Vorzug geben. Aber wenn eine keinen Gefallen daran fand — und die junge Chane, die mit Eltern und Brüdern in einem der geräumigsten Häuser des Fleckens wohnte, fand leider gar keinen Gefallen an den herrlichen Mustern der Gespielinnen. Sie langweilte sich, sie langweilte sich eigentlich den ganzen Tag. Die Mutter trieb einen kleinen Eierhandel, der Vater war ein frommer Mann, der sich nicht gern mit weltlichen Dingen abgab, sondern lieber die Geschäfte der Frau überliess und dafür tagaus tagein aus der Thora lernte. Die Brüder lernten auch. Für Chane gab es gar nichts zu tun, denn fürs Geschäft war sie noch zu jung und zu dumm, und es schickt sich überdies nicht für ein Mädchen. Zum Lernen hielt sie auch niemand an; man hatte sie lesen gelehrt, damit sie als verheitatete Frau einmal ihr Morgengebet herunterhaspeln konnte, mehr war nicht von Nöten.



ERNST JOSEPHSON. MUSEUM GOETEBORG.
Fra Göthilda Fürstenberg.

Sie hockte im Winter in der Stube und im Sommer im Vorbau, es war immer dasselbe. Die schwerfälligen Glieder waren zu dumm zur häuslichen Arbeit und der junge Kopf war womöglich noch dümmer. Viel Gedanken steckten nicht drin. Wie es wohl in der Stadt aussehen mag, wo die Mutter Verwandte hatte, und wie es wohl ist, wenn man heiratet. Mitunter verschmolzen die beiden Gedankenreihen, und die junge Chane fragte sich, wie es ist, wenn man eine verheiratete Frau in der Stadt ist. Dann wurde ihr ganz heiss, und das junge Blut, das sonst langsam durch den trägen Körper schlich, kreiste plötzlich rascher und trieb ganze Wellen zu dem törichten Kopf empor. Ja, die Stadt, stundenlang konnte Chane sich ausmalen wie das ist, wenn man in der Stadt lebt, wo es richtige Strassen gab und richtige Kaufläden, in denen man alle Herrlichkeiten der Welt kaufen konnte. Ziffre Mendel, die in ihrer Wohnstube ein Warenlager eingerichtet hatte, brachte jeden Frühling von ihrer Geschäftsreise drei Stücke Kattun mit; das reichte gerad' für die ganze weibliche Bevölkerung und sogar noch zu Hemden für die Männer. Chane konnte sich den ganzen Winter ein grünes Kleid mit roten Punkten ausdenken; brachte Ziffre blau mit, so musste sie blau tragen. In der Stadt, oh, da geht man einfach in einen Laden nach dem anderen, und in jedem legen sie einem hundert Stoffe vor, und dann wählt man. Nun ja, das ist einfach und wenn man sich eine ganz merkwürdige Farbe ausgedacht hat, bekommt man sie auch; warum denn nicht!

Die Mutter fuhr auch manchmal zur Stadt, aber sie nahm Chane nie mit und sie brachte nichts anderes heim als Tee und Talgkerzen zum Lichtbenschen.*) Für diese Dinge hatte sie dort eine billigere Quelle entdeckt als Ziffre Mendel. Ziffre Mendel nahm das übel und gestattete sich hier und da sarkastische Bemerkungen über die Brenndauer dieser Schabbeskerzen, aber ihre Worte blieben erfolglos, ebenso wie die Grimassen, mit denen sie den Tee hinunterschlürfte, den die Mutter ihr vorsetzte. Chane dagegen hatte keinerlei Interesse für Tee und Schabbeslichter; sie nahm daher auch die Pakete, wenn die Mutter sie ihr vorsichtig vom Wagen herunterreichte, stets mit grosser Gleichgiltigkeit in Empfang. Eines Tages aber brachte die Mutter mehr als Pakete mit. Neben ihr auf dem Strohsack, der als Sitz diente, sass ein lebendiges Wesen, das sich als ein schmächtiger junger Mann mit eingefallenen Backen und einer grünlich schimmernden, etwas zerrissenen Pekesche entpuppte, als er ungeschickt hinter der Mutter vom Wagen hinunterkletterte.

Chane, die gerade auf dem Vorbau herumlungerte, betrachtete ihn neugierig. Die Mutter

*) Das Gebet der verheirateten Frauen am Freitag Abend.

aber ging an ihr vorüber und führte ihn direkt zum Vater, der in der Stube sass und lernte. Chane schlich hinterdrein und machte sich drinnen zu schaffen, so dass sie alles hörte, was sie verhandelten. Die Mutter hatte den Bocher*) bei Verwandten gefunden. Er war ein feiner Kopf und ein armer Teufel obendrein. Angehörige hatte er nicht. Er schlief im Bethaus und ass nur zu Mittag, wenn mitleidige Leute ihn zu Tische riefen. Dabei wusste er ungeheuer viel, den ganzen Talmud hatte er gelesen und wichtige Abschnitte kannte er auswendig. Da hatte die Mutter gedacht, dass er wohl ein Jahr bei ihnen bleiben könne, um mit den Jungen zu lernen. Das bischen Essen kostete nicht viel und für Kleider wollte sie auch sorgen, alte Sachen waren genug vom Vater da.

Der Bocher blieb.

Anfangs war er schüchtern und schweigsam, aber das änderte sich allmählich, und die Mutter brauchte ihn beim Essen nicht mehr zu nötigen. Er entwickelte sogar einen Appetit, der ihr zu denken gab, während ihre sachlichen Bemerkungen über die schädlichen Folgen eines überladnen Magens wenig Eindruck machten. Die Mutter wurde immer kühler gegen ihn, aber Chane gefiel er immer besser. Er wusste von der Stadt zu erzählen, er schalt sie nicht immer wie die anderen, und dazu wurde er immer hübscher, seit er nicht mehr so hohlwangig und duckmäusig umherschlich. Und auch Chane wurde immer schöner mit ihren fünfzehn Jahren. Seit der Bocher da war, langweilte sie sich nicht mehr, und da sah man erst, was sie für schöne blitzende Augen hatte. Sie blitzte auch den Bocher mit ihnen an, und er fand langsam Gefallen an ihnen, genau so wie an ihrer Mutter Klössen. Aber niemand warnte ihn zu viel hineinzugucken, wie die Mutter vor dem vielen Essen warnte. Immer häufiger lachten sie sich an, drinnen wenn die anderen draussen waren, und auf dem Vorbau, wenn die anderen in der Stube sassen. Immer wärmer wurde ihnen dabei und immer stärker schoss das Blut in Chanes törichten jungen Kopf. Er lag nachts in der Kammer mit seinen drei Zöglingen, die schliefen so fest wie junge Hunde. Wenn Chane vorsichtig zu ihm hinüberschlich, denn die trägen Glieder waren jetzt flink und hurtig geworden, merkten die Jungen nichts und auch die Eltern, die in der Stube hinter dem Vorhang schliefen, hörten nichts.

*) junger Mann.



ERNST JOSEPHSON. FRAU JEANETTE RUBENSON.

Als die Mutter endlich dahinter kam, gab es tüchtige Prügel. Der Vater verhaute den Bocher, Chane bekam ihre Ohrfeigen von der Mutter. Dann musste der Bocher sein Bündel schnüren. Nicht einmal Abschied durften sie nehmen. Chane sah ihm verstohlen durch das Kammerfenster nach. Die Mutter hatte ihm die Kleider wieder abgenommen, er trug die alte abgerissene Pekesche, in der er gekommen war, und schlich mit gesenktem Kopf und gebeugtem Rücken über den Marktplatz, so demütig wie damals, als er zum ersten Male ins Haus kam.

Chane ballte die Fäuste, sie hätte sich nicht fortjagen lassen, wie ein räudiger Bettler, nein, sie nicht, Aber er war eben doch ein Chederjingel*) und hatte nur Mut solange es ihm gut ging. Fast widerwärtig wurde er ihr in diesem Augenblick. Nein, um ihn wollte sie nicht weinen. Das nützte ihr freilich wenig, es kamen so böse Zeiten für die junge Chane, dass sie kaum mehr wusste, um was ihre Tränen flossen. Sie flossen immerzu, bei jedem Schlag, den die Mutter

*) einer, der immer im Bethaus hockt.



ERNST JOSEPHSON. ERNST THIELS GALLERIE.
Spanischer Zwerg.

ihr gab, und bei jedem bösen Wort, das von der Mutter kam. Anfangs war die Mutter nur böse und schlug und schimpfte, aber später, als sie das Schlimmste entdeckte!

Das waren ein paar arge Monate für die kleine Chane. Die Mutter sperrte sie in die Kammer und liess sie nicht vor die Tür. Ihre Tochter sei krank, erzählte sie den Nachbarn, und müsse das Bett hüten. Aber die Leute wussten plötzlich alles. Die einen hatten sie mit dem Bocher lachen gesehn, ein zweiter tuschelte, wie der kluge Bocher so Knall und Fall aus dem Haus geworfen war, und gestohlen hatte er doch wohl nichts, Ziffre Mendel aber lief umher und sagte allen Leuten, die es hören wollten, sie habe nie Vertrauen zu der Familie gehabt. Dann kam sie zur Mutter zu Besuch und wollte wissen, was Chane fehle.

Chane dachte damals, sie müsse vergehen vor Schande und Schmerz. Der junge Leib wehrte sich gegen die schwere Bürde, er keuchte und bäumte sich, und der törichte Kopf war ganz angefüllt mit schweren Gedanken. Warum die Menschen so schlecht seien, und warum der Vater nicht mit ihr reden wolle, und warum die Mutter nicht lieber den Bocher aus der Stadt hole und ihr die Chuppe*) mit ihm stelle, dass sie sich nicht mehr verstecken müsse vor aller Welt. Sie mochte ihn gar nicht mehr, aber es war immer noch besser als das alles allein tragen. Aber die Mutter wollte nichts von dem Schuft hören, sie hatte andere Pläne. Ganz heimlich in der Stille wurde das Kind geboren. Dann nahmen sie es ihr fort und schickten es in eine andere Gemeinde. Ein jüdisches Kind war es und sollte in einem jüdischen Hause leben, aber die junge Mutter sollte nichts von ihm wissen, und die Leute auch nicht. Die wussten es doch und tuschelten und zischelten, dass Chane nicht wagte, den Kopf zu heben.

Als sie wieder gesund war, brachte die Mutter sie zu den Verwandten in die Stadt. Chane war so müde und unglücklich, dass sie sich nicht recht darüber freuen konnte. Am liebsten wäre sie gestorben. Die Leute wussten auch hier alles. Hatte Ziffre Mendel geschwatzt oder hatte sich der Bocher verraten, sie redeteten und höhnten hinter ihr her, immerzu, immerzu. Sie wollte gar nicht aus der Stube, die Strassen und Kaufläden lockten sie nicht mehr.

Und dann kam Srul Bär heim. Srul Bär, der Spassvogel, der sich unten in der Türkei herumgetrieben hatte und von dem man behauptete, er habe dort sogar seinen Talles**) an einen Muselmann verkauft, Srul Bär, dessen Geschäfte dunkel waren und von dessen Charakter man auch nicht das Beste wusste. Für den war sie gerade die richtige Frau. Kein guter jüdischer Mann hätte ihm seine Tochter gegeben, sowie er Chane seinen Sohn verweigert hätte. Das gefallene Mädchen und der Abenteurer, die passten zusammen. Er nahm sie, er nahm auch die Mitgift, die die Eltern gaben.

Wieder redeten die Leute. Aber als Srul Bär einen regelrechten Handel begann, wie die anderen, da wurden sie still. Und auch Chane wurde ruhig. Anfangs hatte sie sich vor dem schrecklichen Menschen mit den stechenden Augen gefürchtet, dann gewöhnte sie sich an ihn. Ihm machte das hübsche kleine Ding Spass; er erzählte ihr viel und lehrte sie sogar das deutsche A B C. Bis er eines Tages fortfuhr und nicht wiederkam. Wieder sass Chane mit einem kleinen Kinde da und wollte sich die Augen ausweinen. Und die Leute zischelten auch wieder: natürlich, der Lump, sie hatten es gleich gewusst. Aber diesmal nahm ihr niemand das Kleine weg. Die Verwandten richteten ihr einen kleinen Mehlhandel ein, davon lebte sie bis die Tochter

*) Der Trauhimmel, unter dem die Trauung vollzogen wird. **) Betmantel.

heranwuchs und weit weg heiratete. Als Chane alt und gebrechlich war und das Mehlgeschäft zurückging, nahmen die Verwandten sie ganz ins Haus.

Der Mann kam nie wieder. Aber von den alten Geschichten sprach auch kein Mensch mehr. Niemand spottete über sie, man wusste nur noch, dass sie aus einer sehr angesehenen Familie war. Sie hatte es schlecht in der Ehe getroffen und war nicht mit Glücksgütern gesegnet. Mein Gott, das kommt vor und ist nichts besonderes. Und allmählich vergass Chane selber, was sie erlebt hatte. Sie wurde ein altes Weiblein, das ganz zufrieden vor sich hinlebte und nicht sterben wollte, weil es gar nichts an dieser schönen Welt auszusetzen fand.

Vom VIII. Zionistenkongress.

In dem grauen, alten, stilvollen Gebäude im „Buitenhof" zu Haag tagte die Friedenskonferenz – in dem luftigen, hellen, jugendlich fröhlichen „Gebäude für Kunst" tagte der Zionistenkongress. Zu gleicher Zeit, zu gleicher Stunde wurden in Haag zwei radikal verschiedene Fragen, fast entgegengesetzter Ordnung, diskutiert. Im „Buitenhof" sprach man über das Prinzip der Einigung, Solidarisierung aller Völker, über die Förderung des Integrierungsprozesses der Menschheit, dort im „Kunstgebouw" über die Mittel der Differenzierung eines Volkes aus den bereits vorhandenen Völkergruppen, über die Schaffung einer neuen territorialen Einheit. Scheinbar Gegensätze. Und doch keine. Teste Spinoza, d. h. die Notwendigkeit des Gegensatzes.

Die Judenfrage ist auch in diesem Sinne eine Bremse, eine Hemmung nicht bloss der Entwicklung der Juden, sondern auch der Weltkultur. Und deshalb muss sie gelöst werden, – und dies ist der Sinn des Zionistenkongresses.



David Wolffsohn, Köln.
Präsident des Zionistischen Aktionskomités.

* * *

Nach 10 Jahren unermüdlicher Agitation, nach acht Kongressen ist der Grundgedanke, das eigentliche Wesen des Zionismus den Meisten noch nicht klar geworden. Und was noch merkwürdiger ist, diese Erkenntnis schwindet auch bei vielen unter den Zionisten selbst. Nicht auf dem territorialen Prinzip, nicht auf dem Streben nach Palästina besteht der Zionismus in seiner Idee. Er ist nicht darauf ausgegangen, für das jüdische Volk seine historischen Rechte auf Palästina zu vindizieren. Was ist historisches Recht? Nicht mehr als ein Wort. Und nicht Romantik allein war das Grundmoment der zionistischen Bewegung. Der Zionismus bedeutete ein Aufflackern des jüdischen Volkswillens, eine Erkenntnis der inneren Zusammenhänge im Leben des jüdischen Menschen und dem der Nation, ein Versuch, dem Prozess des Zerfalls und der Atomisierung entgegenzuarbeiten, die in Brüche gegangene Einheit des Judentums durch eine aus der Entwicklung der Kultur hervorgegangene und von ihr bedingte Einheit neu zu schaffen. Nichts war am Zionismus neu ausser seiner Form, weder sein negierendes Verhältnis zur jüdischen Gegenwart – der Begriff der Diaspora – noch sein positives Streben nach einem Zentrum. Das Neue, Eigenartige, Hinreissende am Zionismus war eben seine Form, die Einreihung der Judenfrage in die weltpolitischen Fragen, die Politisierung des Judentums. Was dem Judentum seit Jahrtausenden fehlte, die politische Organisation, wollte, sollte der Zionismus schaffen. Manchmal schien es, dass die Leiter

der Bewegung sich dieses Grundzieles bewusst seien. In dieser Hinsicht ist der Beschluss des VI. Kongresses, das Uganda-Angebot abzulehnen, die weitere prinzipielle Ablehnung des territorialen Prinzips am VII. Kongress von eminenter Bedeutung. Die Territorialisten leugneten die politisch-kulturelle Renaissance, indem sie alles einzig und allein auf das Territorium stellten, die Zionisten weigerten sich, diesen historisch ungerechtfertigten Weg zu betreten. Hätten sie nur den Gedanken zu Ende gedacht, wären sie auf der von ihnen eingeschlagenen Bahn weiter gegangen, hätten sie wirklich an der Politisierung und kulturellen Weiterentwicklung gearbeitet, die territoriale Selbständigkeit auf dem historischen Boden als eines der Momente, aber nicht als das einzige, als den Schlusspunkt der Entwicklung, nicht als das A und O der Renaissancebewegung betrachtet, so wäre der VII. Zionistenkongress ein historisches Ereignis im Leben der Judenheit geworden.

Aber der Teritorialismus wütete noch immer nach. Diesmal der palästinensische. Der Kongress hat sich nur mit praktischen Palästinafragen beschäftigt — er war uneingestandenermassen eine Absage an die grosszügige Politik, eine Selbsteinschränkung.

Eine ganze Woche (14.—21. August) tagte der Kongress. Den Schwerpunkt der Verhandlungen bildete die reale Arbeit in Palästina. Trotz des Widerstandes einiger „politischer" Zionisten, eines Häufleins unentwegter „Charteristen" war das Prinzip der realen, unaufschiebbaren Arbeit in Palästina angenommen und sanktioniert. Von den Fragen der Diasporalehren des jüdischen Volkes war fast keine einzige berührt, die Kulturfrage nur flüchtig angeschnitten, um auch sofort abgesetzt zu werden. Man erwartete vom Kongress auch eine radikale Reorganisation der Parteileitung. Die Erwartungen hat der Kongress nicht im vollen Masse erfüllt. Denn die einzige Reform die Ersetzung des früheren siebengliedrigen engeren Aktionskomités durch ein dreigliedriges (D. Wolffsohn-Köln [Präsident], Prof. O. Warburg-Berlin, Jakobus Kann-Haag) ist nur eine arithmetische, aber keine grundsätzliche Aenderung. Der Charakter der Leitung bürgt uns für eine ruhige, fleissige Arbeit, für eine ernste Betätigung in Palästina. Ob aber die Leitung grosse Prinzipien hat — und wie sie sie auszuführen gedenkt — darüber hat uns der Kongress nicht belehrt. Die nächste Zukunft wird es uns zeigen.

Alles in allem hat der Kongress nicht das letzte Wort des Zionismus gesagt. Er ist nur eine Etappe auf dem Wege der Entwicklung der zionistischen Idee.

* * *

Spinoza! — Auf einem kleinen Platz im Haag am „Grossen Markt" steht sein Denkmal. Einfach und schlicht, ohne Tendenz, ohne „Vertiefung". Ein gutes, treues Abbild. Spinoza, ein junger, jugendlicher Mann, sitzt in einem Lehnstuhl, in seiner Hand eine Feder. Sinnend und verträumt sitzt er da. Kein bitterer Ausdruck um die Mundwinkel, keine müde, resignierte Haltung, wie sie der Spinoza von Antokolski hat. Ein Ritter des Geistes sitzt da, ein Adliger, ein Prinz der Ideen. Schon sein Aeusseres hat etwas bestechend Vornehmes, liebes und doch unnahbares, imponierendes. Man merkt nicht, dass dieser Mann einsam im Leben dastand, einsam in seinem Denken und in seinem Tun.

Diesem jungen, freundlichen, schönen Menschen hätte man es wohl kaum angesehen, dass er so viele Illusionen zerstörte, dass er einer der strengsten Denker aller Zeiten war. Selbst ein Einsamer, hat er den Menschen vereinsamt, ihn auf sich selbst gestellt, um ihn in eine höhere Einheit — Gott-Einheit — zu bringen . . . Und in dem nahen Amsterdam steht die alte, vor Alter schwarz gewordene Synagoge der Sephardim, wo sich die historische Begebenheit der Ausstossung Spinozas aus dem Judentum vollzogen hat.

* * *

Zum Spinozadenkmal kam ich direkt von einer Sitzung des Zionistenkongresses. Eine tiefe Trauer legte sich über mein Denken, und es wurde so dunkel, so einsam in mir. Was ich am Kongress sah — konnte meine Sehnsucht nur steigern, ohne sie zu stillen, den Zweifel, der in mir und an mir nagte, zur Verzweiflung steigern. Es war etwas irrationales, unberechenbares, in keine Form zu fassendes an diesem Kongress. Man wusste nicht recht, weshalb ein Kampf bestehe, welche Motive die Bewegung leiten, was die Gegenwart verlangt und die Zukunft ausführen soll. Jeder frühere Kongress hatte seine Physiognomie. Er hatte bestimmte Ziele und Aufgaben. Ob er sie löste oder nicht — er stellte die Probleme. Dieser Kongress aber wusste selbst nicht, was für eine Prägung er habe, und den Kampf um Ideen ersetzte ein Kampf um Personen. Vielleicht geht jede Partei diesen Weg,

vielleicht ist das der Gang der Entwicklung. An diesem Vielleicht aber geht der Glaube, geht die Hoffnung zugrunde.

* * *

Eine merkwürdige Stimmung. Fast jeder einzelne unter den Delegierten war mit sich unzufrieden, innerlich aufgerüttelt. Jeder fühlte, dies sei nicht das sein sollende. Aber die Zweifel der Einzelnen konnten sich nicht zu einem einzigen Willen vereinen, zu einer Stimmung der Erlösung.

Unzufriedenheit. Man las es in den Augen der Jungen, im schwermütigen Blicke der Aelteren. Manch einer, der fünfundzwanzig Jahre für die Idee arbeitete, sah mit sorgenvollem, ängstlichem Blicke um sich, prüfte seine Vergangenheit, ob sie wahr gewesen sei . . . .

Manch einer unter den Jungen sah durch die Wände des Kongress-Gebäudes, die weite, grosse, üppige Welt, und sehnte sich hinaus . , .

Ich habe mich in früher Abendstunde zu Spinoza hinausgestohlen. In der Dämmerungsstunde ist er noch schöner als am Tage. Denn in der Dämmerung senken sich die schöpferischen Träume auf die Welt, auf alles . . . .

Und die tote, bleiche Vergangenheit stand vor meinem träumerischen Auge wieder auf, nahm Farbe und Leben an, wurde zu einer bunten, mannigfaltigen, stürmischen Gegenwart. Auf dem freien Boden Hollands, ein jüdisches Ghetto. Ein selbstgeschaffenes. Alle Probleme der Neuzeit durchwühlten damals das Judentum. Sehnsucht nach Freiheit und Unabhängigkeit, nach Erlösung, Messianismus. Die Klugen aber, die Kalten, die Berechnenden liessen sich nicht durch Träume blenden, blieben auf dem realen Boden der Tatsachen. Sie wollten kein neues Judentum. Und den beiden Richtungen trat eine dritte entgegen. Das war auch eine Erlösungsbewegung, aber eine des Geistes. Ein nagender Zweifel ging ihr voraus, eine schmerzvolle Abwendung vom alten, liebgewonnenen Judentum, ein Ringen



Prof. Dr. Otto Warburg, Berlin.
(Nach einem Relief von Boris Schatz).
Vize-Präsident des Zionistischen Aktionskomités.

nach einer neuen Umbildung, vielleicht nach einem Umbau der Grundlagen des Judentums. Akosta Spinoza waren die Juden des „dritten Reiches". Wären sie nicht ganz vereinsamt geblieben, hätte die Judenheit sie nicht ausgestossen — vielleicht, vielleicht hätten wir heute einen neuen jüdischen Inhalt, ein neues Weltbild. Aber sie sind einsam geblieben. Und die Geschichte wiederholt sich. Die Probleme kehren wieder.

* * *

An diesem Abend konnte ich erst spät zur Kongresssitzung kommen. Als ich vom Spinozadenkmal zum Kongresssaal zurückkehren wollte, konnte ich nicht leicht den Weg zurückfinden . . .

Viator.

JUEDISCHE JUGENDWEHR IN ENGLAND.

(Jewish Lads Brigads). — Von Js. Wolf.

Die Assimilationsfähigkeit der Juden hat sich bei der jüdischen Einwanderung in England von der trefflichsten Seite gezeigt. Die jüdischen Zuzüglinge aus Russland, die in ihrer Heimat jede körperliche Uebung missachteten und demgemäss vernachlässigten, haben in dem klassischen Lande des Sports mit überraschender Schnelligkeit erkannt, wie grossen Wert die Ausbildung der physischen Fähigkeiten besitzt. Aber nicht bloss theoretisch erkannt haben sie diesen Wert; sie haben sich beeilt, von der Gelegenheit Gebrauch zu machen, die sich ihnen bot, in den neuen Künsten Fertigkeit zu gewinnen, ihren Körper zu stählen und die moralischen Einflüsse, die daraus hervorgehen, auf sich wirken zu lassen. Der Sport — das Turnen der Engländer — hat unter den geborenen Engländern selbst keine eifrigeren Anhänger als unter den russischen Juden, die seit wenigen Jahren erst ins Land gekommen sind. Die Grundlage für die besondere Form der körperlichen



Gruppe aus dem Zeltlager der jüdischen Jugendwehr in England (II).

Ausbildung der jüdischen Jugend hat der weitbekannte englische Oberst Goldsmith gelegt. Dieser, als Kind von den Eltern der Taufe zugeführt und später zum Judentum zurückgekehrt, schuf im Jahre 1894 die jüdische Jugendwehr, die Jewish Lads Brigads, in der strenge militärische Zucht mit der Freiheit englischen Sports sich vereinigt. Die J. L. B., die bei ihrer Gründung 60 Mitglieder zählte, hat jetzt deren schon über 4000. Diese stattliche Zahl ist in 17 Londoner Kompagnien gegliedert und in ein Provinzregiment, dessen einzelne Kompagnien in Manchester, Liverpool, Hull, Birmingham, Leeds, Sheffield, Bradford und Newcastle stehen. Auch in den Kolonien ist bereits die Grundlage für ein neues Regiment vorhanden. In Montreal ist ein Bataillon, in Johannesburg und Fort Elisabeth je eine Kompagnie. An den ersten Manövern, die im Jahre 1896 abgehalten wurden, beteiligten sich nur 19 junge Leute; in diesem Jahre sah Oberstleutnant Sir Frederic L. Nathan bereits über 1000 Jünglinge als Manöverteilnehmer. Für das Provinzregiment wurde in Zitham eine besondere Uebung abgehalten. Diese jährlichen Uebungen finden meist an der Meeresküste statt und währen etwa 8 Tage. Zelte werden im Freien aufgeschlagen, und nach den militärischen Exerzitien geben sich die jungen Leute dem Krikett- und Fussball-Spiel, der Athletik und Schwimmübungen hin. Für die musikalische Unterhaltung sorgt eine eigene Musikkapelle, die übrigens während des Sommers auch in öffentlichen Londoner Parks spielt. Am Sabbath ruhen die Uebungen. Das ganze Bataillon tritt in einem Viereck zusammen, aus Trommeln wird eine Kanzel gebaut, und der Feldprediger hält die Andacht ab. — Hohe Militärs besichtigen wiederholt die Kompagnie. Bei dieser Gelegenheit werden an Soldaten und Offiziere für gute Leistungen Preise verteilt. Die jüdische Jugendbrigade erfreut sich bei Juden und bei Nichtjuden ausserordentlicher Beliebtheit. — Wir führen unseren Lesern zwei Gruppenbilder aus dem Zeltlager der Jewish Lads Brigads vor.



Gruppe aus dem Zeltlager der jüdischen Jugendwehr in England (II).

DIE TOCHTER JEPHTAS

Ein dramatisches Gedicht von Richard Huldschiner.

Personen:

Jephta, der Richter — Die Amme
Jobeka, seine Tochter — Die zehn Aeltesten
Abdon
Chor der Töchter Israels.

(Eine Stunde vor Tag. — Das Frauengemach im Hause Jephtas. Ein grosser Raum. Mit Fellen und Teppichen belegte Ruhebänke. Ein breites offenes Fenster geht auf den von niedrigen Mauern umsäumten Hof hinaus, auf dem, im Dunkel der Nacht kaum sichtbar, zwei Terebinthen stehen, deren Wipfel das Fenster links und rechts einrahmen. Darüber hinaus freier Blick in die baumlose Ebene. — Im Hause tiefe Stille. — Jephta, der Richter, ein kräftiger Mann mit vollem, grauem Haar kniet im Vordergrund, gen Osten gewendet und betet. Er ist waffenlos und ganz in Linnen gekleidet. — Am Fenster steht Jobeka. Sie hat den linken Arm über sich auf den Fensterpfosten gelegt und stützt das Haupt darauf, die Beine ein wenig übereinandergeschlagen in einer leicht ruhenden, sehnsüchtigen Stellung, mit Augen, die träumerisch in die Ferne sehen. Sie spricht, mehr für sich, als an den Vater sich wendend, der zudem ganz in sein Gebet versunken ist.)

Jobeka: So sinkst du hin, du tiefe Nacht, vergehst in Stille.
Schon weht vom Berge kalte Morgenluft,
Die Terebinthen rauschen leise
Und schlagen ihre Zweige sanft zusammen,
Erschauernd so wie ich vorm Licht des Tages.
Noch ist der Himmel schwer von Nacht,
Und seine Sterne funkeln still, als gält
Es, hundert Jahre so in trautem Farbenspiel
Zu leuchten, ja als käme nie ein hellrer Glanz,
Der ihre goldnen Herden jäh verschlingt.
Noch klingt das leise Tönen dieser Nacht,
Als käm aus unterirdschen Höhlen ferner Ruf,
Das Klirren goldner Becken weit im Schoss
Der Erde; noch kein Laut in Haus und Stall.
Ich aber seh im Geist die Sonne still sich heben.
Ich kenne sie, ich hab ihr oft ins Antlitz,
Ins feuerstrahlende geschaut,
Bis grün ihr Schild, von rotem Rand umwunden,
Jenseits geschlossnem Lide sank und sank,
Und immer, wenn ich ihn emporzuheben dachte,
Von neuem sank in purpurrote Nacht.
Ich kenne, Sonne, dich, ich lief dir oft
Entgegen, weit die Arme ausgestreckt,
Vom Berg hinab ins ebne Land
Und mit der Schwalbe um die Wette.
(Sie horcht plötzlich in die Nacht hinaus)
Horch! zwitschert da nicht etwas unterm Dache?
Mein Schwälbchen, bist du wach? Nein, nein
's ist alles still noch, alles schläft. Und doch, mein Gott!
Die Sonne naht . . .

(Ein Laut des Schmerzes, der vom Vater kommt, macht sie zittern. Jephta hat sein Gebet beendet, kniet da, das Antlitz gen Himmel gewandt, die Hände mit nach oben gekehrten Flächen erhoben, in einer Gebärde der Ergebung in Gottes Willen).

Vater! Vater!

Jephta: Kind,
Ich höre deine Stimme wie durch Tränen;
Nicht deine Tränen, meine sinds,
Die wie ein dichter Schleier mich verhüllen.
(zitternd):
Wie weit ist schon die Nacht?

Jobeka: Zu Ende bald.

Jephta: Zu Ende bald! Ich kanns nicht sehn. Ist schon
Ein lichter Schein im Osten?

Jobeka: Ja, vielleicht . . .
Ich weiss nicht . . . doch . . . ein roter Saum,
Hebt langsam sich empor.

Jephta: Mein Kind!
(Er schleppt sich auf den Knien zu ihr hin)
Ich liege hier im Staub vor Gott, von dem
Ein Teilchen du bist, Kind. Gib deine Hand,
Dass ich die trocknen Lippen darauf hefte!

Jobeka: Wir wollen fröhlich sein, mein Vater,
Da Gott mich ausersehen hat, zu sterben.
Ist das nicht Gnade, für ein ganzes Volk
Der Dank an Gott zu sein? Für alle stolz
Zum Opferstock zu gehen und sein Haupt
Dem Opfermesser schweigend darzubieten?
Ich werde gehn, als ginge es zur Hochzeit,
Und werde froh auf Ros und Myrrhe treten
Und unter Palmenzweigen wandeln,
Und lächeln will ich stolz dem neuen Tag,
Von deiner Hand geleitet, Vater!

Jephta: (Ganz zusammengesunken auf ihre Hand murmelnd):
Ich war ein stolzer Krieger vor dem Herrn,
Und meines Rosses Mähne wehte wie des Löwen;
Und hielt ich in der harten Faust das Schwert,
So fühlt ich kühnlich mich als Gottes Boten.
Im Rausch der Schlacht, wenn die Trompeten bliesen,
Und wenn der Staub der Wahlstatt mich
Wie Qualm vom Opferbrand umwehte,
Und wenn das Schwert des Lebens rote Quellen
Dir, Gott, zum Lob in heissem Strahl erschloss,
Dann dacht ich dein, geliebte Tochter,
Und deines Lächelns, deiner Stimme,
Die meiner Heimkehr froh Willkommen sprach.
Von deiner Sorge wohlbehütet dacht ich
Des Alterns graue Trage zu verbringen;
Denn du warst meines Lebens höchste Krone.
Nun hab ich dich dahingegeben.
Gott sprach; ich warf mich in den Staub

Vor ihn; und was gelobt ihm ist,
Das ist für immer aus des Lebens Buch
Gestrichen. Diese Nacht ist deine letzte, Kind.
Ich will Verzeihung nicht, ich bin
Ja Werkzeug nur in seiner Hand.
Dein zartes Leben aber jammert mich,
Das, schüchtern kaum dem Licht des Tags erschlossen,
Wie eine Blume nun dem ersten Reif
Verfällt, und wie das Morgenrot,
Kaum dass die Nacht vorüberging,
Im grellen Licht des Tages spurlos schwindet.
So mache denn bereit dich! bald,
In einer Stunde, wenn die ersten Strahlen
Der Bäume höchste Wipfel färben,
Führt unser Weg zum Gilgal hin.

(Er richtet sich langsam auf, das Haupt immer noch auf ihre Hände geneigt. Jobeka aber beugt sich zu ihm herab und küsst ihn langsam, zärtlich und voller Andacht, als sei es eine gottesdienstliche Handlung, auf die Stirn, worauf Jephta rückwärts schreitend die Arme über der Brust kreuzt und mit einer letzten Beugung des Haupts links seitlich durch einen Vorhang verschwindet.)

Jobeka (immer noch am Fenster):

Noch ist es Nacht — — — wie lange noch?
Bald, bald schon werden Gileads Töchter
Zum Brunnen gehn, dann wird
Die Kette klirrend niederfahren, und
Im klaren Wasser ihrer Eimer wird
Das erste Morgenrot sich zitternd spiegeln,
Der Himmel klar, und kalt die Luft.
Und auf den Wiesen schwindet dann
Im Hauch des jungen Tags der Nebel.
Ich habe nie so früh gewacht, sah nie
Der Nacht allmählich Schwinden, da der Tag
Sie ohne Schonung jagt, gleichwie den Löwen
Erzürnte Hirten . . .

(Sie verstummt, dann zitternd und leiser):

Ach, wie wird es sein?
Wird Gott mich treffen ohne Schmerz?
Wird meines Vaters Hand mein Leben
Auslöschen zart mit einem Hauch, wie wenn
Ein Mund ein flackernd Lämpchen still vergehen macht?
— — Ich bin so jung. Mir ist, als ging ich gestern erst
Zum ersten Mal mit eignen Füssen;
Ich höre noch mein traumhaft Lallen,
Mit dem ich Sonne, Mond und Himmel grüsste;
Ich seh mich kindisch nach den Sternen greifen
Und meiner jungen Glieder langsam Reifen.
Ich bin so jung. Und leg ich meine Hand
Auf meiner Brüste leises Wogen,
So fühle ich des Herzens zarten Schlag,
Von lauten Wünschen nie beschleunigt.
— — Wie schön ist diese Welt! Wie steht so hoch
Die Palme über Myrtensträuchern
Und neigt im Winde stolz ihr Haupt!
Wie fröhlich ist der Wolken heller Reigen,
Der sich am Himmel drängt! Das Abendrot,
Wie hold mit seinem frohen Grüssen!
Wie schimmert silbrig-weiss des Oelbaums Blatt,
Wenn vom Gebirge kommt der leichte Hauch!
— — — — — — — — — — — — — — — —
Wie schön bist du, o Mensch! — — — — — — —
Was weiss ich
Vom Menschen? . . . doch . . . die jungen Krieger,
Sie tragen goldne Ringe um den starken Arm,
Und ihrer Augen dunkle Nacht strahlt stolz
Mich an. Und legt ein Mann den Arm
Um einer Jungfrau scheue Hüfte,
Dann klopft ihr Herz in schnellem Takt,
Und ihre Augen füllen sich mit frohen Tränen.
Ich weiss, wenn sich der Abend senkt
Und Kühlung über Tal und Weiden breitet,
Wenn sich die Schatten fernhin lagern
Wie satte Kühe an des Baches Rand,
Dann schwärmen die Verliebten aus;
Das Mädchen lehnt den Kopf an Mannes Schulter,
Und ihre Arme sind verstrickt,
Und leise Worte gehen traumhaft her und hin.
Ich sah sie oftmals wandeln, wenn ich vor
Dem Zelte sass da unten in den Bergen,
Mein Sehnen aber gab ich ihnen mit.
Ich dachte wohl, dass auch um mich
Einstmals ein Jüngling würde legen
Den starken Arm, und dass mein Mund
Zu seinem dürstend sinken würde.
Ich weiss, dass Abdon — —

(Sie schlägt die Hände vor das Antlitz, in sehnsüchtiges Sinnen versunken. Aber diese Regung geht schnell vorüber. Sie hebt die Arme gegen das steigende Licht im Osten, das in hellgrünem Streifen Himmel und Erde scheidet.)

Ach, wie schnell
Steigst, Licht, du jetzt empor. Und deine Harfen,
O junger Tag, erklingen brausend
Von Ost zu West. Das Grün der Bäume
Hebt froh aus nächtgem Schatten sich.
Wie bist du schön, du junger Tag!
Ein Pfirsichbäumchen, weiss und rot
Am grünen Bach, ein Wölkchen licht
Wie junger Schafe leichte Wolle, und dein Duft
Ist süss und herb zugleich und dünkt mich besser
Als Myrrh' und Ambra.

(Sie atmet tief. Auf dem Hofe leises Geräusch. Die Aeste der linken Terebinthe bewegen sich, als ob jemand den Baum schüttelte. Jobeka tritt wie erschrocken einen Schritt zurück. Aber wie die Unruhe im Baum fortdauert, teilen sich seine Zweige, und in der Höhe des Fensters erscheint Abdons Antlitz. Der Jüngling legt einen Finger auf den Mund und schwingt sich noch weiter empor, sodass nun sein ganzer Körper am Fenster sichtbar wird. Jobeka hat die ganze Zeit in jähem Erstaunen geschwiegen; nun aber errötet sie und schlägt die Hände zitternd vor der Brust zusammen.)

Abdon: Jobeka!

Jobeka: Abdon, du? In stiller Nacht!

(Sie schlägt den Schleier vors Gesicht.)

Es ziemt sich nicht, dass eines Mannes
Verwegnes Antlitz sich der Jungfrau aufdrängt.
Was willst du hier vor meinem Fenster?
Erschlichnen Weges . . .

Abdon: Ach, es ist nicht Zeit,
Der Worte viel zu machen. Komm Jobeka!
Ich rette dich, wenn du dich mir vertraust.

(Zitternd vor Liebe und Trauer.)

Jobeka! Komm! Vertrau dich meinen Armen.
Mein Pferd harrt schon gesattelt dort im Garten.
Ich trage dich wie Sturmwind mit mir fort.
Ich liebe dich, Jobeka, und ich will
Nicht, dass du stirbst.

Jobeka: (Immer weiter vom Fenster zurückweichend.)

Hab je ich dir gezeigt,
Dass deinem Blicke ich Erhörung lieh?
Hab je ich dir ein karges Zeichen nur,

Dass mir dein Bild im Herzen steht,
Gegeben? Sag! Wie könnt ich sonst
Verstehen, duss du forderst, und so forderst!
So ungestüm! Geh, Abdon, geh!

Abdon: Nicht ohne dich,
Jobeka. Lass nicht jetzt ein rauhes Wort,
Das wegen karger Zeit nicht so bedacht ist,
Wie es vielleicht, hörst du? vielleicht bedacht
Sein müsste, zwischen uns sich drängen!
Nein, nein, ich weiss, Jobeka, niemals hast du
Mir mehr geschenkt als einen schnellen Blick,
Der nur dem Liebenden, der hofft, Erhörung schien.
Und wenn du je im Spiel die weiche Hand
Auf meinen Arm gelegt, so war es nur
Der scheue Druck des Schmetterlings, nicht mehr.
Nein, nein Jobeka! Deine Nachsicht nicht,
Mein eignes Sehnen treibt mich her.
Ich liebe dich, du bist die Rose, die
Auf schwankem Stengel trinkt den Tau
Des kühlen Morgens, du das leise Wehen
Des Bergwinds, der den Heissen kühlt,
Der Quell, aus dem der Durstge trinkt
Mit nie gesättigtem Verlangen.
Ich ging dir nach im Palmenhain und tummelte
Mein Ross auf jeder Bleiche, wo
Mit deinen Mägden du das Linnen breitetest,
Ich ging dir ungesehen oftmals nach und bin
Verstummt, das Herz in süsser Angst beklommen, wenn
Ich dir — wie selten! — gegenüber stand . . . .
Jobeka! Einmal nur in Traum und Nacht,
Als ich im Zelte einsam lag, im Feld
Bei meinen Herden, fragte ich,
Weil es ein Traum war kühn, ob du
Mich liebst. Ach, und du errötetest
Und senktest dann dein Antlitz hold zu Boden,
Und sagtest: ja! Jobeka, ja!

Jobeka: (Zittert und schweigt.)

Abdon: Ist's wahr?
Der Traum hat nicht gelogen?
(Immer eifriger und leidenschaftlicher):
Nein, er kann
Nicht; denn ich liebe dich so heiss, wie nur
Der liebt, dem Sicherheit, dass er erhört
Ist, wohnt im Herzen. Und du schweigst?
Sagst meinem Drängen nichts, Jobeka?
(Er ringt die Hände mit dem Eifer dessen, der sein heisses Fühlen einem anderen mitteilen will):
Du weisst nicht, wie ich lieben kann.
In meinem Herzen ist die Liebe
Ein zehrend Feuer, das durch Tür und Mauer
Zerstörend glüht und nimmer rastet.
Du hebst mich hoch empor, als schwebte ich
Von Flügeln leicht getragen.
Und alle Menschen meines Stammes, die
Mich kannten, sagen: „wie bist du doch gross,
O Abdon! Hebst dein Haupt empor, als seiest
Ein König du! Was macht so stolz dich?“
Ich aber lächle nur und schweige; denn
Was mich berückt, das kann ich keinem sagen,
Wiewohl dein Name stets auf meinen Lippen liegt,
So leicht wie einer Rose leichtes Blatt,
Sodass ich deinen Namen ängstlich hüten muss,
Dass er mir nicht entfliegt, vom Hauch verweht.
Wenn ich bei meinen Herden bin, allein
Und fern von andern Menschen, dann besteige
Mein Ross ich oft und lass es laufen
Durch Wüste, Dorn und Strauch und Dickicht,
Wie einen Kriegsruf deinen Namen schreiend,
Vom Wind umtost, sodass mein Mantel flattert.
So jage ich der Sonn' entgegen.
Und abends, wenn das Dunkel steigt im Osten,
Des Tages Dinge sterben, und die Nacht
Ihr müdes Haupt voll schwerer Rätsel hebt,
Wenn nur das leise Rauschen träger Bäche
Im Weidendickicht sickert, und ich vor dem Zelte
Beim Feuer sitze und in sein Verglühen
Mit grossen Augen starre, dann
Bin glücklich ich in deiner Liebe . . . Sieh!
Ich weiss es: dieses Glück, im Herzen
Dich hold zu tragen, wird mir nie genommen.

Jobeka: (Verträumt:)
So liebst du mich? Und hast mir nie gesprochen?

Abdon: Du würdest, dacht ich, schon in meinen Augen lesen
Drum schwieg ich. Aber nun ist keine Zeit
Zu warten. Sieh! des Bisamberges Gipfel
Erhellt sich schon und hebt
Aus Nacht und Dunkel sich empor.
Bald ist es Tag; dann müssen fern wir sein,
So fern, dass schnelle Rosse uns nicht mehr
Erreichen, ach! so fern, dass uns kein Aug
Ersieht, schon jenseits Ajalon vielleicht,
Wo tellergleich die Ebne ist gebreitet.
Drum komm, mein Stern, mein heller Garten,
Mein Weihrauchbaum und Würzewein,
Ich hebe aus dem Fenster dich heraus
Und trage sanft hinab dich. Keine Furcht!
Ich halt dich fest, so fest wie je ein Krieger
Sein scharfes Schwert im Kampfgetös.
Und bist du erst im Garten, wartet dein mein Ross,
Mein schnelles Ross, auf dessen breitem Rücken
Von meiner Hand gestützt du sicher bist
Wie nur ein Adlerjunges ist im Horst.
So komm, mein leuchtender Granat,
Und gib dich meiner heissen Ungeduld,
Dass ich von dieser Stätte dumpfen Grauens
Ins Licht des Lebens kann hinaus dich tragen.
Es ist nicht wahr, Jobeka, dass du sterben musst,
Gott will nicht, dass du stirbst. Verruchte Lüge
Dein Vater hat geträumt im Rausch,
In Fieberhitze! . . . Sterben! Du? Ich lache.
In Ekel muss ich schütteln mich. Und wär
Es wahr, dass er dich Gott gelobt, ich würde
Die Faust erheben gegen diesen Gott,
Und den Gehorsam ihm versagen.
Und würde kämpfen mit ihm, denn ich bin
Der Stärkere, da für's Recht ich streite.

Jobeka: (ist immer weiter vor ihm zurückgewichen, starr wie eine Bildsäule. Nun schüttelt sie langsam das Haupt.)

Abdon (macht Anstalten, sich auf das Fenster herüberzuschwingen):
Du sagst nichts?
(jubelnd):
Folgst du mir? Du kommst?
Was starrst du so? du zitterst? Ach, Jobeka!
(Er beginnt zu ahnen, dass sie ihm entschlüpfen wird)
Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.

Schlank wie die Gerte der Weiden
Auf dem Berge Libanon,
Und hob die Arme nnd sang
Und beweinte ihr frühes Sterben
Im Jungfrauenalter.
Auf den Bergen weinte sie da
Und warf ihre Klagen hinaus
In den Wind
Vom Berge Ramah,
Und gab sie dem Wehen
Das nächtlich aus der Wüste emporsteigt —
Königstochter!
Wir klagen mit dir.
Unsere Haare hängen
Trauernd herab,
Unsere langen, seidigen Haare,
Die knistern, wenn des Geliebten Hand
Liebkosend darüber hinstreicht . . .

(Der Gesang verhallt leise im Morgengrauen.)

Jobeka: Was zittern deine Hände, Amme?

Amme: (eilfertig)
Das ist vom frühen Morgen, ist vom Fasten . . .
— Ich weiss nicht — ist vielleicht vom Südwind;
Ich bin schon alt . . .

Jobeka: Du, alt?

Amme: Sehr alt, seit dieser Zeit,
Da Jephta heimgekehrt vom Kriege.

Jobeka: Was sangen sie?

Amme: Ein Trauerlied —

Jobeka: (träumerisch in die Ferne starrend)
Ich stand in diesen Wochen oft allein
Hoch über unsern Zelten auf dem Berge
Und hört' den stillen Atem ihrer Einsamkeit,
Und dachte nach, ein ganzes Leben . . .
Ists nicht genug, zu wissen, dass
Das Licht des Tages freudvoll ist, und dass
Kein einzig Leben kann erlöschen, das
Nicht auch ein anderes an sich entzündet hat?
So arm ist keiner, dass er nicht
Bei einem hinterliess ein Trauern.
Und als ich dies erkannte, wurd ich froh
Und alle Angst versank ins Wesenlose.
Die Myrthe hebt die Krone froh empor,
Und sinkt sie auch, noch hat sie Schwestern,
Und nimmer leer wird diese Welt
Vom Hauche ihres zarten Atems.

Amme: Wie du, ist keine, keine . . .

(sie hebt eine der Haarflechten Jobekas empor und drückt einen Kuss darauf.)

Ach, dies Haar!
Ich sah es wachsen. Als du kamst zur Welt,
Da hattest du ein dunkles Häubchen
Von seidenweichem Haar, so fein, dass, wenn
Ich küsste, zerging der Hauch
Wie Schnee auf meinen Lippen.
Du sogst an meiner Brust, ich hielt dich
Wie eine Krone stolz im Arm
Und lauschte auf den leisen Schlag
Des Herzens, der eilfertig ging und wieder ging.
Du warst sehr still und machtest
Mir niemals Müh. Ich sass an deiner Wiege.
Ich sang . . . .

Jobeka: Was sangst du noch? . . . ich weiss —
Als ich schon älter war, vielleicht fünf Jahre,
Da sangst das Lied vom Reiter du . . .

(sie beginnt leise zu singen)

Reiter! Reiter! wohin?
Lanze hast du und Schwert . . .
Willst du nach fernen Landen ziehn?
Ist dir die Heimat nicht wert?
Reite nicht, Reiter! o schau!
Grün ist der Wiesenplan,
Wasser genug hat die Au . . .
Wer hat dir Leides getan?
Feige und Myrthe und Wein
Grünet vor meinem Zelt.
Und meine Herde wird dein
Und meines Vaters Feld.
Und meiner Arme Band
Schliesset dich warm.
Wer seine Heimat fand
Kennt keinen Harm.
Reiter! Reiter! wohin?
Lanze hast du und Schwert . . .
Willst du nach fernen Landen ziehn?
Ist dir die Heimat nicht wert?

Es klingt mir noch, das kleine Lied,
Liebkosend nach; der Reiter zieht,
Die Sehnsucht bleibt und blickt vergebens in die Ferne

(sie hebt ihr Haupt zum Fenster)

Der Tag! Der Tag! Schon wird der Himmel hell
Und seine Sterne schwinden mählig,
Nun gilt kein Säumen mehr. Was hast du da?

Amme: Ein weisser Schleier ist es, nie getragen . . .
Mit purpurrotem Saume —

Jobeka: Und die Spangen?

Amme: Für deine zarten Arme. Lass sie mich
Noch küssen, eh das schwere Gold
Ich um sie lege.

Jobeka: (hält ihr still die Arme hin)
Hast du auch
Mir Schuhe mitgebracht?

Amme: Auch das.
Sandalen, weiss, vom feinsten Leder
Aus eines Milchkalbs Haut gemacht.
Sie sollten für deine Hochzeit sein.
Sie sollten tragen dich, wenn du
Dem Gatten würdest zugeführt von Vaters Hand,
Und wenn der Priester über euch
Den Segen spräche. Ach, wie träumte ich
So oft davon! Ich dachte, dass dich nur
Ein König dürfte führen in sein Haus,
Ein stolzer Stammesfürst in Israel.
Ich aber wollte tragen deiner Schleppe Saum
Und wollte wachen nachts vor deinem Zelte.

Jobeka: Als Jungfrau sterbend, darf ich auf Sandalen
Zum Tode schreiten, darf
Den weissen Mantel sterbend um mich breiten.
Und wenn du wachen willst, so wache denn
An meines Scheiterhaufens stiller Reinheit.

Amme: (schluchzend):
Gott wird mir bald vergönnen, dir
Im Tod zu folgen.

Jobeka: (ekstatisch):
Mach mich schön!
So schön, wie ich noch nie gewesen bin.
Mich dürstet, weiss zu leuchten wie
Die Sommerwolke über grünem Lande.
Mach schön mich für den Bräutigam,
Der mich im Schmerz des Tods entrückt . . .
(Sie sieht an sich herunter und betrachtet lange ihre weissen Hände.)

Amme: (will ihr einen Schleier um Kopf und Hals legen.)

Jobeka: Nein nein! den Hals lass frei! Sie sollen
Des Lebens Quell nicht lange suchen müssen.
Ich biete Gott mich willig dar
Wie ein von Sommers Glut gedörrter Weinstock,
Der seine Blätter froh dem Regen gibt . . .
(Im Garten hebt sich wieder Musik.)

Die Töchter Israel (unter dem Fenster).
Es war kein Richter in Israel,
Und die Not des Volkes war gross.
Es klagten in den verwaisten Hütten
Die Frauen, die Hürden waren leer,
Zerstampft die Felder, die Brunnen ausgetrocknet,
Den Wüstentieren gabst du uns zum Raub.
Doch siehe! es erhob sich uns ein Schwert,
Von Jobekas Mund geküsst,
Geküsst zum Kampf und zum Tod der Feinde.
Soll nicht jubeln mein Herz,
Da Freude ihm ward und Rettung?
Ja, Frucht wird dem Frommen
Und Wasser dem Dürstenden!
Von allen Töchtern Israels preise ich hoch Jobeka.
Breitet ihr willig die Hände
Unter den Schritt ihres Fusses,
Dass sie weich einhergehe,
Nicht fühle die Härte des Weges!
Streuet Rosen und singt:
„Feundin! Jungfraun sehen auf dich;
Dein Name wird ewig währen,
Und wo eine Jungfrau errötet
Unter dem Kuss des Bräutigams,
Da wird ihre zitternde Seele sprechen:
Dir danke ich meine Liebe, Jobeka!"

Jobeka: (mit ausgebreiteten Armen gegen das Fenster nnd die steigende Morgenröte gewandt):
Wie sollte weinen, wessen Namen
Die Mädchen nennen, wenn sie in dem Zelt
Am Rocken sitzen, oder an den Brunnen
Des Abends Wasser holen! Königlich
Ist mein Geschick. Ich preise dich, mein Gott!
Du sendest gnädig deiner Sonne Licht,
Dass sie die letzte Stunde mir erhelle.
Nicht freundlich ist die Nacht mit ihrem Schweigen,
Das wie ein Mantel Trost und Hoffnung schwer
Verhüllt. Da kämpft der Mensch und beugt
Sein Haupt, und seine Tränen
Verrinnen spurlos in des Bodens Sand;
Da sendest, Herr, mit deines Atems Hauch
Du frohe Sonnenstrahlen, deines Willens
Beschwingte Boten, und wir sinken in den Staub
Und stammeln deinem Namen Dank.
Du hast mich auserwählt, mit meinem Leben
Dir zu dienen; sieh! ich bin bereit,
Und froh und furchtlos folg ich deinem Rufe . . .
(Geräusch betender Stimmen kommt näher)

Die Amme: (wirft sich zitternd zu Boden und küsst leidenschaftlich Jobekas Füsse)
Sie kommen. Steh uns bei, Gott Israel,
Und lass uns nicht verzagen jetzt
Und dort in unserer letzten Stunde!

(Der Vorhang zur rechten öffnet sich. Die zehn Aeltesten treten herein, hinter ihnen, das Haupt von einem Mantel verhüllt, Jephta. Die Männer verbeugen sich vor Jobeka und stellen sich ihr gegenüber auf. Die Amme liegt regungslos am Boden.)

Jobeka: (steht still am Fenster, von der Morgenröte angestrahlt, wie in einer Glorie)
Ich grüsse euch! Ihr kommt, mit mir zu beten?
Mein Leib ist rein, und meine Seele
Harrt andachtsvoll der Opferung.

Die Männer: (beten gen Osten gewandt das Sterbegebet):
Lass walten, Herr, in voller Grösse
Du deine Kraft, wie du verheissen!
Gedenke des Erbarmens, Herr,
Und deiner Huld!

Der Vorbetende: Es möge werden
Erkannt der hohe Name Gottes in der Welt,
Die er geschaffen hat nach seinem Willen!
Es komme bald zu uns sein Reich
Und seine Herrschaft! Bald! Bei unserm Leben und
In unsern Tagen!

Die Männer: Sei gelobt in Ewigkeit
Dein grosser Name, Gott!

Der Vorbetende: Gelobt, gepriesen
Verherrlicht und erhöht in seinem Glanze sei
Der Name des Geheiligten! Erhaben ist
Sein Name über jedes Lob und Lied
Und über jeden Segensspruch,
Den sprechen kann der Mensch in dieser Welt.

Die Männer: Der Name Gottes sei gelobt, nun und
In Ewigkeit!

Der Vorbetende: Des Lebens Fülle und
Des Friedens komme über uns
Und über Israel vom Himmel! Amen!

Die Männer: Die Hülfe ist bei Gott, dem Herrn,
Der Himmel schuf und Erde! Der
Den Frieden schuf in seiner Höh, der schaffe
Auch Frieden unter seinem Volke! Amen!

Alle Männer: (treten vor mit erhobenen Händen, deren Finger sie so spreizen, dass zwischen Zeige- und Ringfinger eine Lücke entsteht, und sprechen den Priestersegen):
Es segne dich Gott und behüte dich!
Es lasse dir leuchten der Herr
Sein Angesicht und begnade dich!
Es wende der Herr sein Angesicht
Dir zu und gebe dir Frieden!

(Alle ausser Jobeka verharren im stillen Gebet. Das Zimmer wird immer mehr vom Licht des steigenden Tages überflutet. Jobeka vermag keinen Blick vom strahlenden Morgenhimmel zu wenden. Da hebt sich draussen noch einmal der Sang der

Töchter Israel: Klaget, ihr Mädchen, um Israels Schönste,
Die noch im Jungfrauenalter dahinging.
Weiss war ihr Antlitz und rötlich
Wie erste Ahnung des Tages,
Leicht ihr beflügelter Gang,
Wie einer zarten Wolke Weg
Ueber den Bergen . . . . .
Klaget, ihr Mädchen!
Mannes Liebkosung hat nie Jobeka genossen;

Sie gehet dahin
Jungfräulich im Sange der Priester.
Winkt mit den Palmen!
Streut ihr Rosen und weint!
Ach, ganz Israel klagt, und wo nur
Ein Mädchen ist, dem glückliche Liebe
Ruhe der Tage und Jubel der Nächte gibt,
Gilt dir, Jobeka, sein erstes und letztes Gedenken.
— — — — — — — — — — — —
Sehet die Sonne! sie steigt,
Leuchtet Jobekas Tod;
Und mit dem letzten Verflattern der Nacht
Schwindet Jobeka dahin
Wie der Tau der Nacht,
Den durstig trinket
Dein heisser Strahl, o Sonne — — —

(Die Sonne erscheint in einer Strahlenglorie über dem Saume der Ebene Da tritt

Jephta vor, unfähig zu sprechen, und streckt die Arme nach Jobeka aus, während die Männer eine Gasse bilden).

Jobeka: (sieht noch einmal rückwärts in die Sonne und legt dann die Arme ergeben auf die Brust)

Ich bin bereit.

(Sie schreitet durch die von den Aeltesten gebildete Gasse. Hinter ihr Jephta.)

Der Vorhang sinkt schnell.



LE-BRUN **Jephta und seine Tochter.** FLORENCE. OFFICES.

DER POETISCH VERHERRLICHTE MOSES MENDELSSOHN.

Eine Ausgrabung vom Jahr 1787. — Von Dr. Leopold Hirschberg (Berlin). Nachdruck verboten.

Für den denkenden Bücherfreund, d. h. für den, der ältere Bücher nicht bloss sammelt, um dann, wie Richard Wagners Fafner sein

„Ich lieg und besitz,
Lasst mich schlafen!“

herauszurufen, sondern die Werke als Spiegel der Zeit vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, — für den denkenden Bücherfreund also eröffnet sich beim richtigen Betrachten scheinbar unwichtiger Dinge eine Perspektive von meist beträchtlicher Weite. Die ehrwürdigen, bezopften Gestalten vergangener Zeiten treten leibhaftig vor ihn; das Milieu, in dem sie sich bewegen, erscheint deutlich und klar; ihre Neigungen und Bestrebungen, ihre Erfolge und ihr Missgeschick, ihre Liebe und ihr Hass — alles das zeigt sich dem, der zu sehen und zu lesen versteht. Bücher — vielfach sogar ganz unbedeutende und verschollene — sind der Spiegel der Zeit, der ihr Bild unverzerrt, sine ira et studio, wiedergibt. — Von diesem weiten kulturgeschichtlichen Standpunkte aus wollen wir einmal ein Büchlein von kaum 100 Seiten betrachten, das ein Zufall mir vor kurzem in die Hände spielte. Denn „Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht in vier Gesängen von M. C. Ph. Conz. Stuttgart 1787“ (so lautet der Titel des Buches) in seinem poetischen Werte zu würdigen, dazu liegt, wie wir noch sehen werden, keine Veranlassung vor; und es dürfte wohl kaum ein Literarhistoriker von Fach von der Existenz der Dichtung wissen, geschweige sie gelesen haben.

Moses Mendelssohn,
der Weise und der Mensch.

Ein lyrisch-didaktisches Gedicht
in vier Gesängen
von
M. C. Ph. Conz.



Stutgart,
in Kommission bei Joh. Beneb. Mezler,
1787.

Original-Titel, verkleinert.

Wer ist Carl Philipp Conz gewesen? Ein Heimatsgenosse Friedrich Schillers, nur drei Jahre jünger als dieser, in Jena ein Hausfreund des grossen Dichters. Er hatte in Tübingen Theologie und Philologie studiert, war längere Jahre Pfarrer und Diakon, bis er endlich (ein Jahr vor Schillers Tode) ordentlicher Professor der klassischen Literatur und Eloquenz in Tübingen wurde, wo er vor 80 Jahren (1827) gestorben ist. Wir besitzen sogar eine recht drastische Personalbeschreibung des gelehrten Mannes, die wir, um ihres berühmten Autors willen, hierhersetzen wollen. Gustav Schwab erzählt in seiner Schiller-Biographie (Stuttgart 1840, p. 462) folgendes:

„Viele Männer unseres Schwabenlandes von mittlerem Alter erinnern sich von ihren Tübinger Studentenjahren her recht wohl eines mit Fett gepolsterten Kopfes, dem die Wangen zu Mund und Augen kaum Platz liessen. Der ganze dicke Leib rührte sich nur schwerfällig, und die Lippen brachten, in Gesellschaft oder auf dem Katheder, Töne hervor, die mit Mühe sich zum Artikulierten steigerten. Aber wenn der Mann ins Feuer kam und die blauen Augen freundlich zu leuchten begannen, so lösten sich die Worte allmählich verständlicher von der sich überschlagenden Zunge: feine Bemerkungen, gewürzte Scherze, sprühende Funken Geistes, selbst tiefere Gedanken und gelehrte Untersuchungen liessen sich unterscheiden, und man konnte dem stammelnden Lehrer der Beredsamkeit das Zeugnis des alten Poeten nicht versagen:

In uns waltet ein Gott,
sein regend Bewegen erwärmt uns.

Es war der Professor der Poesie und Eloquenz zu Tübingen, der schwäbische Dichter Carl Philipp Conz."

Wir werden am Schluss uns mit einem Teil der Conzschen Poesien noch kurz zu beschäftigen haben; das oben genannte Mendelssohn-Gedicht scheint die erste Pegasus-Besteigung des damals Vierundzwanzigjährigen gewesen zu sein. Es ist Jacob Friedrich Abel, Professor der Philologie und Moral und „dermaligem Prorektor an der hohen Karlschule in Stuttgart", gewidmet. Der Autor übergibt das Kind seiner Muse dem Publikum mit ziemlicher Verzagtheit: „Wie sehr wünschte ich, dass die Verzögerung meiner Arbeit die vollendete Güte derselben zur Folge haben könnte. Aber eine Sache aufschieben, heisst nicht immer sie, bey ihrer Erscheinung, besser liefern. Sollte ich sie darum noch länger zurückbehalten haben, um ihr den mir möglichen Grad der Vollkommenheit zu ertheilen, dies hiesse, so sehr es auf der einen Seite die Achtung gegen das Publikum zu erfordern scheint, auf der andern doch wieder, wann man etwas schon lange versprochen hat, ebendasselbe beleidigen, und das Interesse der Sache, das schon etwas geschwächt seyn dörfte, noch mehr schwächen oder gar zernichten."

Moses Mendelssohn war ein Jahr vorher gestorben (4. Januar 1786), und während dieses Jahres war dem Verfasser, wie er weiterhin selbst gesteht, „aller Umgang mit den Musen schlechterdings abgerissen" worden. Wir werden nach diesem etwas komisch klingenden Geständnis nicht viel erwarten dürfen.

Durch den Tod des Weisen in eine „sanft begeisternde Wehmut" versetzt, gelobte Conz ihm ein geringes Denkmal, derart, dass er den Lehrdichter mit dem Lobredner vereinigen wollte, da ein blosser Panegyrikus ihm zu schaal erschien. Er wollte sich selbst ausserdem den Weg zur didaktischen Poesie über die lyrische bahnen.

Das beste des ganzen Gedichts ist zweifellos die Einleitung, ein den Klopstockschen Oden glücklich abgelauschtes und geschickt verfertigtes Stück allgemeinen Inhalts, in dem von Klopstock besonders bevorzugten (Alcäischen) Versmasse, dessen drei Strophen lauten:

„Doch, wer, wie Du, des Lebens Gehalt und Werth
Auf sichrer Wagschal wog, und, wie Du, so warm
An jenes bessre Jenseits glaubte,
Dem ist die Larve des Todes nicht furchtbar.

Dem ist er kein Zerstörer, dem ist er nur
Mit ausgelöschter Fackel ein Genius,
Wie ihn Dein Lessing uns geschildert,
Selber gesehn und noch mehr verstanden,

Als ihm aus seinen Zweifel die Wahrheit sich,
Wie aus dem Kampf der Dämmrung der sonnige,
Der hohe Morgen in der Gottheit
Urlicht, dem staunenden Geist emporwand."

Schlimm siehts dagegen mit dem Dichten Conzens aus, wo der Reim angewendet wird. Hier passiert ihm, wie der gleichfalls von Apoll geküssten Friderike Kempner, manchmal das Unglück, zum Zwecke des Gelingens der Verszeile Sylben kassieren zu müssen. Wenn sich schon die Abkürzung von Aristoteles in „Aristot" seltsam genug anhört, so ist dies noch mehr bei dem Helden des Gedichts selbst der Fall:

„Und so, wie wenn der Tag in schönem Lauf,
Ein schöner Jüngling, die Welt herauf
Sich hebt und wächst im Gehen,
So blühte Mendel auf,
Ein Wunder anzusehen!"

Komisch klingts, wenn Conz von dem nachmaligen Hofpoeten Ramler erzählt, dass dieser, als er Mendelssohns Freund wurde, noch die „Begeisterung im Busen verhalten habe", trotzdem er bereits „insgeheim Liebling der Musen" gewesen sei; wenn er ferner von der „Weisheit grossem Schwur", den Moses und Lessing zusammen leisteten, mit folgenden Hyperbeln berichtet:

„Da schwuret ihr der Weisheit grossen Schwur:
Ihn hörten jauchzend die Engel, ihn hörte jauchzend Natur:
Der Aberglaube grinst', als er die Kunde vernahm,
Die zur erschrocknen Hölle kam.
Die Dummheit schüttelte arbeitend, schwer ihr Haupt
Von Mohn beträuft, von Lotos umlaubt,
Die Trägheit gähnt' und fuhr aus ihren Eiderbetten,
Und Teufel bissen in die Ketten."

Bei der ungemein tiefsinnigen Behauptung:

„Zum Kinde von dem Embryonen
Ist grösser noch der Sprung, als von Huronen
Zu einem Leibnitz"

merkt man das Stöhnen des gemarterten Hippogryphen, desgleichen bei dem wie eine Bombe einschlagenden Schlussreim:

„Seligkeit athmet im Rosenstrauch,
Seligkeit duftet aus der Morgenflur Hecken,
Schimmert aus der Wiese farbigten Decken,
Woget in des Weltmeers Bauch".

So könnte ich nun noch viele Stellen zum Beweis dafür anführen, dass Conzens „Mendelssohn" zwar sehr gut gemeint ist, dass aber das Können des Dichters mit seiner Begeisterung nicht gleichen Schritt hielt. Es lohnte nicht, von dem Werkchen zu reden, wenn man nicht, wie schon eingangs erwähnt, kulturgeschichtliche Momente zu berücksichtigen hätte. Schon der Umstand gibt zu denken Anlass, dass in einer Zeit, wo die Rechte der Juden noch gleich Null waren, wo das Ghetto sie noch wie wilde Tiere von der Gemeinschaft mit den übrigen Menschen abschloss, ein solches Gedicht auf einen Juden überhaupt möglich war. Die Hochachtung, die Moses Mendelssohn in allen Kreisen genoss, muss in der Tat gewaltig gewesen sein — das geht, möchte ich sagen, aus jeder Verszeile hervor; und nur diese allgemeine Hochachtung lässt es verstehen, dass der Dichter sein Werk mit der schwungvollen Strophe schliessen konnte:

„Und Du, die ihn gebohren, Germania!
Sey stolz, dass Du die Mutter des Weisen warst.
Du wirst ihn ewig ehren, denn Du
Ehrest Dich selber in Deinen Söhnen."

Von hohem Interesse ist nun weiterhin das nicht weniger als zehn Seiten umfassende Subskribenten-Verzeichnis. Vorwiegend sind es ja schwäbische Städte und Dörfer, die das Kontingent der Leser stellen. In Enzweihingen z. B. subskribieren der Substitut Maier, der Amtsverweser Schumann, der Gerichts-Schreiber Jung und endlich „Herr Ochsenwirth Braun" auf je ein Exemplar, die Familie Caulla in Hechingen will deren acht haben, Herr Armbruster in Konstanz sogar zwölf. Die Abonnenten von Ludwigsburg sind durchweg Adlige: Herr Oberst von Dedel, Herr Oberst von Hügel, Herr Hofmedikus von Hofen, Herr Obrist von Palm; in Stuttgart ist unter 25 Teilnehmern kein Jude zu entdecken, wenn man nicht den letzten „Ein Ungenannter" dazu rechnen will. Die ganze theologische und philosophische Fakultät von Tübingen ist vertreten; in Königsberg verlangt Herr Wolff Oppenheim 6 Exemplare, die weiteren Abonnenten von dort sind: Herr v. Arnim (Fähnrich vom Regiment von Egloffstein), zwei Lieutenants von Wolff, ein Lieutenant von Kunheim und Herr E. F. Erhardt, ein „Mousquetier" vom Regiment von Anhalt, die Herren Copinus und Woltersdorf, beides Lehrer am Collegio Friedericiano. Die Pfarrer und Vikare von Pfaffenhofen, Vaihingen, Weinsberg, Wüstenroth, Lorch, Haussen, Heilbronn fehlen nicht.

Wenn wir aus der Berliner Subskriptionsliste den Geheimen Sekretär Siebmann und den Rathmann Köls streichen, so bleiben uns folgende Namen: Moses Alexander, Samuel David, David Ephraim, Benjamin Veitel Ephraim, David Friedländer, Abraham Friedländer, Joseph Fraenkel, Isaak Helfft, Joel Samuel und Wolf Samuel von Halle, Elias Daniel, Benjamin Daniel und Daniel Itzig; Samuel Salomon, Wolf Samuel und Daniel Samuel Levy; Heym. Ephraim Veitel, Benjamin Isaac Wulff und Meyer Warburg. Während in Freudenthal die Herren Judas und Götsch Moses friedlich neben Fräulein Caroline von Rieben figurieren, in Horkheim Herr Löw Maier als einsame Grösse dasteht, zeigt Frankfurt a. M. wieder eine stattliche Reihe: Lemle und Wolf Joel Bamberger, Abraham Moses Braunschweiger, Gumpertz und Löw Elias, Löw Götz Haas, daneben den „Geheimden Rath von Schmid, Herr zu Rossau."

Mit fortschreitendem Alter und wachsender Erfahrung hat sich Conz als Dichter sehr zu seinem Vorteil entwickelt; seine Gedichtsammlungen erschienen mehrfach und fanden viel Beifall. In richtiger Erkenntnis hat er seinen „Mendelssohn" in diese nicht mehr aufgenommen. Alttestamentarischen Stoffen aber ist er Zeit seines Lebens treu geblieben. Unter seinen 1818 erschienenen „Biblischen Gemälden" finden wir folgende, zum Teil sehr schöne Dichtungen: Isaak und Rebekka, Jakob am Brunnen, die Täuschung Labans, Hagar, die Prophetenwittwe, die Sunamitinn (die Wunderthaten Elisas behandelnd), die sieben Brüder und ihre Mutter (Makkabäer), Belsazer in der Unterwelt, Klagelied des Hiskias, die Heldenprobe (davidische Episode), Klagegesang Davids um Jonathan. Besonders interessant ist das Fragment „Hiob", zum Teil in Terzinen gedichtet, vollendet in der Form und von nicht geringem dichterischen Schwung.

Was aber am meisten dazu angetan ist, dem braven Conz — dem Christen — unsere besonderen Sympathien zu erwerben, das ist folgende kleine versteckte Bemerkung auf der Titel-Rückseite seines Mendelssohn-Gedichtes:

„Nachricht:
Der Preiss des Werkchens ist 36 kr. oder 8 ggr. sächs. und der Ueberschuss über Papier- und Druckkosten für arme Judenfamilien bestimmt."

ZWEI AERZTE.

Von Dr. med. Theodor Zlocisti.

Die Hinneigung der Juden zum ärztlichen Beruf ist uralte Erbschaft. Sie ist nicht Milieuerzeugnis und nicht gezüchtet durch die gewaltsame Erziehung einer qualenreichen Geschichte, die aus nie endendem Leiden das Mitleid schuf und aus der Not die innere Nötigung zu helfen, zu bessern, zu heilen. Der ärztliche Beruf wurde nicht gewählt. Zu ihm drängte Wahlverwandtschaft. Er wurde nicht lediglich äusserlich aufgezwungen durch die Einengung der Berufsmöglichkeiten. Es war die seelisch notwendige Ausweitung der jüdischen Persönlichkeit. Im Arzttum wirkte zu allen Zeiten die gleiche Kraft der jüdischen Seele, die in anderen Formen, mit umfassenderen Horizonten und weniger auf das Real - Naheliegende gerichtet sich in den Idealen, der Arbeit und dem Martyrium jüdischer Sozialreformer offenbarte und restlos ausgab. Heilkunst und Heilwille waren nicht ein Beruf an sich, ein Geschäft — sie waren die sichtbare Aeusserung immanenten jüdischen Altruismus. Die Juden, so dringendes Bedürfnis ihnen die Wanderung und Forschung in der Welt des Geistigen war, hielten sich doch immer frei von der Blutleere dessen, was man „voraussetzungslose Wissenschaft" heute nennt. Jedes Studium und alles Ringen um Erkenntnisse und um die Erkenntnis hatte die Voraussetzung, dass sie ein greifbares Ziel haben müssen: — die Menschen besser und glücklicher zu machen und ihnen die Tage zu mehren, auf dass sie länger und mit reinen, nicht verquälten Sinnen die Schönheit der Welt genössen. Wer der Gottheit nahe stand, verstand auch zu heilen. Und so musste sich, wer als Gottgesalbter betrachtet sein wollte, mit wundersamen Heilungen legitimieren. Das war Volksanschauung. Die höchsten Attribute, welche die plastische Vorstellung des Volkes ihrem Gotte gab, waren: gerechtes Richtertum und Allheiler. Und diese Vorstellungen sind nicht verblasst. Die Gottes Gesetze und Gott in seinen Gesetzen zu erkennen strebten, unsere Weisen, unsere Lehrer, ihrer viele betätigten sich als Aerzte.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Hermann Senator.
Spezial-Aufnahme für „Ost und West".

Helfen und Heilen ist Gottesdienst und Sehnsucht nach Gottähnlichkeit. Und

diese Weihe reinen Menschentums webt auch um das Werk derer den heiligen Schein, die ein armseliger Materialismus ihres Gottes, ihres Gottesstrebens beraubt hat. Wer Gottes lacht und doch gottgefälliges Werk vollbringt, ist kein Spötter, auch wenn er sich dafür hält. Er ist nur ein Armer — sein selber nicht bewusst. — — —

Zu den wundersamsten Umsetzungen spezifisch-jüdischer Charaktere, wie sie in den letzten hundert Jahren sich vollziehen, gehört der Typ des jüdischen Arztes. Bei den einen: Erstarrung des inneren Arzt-Berufs — der Berufung! — zum ärztlichen Merkantilismus. Bei anderen ungeschwächt und unverbogen - wirksam der Drang der Seele, zu bessern und zu heilen. Aber sie deuten diesen Drang anders. Der alte Trieb, aber neue Antriebe. Der Urgrund der Seele blieb: die Begründung ihres Wirkens aber wurde eine andere.

Ein klassisches Paradigma dieser Art gibt das Leben des jüngst gestorbenen Emanuel Mendel. Ein dezidierter Heide in seiner Weltanschauung — und ein gottgesegnetes Lebenswerk! Er lehnte Gott auf allen Wegen ab und „er wandelte in den Wegen Gottes.“ Mit welcher Ergriffenheit haben die russischen Juden von ihm gesprochen! In seiner Poliklinik behandelte er Tausende. Der die Menschenliebe in sich trug — die seit Jahrtausenden lebendige, in ewigen Leiden betätigte, im Ausgeben sich verjüngende und steigernde jüdische Nächstenliebe — suchte armer Juden kranke Nerven zu heilen, die seit Jahrtausenden zuckenden, in ewigem Leiden zermarterten, alternden und gesteigert reizbaren jüdischen Nerven!

Mendel fühlte sich, wie so viele jüdische Aerzte, schon früh zur Seelenheilkunde hingezogen. Als Sohn armer jüdischer Eltern in Bunzlau geboren, hatte sich Mendel unter schweren Mühen in Breslau dem ärztlichen Studium gewidmet. Nach seinem Examen liess er sich in Pankow, einem Dörfchen an der nördlichen Peripherie Berlins nieder. Er war bald der gesuchteste Arzt des ganzes Kreises; der Arzt. Gründliche Kenntnisse verband er mit edelster Menschenliebe. Still in seinem Auftreten, bestimmt aber ohne die tönende Aufdringlichkeit und Arroganz des ärztlichen commis voyageur, bedächtig — und doch sicher, ernst und doch voll gütigen Humors und rührend schlicht musste er alle an sich ketten, die ihm einmal nahe traten. Die Armen werden ihn vermissen: wie hoch auch sein Ruhm und sein Ruf in den Jahren anstieg, er verstieg sich nie zu „festen Preisen“; und niemand hat wohl ein Wort der „Belehrung“ von ihm gehört, der ihm für langwierige Konsultation ein lächerlich niedriges Honorar auf den Tisch legte!

Die drei Feldzüge machte Mendel als Militärarzt mit. Laqueur gibt eine Anekdote, die das Wesen Mendels ganz beleuchtet. Das 3. Garde-Grenadier-Regiment „Königin Elisabeth“ rückte zum Sturm auf Le Bourget vor. Ein älterer Stabsarzt tritt auf Mendel zu: „Gehen Sie für mich in die Feuerlinie. Sie sind ledig. Ich habe Weib und Kind.“ Mendel erfüllt die Bitte sofort. Ein Schuss zersplittert sein Schienbein. Eisernes Kreuz!

An Auszeichnungen hat es Mendel nicht gefehlt. Zum Ordinarius hat er es freilich nicht gebracht. Ihm fehlte nicht der Segen seiner Kranken, nicht der Segen seiner grossen Schaar von Schülern. Nur der Segen des Kultusministeriums. Freilich ganz war Mendel nicht zu umgehen. Nicht auf der bequemen Rutschbahn des akademischen Assistententums, sondern über die Mühsal des praktischen Arztes hin war er 1873 zur Habilitation zugelassen worden. Gründliche Arbeiten über die „Progressive Paralyse“ und die „Manie“ und eine Fülle kleinerer Studien, zu denen ihm seine Poliklinik und die von ihm begründete Privat-Irrenanstalt das Material gab, vor allem aber seine ausgedehnte Lehrtätigkeit brachten ihn schon nach 11 Jahren („schon“ für einen Juden!) eine ausserordentliche Professur ein. Allein trotz seiner umfangreichen beruflichen und wissenschaftlichen Arbeit blieb er in engster Beziehung zu den Interessen des Tages. Während zweier Legislaturperioden war er Abgeordneter von Nieder-Barnim — seines Kreises, der seinem unermüdlichen Eifer so viele sozialhygienische und verkehrstechnische Einrichtungen und Verbesserungen verdankt. Mendel sass natürlich auf der „linken Seite“ des Parlaments, auf der Seite, auf der, wie er in seiner Vorlesung immer scherzte, auch im Gehirn das — Sprachzentrum liegt. Der heut so scharf — und nicht zuletzt von Mendel selbst angefochtene! — § 51 über die Zurechnungsfähigkeit verdankt Mendel Fassung und Kommentar. Er war durch praktische Erfahrung und gerichtliche Sachverständigentätigkeit ein kompetenter Beurteiler des Problems über die Gebundenheiten des Willens, die durch Bewusstlosigkeit und krankhafte Seelenlage die verbrecherische Tat zu einer unfreien machen. Es wird wohl kaum einen Berliner Studenten gegeben haben, der nicht — wenigstens einmal — seine Vorlesung über Zurechnungsfähigkeit gehört hat.

Seinen Studenten, seinen Schülern, der Wissenschaft und den Kranken ist Mendel am 23. Juni in seinem 67. Jahre entrissen worden. Ein Leben der Arbeit, der Freundschaft und reinsten Menschentums ging dahin. Aber die Erinnerung an sein Lebenswerk, das allein unser Leben ist, wird nicht schwinden. Und es soll in der Judenheit nicht schwinden. Hat sich Mendel auch über die traditionelle Weltanschauung Israels hinweggesetzt, so hielt er seinem Stamme die Treue und verschmähte es, die unreinen Ehren des Verräters zu erkaufen, zu ertaufen! Und gegen den Rassenhass kämpfte er als Mitglied des Komitees zur Abwehr antisemitischer Angriffe mit der Entrüstung des freiheitlichen Mannes.

Eine geschlossene, aufrechte, reiche Persönlichkeit ging von uns: Ein „dezidierter Heide“, der in Gottes Wegen wandelte . . .

* * *

Von den stillen Gräbern lockt uns der freundliche Tag. Der Erinnerung an unsere Toten ganz hingegeben, — in diesen heiligen Minuten sollen nicht Tränen rinnen -- so will es unser Judentum, das den Willen zum Leben fordert — sollen Loblieder erschallen auf unsern Herrn; und wir flehen: J'hei sch'lomo rabo. Die Fülle des Glückes im Leben senke sich über uns und ganz Israel vom Himmel hernieder."

Ein Heiler und Helfer starb — freuen wir uns der lebenden Heiler und Helfer!

Die Tage sterben verdrossen und schwarz dahin — klammern wir uns an frohe Stunden! Eine frohe Stunde will ein Schüler festhalten: sie kam, als sein Lehrer geehrt wurde. — — — —

Nach dem Tode des Meisters der deutschen Chirurgie Ernst von Bergmann hat die angesehenste Vereinigung deutscher Aerzte Hermann Senator zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Virchow hatte die Berliner medizinische Gesellschaft durch viele Lustren geleitet. Seine sella curulis ist geweiht; und nur wer die höchsten Weihen der Heilkunst empfangen, darf von dieser Stelle zu diesem Forum sprechen.

Diese hohe Auszeichnung durfte Senator mit dem leisen Gefühl der Genugtuung hinnehmen. Nicht auf den winkligen Schleichwegen, die sich an den Personalienchef unserer preussischen Hochschulen heranschlängeln: — durch den freien Willen einer hochstehenden Vereinigung, durch den freudigen Zuruf bedeutender Männer, die Leistungen zu werten wissen, ist Senator zu dem ehrenvollen, ragenden Ziele geschritten. Es ist eine kleine Genugtuung für viele, die mit Bitternis die Zurücksetzung sahen, die Senator von der Hochschulverwaltung durch viele Jahre erfahren musste: auch Senator hat es nie zum ordentlichen Professor gebracht. Mit einem Lehrauftrag und leeren Titeln wurde er abgespeist, und er durfte mitansehen, wie jüngere Kräfte und kraftlose Jüngere ihm vorgezogen — vorgezogen wurden. Die Berliner Universität ist nach Levin Goldschmidts Tode vor der peinlichen Gefahr, vor dem — nationalen Unglück behütet worden, einen Juden unter den Ordinarien zu dulden. Und als die unheimliche Rumpelkammer der Charité endlich einem modern-hygienischen Neubau weichen sollte, wurde die dritte medizinische Klinik, an der Senator mehr als ein Jahrzehnt als Lehrer und Forscher gewirkt, aufgehoben. Er war der frischen Luft näher gebracht worden: physikalisch-diätetische Therapie der Verwaltung. Aber Senator bekam zur weiteren Stärkung eine neue Poliklinik, der ein paar Betten angefügt wurden. Aeusserlich war Senator also die Möglichkeit geblieben, auch klinische Vorlesungen neben den poliklinischen zu halten, die ihm seit Josef Meyers Tode anvertraut waren.

Auf Senators ernste Lippen hat sich sicher nie ein Wort über die mannigfachen schmerzhaften Zurücksetzungen gedrängt. In getreuer Erfüllung seiner Pflichten hat er die Befriedigung gesucht. Und er muss sie gefunden haben. Viele Generationen deutscher Aerzte danken ihm Wissen und die Kunst der Beobachtung. Senator ist ein Meister in der Zergliederung des Materials, ein Diagnostiker voller Scharfsinn und eindringender Kritik. Und ein gediegener Lehrer. Zu seinen Vorlesungen drängen sich die Studenten, die lernen wollen, was sie draussen in der wechselreichen Tätigkeit leiten kann und woraus sie zu Helfern und Heilern werden. Senators Vorlesungen haben nie an die Ergötzlichkeiten des Zirkus erinnert, in dem der Professor den Clown in vollendeter Groteske markiert. Sie suchen nicht zu fesseln durch pikante Ueberraschungen, sondern durch die Gliederung des Lehrstoffes, durch planvolle Pädagogik und durch die zielsichere Erziehung für den praktischen Beruf. Dabei bleibt Senator immer den Forderungen ehrlicher Wissenschaftlichkeit gerecht, ohne freilich in den Fehler zu versinken, seine Vorlesungen für erfahrene Aerzte statt für Studenten einzurichten. Sein Vortrag ist trocken — aber man wird dieses trockenen Tones nicht satt. Es ist kein Sprühfeuer des Witzes, dessen Raketen aufleuchten und dann die Nacht nur noch dunkler erscheinen lassen. Er verbreitet ein geruhiges Licht, das milde leuchtet und dessen Abglanz nicht mehr aus der Seele verschwebt. Es ist kein Prunk in Senators Gediegenheit. Sie ist schlicht und stolziert nicht in gestenreicher Pose einher. Man fühlt an jedem Fortschritt noch die hemmende Bleilast des Zweifels.

So ist Senator vielen Aerzten auch im späteren Leben Berater geworden. Ein Consiliarius, von dem man sich der Entwirrung verknäuelter Krankheitssymptome sicher weiss, von dem man die Wegesrichtung zur Lebenserneuerung erwartet. Wer aber einen Patienten „in Schönheit sterben" lassen will und narkotisiert von ätherischen Worten; wer für die zerfliessenden Angehörigen einen gallertigen Tröster braucht, oder wer durch fleissiges Konsultieren für einen Sohn oder Verwandten — eine Assistentenstelle ebnet, der zieht Senator nicht zu! Das ist sein Ruhm. Das macht seinen seelischen Reichtum aus.

Sein Wort ist ernst, gemessen, oft einsilbig. Seine Geste schlicht, bestimmt, voll hoheitsvollen Ernstes. Manchem mag sie als kalt und nüchtern erscheinen. Aber niemand wird das Gefühl der Abweisung, der Distanzierung haben, in der sich Gelehrtenmumien gefallen.

Es gibt sicher nur wenige Menschen, in denen äussere Gehabung und seelische Art sich so harmonisch zum Bilde einer geschlossenen Persönlichkeit aneinanderfügen. Zwischen der steifen Kravatte (— ich kenne sie freilich erst seit 10 Jahren —) und seiner klinischen Vorlesung liegt nicht ein Spalt von einem Millimeter. Und in seinen wissenschaftlichen Arbeiten sieht man noch das ernste, ausdrucksreiche und so wenig dithyrambische Auge, das auf die Blätter des Manuskriptes sah. Und diese wissenschaftliche Arbeit, die einem halben Jahrhundert persönlichen Lebens Inhalt und Weihe gab, trägt ganz ihres Schöpfers Züge. Grosse Gebiete, auf denen das Unkraut wild in die Höhe schoss, hat er durchpflügt, dass die Schollen fein

säuberlich nach rechts und links fielen und aus den geradlinigen Furchen die Halme ernst in die Höhe sprossten. Ein Schüler des Begründers moderner Physiologie, Johannes Müller, ein Jünger des grossen Klinikers Ludwig Traube, war er ein Mehrer ihres Erbes. Und seine umfangreichen Werke, in denen Senator das Wissen ganzer Gebiete zusammenfasste, sind nie Kompilationen gewesen, sondern Neuschöpfungen, welche die sichtende, ordnende wertende Meisterhand offenbaren. Sie bieten nur wenig Ueberraschungen, halten sich von schweifenden Hypothesen frei, in denen die Fantasie über den niederhaltenden Zwang des nüchternen Experimentes und der Beobachtung mit leichten Sinnen hinausflattert. Man hört den ernsten, schweren Schritt des Mannes in seinen Werken, dem der Reichtum des Bodens – seines Bodens! — mehr Befriedigung gibt als die unruhigen Wolken über ihm. Senators Art steht jenseits aller Poesie, die durchaus nicht die Feindin der Naturforschung ist. Sie hat nicht jenen leisen Hauch der Mystik, die um alle ewigen Werte liegt. Sie ist intellektuell und von jenem gar zu geradlinigen Rationalismus, der fast ein Stigma der aufwärtsstrebenden Judengenerationen vom Beginn des Jahrhunderts ist.



Prof. Dr. E. Mendel.

Senator adelt seine kernige Ehrlichkeit, die wie ein gesundes Balkenwerk das Heim seines Lebens durchzieht. Ehrlichkeit der Ueberzeugung ist Ehrlichkeit der wissenschaftlichen Arbeit, des Lehrens und des Duldens! — Senator hat immer treu zum Judentum gestanden, dessen zähe Kraft in ihm wirkt. Seit vielen Jahren ist er Repräsentant der jüdischen Gemeinde; und war er auch von der konservativen Partei, die unter M. A. Klausner's geistiger Führung der breiten jüdischen Masse engere Fühlung zur Gemeinde brachte, in die Gemeindestube getragen worden, so erwarb er sich bald die Hochschätzung auch der Liberalen. Er selbst ist freilich nur in dem Belang als konservativ zu bezeichnen, als bei ihm die Pietät gegen die Tradition stärker pointiert ist. Lebendige Ueberzeugung ist sein Konservatismus nicht. Senator ist aber auch „kirchlich" zu wenig interessiert, um zu den anachronistischen Strebungen des Liberalismus eine innere Beziehung zu haben. Sein Judentum ist nicht scharf umgrenzte Weltanschauung. Es ist eine heilige Stimmung. Ein reines Gefühl des Stolzes auf die kulturschöpferischen Kräfte des jüdischen Stammes; historisches Bewusstsein der Tätigkeit unserer Gemeinschaft! So findet er den Quell aller Treue und zugleich der Existenzberechtigung der Juden in den ethischen Inhalten der jüdischen Lehre, deren Lebenskraft nicht zu greisenhafter Dürre vertrocknet ist, und deren immanenter Expansionstrieb noch Aufgaben und Ziele in der Menschheit hat.

Senator hat vor einigen Jahren die wissenschaftlichen Vorlesungen für Akademiker geschaffen, aus denen das meisterhafte Werk von Eschelbacher hervorging. Und in gleicher Richtung bewegt sich Senators Anteilnahme an der Verbreitung der „ethischen Belegstellen", die stolz den Vergleich mit dem Christentum herausfordern.
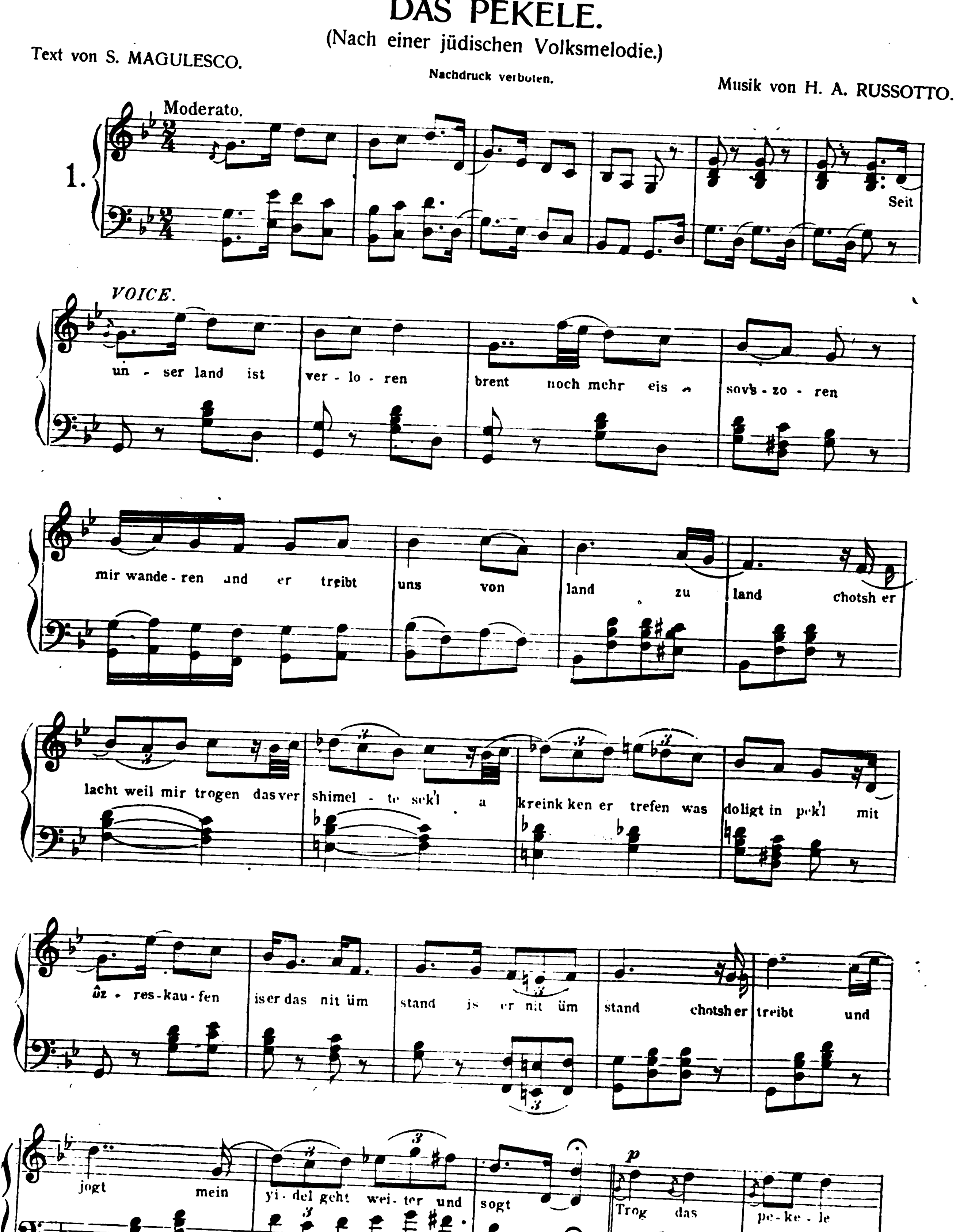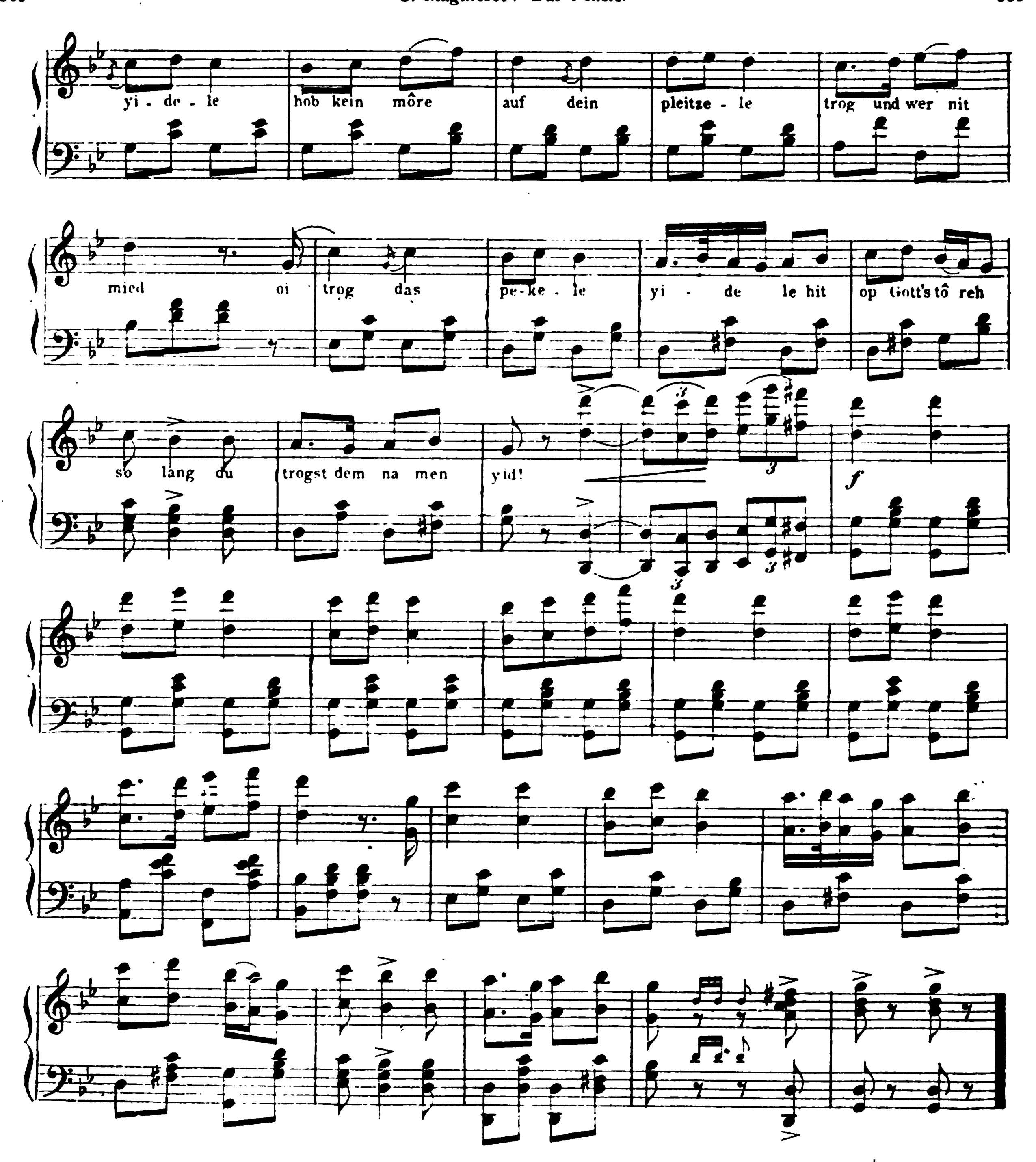


DAS PEKELE.

(Nach einer jüdischen Volksmelodie.)

Text von S. MAGULESCO.

Musik von H. A. RUSSOTTO.





Das Pekele.

Seit unser Land ist verlorn,
Brent noch mehr Eissow's Zorn.
Mir wandern, und er treibt uns von Land zu Land.
Chotsch er lacht, weil mir trogen
Das verschimelte Sek'l.
A krenk ken er trefen,
Was do liegt in Pek'l.
Mit Ozres kaufen
Is er nit ûmstand;
Chotsch er treibt und jogt;
Mein Videle geht weiter und sogt:

Trog das Pekele Videle, hob kein Moire[1])
Auf dein Pleizele[2]) trog und wer nich mid,
Trog dos Pekele, Videle, hit ob Gott Thoire,
So lang du trogst den Nomen „Vid".

Sein Pekel dertapt' hat Eissow gleich
Ûn sein Thoire zerrissen auf Prach,[3])
Seine neue Toire hat er gewollt dem Vid anhängen:
Der Vid hat die Stücklach zusammengeklieben,
Stillerheit, dass kein Aus[4]) ist übergeblieben,
Weil ganz will er sein Toire aheim obbrängen.

[1]) Furcht. [2]) Rücken. [3]) vollständig. [4]) Buchstabe.



DAS UNTERSTUETZUNGSWERK DER ALLIANCE IN CASABLANCA.

(Spezialbericht für die A. I. U. von Is. Pisa).

Casablanca, 13. August 1907.

Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich heute in Casablanca angekommen bin, um mich mit der Lage unserer Glaubensgenossen zu beschäftigen. Da es unmöglich ist, hier in der Stadt Lebensmittel zu finden, so habe ich an Nahrungsmitteln mitgebracht:

1500 kg Brot,
20 Sack gemahlene Gerste,
25 Sack Reis,
25 Sack Kartoffeln,
15 Sack Bohnen,
2 Sack Salz,
1 kleine Tonne Öl,
10 Sack Zucker,
1 keine Tonne Rum,
1 Packen Tee.

Außerdem habe ich eine kleine Apotheke mitgebracht, namentlich Chinin, Rizinusöl, Calomel und Sublimat.

In Tanger habe ich vergeblich zwei Tage lang auf die Abfahrt eines Schiffes gewartet. Mitteilungen, die wir aus Casablanca bekamen, versicherten, daß die Israeliten dort Hungers stürben. Ich habe deshalb in Übereinstimmung mit Herrn Ribbi für 6 bis 700 Frs. ein Boot gemietet, das mich mit meinen Vorräten hierherbrachte.

Unterredung mit Herrn de St. Aulaire.

Bevor ich Tanger verließ, besuchte ich Herrn de St. Aulaire, dem ich meinen Auftrag vorlegte. Er gab mir Empfehlungsbriefe an die französischen Militärbehörden mit. Ich habe ihm von den Ausschreitungen gesprochen, die einige Fremdenlegionäre begangen hätten. Er versicherte mir, daß strenge Befehle deswegen ergehen würden.

Unterredung mit Herrn Maigret.

Sofort nach meiner Ankunft habe ich mich dem französischen Vizekonsul, Herrn Maigret, vorgestellt. Ich nannte ihm den Zweck meiner Rückkehr. Er nahm mich in ausgezeichneter Weise auf, beklagte lebhaft die Plünderung des Judenviertels, und entschuldigte sich beinahe, daß er die Israeliten zu gewissen Leistungen — Leichenbeisetzung, Straßenreinigung usw. — herangezogen habe. Er versicherte mich der französischen Sympathie mit unseren Glaubensgenossen. Er sprach von dem möglichen Wiederaufbau des israelitischen Viertels. Ich entgegnete ihm jedoch, daß man sich zunächst mit der Ernährung unserer Glaubensgenossen und damit beschäftigen müsse, ihnen Arbeit zu geben. Er stellte mir eine Barkasse und ein Piquet Tirailleure zur Verfügung, um meine Vorräte auszuschiffen. Auf seinen Rat ging ich selbst durch das zerstörte Judenviertel, beruhigte die israelitische Bevölkerung und versprach ihr Arbeit und Lebensmittel. Tatsächlich hat die Ankunft Ihres Vertreters bei den Jsraeliten Freude hervorgerufen. Sie fühlen sich nicht mehr allein und wissen, daß man sich mit ihnen beschäftigt.

Unterredung mit dem Kommandanten Mangin.

Ich habe mich auch dem Herrn Platzkommandanten Mangin vorgestellt. Er ist ein Mann von ausgezeichneten Gefühlen. Ich habe wahrgenommen, daß er für unsere Glaubensgenossen große Sympathie empfindet. Ich erlangte von ihm sofort, daß alle von Israeliten geleisteten Arbeiten noch am nämlichen Tage bezahlt werden sollten. Auf diese Weise werden viele kräftige Männer Arbeit finden. Der Kommandant Mangin gab mir einen Geleitschein, der mich ermächtigt, zu jeder Tages- oder Nachtstunde mich in der Stadt zu bewegen.

Morgen früh werde ich die Lebensmittel ausschiffen und verteilen und Ihnen einen genauen Bericht über die Lage schicken. Augenblicklich kann ich Ihnen nur wiederholen, daß unsere Glaubensgenossen ohne Brot und ohne Obdach sind, und daß die Wohltätigkeit zu ihren Gunsten große Aufwendungen wird machen müssen. Is. Pisa.

Casablanca, 15. August 1907.

Ich habe die Ehre, Sie von den Ereignissen in Kenntnis zu setzen, die während der letzten vierzehn Tage in Casablanca sich vollzogen haben.

Am 1. August stürzte sich eine Bande von etwa 100 Kabylen, unterstützt von einigen Arabern aus der Stadt, auf die Hafenschuppen, brachte einen kleinen Eisenbahnzug zur Entgleisung, tötete neun Europäer und zerstörte einen großen Teil der Bauwerke. Sofort verbreitete sich in der Stadt eine große Panik. Es war, als hätte man ein Vorgefühl der kommenden Ereignisse. Der Dienstag und der Mitt-



Die Alliance-Mädchenschule in Tanger. VI. Klasse.

woch gingen vorüber, ohne daß die unbeschreibliche Angst sich legte. Die israelitische Bevölkerung sah ein Massakre und allgemeine Plünderung voraus, welcher Teil immer siegreich sein würde, und stürzte sich in Massen auf die Kauffahrteischiffe, die auf der Reede Waren einluden. Fast alle reichen oder wohlhabenden Familien, die etwas bares Geld oder Effekten zusammenbringen konnten, schifften sich ein, zahlten unsinnige Summen zum Teil dafür, daß ihnen die Kabylen die Einschiffung gestatteten, zum Teil für die Verbringung an Bord. Die Erregung war unermeßlich: Mütter vergaßen ihre Kinder, die verschwanden, reiche Leute, die ihr ganzes Vermögen in einem Sack mit sich führten, sahen ihre Habe im Wasser verschwinden.

Am 3. August erschien der Kreuzer „Galilée" auf der Reede. Seine Anwesenheit beruhigte die Stadt ein wenig, und fast eine volle Woche, bis zum nächsten Dienstag, zeigte sich keine allzugroße Erregung, trotz der 5—6000 Reiter, die die Stadt umzingelt hielten. Plötzlich trat ein Wechsel ein. In der Nacht vom Montag zum Dienstag, um 2 Uhr des Morgens, wurden die Europäer in aller Eile benachrichtigt, daß sie sich in die Konsulate begeben sollten. Um 5 Uhr landete ein Piquet von 75 Seesoldaten. Das weitere kennen Sie: Die Soldaten des Maghzen schossen auf jene. Die Marinesoldaten durcheilten die Stadt, bedeckten die Straßen mit Leichen, kamen in das französische Konsulat und gaben das Zeichen zum Bombardement. Als hätten die Araber nur auf dieses Zeichen gewartet, stürzten sich die Soldaten des Maghzen beim ersten Kanonenschuß auf das Judenviertel, von dem ganzen Mob gefolgt, und begannen die Plünderung. Die 5—6000 Mann, die an den Toren warteten, drangen in die Stadt ein, ergossen sich über das Judenviertel und andere Stadtteile, stahlen, plünderten, vergewaltigten, töten, legten Feuer an und verbreiteten drei Tage lang, bis zur Ausschiffung der französischen Truppen, Schrecken in der Stadt. Nicht ein Haus, nicht eine Familie, nicht ein Mensch blieb verschont. Im ganzen sind vielleicht fünf oder sechs israelitische Häuser unberührt geblieben, weil sie dicht neben den Konsulaten standen. Die Kaiseria, die Wohnstätte der israelitischen Kaufleute, über 500 Läden, wurden in Brand gesteckt. Nur Ruinen sind übrig geblieben. Das ganze Mellah von einem Ende zum anderen, ohne jede Ausnahme.

Die Alliance-Mädchenschule in Tanger. III. Klasse.

ist verwüstet, Türen und Fenster zerbrochen, Möbel und Wertgegenstände verschwunden. Es ist alles geraubt und davongetragen. Unsere Schulen sind in Trümmer gelegt. Die Bänke und Katheder sind zerhackt, alles Material und das Silber fortgeschleppt, die Bücher verbrannt. In der Talmud-tora, wo der Adjunkt Herr Soussana wohnte, ist alles in Stücke geschlagen. Herr Soussana war schwer krank. Man nahm ihm alles weg, sogar seine Matratze und sein Hemd, und ließ ihn auf der eisernen Bettstelle liegen. Alle Synagogen, mit Ausnahme von zwei kleinen Gebetsstuben, sind ausgeraubt, die Silbersachen gestohlen. Eine Einzelheit sei hier vermerkt, die unseren Glaubensgenossen zur Ehre gereicht: Alle Gesetzesrollen sind gerettet worden! Überall Zerstörung und Verwüstung. Man sollte nicht glauben, daß Menschen solche Trümmer schaffen können. Man möchte eher annehmen, daß eine elementare Katastrophe über die Stadt niedergegangen wäre.



G. SIMONI. **Jüdisches Konzert in Marokko.** OELGEMAELDE.

Doch Plünderung und Brandstiftung ist noch nichts. Die aus ihren Wohnstätten verjagten Israeliten verbreiteten sich über alle Stadtviertel in der Nähe der Konsulate, namentlich des französischen Konsulats. Zwischen den Arabern und den in ihren Konsulaten untergebrachten Europäern fanden Gefechte statt. Die Araber rächten die enormen Verluste, die sie dabei erlitten, an den Schwächeren, den Israeliten. Eine wahre Menschenjagd begann. Man versteckte sich in Kellern, unter Schutthaufen, in leeren Cisternen. Ganze Familien lebten drei Tage lang ohne zu essen auf dem Stroh. Die Männer wurden mit Knüttelhieben und Dolchstichen verjagt, Frauen und Kinder davongeführt. Schreckliche Szenen spielten sich ab. Man muß den Bericht aus dem Munde der Opfer hören. Ein Rabbiner unserer Schule hatte eine einzige Tochter. Aus Geiz wollte er sich nicht einschiffen lassen. Die Kabylen drangen bei ihm ein, nahmen ihm alles fort, auch seine Tochter. Er bot alle seine Habe, seine Ersparnisse, seine Möbel. Man nahm sie und seine Tochter dazu. Er lief nach. Ein Dolchstich in den Kopf brachte ihn zu Fall. Als er sich erhob, war se ne Tochter verschwunden. Hunderte von ähnlichen Szenen haben sich abgespielt. Nach den Ermittelungen, die ich seit drei Tagen angestellt habe, bin ich zu nachstehenden Ziffern gekommen, die die Behörden mir als wahrscheinlich bezeichnet haben: 30 Tote, etwa 60 Verwundete, davon 20 sehr schwer, zahllose Verletzungen, Vergewaltigungen, 250 junge Frauen und Mädchen entführt. Besonders beklagenswert ist der Tod des Herrn Sasson, eines der großherzigsten Wohltäter der Stadt, und des Herrn Ettequi, eines Freundes der Allianceschulen und ihrer Angestellten. Jetzt ist die Stadt beinahe verlassen. Die arabische Bevölkerung ist tot oder verschwunden. Von den 6000 Israeliten, die die Stadt zählte, haben sich etwa 1000, nämlich die Kolonien von Tanger und Tetuan, zwischen Ceuta, Gibraltar und Tanger verteilt. 1500—2000 Flüchtlinge von Mzab und Zettat sind nach allen Richtungen zerstreut. Unmöglich, irgend etwas über ihr augenblickliches Schicksal zu erfahren. Sie kehren allmählich zurück. Die Vorposten signalisieren tagtäglich heimkehrende Gruppen. General Drude, den ich gesprochen habe, hat mir die Versicherung gegeben, daß er das Möglichste tun werde, um sie in Ruhe zur Stadt zurückkehren zu lassen. In der Stadt sind etwa 3—4000 eingeborene Israeliten in der traurigsten Lage zurückgeblieben. Ich verteile Lebensmittel unter sie. Das französische und das englische Konsulat haben mir Brot zur Verfügung gestellt. Aber diese Unglücklichen sind ohne Häuser und ohne alles. Im Augenblick ist das Elend noch nicht so schlimm. In den Straßen liegt Gerste kniehoch. Jeder kann davon nehmen so viel wie er mag. Das eigentliche Elend wird erst später beginnen, wenn die Ordnung wiederhergestellt ist.

Was die Israeliten auf dem flachen Lande betrifft, so ist Hoffnung vorhanden, daß man sie in Ruhe lassen wird. Ich hoffe viel für sie von der Okkupation. Viele Stämme haben sich bereits zur Niederlegung der Waffen bereit erklärt, und eine der Friedensbedingungen, die man ihnen stellen wird, wird darin bestehen, daß man das Leben und das Eigentum der Israeliten achtet.



Pilgerfahrt von Zöglingen der Handwerkerschule 5. Jahrgangs nach Jerusalem.

ISRAELITEN IN PERSIEN.

Die israelitische Gemeinde in Kachan.

(Spezialbericht an die A. J. U. von Direktor Loria.)

Teheran, 9. Juli 1907.

Kachan liegt in der Mitte zwischen Teheran und Ispahan an der großen Handelsstraße, auf der die Karawanen vom kaspischen Meer zum persischen Meerbusen ziehen müssen. Auf diesem ungeheuren, von Norden nach dem Süden Persiens durch nackte, sandige Ebenen laufenden Wege trifft man zwischen der Hauptstadt und Kachan nur auf einen einzigen Platz von einiger Bedeutung, das ist Kum. Diese Oase erhebt sich in wunderbarer Weise mitten in kahler und trauriger Gegend, wo man auf einer Strecke von 100 km keine einzige Baumgruppe findet, und wo kaum ein paar widerstandskräftige Ranken sich an die Felsenwand schmiegen.

In früheren Zeiten hat Kum, wie Mesched und Tebris, zu den blühenden jüdischen Gemeinden gezählt. Jetzt ist es die Stadt der Pilgerzüge, die auf der Ebene wie zum Gebet auf den Knien liegt und die goldfunkelnde Kuppel seiner Moschee wie die schlanken Türmchen seiner 446 von Storchnestern besetzten Mausoleen gen Himmel streckt. Der Massenübertritt der Juden von Kum zum Islam fällt noch unter die Regierungszeit des Schahs Abbas I. des Großen (1557—1628).

Dieser Monarch war im Besitz eines mit wertvollen Edelsteinen besetzten Dolches, den er als eine Familienreliquie hoch hielt. Während einer Treibjagd war der Herrscher, von seinem Gefolge abgetrennt, in großer Ermüdung unter einem Baum eingeschlafen; seinen Dolch hatte er neben sich gelegt. Bei seinem Erwachen war die Waffe verschwunden, und alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Drei Monate später erfuhr man, ein Jude habe einem Juwelenhändler mehrere der Steine verkauft, die den Griff des Dolches geschmückt hatten. Schah Abbas ließ den Juden vor sich kommen, und verlangte von ihm eine Erklärung über die Herkunft der kostbaren Steine. Der Jude beteuerte seine Unschuld und blieb trotz der Folter bis zu seinem Tode dabei, daß er dem denunzierenden Juwelenhändler überhaupt nichts verkauft hätte. Zur Strafe dafür erließ Schah Abbas ein Edikt, das die Juden seines Königreichs aufforderte, zwischen dem Tode und dem Übertritt zum Islam zu wählen.

Babai ben Lott, der diese Ereignisse in einem mit hebräischen Buchstaben geschriebenen jüdisch-persischen Manuskript berichtet, fügt hinzu, daß ungefähr tausend Juden dieses angebliche Verbrechen büßten, und daß mehrere Gemeinden bei diesem traurigen Ereignis verschwanden. Zu diesen muss man auch wohl Kum rechnen.

Natürlich hat diese Erzählung nur zweifelhaften Wert und gehört mehr der Legende als der Geschichte an. In Persien gibt es eine Legion von Chronisten, die Geschichtsannalen nach dem Vorbild der Perraultschen Märchen schreiben, und die den Völkern, die seit dem Altertum Persien bewohnt haben, ohne Dokumentenstudium und ohne sich um die Wahrheit zu kümmern, eine sagenhafte Vergangenheit aufbauen. Deshalb muß man bei diesen Manuskripten zwischen poetischen Wendungen und wohlklingenden Worten

nach dem Hauptthema suchen, um das der Künstler das phantastische Gewebe geschlungen hat.

Das Bestehen einer jüdischen Gemeinde in Kum und ihr Massenübertritt zum Islam ist uns aber nicht allein durch die Schrift des Babai ben Lotf bekannt geworden. In Kachan lebende Notable haben mir erklärt, sie hätten Gesetzesrollen besessen, die über 500 Jahre alt gewesen wären und von Kum herstammten. Selbstverständlich sind diese Reliquien inzwischen in die Sammlungen unserer Glaubensgenossen in Europa übergegangen. Und heute noch, da nur ein einziger russischer Jude in Kum wohnt, hat ein ganzer Stadtteil seine ehemalige Bezeichnung behalten: „mahalé yeoudiya" (Judenviertel). Man zeigte mir dort sogar am Rand der Felder, inmitten blühender Granaten, das Mausoleum Zeporas, der Frau des Mose. Das Denkmal ist von patriarchalischer Einfachheit: Vier von einer Kuppel überragte Lehmmauern, im Innern ein einfacher Kubus aus Backsteinen, der mit Kalk getüncht und mit Inschriften bedeckt ist, die der Nachwelt die Namen der Besucher übermitteln sollen. Das Grab ist ringsum von hochstehenden Gräsern überwuchert; die Krähen haben in den verfallenden Mauern ihre Nester gebaut, und das von allen verlassene Mausoleum scheint der Vernichtung anheimgegeben.

Einige Kilometer hinter Kum verschwinden die bebauten Felder, das Land gewinnt wieder das Aussehen der Wüste, und der Weg zieht sich bis an die Grenze des Horizonts zwischen Hügeln auf steinigem Boden hin. Nicht ein Wasserstrahl, nicht ein Grashalm, nicht ein frischer Ton in dieser Landschaft, nur grauer Boden und der trübe, metallische Widerschein der Felsen. Erst vor den Toren Kachans sieht man wieder bestelltes Land und hier und dort magere Baumgruppen.

Kachan ist an die letzten Abstufungen einer Felsenkette gebaut, die das südliche Ende der Stadt umgeben. Seine topographische Lage, am Saum der sich bis Ispahan erstreckenden Sandwüste, hätte den Ort schon vor Begründung der Stadt als geeigneten Ruhepunkt für die nach dem persischen Meerbusen ziehenden Karawanen von Kamelen erscheinen lassen. Im Jahre 607 der üblichen Zeitrechnung zeichnete ein Mitglied der Familie Malek Adjar den Umkreis der Ortschaft mit Strohhalmen ab (Kah chevan), daher noch der heutige Name Kachan.

Bildung der Gemeinde. Die jüdische Gemeinde Kachan ist eine der ältesten Persiens. Nach den von Geschlecht zu Geschlecht bei unseren Glaubensgenossen in dieser Stadt überlieferten Traditionen scheint die Bildung des ersten Kerns dieser Gemeinde noch vor der Eroberung Persiens durch den Islam stattgefunden zu haben. Das Fieber der Proselytenmacherei, das im Lande erst nach der Schlacht bei Nehavend nachließ (im Jahre 20 der Hedschra) und das den Übertritt der Völker Persiens zum Glauben Mohameds zur Folge hatte, war dem kleinen, eben begründeten Städtchen fern geblieben. Die Juden von Kachan ließen den Sturm vorübergehen und machten es sich zur Pflicht, allen ihren Glaubensgenossen des Fars, deren Heim durch die Heere der Khalifen verwüstet worden war, den Rettungsbalken zu reichen. Die Gemeinde von Kachan stand damals auf der Höhe; kein Kontingent von Einwanderern setzte sich dem autochthonen Stamm entgegen, der sich durch die Jahrhunderte rein erhielt und stolz auf seinen im Dunkel der Vergangenheit verschwimmenden Ursprung. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts kamen Schirasi (Juden aus Schiras) und Jasdi (Juden aus Jesd) nach Kachan und vermehrten den Bestand der dortigen Gemeinde. — Vergebens forscht man in den Schriften der Zeit nach den Geschicken dieser Handvoll Juden, die zehn Jahrhunderte lang von der großen jüdischen Familie losgelöst, von einer unduldsamen exklusiven Bevölkerung umgeben, unter dem Zwange lebten, alles zu vermeiden, was in ihren Sitten und Gewohnheiten dem persischen Partikularismus verdächtig erscheinen konnte, die aber trotzdem entschlossen waren, durch Jahrhunderte der Unterdrückung und Quälerei die Religion ihrer Väter zu retten. Kein Dokument hat uns ein auch nur schwaches Echo der Leiden jener Märtyrer übermittelt. Wer aber die Widerstandskraft des jüdischen Volkes kennt und die wilde Energie, mit der es seine Traditionen und seine Sitten verteidigt, braucht nur den

Die Alliance Mädchenschule in Bagdad. (I. Klasse.)

Zustand der Herabwürdigung und Servilität zu betrachten, zu dem diese Bevölkerung jetzt herabgesunken ist, um sich eine Vorstellung von der Lebensführung der Juden von Kachan zu machen, die in jenen Zeiten der eines verfolgten Wildes gleichkam.

Die Thronbesteigung der Sofis war das Signal für die Neubelebung der Verfolgungen. Unter den Auspizien des Schahs Abbas I. des Großen (1557—1628) wurden alle Verordnungen und Ausnahmegesetze gegen unsere Glaubensgenossen gesammelt und unter dem Gesamttitel „Djamé Abbassi" herausgegeben. Diese Sammlung für Fanatiker wurde das Lieblingsbuch der mohamedanischen Geistlichkeit, die daraus die drakonischsten Satzungen schöpfte und es übernahm, sie den Juden des Reiches aufzuzwingen, immer unter Bedrohung mit eisengepanzerter Faust. Unter der Regierung desselben Schahs Abbas und nach erfolgtem Massenübertritt der Juden aus Kum geschah es auch, daß zwanzig jüdische Familien aus Kachan in das Lager ihrer Verfolger übergingen und die Reihe der Glaubensabschwörungen begannen, die so vielen jüdischen Gemeinden Persiens zum Verhängnis geworden sind.

Die Nachkommen jener Konvertiten werden noch heute mit dem Namen „Djedids" bezeichnet; sie stehen in freundschaftlichen Beziehungen zu ihren früheren Glaubensbrüdern und haben sich der Gemeinde oft nützlich erwiesen durch Übernahme der Vermittlerrolle zwischen Juden und Mohamedanern.

Unter der Regierung des Schahs Abbas II. (1631—1666) besserte sich die Lage der Juden; aber erst im 18. Jahrhundert, unter der Herrschaft Nadir Schahs (1688—1747), wurde Kachan der vornehmste geistige Mittelpunkt der Juden in Persien. Durch den Einfluß der ersten palästinensischen Rabbinen, die zwar keine Reichtümer, aber die ganzen Schätze der jüdischen Wissenschaften des Mittelalters mitbringen, schütteln die Juden von Kachan ihre Müdigkeit ab und setzen ihre Ehre darein, mit den Glaubensgenossen des Abendlandes in Verbindung zu treten. Das kam für sie einer Offenbarung gleich. Mit fieberhaftem Eifer studierten sie die Werke des Maimonides und Raschi; durch ihren Bildungstrieb angestachelt, verschlingen sie bald alle Werke, die der Zufall ihnen in die Hand spielt, die Werke eines Jehuda Halevy, wie die Reisebeschreibungen eines unbekannten Dichters aus Bagdad. Die kleine Gemeinde umfaßte bald einen Kreis von Rabbinen, die in ganz Persien populär waren, und denen man die schwierigen Stellen unterbreitete, die in vielen Vorschriften über das bürgerliche und religiöse Leben unserer Glaubensgenossen zu finden waren. Kachan — seitdem „Klein-Jerusalem" genannt — wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Rabbinerschule, die die geistigen Häupter fast aller jüdischen Vereinigungen Persiens ausbildete. Wir nennen unter den bedeutendsten: Mollah Mosche Halevy, Mollah Refua Cohen, Schemuel Bar Nissim, Elischa ben Schemuel, alles Verfasser verschiedener Werke jüdischer Dichtkunst und der „Pismonim", die noch heutigen Tages beim Gottesdienst am Rosch Haschana und Jom Kippur gesungen werden.

Aber dieser gedeihliche Zustand und diese Entfaltung der jüdischen Literatur konnten nicht lange dauern. Im Jahre 1747 wird Nadir Schah ermordet, die jüdische Gemeinde Kachan wird von den Gouverneuren geschröpft, von der Geistlichkeit besteuert, von den die Straßen durchziehenden Räuberbanden geplündert, und stürzt mehr als sie sinkt von der führenden Stellung herab, die sie im Religionsleben der Juden Persiens innegehabt hatte. Von Ende des 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts bis zu dem im Jahre 1834 erfolgten Ableben des Schahs Feth Ali bringt die Geschichte unserer Glaubensgenossen nur eine Reihenfolge gegen sie angewendeter Ausnahmegesetze, Plünderungen und Grausamkeiten aller Art.

Die Thronbesteigung von Mohamed Schah (1834 bis 1848) macht diesen Schandtaten ein Ende. Während seiner friedlichen Regierung erstehen Ordnung und Wohlstand wieder im Lande. Die gegen ihren Willen in kostspielige Kriege verwickelte, von Anarchie und inneren Kämpfen zugrunde gerichtete Bevölkerung fängt an, ruhigere Wege zu gehen. Der in den leitenden Klassen herrschende Skeptizismus, der alles religiöse Gefühl zerstört hat, der Wunsch, sich in den schweren



Die Alliance-Knabenschule in Bagdad. (Dritte und vierte Klasse.)

Zeiten Freundschaften zu sichern, die Notwendigkeit, sich zur Bekämpfung der alle Konfessionen und Völkerschaften gleichmäßig ausplündernden Feinde zusammenzuschließen, bilden die Gründe zur Friedensliebe und treiben Juden und Mohamedaner zur Verbrüderung.

Die Seiden- und Wollenindustrie hält ihren Einzug in Kachan, dem Zerstörungstrieb folgt das Fieber der Arbeit.

Werkstätten werden improvisiert; Spinnereien, Webereien, Färbereien vervielfältigen sich in der ganzen Stadt, und Kachan wird ein von Maschinenlärm erfüllter Ort. Unsere Glaubensgenossen sind, wie üblich, die haupsächlichsten Agenten, wenn nicht die Urheber dieser Industrien. In beständigem Geschäftsverkehr mit ihren Mitbürgern geben sie einer Welt von Arbeitern Verdienst, die für ihre wohlwollende Fürsorge sehr dankbar sind.

Unter diesen Vorbedingungen haben die Juden natürlich während der langen Regierungszeit des Schahs Nasr-Ed-Din (1848—1896) und des Schah Muzaffer-Ed-Din (1896—1906) nicht unter den Wechselfällen der Politik zu leiden gehabt und sind von der Geistlichkeit geschont worden, die durch die offene herzliche Haltung der Mohamedaner in Respekt gehalten wurde.

J u d e n v i e r t e l. Das Judenviertel von Kachan darf ohne Übertreibung eine Stadt des Schmutzes genannt werden. Ein Hauch von Traurigkeit durchzieht das Durcheinander der zu Labyrinthen gewordenen Gässchen. Zur Rechten, zur Linken, bis an die Grenzen des Ghetto nichts als altes Gemäuer von gleichmäßigem schmutzigem Grau, von den heißen Sonnenstrahlen durchglüht. Hausteine kennt man in Kachan nicht, und der Backstein bedeutet großen Luxus. Das einzige gebräuchliche Baumaterial der Gegend sind die in vertrockneten Strombetten gesammelten Steine und die an der Sonne getrockneten tönernen Ziegel. Deshalb befinden sich auch alle Wohnhäuser in Verfall. Alte Mauerskelette, Trümmer einstiger Karawansereien zerfallen und zerbröckeln überall durch den Einfluß des Regens und des Mauerschwamms. Ganze Familien von Jasdis, arm an Geld und reich an Kindern, haben ihr Unterkommen unter diesen Trümmern, die nur durch ein paar Balken gestützt werden. Es gibt da weder Türen noch Fensterscheiben, der Zutritt wird durch eine Art Backofenöffnung vermittelt, durch die alle Winde pfeifen. Mit schwerem Herzen schiebt man sich die Wände entlang. Die Mitte dieser Art Höhle wird durch einen Haufen zerrissener Wolldecken eingenommen, nur ganz spärlich dringt das Sonnenlicht ein. An den Seitenwänden ist in Nischen der armselige Besitz der Bewohner unordentlich untergebracht: verlumpte Kleidungsstücke, irdene Teller, von Schmutz geschwärzte Kasserollen — die ganze Ausrüstung des Elends. In diesem Raum kommen und gehen die Kinder, ein aus einem Lappen geschnittenes Hemdchen um den Leib gebunden, und schieben Knochenreste oder Topfscherben vor sich her.

Glücklicherweise werden diese aus früherer Zeit stammenden Behausungen in Kachan immer seltener. In Ermangelung einer städtischen Aufsicht übernimmt es die Zeit, diese Trümmerhaufen wegzufegen, sobald sie gänzlich unbewohnbar werden. Aber kein Mensch denkt daran, diese Reste vollständig abzutragen und die Plätze neu zu bebauen. Sobald einem dieser Häuser der Zusammensturz droht, verlassen es die Bewohner und installieren sich anderwärts. Das Judenviertel hat dadurch die Neigung, sich hauptsächlich südwärts, nach dem höher gelegenen Teil der Stadt auszudehnen. Bisher in das Ghetto eingeengt, hat die israelitische Bevölkerung von Kachan angefangen, überall hin auszustrahlen. Langsam, unmerklich, wie eine steigende Flut, überschwemmt sie die angrenzenden muselmanischen Quartiere Auf diese Weise haben unsere Glaubensgenossen ganze Straßen beschlagnahmt, angezogen durch die behaglichere Ausstattung der Wohnungen, die freilich noch weit davon entfernt sind, europäischen hygienischen Anforderungen zu genügen. Die Häuser sind allzudicht aneinander gedrängt. Alte Einfahrten, halb in den Boden gesunken, gewähren Zutritt zu gewölbten Galerien, die abwärts in das Innere führen und sich zwei bis drei Meter unter dem Erdboden auftun. Die Mauern entlang geht ein Gäßchen, von dem aus man zu den niedrigen und kläglich engen Gemächern gelangt. Wo man einen Hof zu finden erwartet, gelangt man ins Leere. Neigt man sich über das Geländer der Galerien, so vernimmt man das dumpfe Geräusch der Handwerkstätigkeit und gewahrt, daß dort unten, bis zu zwölf Meter Tiefe vergraben, Geschöpfe wohnen. In diese Abgründe steigt man auf Wendeltreppen hinab, auf steilen, schlüpfrigen Stufen. Ist man endlich im Hof, so wird man förmlich betäubt von dem Lärm der von Frauen und Mädchen, unter der Aufsicht eines Werkmeisters, bedienten Webstühle, Haspelmaschinen und Gerätschaften aller Art. Der erste trübe Eindruck schwindet, man ist angenehm überrascht von der in diesen Räumen herrschenden Frische gegenüber der dumpfigen Luft, aus der man gekommen. Die Flucht vor schädlichem Gewürm ist es, die die Übersiedelung in diese Art Höhlen veranlaßt. Die Juden von Kachan nehmen ihr Sommerquartier unter der Erdoberfläche und richten sich da für die ganze Saison ein. Zwei in einer Ecke aufgerichtete Bretter dienen der ganzen Familie als Schlafstelle, dort hinauf schwingt man sich, wenn man schlafen will,. Die Angst vor den Skorpionen ist für den Kachiten der Anfang der Weisheit. Auf dem in der Mitte des Raumes stehenden Tisch mit abgesägten Beinen sieht man die üblichen Karaffen voll des mit Zederblüten parfümierten Branntweins. Porzellanlampen und Leuchter mit matten Glasglocken schmücken den Kamin und bilden den einzigen Luxus der Ausstattung. Alles andere ist Gerümpel. Ausrangierte Rohrstäbchen, Haufen von Wollresten, die von der Teppichfabrikation herrühren, liegen unordentlich in einem Winkel. Ein paar Schritte davon kauert ein kleines Mädchen mit untergeschlagenen Beinchen auf dem Fußboden und arbeitet flink an einer Haspelmaschine. Seidensträhnen hängen an Stricken. In einer Ecke stehen zwei ungeheure bauchige verstaubte Gefäße mit „Sikendjibi", einem aus Essig und Zucker gekochten Likör.



Die Alliance-Knabenschule in Jaffa.

Das lebhafte Temperament der Juden von Kachan erheitert dieses Familienleben. Unsere Glaubensgenossen sind groß und kräftig, gut gebaut, die Gesichtszüge beweisen die Feinheit ihrer Rasse, und sie haben ganz die Beweglichkeit der Südländer. Sie lachen und plaudern gern und kommen mit Vorliebe zusammen, um über den lieben Nächsten zu schwatzen und zu klatschen. Unter sich sprechen sie eine wohlklingende Sprache mit scharf betonten Konsonanten, und ihre Reden sprühen von Witz und Heiterkeit. Das ist der kachitische Jargon, eine von ihnen allein vollständig verstandene Familiensprache, die auch die Juden aus anderen Gegenden Persiens nie beherrschen lernen. Jederman strahlt vor Lebensfreude. Die Frauen kommen und gehen geschäftig mit ihren Wasser eimern, die sie am „Amambar", dem Wassertrog, gefüllt haben. Sie sind nicht eigentlich hübsch und haben keine Spur von Gefallsucht, aber sie sind hoch gewachsen, strahlen vor Gesundheit und haben schöne, mandelförmige schwarze Augen in ausdruckslosen Gesichtern. Sie werden vor der Zeit dick. Wenn sie keine sehr reizvollen Geschöpfe sind, so sind sie doch sehr gute Familienmütter in der vollsten Bedeutung des Wortes, denn es ist ihre Aufgabe, ganze Scharen von Kindern zur Welt zu bringen. In allen Häusern gibt es deren einen ganzen Haufen. Die Kinder sind kräftig gebaut, haben einen bei jungen Persern erstaunlich hellen Teint und sind immer vergnügt und zu lustigen Streichen aufgelegt.

Die Juden von Kachan haben den Ruf, in bezug auf Sauberkeit und Hygiene sehr sorgsam zu sein. Der Besucher hat allerdings bei Besichtigung eines jüdischen Heims nicht diesen Eindruck, aber man muß zugeben, daß sie verhältnismäßig ihren Körper pflegen und sich anständig anziehen. Über der traditionellen „Aba" — einem langen Überrock, der um die Taille von einem Tuchgürtel gehalten wird, dessen Enden auf die Hüften fallen — tragen sie zum Ausgehen einen weiten Überwurf ohne Knöpfe, der plaidartig um den Körper geschlungen wird. Die Kopfbedeckung besteht aus einer „Kolah" genannten Mütze aus Ziegenfell, die Fußbekleidung ist ein aus Baumwolle geflochtener Pantoffel, dessen Sohle aus gepreßten Lumpen hergestellt wird.

Die Frauen machen für ihre Häuslichkeit nicht sehr gewählte Toilette. Sie tragen gewöhnlich eine einfabrige Taille mit festem Gürtel und einen glockenförmigen, bis an das Knie reichenden gefältelten Rock. So kurz angezogen und barfuß gehen sie vom Morgen bis zum Abend ihren Geschäften nach. Ihre Stellung in der Familie ist nicht besser als in anderen jüdischen Gemeinden Persiens. Mit 12 oder 13 Jahren verheiratet, als verstandlose Wesen betrachtet, in ihrem eigenen Hause auf den Rang von Dienstboten gestellt, haben diese Frauen, auch wenn sie reichlich ihrer Pflicht als Familienmutter genügt haben, sich den Launen ihrer Herren und Meister zu fügen und ihr eigenes Leben nach der Phantasie der Männer einzurichten.

Bestand der Gemeinde. In Persien gibt es keine Personenregister, deshalb kann man die Einwohnerzahl von Kachan nur schätzungsweise angeben. Nach den von mir aus den sichersten Quellen geschöpften Angaben hat Kachan 45000—50000 Einwohner, lauter Mohammedaner, bis auf 2000 Juden und ungefähr 20 in einer Karawanserei lebende Heiden.

Die jüdische Gemeinde besteht aus 350 Familien vom alten Kachitenstamm, auf ungefähr 130 Wohnungen verteilt. Außerdem gehören ihr gegen hundert

aus Jesd, Schiras und Sultanabad stammende Juden an, die im Laufe des 19. Jahrhunderts nach Kachan gekommen sind, angelockt durch den hier eingetretenen Aufschwung in der Wollen- und Seidenindustrie.

Die Gemeinde wird von einem Großrabbi verwaltet, dem eine Anzahl von Notabeln, die „Risch Sefid" (Weißbärte) zur Seite stehen.

Wirtschaftliche Lage. Die wirtschaftliche Lage der Juden von Kachan fängt jetzt an sich zu bessern; aber das materielle Aufblühen wird verlangsamt und erschwert durch die jahrhundertelang von ihnen getragenen Lasten. Von allen Seiten bedrückt und geschunden, von den Gouverneuren mit einer sogenannten „Schutz"-Abgabe besteuert, von der Geistlichkeit mit dem „Homs" belastet (d. i. eine Steuer, die den fünften Teil des Wertes aller von Juden erworbenen Immobilien bedeutet), hatten die Juden von Kachan bis vor fünfzig Jahren außerdem noch eine Blutsteuer — „Djezieh" — von 400 Tomans jährlich an den Staatsschatz zu zahlen. Jetzt ist diese Steuer auf 25 Tomans herabgesetzt. Große Vermögen konnten sich seitdem in einer Umgebung nicht anhäufen, wo schon etwas Wohlhabenheit unsere Glaubensgenossen zur Zielscheibe aller Art von Begehrlichkeit machte: daher die Zersplitterung der Reichtümer. Ungefähr fünfzehn Notable mit einem Vermögen von 10 000 bis 50 000 Francs bilden den wohlhabendsten Teil der Bevölkerung. Gegen hundert Familien mit 5000 bis 10 000 Francs Kapital halten die Mitte der Staffel, und dann kommen die vielen, die von der Hand in den Mund leben, von ihrer Arbeit im Wollen- und Seidenfach oder vom Hausierhandel.

Im Folgenden geben wir eine Übersicht, wie die 350 Familien sich auf die verschiedenen Berufe und Gewerbe verteilen.

Kaufleute: 40. Sie hatten bis zum März des laufenden Jahres das Recht, sich im Bazar aufzustellen, während sie in fast allen anderen jüdischen Gemeinden Persiens sich zur Ausübung ihres Handels in Karawansereien zurückziehen mußten. Aber seitdem die Handelskrisis alle Geschäfte des Landes gelähmt und der noch in den Kinderschuhen steckende Parlamentarismus die Tätigkeit der Regierung geschwächt hat, wird den Juden das Recht auf die Wahl ihrer Standorte in den Bazaren bestritten. Nach gemeinsamem Übereinkommen haben sie ihre Plätze verlassen und harren besserer Zeiten. Es ist auch mit Sicherheit zu erwarten, daß nach Wiederherstellung der Ordnung im Lande die jüdischen Kaufleute in Kachan die ihnen von ihren Mitbürgern freiwillig überlassenen Vorrechte wieder erhalten werden.

Umherziehende Händler: 25; meist Schirasi.

Hausierer: 95. Sie wandern zwischen der Stadt und den am Fuß der Hügel liegenden Dörfern hin und her und schleppen alle fertig gearbeiteten Gewebe aufs Land, die rohe Wolle und die übrigen ersten Bestandteile in die Stadt. Da sie inmitten einer fleißigen Bevölkerung leben, die sich weder um politische noch um religiöse Fragen kümmert, können sie in aller Ruhe und Sicherheit ihren Geschäften nachgehen.

Arbeiter in der Baumwollen- und Seidengarnfabrikation: 35.

Kaufleute, die von der Seidenindustrie leben: 50. Da unsere Glaubensgenossen nur über geringe Mittel verfügen, kommt es für sie nicht in Betracht, die Verarbeitung und den Verkauf der in Kachan fabrizierten Seidengewebe in großem Stil zu betreiben. Sie kaufen die rohe Seide selbst ein. Nachdem die Seide von den Frauen und Töchtern gewaschen und gefärbt worden ist, wird sie kleinen Fabrikanten übergeben, die daraus auf Bestellung die im ganzen Lande bekannten Gewebe herstellen: „Rouhé lalaf" ist ein gewässerter, mit einem Pyramidenmuster gewebter Stoff; „Kemerband" sind breite Gürtel, die unendlich viele Male um die Taille geschlungen werden können; „Sokmé", leichtes Baumwollgewebe mit durchbrochener Stickerei aus weißem Seidengarn; „Tschargats", eine Art schwarzer Überwürfe, in die die persischen Frauen sich von Kopf bis Fuß einhüllen, und schließlich allerhand Phantasieartikel, Halstücher, Taschentücher usw.

Teppichfabrikation: 9. Der in Kachan verfertigte Teppich ist ebenso wie der aus Kerman zurzeit der beliebteste im Lande, wegen seiner feinen Arbeit und der guten Qualität der dazu verwendeten Wolle. Unsere Glaubensgenossen lassen die Ziegenhaare zuhause waschen, auskämmen, spinnen und färben. Durch einen Werkmeister, der auch das Muster liefert, wird der Teppich in den Rahmen gespannt, und acht- bis zwölfjährige, auf hohen Gestellen sitzende Mädchen machen sich an die Arbeit. Sie bekommen für ihre Arbeit 5 Kras bis 3 Tomans monatlich. Ein Kachaner Teppich wird für 15 bis 20 Tomans pro Quadratmeter verkauft.

Schneider: 10.
Rabbiner: 4.
Fleischer: 3.
Destillateure: 3.

Musiker: 2. Diese sind in der ganzen Gegend bekannt und kommen auf alle Feste. Will ein Herr einen Geburtstag, eine Hochzeit feiern, so kommt er zu ihnen. Der erste spielt den „Tar", eine Art Mandoline, die aus einem langen, feinen Griff und aus einer zweiteiligen Calebasse zusammengesetzt ist, über die eine Tierhaut gespannt ist. Der zweite bearbeitet den „Kimantsché", ein unserer Geige ähnliches Instrument, das aus einem spitz zulaufenden Kasten und einem zylinderförmigen Stiel besteht, über den Saiten gespannt sind. Der Musiker stellt das Instrument gerade vor sich und bringt die Töne vermittelst eines Bogens hervor, mit dem er über die Saiten streicht.

Friseure: 4.
Schuhmacher: 3.
Maurer: 3.
Goldschmied: 1.

Ärzte: 4. Sie genießen bei der ganzen Bevölkerung Kachans, bei Juden und Mohammedanern, großes Ansehen.

Apotheker: 1.

Außerdem gibt es gegen fünfzig Familien, meist Jasdis, die den Jahreszeiten entsprechend alle Ge-

werbe ausüben: Straßenhändler, Obstverkäufer, Lumpenhändler und Tagelöhner; sie leben von der Hand in den Mund.

Mit Ausnahme dieser armen Leute, die in der Hoffnung nach Kachan gekommen sind, hier bessere Arbeitsgelegenheit zu finden, ist hiernach die wirtschaftliche Lage unserer Glaubensgenossen weniger schlimm als anderwärts, z. B. in Ispahan. Man hat es ja auch hier nicht mit Kapitalisten zu tun, aber in allen an Arbeit, Ordnung und Sparsamkeit gewöhnten Familien herrscht ein gewisser Wohlstand. Unsere Glaubensgenossen verlieren keine Zeit; Männer, Frauen und Kinder sind bestrebt, durch Fleiß das Wocheneinkommen zu vermehren; die Tätigkeit für den Haushalt geht Hand in Hand mit der Arbeit in der Wollen- und Seidenindustrie. Selten sieht man in Kachan müßige Hände. Die Zahl der jüdischen kleinen Mädchen, die im Hause mit der Vorarbeit an Wollen- und Seidengarn beschäftigt werden, kann man auf 300 schätzen. Die geschicktesten verdienen täglich kaum 10 Schahis, das sind 20 Pfennig, aber sie sind auch nach diesem kleinen Verdienst eifrig und sammeln Groschen für Groschen, um dafür später eine Ausstattung zu erhalten.

Allgemeiner Unterricht. Ich habe jetzt nur noch von dem Schulwerk zu erzählen. Außer den beiden erst kürzlich nach dem Muster der Teheraner Gymnasien eingerichteten Schulen gibt es als einzige Erziehungsinstitute hier ungefähr zehn „Mektebs", wo die um den Mollah herumhockenden Schüler vom Morgen bis zum Abend den Koran murmeln. Kein Jude besucht diese Schulen.

Eine Talmud-Thoraschule gibt es in Kachan nicht. Die Kinder sind in Gruppen von 15 bis 20 kleinen Jungen auf die Nebenräume der Synagogen verteilt, die mit dem Namen „Mollahanés" — Lehrhäuser — geschmückt werden. Ich bin ganz unangemeldet in einen dieser Bienenstöcke hineingeraten. Es war ein für alle Winde offener Laden an einer Straßenecke, der Anblick hätte den Pinsel eines Karikaturenzeichners reizen können: Die Höhle eines Kohlenbrenners mit verräucherter Decke. Bis zur Mitte der Wände ein Aufbau von Brettern, Reste von außer Betrieb gesetzten Webstühlen, und auf diesen Brettern ein Durcheinander von zerbrochenen Leitern, Eimern, Schaufeln und Überbleibsel von Instrumenten, die zur Teppichfabrikation gedient hatten.

Der Unterricht hatte schon eine Stunde gedauert; der Raum war durchglüht, die Gesichter von Schläfrigkeit überwältigt. In einem Winkel schnarchte ein Kind mit geballten Fäustchen; zwei am Fenster sitzende Jungchen schauten gähnend auf die Spatzen draußen; ein anderer Junge hockte dicht dabei und erzählte mit lebhaften Gebärden drei Kameraden ein ihm gestern zugestoßenes Abenteuer. Schließlich sassen im Kreis um einen vom Alter gebrochenen Greis vier oder fünf kleine Bürschchen, den Oberkörper über schmutzige Bibeln gebeugt und brüllten, daß die Vorübergehenden betäubt werden mußten. Der Rabbiner ließ unbeirrt eine Spulmaschine arbeiten. Beim Geräusch, das mein Eintritt verursachte, blickte er auf, und das Geschwirr hörte auf. Der arme Alte versuchte ein paar entschuldigende Worte zu stammeln, aber ich war schon wieder auf der Straße.

Als ich meine Verwunderung über diese Zustände aussprach, sagten mir die Notablen, die mich begleitet hatten, daß dies in Kachan so üblich wäre. Die sehr schlecht besoldeten Rabbiner sehen sich in die Notwendigkeit versetzt, ihre Einnahmen zu vermehren, indem sie Wolle spinnen. „Übrigens", fügte einer der Herren scherzend zu, „haben nicht auch die Gelehrten des Talmud ein Handwerk ausgeübt?" „Gewiß", erwiderte ich, „aber sie waren zu intelligent, um zwei Hasen gleichzeitig zu jagen."

Die Last von Kenntnissen, die die 140 Schüler der „Mollahanés" auf diese Weise erwerben, ist nicht schwer zu tragen. Mit 15 Jahren können sie kaum die Bibel übersetzen, und alles übrige ist toter Buchstabe für sie. Darum verzichten auch viele Eltern darauf, die Jungen in die Schule zu schicken, und lehren sie lieber, vom zehnten Lebensjahr an ihr Brot zu verdienen. Selbstverständlich würden diese Knaben sich sofort in unsere Listen einschreiben, wenn wir eine Schule in Kachan begründeten. Die Schülerzahl würde sich unter den obwaltenden Verhältnissen auf ungefähr 200 stellen, fast ausschließlich Knaben, denn die Mädchen werden für die Wollen- und Seidenindustrie gebraucht.

Schluß. Die Begründung einer Schule in Kachan würde unseren Glaubensgenossen dort bessere Ordnung und Sicherheit schaffen und ihre materielle Aufrichtung mächtig fördern. Die an die Disziplinlosigkeit und Faulheit des Talmud Thora gewöhnte Kinderwelt würde Gehorsam, Pünktlichkeit und Fleiß lernen. Eine gut organisierte Handwerkerschule würde sicher die Zahl der Dorf-Hausierer verringern und ihre Tätigkeit entweder der Seidenweberei oder der Handweberei zuwenden. Die in Kachan noch üblichen vorzeitigen Eheschließungen würden nach und nach aufhören, die Frau würde eine höhere Stellung einnehmen und die Rücksichten erfahren, die ihr als Gattin und Mutter zukommen.

Der begeisterte und warme Empfang, den Ihr Vertreter in Kachan gefunden hat, beweist, daß die Gemeinde das Werk der Alliance schon kennt. Sie weiß die Bedeutung der Vorteile zu schätzen, die eine Schule ihr bringen würde, und sie freut sich schon heute auf den glücklichen Tag, da das Central-Comitee ihre heißen Wünsche erfüllen und sie mit der Errichtung eines Schulinstituts beglücken wird.

Aus anderen Gemeinden Persiens.

Spezialberichte an die A. I. U. — Von Loria und Lahana.

Schiras, den 26. April 1907.

Ich muss Ihnen über die beklagenswerte Lage berichten, die unseren unglücklichen Brüdern in der ganzen Provinz Fars bereitet worden ist.

Das Uebel ist hier schlimmer als anderwärts, weil unsere Glaubensgenossen in grosser Zahl über die Ortschaften der Provinz zerstreut sind. Die israelitische Bevölkerung ist in den kleinen Städten und Dörfern wie folgt verteilt: Dscharum 300; Nobandagun 300; Sargun 300; Darab 150; Caserun 100; Lar 70; Dagar 150; Kowat 60; Firus-Abad 70.

Am Samstag, 6. April, wurde das israelitische Viertel von Dscharum von einer grossen Zahl Muhamedaner überfallen. Unsere Glaubensgenossen wurden misshandelt und konnten erst nach sechstägiger Gefangenhaltung, die sie in ihrem Viertel zu erdulden hatten, wieder an ihre Geschäfte gehen.

In Darab hatte sich ein muhamedanisches Kind verlaufen und war einige Tage unauffindlich. Man beschuldigte die Israeliten, das Kind getötet zu haben, um sich seines Blutes zum Osterfest zu bedienen. Mit Staunen und Betrübnis habe ich wahrgenommen, dass das Märchen vom Ritualmord hier fast überall verbreitet ist. Die Israeliten von Darab wurden zwei Wochen hindurch in den Bazaren belästigt, bis das Kind wiedergefunden wurde.

In Lar sind die Leiden unserer Brüder alten Datums. Nach meinen Ermittelungen ist die Gemeinde von Lar an 200 Jahre alt und war zahlreich. Das wird auch von der Ueberlieferung in Schiras bestätigt. Verfolgungen und Leiden haben die Gemeinde, die mehrere Tausend Mitglieder zählte, auf nur 70 Seelen herabgebracht. Auswanderung und Uebertritt waren die Geisseln, unter denen sie verkümmerte. Die Priester der Ortschaft machten es sich jüngst zur Pflicht, mit der kleinen Zahl Ungläubigen zu Ende zu kommen. Die Anwendung der bedrückendsten Ausnahmegesetze sollte dazu helfen. Wiederholt wandten sich unsere Glaubensgenossen brieflich an mich. Leider ist das von Schiras weit entfernte Lar dem Einfluss der Behörden unserer Stadt entzogen. Alle meine Anstrengungen waren vergeblich. Vor die Wahl zwischen Uebertritt oder Verbannung gestellt, entschieden sich unsere Brüder für die Verbannung. Sie wollen in Bendar-Abbas und in Dscharum eine Zuflucht suchen.

Die Gemeinde Nobandagun wird von einem Teil der Behörden hart bedrängt. Nach den jüngsten Wirren verlangten die Mohamedaner von Nobandagun eine Erhöhung der von den Juden zu leistenden Abgaben, weil ein grosser Teil des Handels in ihren Händen sei. Der Gouverneur stimmte der Forderung gern zu, und sein Vorgesetzter, Salar-es-Sultan in Schiras, der aus dem Steuerzuschlag Gewinn erhoffte, unterstützte das Verlangen. Seit einigen Tagen sind fünfzehn Notable der Gemeinde Nobandagun in unserer Stadt. Ich stehe ihnen nach Kräften bei, eine Ermässigung der Steuern zu erwirken, die von 40 auf 200 Toman hinaufgeschraubt worden ist. Dringe ich hier nicht durch, so will ich mich nach Teheran wenden. Die willkürliche Steigerung der Abgabe würde für die anderen Städte ein bedauerliches Präzedens bilden.

* * *

Schiras, den 30. Mai 1907.

Infolge der schweren Wirren und der vollständigen Anarchie in unserer Provinz wird die Lage unserer Glaubensgenossen in Fars von Tag zu Tag kritischer.

In Lar gibt es keinen einzigen Israeliten mehr. Von denen, die in den Hafenorten Zuflucht gesucht haben, bin ich ohne Nachricht. Ich schliesse daraus, dass sie dort Heim und Sicherheit gefunden haben. Von den nach Dscharum Geflüchteten erhalte ich betrübliche Nachrichten. Nach schwieriger und entbehrungsreicher Reise sind sie in dieser Stadt angelangt. Da die Lage unserer Glaubensgenossen in Dscharum unter der Mittelmässigkeit ist, konnten die Auswanderer weder Unterkunft noch Unterstützung finden. Die Männer von Lars mussten ihren Gastwirten die Sefer-Tora ihrer alten Synagoge verkaufen. In dieser Woche haben sie uns mitgeteilt, dass einige von ihnen die Absicht haben, in Schiras Arbeit zu suchen. Ich habe ihnen abzureden versucht, weil ich überzeugt bin, dass sie anderwärts besser aufgehoben sein würden, als in unserer Stadt, wo das Elend unserer Glaubensgenossen ohnehin gross ist.

In Schiras selbst herrscht vollständige Anarchie. Nicht einmal die Ausländer geniessen hier Sicherheit, geschweige denn unsere unglücklichen Glaubensgenossen. Der Gouverneur erklärt sich ausser Stande, die Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten und irgend jemandes Besitztum zu schützen. Die Bazare sind geschlossen, die Stadt ist dem Belieben durchziehender bewaffneter Banden überliefert, die am hellen Tage Angriffe sogar auf die angesehensten Personen wagen. Der Grosseigentümer Kawam-el-Molk, der die Macht eines wirklichen Gouverneurs ausübt, ermutigt diese Banden und reizt sie an, um die Absicht der Verfassungsfreunde zu vereiteln, die seine Entfernung nach Teheran verlangen. Die wenig zahlreichen Konservativen, die dem Kawam seine ganze frühere Macht erhalten sehen möchten, scheinen nicht zur Nachgiebigkeit geneigt. Aus der Hauptstadt ist Befehl gekommen, dass der Kawam mit seinen beiden Söhnen unverzüglich abreise; sie erklären aber, dass sie nicht aufbrechen werden, ehe sie in Schiras viel Blut vergossen haben. In einer solchen Lage wirbt man um

die Israeliten, so geringes Ansehen man ihnen sonst gönnt. Eine Massendepesche zugunsten der einen oder anderen Partei kann, ohne an sich entscheidend zu sein, bis zu einem gewissen Grade den Streitenden dienlich sein. Die Vorkommnisse dieser Woche beweisen das wieder einmal: Salar-es-Sultan, Sohn des Kawam, hat den beiden Grossrabbinen sagen lassen, dass sie aus Erkenntlichkeit für die von seiner Familie den Israeliten geleisteten Dienste und um sich für die Zukunft Ruhe zu sichern, mit einer Gesetzesrolle sich gleichfalls in den Toren der Moschee einfinden sollten, um für ihre Ergebenheit gegenüber der Familie des Kawam Zeugnis abzulegen. Zugleich befahl er ihnen, eine Massendepesche nach Teheran zu schicken, in der sie von dem Schutz sprechen, den sie bisher genossen, und von den Angriffen, denen sie von seiten der Verfassungsfreunde ausgesetzt seien. — Die Kurzsichtigsten konnten das Uebel voraussehen, da die Niederlage der Verfassungsgegner fast sicher ist. Ich habe meine Glaubensgenossen angehalten, in dieser Sache unbedingte Neutralität zu wahren. Unsere unglücklichen Brüder haben eine unsagbare Furcht vor dieser Familie, durch die sie seit Generationen so viel gelitten haben, dass es unmöglich ist, sie zu überzeugen, die Macht jener Leute könne eines Tages ein Ende haben. Ich habe den Rabbinen jede Mitwirkung geradezu verboten. Wir sind entschlossen, unter den schwierigen Umständen mit grosser Umsicht zu handeln. Salar-es-Sultan hat mich durch einen Abgesandten bitten lassen, ich möchte die Israeliten zu einer Mitwirkung bestimmen und selbst an die französicshe Gesandtschaft eine Depesche mit der Meldung schicken, dass unsere bisher so wohlgeschützten Schulen jetzt in Gefahr seien. Für den Fall des Erfolges machte er mir überdies die liebenswürdigsten Versprechungen. — Diese Tatsache beweist, welche Bedeutung die Ortsbehörden dem tatkräftigen Schutz beimessen, den man als seitens der Gesandtschaft uns zugesagt voraussetzt. — Ich erwiderte dem Abgesandten, dass die Haltung der Familie des Kawam uns grosse Genugtuung bereite, und dass ich nach Teheran depeschieren würde. Ich habe das nicht getan und hatte es auch nicht beabsichtigt. Die Sorge für die Wohlfahrt unserer Glaubensgenossen zwingt uns, unser Verhalten den Sitten des Landes anzupassen. In einem Fall, wie der vorliegende einer ist, gebietet unsere Pflicht, nur an die Sicherheit unserer Brüder zu denken. Eine übel angebrachte Offenheit von unserer Seite könnte ihnen unwiderbringlichen Schaden bereiten. Wir sind also darauf angewiesen, beide Parteien zu schonen, damit der Sieger weder aus unsern Worten noch aus unsern Handlungen einen Vorwurf gegen uns herleiten könne.

Die Lage der Gemeinde von Schiras ist gegenwärtig überaus traurig. Kein Jude hat den Mut, das Viertel zu verlassen, nicht einmal am hellen Tage. Die unglückseligen Tagelöhner, die die Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung bilden, sind gezwungen, innerhalb ihres Viertels hin und her zu gehen, damit sie sich beim geringsten Alarmzeichen in ihre Wohnungen einschliessen können. Die Wohlhabenderen sind auch nicht glücklicher. Sie haben laufende Rechnungen mit verschiedenen Mohamedanern. Die Schuldner entfliehen ihnen, indem sie sich in die Moscheen oder ins Telegraphenamt flüchten, und weigern sich, ihre Schulden zu bezahlen; die Gläubiger dagegen folgen den Juden bis in ihre Wohnungen und zwingen sie, wohl oder übel das letzte zusammenzuraffen, um entweder die schuldige Summe oder die landesüblichen ungeheuerlichen Zinsen zu zahlen.

Damit ist das Uebel noch nicht erschöpft. Ein Haufe nach Strafgeldern gieriger Farachen verlässt das Judenviertel niemals, denn anderwärts ist überhaupt auf keine Einnahme zu rechnen.

Es ist verboten, irgend welchem Muselmann alkoholische Getränke zu liefern. Unsere Glaubensgenossen haben sich diesem Befehl gewissenhaft gefügt, um den von der Menge so eifrig gesuchten Vorwand zu einem Angriff zu vermeiden. Aber was sollen diese armen, wehrlosen Leute tun, wenn die Taugenichtse mit bewaffneter Hand eine Flasche Branntwein von ihnen verlangen, für die sie nicht einmal einen Pfennig bezahlen? Der Gouverneur muss selbst zugeben, dass er nichts gegen die Leute tun kann, die die Anarchie in der Stadt herrschen lassen. Die Farachen laufen, so schnell sie können, sobald eine bewaffnete Gruppe sich dem Viertel naht. Sobald aber einer unserer unglücklichen Brüder mit Gewalt gezwungen worden ist, das verlangte Getränk zu geben, erscheinen die Farachen wieder, lassen sich in seinem Hause nieder und erheben eine Busse von 2—5 Toman. Der Aermste schreit, und wir unterstützen ihn; aber keiner in der Stadt will uns hören. Sie können sich unsere Machtlosigkeit vorstellen und unsere üble Lage gegenüber den Leuten, die von uns wirksamen Schutz erbitten.

Ich muss mir nochmals die Freiheit nehmen, dem englischen Konsul Herrn Grahame für die bewundernswerte Hingebung zu danken, mit der er uns bisher bei unserer schweren Aufgabe beigestanden hat.

Ich darf wiederholt feststellen, dass in Schiras mehr als anderswärts das Schulwerk uns bedeutend weniger Mühe und Arbeit macht als der fortgesetzte Schutz, den wir unseren Glaubensgenossen gewähren müssen.

Mit der Zeit werden wir uns nur noch mit unserer zivilisatorischen Aufgabe zu beschäftigen und allein in den schwierigsten Fällen einzuschreiten haben. Noch aber sind wir in Schiras nicht so weit. Wir müssen langsam und mit grossem Takt vorgehen, damit diese Aenderung eintreten kann. Zu Anfang ist es in den anderen persischen Städten ebenso gewesen. Heute brauchen Ihre Vertreter sich nicht mehr soviel wie zu Beginn mit Prozessen, Streitigkeiten usw. zu befassen.

Schon bei unserer Ankunft hier ist diese Sachlage mir aufgefallen, und ich habe die Möglichkeit gesucht, mit einer gewissen Berechtigung in die Angelegenheiten unserer Glaubensgenossen einzugreifen. In Persien sind die religiösen Häupter der armenischen Gemeinden fremde Untertanen. Wir glaubten, bei unseren Gemeinden könnte es ebenso sein. Deshalb habe ich von den Oberrabbinen und den Notablen ein Schriftstück unterzeichnen lassen, in dem diese mich als religiöses Haupt anerkennen. Auf diesen Titel gestützt, habe ich wiederholt meine Stimme zu Gunsten unserer verfolgten Glaubensgenossen erheben dürfen. Wir können auch öfters den Fall irgend eines Juden dadurch zu dem unseren machen, dass wir diesen veranlassen, sich zu uns zu flüchten.

Herr Grahame interessiert sich für alle diese Angelegenheiten und interveniert, wenn ungerechte Massnahmen gegen unsere Brüder zur Anwendung kommen.

Loria.

* * *

Schiras, den 14. Juli 1907.

In dieser Woche sind hier 26 Israeliten aus Lar angekommen, die in wahrhaft bemitleidenswertem Zustand waren. Seit ihrem Eintreffen in Dscharum hatten unsere Glaubensgenossen in dieser Stadt unter übler Behandlung seitens der Muselmanen zu leiden. Die Priester fingen an, davon zu sprechen, dass sie das Beispiel der Geistlichkeit von Lar nachahmen und die kleine Gemeinde von Dscharum vertreiben wollten. Aus Furcht vor Ausführung dieser Drohung zwangen die Israeliten von Dscharum die Zuzüglinge von Lar förmlich, anderwärts hinzuwandern. Die Laris verliessen Dscharum in grossem Elend; ihre ganze Habe bestand in den Kleidern, die sie auf dem Leibe hatten. Unter Hitze, Ermüdung und Hunger leidend, legten sie den Weg zu Fuss zurück. Die Frauen, die ganz erschöpft auf den Etappenstationen eintrafen, mussten in den Strassen ein Stück Brot für ihre Kinder erbetteln. Sobald sie hier angekommen waren, begaben sie sich an den Platz, wo alle unsere Brüder Trost und Unterstützung im Elend finden. Weinend erzählten mir die Unglücklichen von den Leiden, die sie während der letzten Monate ihres Aufenthalts in Lar haben erdulden müssen. Sie hatten keine Minute Ruhe, sahen mit täglich wachsender Angst dem kommenden Massakre entgegen. Ihren Geschäften nachzugehen war ihnen vorboten, strenge Ueberwachung hinderte sie an der Ausübung der religiösen Bräuche, Unsere Glaubensgenossen mussten in einem Winkel ihres traurigen Heims vegetieren und ihre geringe Habe aufzehren, ohne an den morgigen Tag denken zu können. Ihre Drangsal wurde so gross, dass sie sich endlich zum Massenaufbruch aus Lar entschlossen. Die Geistlichkeit verbot den Muselmanen, die Häuser der Juden zu kaufen. So waren die Juden gezwungen, ihre Häuser in den Händen ihrer Feinde zu lassen und zu sehen, wie ihre Synagoge — die Zeugin der unerhörten Leiden, die die Gemeinde Jahrhunderte hindurch zu ertragen gehabt — von dem Pöbel zerstört wurde. Glücklicherweise hatten sie die Gesetzesrollen an dem Tage entfernt, an dem ihnen untersagt worden war, sich zum Gottesdienste in der Synagoge zu versammeln.

Die israelitische Gemeinde von Schiras hat grosse Opferwilligkeit bewiesen. Ich hatte mich an sie gewandt, um das unermessliche Elend etwas zu mildern. Grossherzig ist die Gemeinde dem Ruf nachgekommen. Der dringendste Bedarf wurde alsbald gedeckt, den jüngsten Zuzüglingen wurde Arbeit verschafft. Wir bemühen uns, für die anderen Arbeitsgelegenheit in den sonstigen Ortschaften der Provinz zu finden.

In vergangener Woche ist endlich der neue Gouverneur von Fars, Nezam-es-Saltaneh, in unserer Stadt eingetroffen. Seit seiner mit Ungeduld erwarteten Ernennung war alle Welt überzeugt, dass die Ruhe bald wiederhergestellt sein würde. Man hatte Recht. Unser neuer Gouverneur ist ein Greis, der während seiner ganzen Laufbahn mit allen Kräften sich bemüht hat, Persien auf den Weg zu leiten, den es seit einigen Monaten betreten hat. Nezam-es-Saltaneh gehört zu den eifrigsten und angesehendsten Anhängern der Rchabi-Sekte. Sein Sohn, dessen Händen alle Geschäfte anvertraut sind, ist ein wohlunterrichteter junger Mann, der lange Jahre in Europa gelebt und sich für die Verwaltung mit den Anschauungen seines Vaters erfüllt hat. Ein Vorkommnis der jüngsten Zeit beweist, dass wir unter dem neuen Gouverneur auf eine Besserung der Lage unserer unglücklichen Brüder rechnen dürfen:

Der Vorsteher des jüdischen Viertels hatte einen unglücklichen israelitischen Erdarbeiter festnehmen lassen unter der Beschuldigung, dass er in dem Hause, an dem er arbeitete, einen Schatz gefunden habe. Unser Glaubensgenosse wurde ins Gefängnis geworfen und tausend Qualen ausgesetzt. Tag für Tag erhielt er die Bastonnade, wurde er mit glühenden Zangen gezwickt. Unsere Bemühungen, ihm die Freiheit zu verschaffen, waren vergeblich, bis der neue Gouverneur kam. Als ich ihm den ersten Besuch machte, erzählte ich ihm von unseren unglücklichen Bruder. Der Sohn des Gouverneurs schickte sofort nach dem schuldigen Beamten, liess an ihm vor den Augen des gequälten Juden strenge Strafe vollziehen und entsetzte ihn seines Amtes. — Das machte in der Stadt den besten Eindruck, denn seit vier Jahren haben unsere Glaubensgenossen nur selten gesehen, dass einer der Gewalthaber ihre Verteidigung gegen die kleinen Tyrannen übernahm. — Während der Unterhaltung, die diesem Akt der Gerechtigkeit folgte, liess uns Nezam-es-Saltaneh hoffen, dass für die Israeliten von Fars bessere Zeiten kommen werden. „Sein Sie überzeugt“, sagte er mir, „dass ich den Leiden ein Ende machen werde, die die Israliten von Schiras seit langen Jahren haben erdulden müssen. Wenn mein Wort nicht genügt, die Fanatiker zu beruhigen, so werde ich Gewalt anwenden. Es ist

Zeit, dass wir mit den Barbareien aufhören, die uns im Auslande den Ruf der Unduldsamkeit eingetragen haben."

Nezam-es-Saltaneh hat mir auch wirksame Unterstützung für unser Schulwerk versprochen und mich ermutigt, muselmanische Schüler aufzunehmen, was wir bisher aus Besorgnis vor den Intriguen der Ober-Priester nicht wagten. Die Tatsache, dass israelitische und muselmanische Kinder auf derselben Bank sitzen, zusammen lernen und in demselben Hof spielen, verheisst heilsamen Einfluss. Ich werde versuchen, nichtjüdische Schüler zum Oktober aufzunehmen.

Lahana.

* * *

Teheran, 19. Juli 1907.

Unruhen im Judenviertel. Unsere hiesigen Glaubensgenossen haben wieder einige Tage voll Angst und Schrecken durchgemacht und die Befürchtung gehegt, dass die Plünderungen und Verwüstungen einer noch nicht fernen Zeit wiederkehren könnten. Das Judenviertel war von allen Seiten durch mit Eisenketten und Stangen bewaffneten Pöbel überfallen worden und bot einen fürchterlichen Anblick. Am 14. Juli war das Gerücht verbreitet worden, eine jüdische Hebeamme hätte an einer jungen Mohamedanerin eine gesetzlich verbotene Operation vorgenommen. Die Beschuldigung flog von Mund zu Mund, und ganze Truppen junger Leute eilten durch die Strassen, um den Fanatismus der einen und die Rachsucht der anderen aufzureizen. Die aufgeregte Menge wuchs zusehends und stürmte nach dem Judenviertel, wo bald die grösste Bestürzung herrschte. Die Häuser wurden eilends barikadiert, die Läden verrammelt. Die durch Steinwürfe verfolgten Juden hatten kaum Zeit, sich in ihre Wohnungen zu retten, die später abends von der Arbeit Heimkehrenden wurden mit Knüppeln bearbeitet. Nach einer in Angst und Sorge verbrachten Nacht wiederholten sich am 15. Juli dieselben Szenen. Jeder Jude, der sich auf der Strasse sehen liess, wurde geschlagen und bedroht. Unsere erschrockenen Glaubensbrüder zogen sich in die Synagogen zurück und erwarteten jeden Augenblick den Beginn der Plünderung. Die mit wütendem Geschrei durch die Strassen ziehenden Burschen hätten auch gewiss Hand an die Läden gelegt, wenn nicht rechtzeitig Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden wären. Der Oberrabbiner setzte die Behörden von der bedrohlichen Lage in Kenntnis, und eine Deputation von Juden begab sich nach dem „Medjless", dem Parlament, und bat dort um Hilfe. Sobald ich von den Vorkommnissen erfuhr, begab ich mich erst zur französischen, dann zur englischen Gesandtschaft, die in Zerguendeh resp. Goulhek in den Sommerwohnungen sich befinden, und bat die Gesandten beider Mächte um ihre sofortige Verwendung bei den Landesbehörden, damit diese den Unruhen ein Ende machten. Herr v. Lamartinière und Herr Cecil Spring Rici versprachen mir, bei Ala-El-Saltanet, dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, die gewünschten Schritte zu tun. Am nächsten Morgen schrieben sie mir bereits, dass sie die kritische Lage der Juden von Teheran zur Kenntnis der persischen Regierung gebracht hätten, und dass man ihnen die Versicherung gegeben habe, „dass alle bei der gegenwärtigen Lage zulässigen Massregeln getroffen werden sollen." Diese vereinten Schritte haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Unruhen konnten erst eingeschränkt, dann ganz unterdrückt werden. Das Judenviertel hat allmählich das gewohnte Aussehen, die Strassen sind belebt, die Geschäfte geöffnet und die Leute gehen wieder in Frieden an die gewohnte Arbeit.

Loria.

* * *

Teheran, 7. August 1907.

Die Begeisterung, mit der die Bevölkerung die Einrichtung des parlamentarischen Regimes in Persien begrüsst hat, scheint noch nicht in der Abnahme zu sein. Die wirtschaftliche Lage des Landes freilich hat sich nicht gebessert, die breiten Volksschichten sind ein wenig davon enttäuscht, dass die Deputiertenkammer endlose Reden hält, ohne wirksame Massregeln zu ergreifen. Doch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist so stark, dass man fortfährt, das parlamentarische Regime als das einzige Mittel der materiellen und moralischen Erneuerung zu betrachten. Daraus erklärt sich der Glanz der Festlichkeiten, die man jüngst, am ersten Jahrestage der Verfassungsverkündigung, gefeiert hat. Alle Gesellschaftsschichten haben an den öffentlichen Veranstaltungen sich beteiligt. Auch die Jüdische Gemeinde hat Wert darauf gelegt, ihre Loyalität und ihre Anhänglichkeit an die neue Einrichtung dadurch kundzutun, dass sie gegenüber den Gärten von Neguaristan -- dort befindet sich das Parlamentsgebäude — eine Estrade errichtete und reich ausschmückte. Auf Einladung des Unterrichtsministers hat eine Deputation von 150 Israelitischen Kindern, unter den Schülern unserer Oberabteilungen ausgewählt, unter Vorantragung einer Fahne mit den Deputationen der anderen Schulanstalten der Stadt sich in den Festraum begeben. Wir haben uns bestrebt, offenbar zu machen, dass die Jüdische Gemeinde von Teheran sich mit Freuden den zu Ehren des Parlaments veranstalteten Sympathiekundgebungen anschliesst.

Persien bereitet uns noch Ueberraschungen! Nach der Einführung einer repräsentativen Verfassung wird jetzt die Organisation von Munizipalräten in Angriff genommen werden. Ein Reformhauch weht durch das Land, die vorgeschrittenen Parteien bauen auf den Trümmern des alten Regime in aller Eile die Organisationen des zivilisierten Europa auf. Von Entwürfen ist man zu Taten übergegangen. In diesen Tagen ist Kachef-el-Saltanet amtlich beauftragt worden, in Teheran einen Munizipalrat zu schaffen. Ein offener Kopf und

freisinnig, hat Kachef-el-Saltanet gedacht, dass die ganze Bevölkerung der Hauptstadt, ohne Unterschied der Abstammung und des Bekenntnisses, in ihren Vertretern herangezogen werden müsse, an den Arbeiten zur Gesundung der städtischen Verhältnisse teilzunehmen. Demzufolge hat er mich gebeten, unseren Glaubensgenossen die Organisation des Munizipalrats auseinanderzusetzen, ihnen zu zeigen, welch grosses Tätigkeitsfeld ihnen damit eröffnet würde, und zu veranlassen, dass sie ihre Interessen einem aus ihrer Mitte gewählten Vertreter anvertrauen möchten. Ich habe diesen Auftrag mit Eifer erfüllt und kann Ihnen zu meiner Freude melden, dass Herr Dr. Logman, ein eingeborener Arzt, der aus den Bänken der amerikanischen Schule hervorgegangen ist, die Mehrzahl der Stimmen erhalten hat und mit dem Amt eines Munizipalrats bekleidet worden ist. In naher Zeit werden wir wissen, ob diese Wahl für die Israeliten von Teheran glücklich gewesen ist.

L. Loria.

TRAUERREDE AN DER BAHRE THEODOR OSCHINSKYS,

gehalten am 9. Juli 1907 zn Breslau von Rabbiner Dr. Rosenthal.

Als wir in dem Mai-Heft dieses Blattes die Erinnerungen unseres Freundes Theodor Oschinsky an seine Palästinareise veröffentlichten und sein Bild unseren Lesern zeigten, waren wir der Hoffnung, dass es uns beschieden sein würde, noch lange Jahre diesen streitbaren, rüstigen, von heiligem Eifer beseelten Mitarbeiter in unserer Mitte zu sehen. Unsere Hoffnung ist zu nichte geworden, Theodor Oschinsky ist am 6 Juli von uns gegangen. In dem Mai-Heft unseres Organs haben wir erzählt, was wir an Theodor Oschinsky besessen; jetzt sagen jene Worte, was wir an ihm verloren haben.

Wir lassen hier folgen, was Herr Rabbiner Dr. Rosenthal in Breslau als Seelsorger und Freund und zugleich im Namen des Central-Comités und der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft der A. I. U. am Grabe des Entschlafenen gesprochen hat:

Geehrte und ansehnliche Trauergemeinde!

טוביה למרום עלה „Tobija hat sich gen Himmel gewandt." Mit diesen Worten beginnt eine lithurgische Einschaltung in unserem Gottesdienste, womit wir die Weihe des Wochenfestes nach altem Brauche einleiten. Tobija bedeutet „Gottesgüte", und damit wird Mose, der Prophet, bezeichnet. Uns aber sind diese Worte jetzt kein festlicher Gruss von einem Mann, der sich zum Himmel gewandt hat, um zu seinem Volke wieder zurückzukehren mit einem Gnadengeschenk der Gottheit, sondern eine Klage und eine Aeusserung des tiefsten Schmerzes. Denn Tobija war der hebräische Name unseres Freundes Theodor Oschinsky, dessen plötzlicher Tod uns aufs tiefste erschüttert. Unser Tobija hat sich auch gen Himmel gewandt; aber er kehrt nicht mehr zu uns zurück. Er nahm auch das Gnadengeschenk, das uns die Gottheit in ihm verliehen hatte, mit sich fort und lässt uns hier als Trauernde zurück, nicht nur sein Haus, seine Gattin, seine Kinder und Verwandten, sondern auch zahlreiche Freunde und viele, viele, die von ihm Wohltaten empfangen haben, eine grosse Gemeinde in unserer Stadt und weit, weit über deren Bereich hinaus. Denn כשמו כן הוא, wie sein Name, so war er: טוביה, ein Mann voll Gottesgüte und ein Segen für viele.

Er war eine imponierende und liebenswürdige Erscheinung, eine kraftvolle und einnehmende Persönlichkeit, ein Mann von grosser Menschenkenntnis, der die Menschen richtig zu nehmen, zu gewinnen und auf sie einzuwirken verstand, ein Mann von grossem Scharfblick und kluger Voraussicht, von besonnener Erwägung und raschem Entschlusse, von unermüdlichem Fleisse und erstaunlicher Arbeitslust und Arbeitskraft. Ein vielbeschäftigter Mann mit einer bewunderungswürdigen Gründlichkeit, Pünktlichkeit und Ordnung in allem. Mit dieser seltenen Vereinigung vortrefflicher Eigenschaften ist es ihm gelungen, aus kleinen Anfängen und durch eigene Kraft zur Höhe emporzusteigen, hat er sich und seinem Hause Wohlstand und eine geachtete Stellung erworben. Bei ihm bewährte sich der Weisheitsspruch יד חרוצים תעשיר, die Hand der Fleissigen macht reich.

Doch mit diesen Gaben vereinigte er zugleich einen hohen Idealismus und ein edles und frommes Gemüt, dessen Grundzug Gottesgüte gewesen, das starke Vertrauen darauf und ein Durchdrungensein davon für sein Lebensprinzip, gütig und hilfreich gegen andere zu sein. Ihm war keine Leistung zu schwer und keine Aufopferung zu gross, und ihn fand man zu jeder Zeit, bei Tag und Nacht, Sommer und Winter, bei Sonnenglut und Sturm und Wetter stets bereit, wenn es galt, einem guten, gemeinnützigen Zwecke zu dienen, Armen, Kranken und Unglücklichen zu helfen. הנמצא כזה איש אשר רוח אלהים בו -- Wo findet man so leicht einen Mann wie diesen, der von dem Gottesgeiste des Wohltums und des Gemeinsinns so erfüllt und belebt gewesen!

Es gibt, fürwahr, nicht sehr viele Männer, die unserm Theodor Oschinsky gleichen, von dessen segensreichem Wirken auf vielen Gebieten während einer langen Reihe von Jahren sich so tiefe Spuren in das öffentliche und soziale Leben unserer grossen und angesehenen Gemeinde eingegraben haben. Er war Mitglied unseres Repräsentantenkollegiums und hatte an den bedeutenden religiösen und gemeinnützigen Schöpfungen und Einrichtungen unserer Gemeinde seinen wesentlichen Anteil. Er war Mitglied unserer Armenkommission, Kultuskommission

und Synagogenkommission, und hat an allem, was in den letzten Jahrzehnten zur Förderung und Hebung der Armenunterstützung, unseres Schulwesens und unseres Gottesdienstes sowie zur Verschönerung unseres Gotteshauses geschehen, hervorragend mitgewirkt. Er war im Vorstande unserer Chebra-Kaddischa und einer der tüchtigsten und fleissigsten Arbeiter in der weitverzweigten Verwaltung dieses segensreichen Vereins, die in grossem Stile die Krankenpflege, die Altersversorgung und das Beerdigungswesen umfasst. Unser vielgerühmtes Krankenhaus verdankt den kostbaren Neubau den reichen Mitteln wesentlich mit, die er persönlich durch Anregung und Sammlung herbeigeschafft hat. Er war der Wächter und Hüter der religiösen und traditionellen Einrichtungen in unserem Altersheim und Krankenhaus und auch ein eifriges und verdienstvolles Mitglied im Vorstande der israelitischen Volksküche. Er war Mitbegründer und Vorstandsmitglied des Verbandes für die Erziehung hilfsbedürftiger israelitischer Kinder. Diesem edlen Werke der Fürsorge für die unglücklichsten aller Unglücklichen, der ohne ihre Schuld verlassenen und verwahrlosten Kinder hat sein gutes Herz sich mit besonderer Liebe zugewandt. Die Errichtung eines notwendig gewordenen Heims für unsere Zöglinge war das Ideal, dem er in den letzten Jahren zustrebte, und womit sich auch seine letzten Gedanken noch kurz vor seinem Tode beschäftigten. Er war auch noch in vielen anderen Ehrenämtern tätig, war überall pünktlich in der Sitzung, tüchtig im Amte und fleissig in der Arbeit.

Aber wie viel Gutes und wie vielen Segen hat dieser wunderbare Mann auch noch an Taten persönlicher Nächstenliebe vollführt! Wer hat alljährlich in der rauhen Zeit des Winters die armen Kinder bekleidet und ihnen am Chanukka ein schönes Weihefest bereitet? Theodor Oschinsky mit seiner Sammlung und durch die Beihilfe guter Menschen, die er zur Mitarbeit gewonnen. Wer hat das alte Werk unserer frommen und ehrwürdigen Wollstein und Struck s. And. fortgesetzt, durch Sammlungen zweimal im Jahre zu den Festeszeiten für die verschämten Armen zu sorgen und Festesfreude in die Hütte der Armut zu tragen? Theodor Oschinski in Verbindung mit einem würdigen Freunde. Auf wen blickte man zuerst, und an wen wandte man sich zumeist, wenn man grösserer Mittel bedurfte zur Aufrichtung heruntergekommener Existenzen und zur Ausstattung von Bräuten? An Theodor Oschinsky. Ja, Theodor Oschinsky war für uns ein kostbarer Besitz, und darum ist uns auch sein Tod ein überaus schwerer Verlust. Aus dem tiefen Innern erhebt sich der Wunsch: כמוהו ירבה בישראל. — Möge es seinesgleichen in Israel viele geben!

Aber weit über den Kreis unserer Stadt hinaus verbreitet sich die Trauer über den Verlust dieses ausgezeichneten Mannes. Auch die Alliance Israélite Universelle betrachtet sich als Leidtragende an dieser Bahre. Der Mann mit dem warmen Fühlen für die Not der Armen und Unglücklichen und der tatkräftigen Liebe für die allgemeinen Interessen unserer Gesamtheit war der richtige Mann für die Alliance, war ein begeisterter Anhänger dieses grossen Bruderbundes und seiner erhabenen Idee, alle Israeliten zu vereinen, um den unterdrückten und verfolgten Glaubensgenossen hilfreich beizustehen und sie zugleich geistig und moralisch zu heben durch Errichtung von Schulen und Verbreitung von Kultur in den Ländern ihres Elends und ihrer Armut. Er hat in ihrem treuen Dienste viel geleistet und viele Erfolge erzielt. Er hat durch Gründung von Lokalkomitees nicht nur in Breslau, sondern in ganz Schlesien und darüber hinaus der Alliance ein weites Gebiet und zahlreiche Anhänger erworben. Er war es auch, der als Träger ihrer Idee und als Vertreter des Centralcomitees den grossen Wanderzügen der aus Russland und Rumänien vertriebenen Glaubensgenossen, die in Scharen ihren Weg durch Schlesien nahmen, Beistand leistete und der auch für ihre Verpflegung sorgte, er als der Leiter im Vereine mit würdigen Gefährten, die sich ihm zu dem guten Liebeswerke angeschlossen haben. Unvergessen bleiben ihm auch die Reisen nach Oberschlesien und Galizien und die Anstrengungen, denen er sich zur Ordnung der Züge unterzogen hat. Im Namen des Central-Comités, dessen Mitglied er gewesen, und im Namen der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft, in deren Vorstand er sass, zolle ich ihm den Tribut des tiefsten Dankes und der unwandelbaren Liebe und Verehrung. In das Buch des Gedächtnisses dieses hehren Bundes wird neben den vielen grossen und edlen Israeliten, die ihm ihre reiche Intelligenz und Kraft geweiht haben, auch sein Name für immer eingeschrieben sein als Tobija, als ein Mann voll Gottesgüte. Von ihm gilt das Wort des Propheten: „Und die Einsichtsvollen werden glänzen wie der Glanz des Himmels und die Wohltaten für viele üben und viele zum Wohltun anregen, wie die Sterne immer und ewig."

Geehrte Leidtragende! Verzeihet, wenn ich hinter das, was er uns allen gewesen, zurücktreten liess, was er euch gewesen. Was er uns allen gewesen, ein Mann von Güte, Liebe und Treue, das ist er ja auch euch gewesen, nur in noch weit höherem Masse. War er doch der gütigste, zärtlichste und liebevollste Gatte und Vater! Seine Ehe mit seiner würdigen und innig geliebten Gattin hat die ideale Grundlage einer reinen und tiefen Herzensneigung, auf der sie erstanden, niemals verändert. Und es ist nicht zuviel, wenn ich sage, dass die Harmonie und Eintracht dieser ausgezeichneten Ehe nie durch einen Misston oder ein Missverständnis getrübt wurde. Und was für ein gütiger und treusorgender Vater war er seinen Kindern, seinen Söhnen, Töchtern, Schwiegerkindern und Enkelkindern! Er war beglückt ob dem Frieden und dem religiösen Geist, der in den Familien seiner verheirateten Kinder waltet, und dass es ihm vergönnt gewesen, auch seinen jüngsten Sohn am Ziele seiner Studien zu sehen. Und wie hat er

sich noch gefreut über die Geburt des jüngsten Enkels, des ersten Trägers seines klangvollen Namens, dessen Einführung in den Bund Abrahams er leider nicht erleben sollte.

. Tröstet euch, ihr seine nächsten Angehörigen und Verwandten, damit: טוביה למרום עלה, dass Tobija zur Höhe emporgestiegen, dass er ein Mann von strahlender Gottesgüte gewesen, dessen Name und dessen Leben noch lange nachleben und nachleuchten wird. Tröstet euch damit, dass seine Seele gleich der des Mose auf der Höhe sanft in die Ewigkeit hinüberzog. Er wurde wegen seiner Leistung im Dienste der Humanität auch durch einen Orden ausgezeichnet Doch höher ist der Glanz der כתר שם טוב, der Krone des guten Namens, die er sich auf seiner leider nicht sehr langen Pilgerfahrt auf Erden erworben. Endlich möge auch euch diese ungemein grosse Trauerversammlung zum Troste sein als ein Zeichen, dass so viele an eurer Trauer teilnehmen. Theodor Oschinsky war unser, er bleibt unser, und wir werden stets in Liebe und Verehrung seiner gedenken.

So ziehe denn hin in Frieden. והלך לפניך צדקך und es gehe dir voran deine Gerechtigkeit, und die Herrlichkeit des Ewigen nehme dich auf zu den Seligen und Unsterblichen!

Amen.

Hilfstätigkeit der A. I. U. in Marokko und Russland. Aus Anlass der jüngsten Vorkommnisse in Casablanca, wo das Judenviertel geplündert und teilweise verbrannt wurde, hat das Pariser Central-Comité der Alliance Israélite Universelle zur Linderung der augenblicklichen Not den Betrag von 5000 Francs nach Casablanca telegraphisch übermittelt.

Ferner hat das Central-Comité der Alliance Israélite Universelle für die zwei in Russland abgebrannten Ortschaften Stolbozy und Smoliany eine Subvention von 8000 Francs bewilligt.

* * *

Die amerikanische Einwanderungskommission. Der Kongress in Washington hat eine Kommission ausgesandt, die zur Vorbereitung für eine etwaige Aenderung der Einwanderungsgesetze eine Studienreise durch die Länder machen soll, aus denen sich die Einwanderung hauptsächlich rekrutiert. An der Spitze dieser Kommission steht das Kongressmitglied Herr William S. Bennet. Auf den verschiedenen Stationen ist diese Einwanderungskommission von den Vertretern der Alliance Israelite Universelle geleitet und mit allen Auskünften versehen worden. Ganz besonders geschah dies in Rumänien, wo die Kommission längeren Aufenthalt nahm und die Verhältnisse in den einzelnen Landesteilen genau prüfte. Herr Bennet und seine Kollegen haben ein Bild von der Lage der Israeliten in Rumänien erhalten und von dem unwiderstehlichen Auswanderungsdrang, den die von der rumänischen Regierung geschaffenen Verhältnisse hervorgerufen haben und hervorzurufen fortfahren.

* * *

Die Alliance-Schulen in Tunis. Vor kurzem sind die Alliance-Schulen in Tunis von Herrn Alapetite, Generalresidenten von Tunesien, und den Herren Generalunterrichtsdirektor Machuel, Primärinspektor Baille und dessen Kabinettschef Bériel besichtigt worden.

Herr Alapetite hat fast alle Klassen besucht, hat mehreren Lektionen beigewohnt, einige Schüler examiniert und die Klassenbücher aufmerksam durchgesehen.

In der Mädchenschule hat Herr Alapetite sich besonders im Saal der Strickerinnen aufgehalten, wo die Schülerinnen unterrichtet und angehalten werden, Tücher, Strümpfe und Socken für ihre armen Mitschülerinnen zu stricken. Diese Praxis der Gegenseitigkeit in der Schule hat den Herrn Generalresidenten auf das lebhafteste interessiert. Beim Abschied hat er den Direktoren seine vollste Befriedigung über den guten Stand der beiden Schulen und über die Tätigkeit der Alliance in Tunesien ausgesprochen.

* * *

Lokal-Comité Worms. Am 30. Juni hat die Generalversammlung des Wormser Lokal-Comités der A. I. U. stattgefunden. Nach Anhörung und Genehmigung des Rechenschaftsberichts wurden die Wahlen vorgenommen. Die bisherigen Vorstandsmitglieder Herren Rabbiner Dr. Stein, Rudolf Scheuer und Siegmund Liebmann wurden wiedergewählt. An Stelle des Herrn Emanuel Dewald, der nach Wiesbaden verzogen ist und dort seine schätzbare Kraft dem Werk der A. I. U. in alter Treue widmet, wurden die Herren Brockmann und Kiefer gewählt.

* * *

Neues Lokal-Comité Kiel. Ein neues Lokal-Comité der Alliance Israélite Universelle hat sich in Kiel gebildet. Das Comité wird geleitet von den Vorstehern Herren J. Frankenthal, Dr. med. Jacob, J. Tannenwald.

* * *

Nachtrag zum Jahresbericht der A. I. U. für 1906. Im Jahresbericht 1906 ist zu ergänzen: Durch Bezirksrabbiner Schlessinger. Gaben und Thoraspenden in Bretten. Leopold Löb 3,— Mk., Lazarus Esslinger 3,— M., Bezirksrabbiner Schlessinger 2,— Mk., Julius Gailinger 1.— Mk., Louis Weingarten 4,— Mk., L. Kahn aus Frankenthal 10,— Mk., Sally Kahn 5,— Mk., Vorsteher Gustav Lämmle 2 Mk.. Max Erlebacher 1,— Mk., Emil Wertheimer 1,— Mk., M. Lichtenberger 3,— Mk., Nathan Dreyfuss aus Diedelsheim 6,— Mk. — Flehingen: Vorsteher G. Schlesinger 2,— Mk., Louis Barth 1,— Mk., Leop Barth 10.— Mk. — Königsbach: N. N. 4,— Mk. — Gemmingen: Max Ottenheimer 2,— Mk., V. Dinkelspiel 1,— Mk., Jul. Manasse 1,— Mk. — Neuzugetreten: Synagogen-Gemeinde Münzesheim. — Sammlung für die Israeliten in Russland: Königsbach 33,50 Mk., Flehingen 31,— Mk. — Exin, Dombrower 6,— Mk.

Ein Urteil über das Alliance-Werk in Persien. Der Spezialberichterstatter des „Berliner Tageblatts" Herr Mygind, schreibt aus Teheran über die dortigen Alliance-Schulen wie folgt:

„Ich habe in meinem früheren Artikel schon von der vom Staate suventionierten deutschen Schule gesprochen und will heute einige Worte über die Schnle der „Alliance Israelite" hier folgen lassen. Wenn man bedenkt, dass unter den Mohamedanern im allgemeinen eine starke Abneigung gegen die Juden herrscht, und dass die Alliance hier nicht wie zum Beispiel in der Türkei einen starken internationalen Rückhalt an diplomatischen Verträgen uud Konzessionen besitzt, so wirft das Bestehen und Gedeihen ihrer Schulen in Persien ebenfalls ein eigenes Licht auf den „Fanatismus" der Perser.

In einem zum grösseren Teil von einheimischen Juden bewohnten Viertel im östlichen Teil der Stadt, zu dem man durch eine lange Basergasse gelangt, befinden sich in drei gemieteten Häusern die beiden Schulen für Knaben und Mädchen. Ich besuchte diese letztere zuerst und wurde empfangen von der Direktrice, der mir bereits bekannten Frau Rosano, die schon in Konstantinopel und Sofia gewirkt hat. Sie führt mich in den Klassen herum und erläutert. In ihrer Schule sind 196 Mädchen im Alter von 6—14 Jahren, verteilt auf fünf Klassen, in denen von acht Lehrkräften — der Direktrice, einem Lehrer nnd sechs in der Schule selbst ausgebildeten Lehrerinnen — unterrichtet wird. Lehrgegenstände sind ausser den allgemeinen üblichen einer niederen Volksschule Teppichweben, Strumpfwirken und Feinwäsche — also drei hierzulande gutbezahlte Frauenarbeiten. Frau Rosano ist eine energische Leiterin, und alles geht wie am Schnürchen. Aber welche Geduld und welche Zähigkeit dazu gehört hat, diese verwahrloste Jugend an Zucht und Ordnung, vor allem an Reinlichkeit zu gewöhnen, und wieviel kleiner Fehden mit den eigensinnigen Eltern es gekostet hat, das lässt sich aus einigen Mitteilungen der Dame ermessen: „Als ich vor fünf Jahren meine Arbeit begann, war kaum eines der Mädchen ohne irgend eine ekelhafte Haar- oder Hautkrankheit. Ich begann neben allgemeiner Körperpflege damit, sie zu zwingen, ihr Haar statt wie landesüblich in vier oder fünf festgeflochtenen und eigentlich niemals ausgekämmten Zöpfen in einem einzigen losen Knoten zu tragen, der sich selbstverständlich während des Spiels oder nachts von selbst löst; dadurch erreichte ich, dass die Mädchen schon aus Koketterie ihr Haar wieder ordneten, und dass durch den Luftzutritt und das Waschen und Kämmen die Ausschläge allmählich von selber verschwanden. Aber das schwerste von allem war der Kampf mit den Eltern gegen die Frühheiraten; war es doch Sitte, kräftige Mädchen mit zehn Jahren und selbst noch jünger zu verehelichen! Das kommt jetzt, wie ich mit Stolz sagen kann, kaum mehr vor; einige ernste Worte da, wo die Absicht zu bestehen scheint, seitens meines alten Freundes hier" — sie stellt mir einen der Vorsteher vor — „genügen heute, um die Ausführung zu verhindern."

Ich ging nun in die Knabenschule, die unter der Leitung des Direktors Loria aus Saloniki steht, den ein zweiter Direktor und neun einheimische Lehrer unterstützen. Anzahl der Schüler 470, verteilt auf zehn Klassen. Die Unterrichtsgegenstände sind die einer Elementarschule, wozu noch Hebräisch und Arabisch kommen; die Unterrichtssprache ist in den unteren Klassen persisch, in den oberen französisch. Auch Herr Loria hat viel mit den orientalischen Untugenden der Unreinlichkeit und Unpünktlichkeit zu kämpfen gehabt, aber seine Klassen machen heute durchweg einen mindestens ebenso sauberen und ordentlichen Eindruck wie die einer deutschen Dorfschule. Die Knaben scheiden meistens mit dem fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre aus und finden leicht Anstellungen in Bureaus und Geschäften."

Die verehrlichen Mitglieder, die auf regelmässige und pünktliche Zustellung unseres Organs Wert legen, werden ersucht, Aenderungen ihrer Postadresse unverzüglich dem Deutschen Bureau der A. I. U., Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 42/43 mitzuteilen.

Alle für das **Berliner Lokal-Comité der A. I. U.** und für das **Deutsche Bureau** der A. I. U. bestimmten Geldsendungen beliebe man an den Schatzmeister

Herrn **Benno Braun** in Firma **Joelsohn & Brünn, Berlin C. 19,** Hausvoigteiplatz 12

zu adressieren, eventuell durch Reichsbank-Girokonto der Firma Joelsohn & Brünn zu überweisen.



BUECHERSCHAU.

Aphorismen. Von C. Kalischer. Verlag von Carl Georgi in Bonn.

Aphorismen sind zur Mode und damit zur Plage geworden. Wer schiefe Gedanken in manierierte Form zu bringen vermag, lässt sie unter dem Namen von Aphorismen in die Welt gehen. Die Bezeichnung ist dadurch in Verruf gekommen. Das vorliegende Büchelchen ist keine Modearbeit. Nicht die Witzform ist ihr Zweck, auch ist ihr Witz nicht gesucht. Mit grosser Kunst sind hier hohe und kluge Gedanken in die einfachste, knappste Form gekleidet. Die Gedanken blenden nicht durch ihren Ausdruck, sondern durch überzeugende

Kraft und durch Tiefe. Es ist eine Freude, das kleine Buch zu lesen und immer wieder zu lesen. Der Verfasser ist Rabbiner in Bonn. Er hat seine Amtsbezeichnung seinem Namen nicht beigefügt und er hat Recht daran getan. Denn so sehr die Gedanken, die er in seinem Buch vorträgt, jedem Rabbiner zur Ehre gereichen würden, Berufsgedanken sind sie nicht.

* * *

Einsames Land. Erzählungen und Stimmungsbilder von Dr. Wilhelm Münz, Rabbiner in Gleiwitz. Verlag von J. Kauffmann in Frankfurt a. M.

Hier hat der Verfasser seinen Titel genannt, und er hat Recht daran getan. Denn seine Erzählungen und Stimmungen sind aus den Anschauungen und Erfahrungen des Amts hervorgegangen, an dessen Aufgaben er seine dichterische Kraft erprobt hat. Die Begeisterung, die den Verfasser in seinem Beruf beseelt, spricht nicht minder aus seinen poetischen Schöpfungen, und die mitreissende Kraft ist auch hier nicht verloren gegangen.

* * *

Beruria. Gebet- und Andachtsbuch für jüdische Frauen und Mädchen. Von Rabbiner Dr. Max Grunwald. Verlag von Jos. Schlesinger in Wien.

Das Buch, so heisst es im Vorwort „ist nicht bestimmt den Siddur und das Machsor zu verdrängen". — Keine Sorge, dass das geschehen könnte. Das Buch, so heisst es weiter im Vorwort, „erbittet dringend dauerndes Heimrecht an jenen Türen, von denen die Sprache der Psalmisten trauernd sich fortgewiesen sieht, und die nun dem lauernden Gespenst des Abfalls vom alten Väterglauben offen stehen." — Keine Aussicht, dass dieser Bitte stattgegeben wird. Die alten Techinoth haben es nicht erreicht und waren doch wenigstens naiv, während diese neue Techinah blos geschmacklos ist. Ein Abschnitt, dem die Ehren eines besonderen Respekt-Titelblattes eingeräumt sind, hat die dunkle Ueberschrift: „Bilder und Zeichen am Lebenswege. Nach Bibel, Talmud und Midrasch." Als Motto ist das Wort aus Hebbels Judith vorangesetzt: „Ein Volk, das solche Weiber hat, ist nicht zu verachten." Der Herausgeber will damit keinen Witz machen, er ist im Gegenteil von trostloser Ernsthaftigkeit. — Ein Teil des Inhalts ist von anderen Autoren entlehnt. Die Namen der freiwilligen und unfreiwilligen Spender sind auf der Schlussseite aufgezählt. Manche werden ihren durch Druckfehler und unsinnige Aenderungen entstellten Anteil nicht erkennen. K.

* * *

Liebermann-Mappe, herausgegeben vom Kunstwart, Preis 10 Mark. (Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey in München.).

Wer den Kunstwart nur oberflächlich kennt, mag sich darüber wundern, dass gerade er Liebermanns 60. Geburtstag durch die Herausgabe einer besonderen Künstlermappe ehrt, noch dazu mit der umfangreichsten Mappe, die er überhaupt bis jetzt gebracht hat. Aber Avenarius ist keineswegs ein Gegner der Modernen; die ihn und den Kunstwart dafür ausgeben, schliessen das meistens sehr irrtümlich daraus, dass er den Folgerungen sich nicht anschliesst, welche gewisse moderne Kritiker aus ihrer Bewunderung ziehen. Auch der Kunstwart schätzt und ehrt Liebermann, ohne ihn freilich mit den „modernen" Kritikern gleich den grössten lebenden Maler oder sogar den grössten lebenden Künstler zu nennen; aber er macht den Schluss nicht mit, dass deshalb die Künstler anderer Richtung, dass vor allem so überragende Genies wie Böcklin und Klinger geringere Künstler als Liebermann seien. Auch im Begleittext zur Liebermann-Mappe macht Avenarius aus seiner ablehnenden Meinung gegenüber den einseitigen Verherrlichern Liebermanns kein Hehl: im übrigen aber bemüht er sich, dem Publikum die Augen für diese urgesunde und wahrhaftige Malerei zu öffnen, wo sie noch nicht geöffnet sein sollten. Liebermann selbst hat die Publikation entgegenkommend mit seiner Hilfe unterstützt. Avenarius hat davon freudig Gebrauch gemacht, und so bietet die Mappe, mit nahezu einem halben Hundert (etwa zur Hälfte in grossem Format reproduzierten und auf Karton aufgezogenen) Bildern, die grösste Bilderpublikation über Liebermann, die bisher überhaupt erschienen ist. Wer die moderne Malerei in Deutschland näher kennen lernen will, der muss diese Mappe kennen lernen, wo immer er die Originale nicht kennt.

Inseratenannahme nur durch Haasenstein & Vogler A. G. in Berlin und deren Filialen.

Abonnementspreis für das Jahr in Deutschland und Oesterreich Mark 7,— (Luxusausgabe Mark 14,—), für das Ausland Mark 8—, (Luxusausgabe Mark 16). für Russland ganzjährlich 4 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen Mk. 1.— die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt.

Adresse für die geschäftliche Korrespondenz: Verlag „Ost und West". Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50. Redaktion: Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Chefredakteur Leo Winz, Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49. — Verlag Ost und West, Berlin S. 42. — Druck von Beyer & Boehme, Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50.



OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR DAS GESAMTE JUDENTUM.

Herausgegeben und redigiert
von
LEO WINZ.

Heft 10. **Oktober 1907.** **VII. Jahrg.**

JUEDISCHE ORGANISATION IN DER DIASPORA.

Von Dr. Simon Bernfeld.

Von nichtjüdischen Historikern ist häufig dem idischen Volk die staatsbildende Fähigkeit abgesprochen orden. Als Beweis für diese Behauptung wurden ie geschichtlichen Ereignisse angeführt, die erbitterten olitischen und religiösen Kämpfe, welche die Entwick- ing des jüdischen Staates gehemmt haben. Es ist in er Tat wahr, dass der erste Anlauf der israelitischen tämme, in Vorderasien ein starkes politisches Gemein- esen mit zentraler Gewalt zu bilden, durch den Par- kularismus der einzelnen Stämme erfolglos geblieben t; der zweite jüdische Staat wiederum litt fortwährend i den sozialen, politischen und religiösen Kämpfen, elche ihn zu verschiedenen Zeiten ins Wanken brachten. idessen wird man diese Tatsachen zugeben können, ine dass dadurch die an sie geknüpfte Schlussfolgerung estätigt würde. Keinem Staat sind solche Ereignisse spart geblieben, und niemals hat sich seine Ent- icklung und Konsolidierung in gerader Linie voll- ogen. Wenn die äusseren Ereignisse nicht seine Ver- chtung herbeigeführt haben, konnte er diese in der atur der Sache liegenden Schwierigkeiten überwinden. er jüdische Staat ist nicht nur an dem partikula- stischen Charakter der israelitischen Stämme und an er Masslosigkeit der Parteikämpfe zugrunde gegangen, ondern auch, und dies wohl in erster Reihe, an n politischen Verhältnissen Vorderasiens, an der nglücklichen geographischen Lage Palästinas und an erschiedenen anderen ungünstigen Bedingungen, deren eseitigung gar nicht in der Kraft des jüdischen Volkes g. Es ist eine geschichtliche Ethik von grossem olkspädagogischem Wert. wenn man das Unglück nes Volk mit dem Begriff von Schuld und Sühne in erbindung bringt, aber objektiv wahr ist dies nicht. eber manches Volk sind schwere Prüfungen ge- mmen, nicht infolge seiner Fehler, sondern im Gegen- il wegen seiner moralischen Vorzüge.

Die Juden besitzen zweifellos dieselbe staatsbildende ähigkeit wie die anderen Völker, deren Geschichte ach dieser Richtung bessere Erfolge zu verzeichnen t. Hingegen ist es vielleicht eine singuläre Er- heinung, dass sie auch ausser der staatlichen Gesell- haft in gewissem Sinne staatliche Organisationen und istitutionen schufen. Die Geschichte der Juden in der Diaspora zeigt, dass es einem kulturell hochentwickeltem Volke möglich ist, ein Staatsleben zu führen, auch wenn es keinen Staat bildet. Fichte hat die Juden, welche zu seiner Zeit noch nicht in die staatliche Gesellschaft der zivilisierten Völker aufgenommen waren, als einen „Staat im Staat" bezeichnet; viel richtiger wäre aber die Bezeichnung: ein Staat ohne Staat. Durch achtzehn Jahrhunderte bildete das jüdische Volk an den verschiedenen Punkten der Erde, sozusagen einen ambulanten Staat, eine staatliche Gesellschaft ohne territoriale Grundlage, eine Art „Stiftszelt", wie es die Israeliten nach der biblischen Erzählung mit sich von Lager zu Lager herumgeführt haben. Wo die Juden sich im Laufe der Zeit dauernd niederliessen, richteten sie ihre eigene staatliche Ordnung ein, um sie dann, wenn sie eine neue Ansiedlung gründen mussten, abzubrechen und mit sich zu führen.

Dieser ambulante jüdische Staat hatte stets seine Institutionen, die er nicht entbehren konnte. Die jüdische Gemeinde der früheren Jahrhunderte bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war keineswegs bloss eine religiöse oder gar bloss kirchliche Gemeinschaft, wie sie es heutzutage in den westeuropäischen und amerikanischen Ländern ist; sie war eine politisch gegliederte Kolonie, die unter gewissen Bedingungen von dem sie umgebenden fremden Staat geduldet und beschützt wurde. Gab es in einem grösseren Staat mehrere jüdische Gemeinden mit zahlreicher Bevölkerung, so lag es in der Natur der Dinge, dass die Gemeinden eine gemeinsame Organisation schufen, nicht etwa, wie dies auch heutzutagé in vielen Ländern geschieht, um die gemeinsamen religiösen Interessen zu fördern, sondern um die ambulante staatliche Gesellschaft zu erhalten und zu befestigen. Eine bloss religiöse Organisation der Juden ist leicht zu schaffen und zu halten; sie ist eigentlich auch da vorhanden, wo sie unsichtbar ist. Und das Judentum selbst ist eine Organisation, ein Zentralpunkt, dem sich alle einzelnen Gemeinwesen von selbst anschliessen, auch ohne Organisationsstatut. Ganz anders liegen die Dinge, wenn es sich um politische Gemeinden handelt, die sich auf Grund von Abmachungen und Vereinbarungen zusammenschliessen. Oft ist die politische

Einheit der Gemeinden durch den Einfluss von aussen, durch ein Machtgebot der politischen Gewalt hergestellt worden. Die Regierung, welche die Niederlassung von Juden in ihrem Lande duldete oder gar förderte, wollte dies nur unter gewissen Bedingungen tun. Damit aber die Innehaltung der von den Juden übernommenen Verpflichtungen gesichert erscheine, musste eine politische Organisation vorhanden sein, mit der die Regierung unterhandeln und an die sie sich für alle Fälle halten konnte Das beeinflusste natürlich die innere Beschaffenheit der Organisationen, die immer eine lokale Färbung annahmen. Aber die politischen Ansprüche an die Organisationen erschöpften sich keineswegs in den Verhandlungen mit der Regierung und in der Regelung des Verhältnisses zwischen dem Staat und den Gemeinden. Das ganze innere Leben der Juden, das Kulturleben im weitesten Sinne des Wortes, war davon abhängig. Nicht nur die öffentlichen Angelegenheiten der jüdischen Gemeinden wurden durch diese Organisationen bestimmt und geregelt, sondern auch das private Leben. Denn die Befugnisse der Gemeinden war mannigfaltig und weitgehend; sie griffen tief in das Leben, in die intimste Häuslichkeit jedes einzelnen Juden. Der ambulante jüdische Staat, dessen Grundlage so unbestimmt und unsicher war, besass mehr Machtvollkommenheit als irgend ein anderer Staat. Er beherrschte alles und bestimmte alles; seine Verordnungen und Befehle erstreckten sich bis über die kleinsten und einfachsten Einrichtungen des Lebens. Er sorgte nicht nur für die gemeinsamen Institutionen der Gemeinde, für die öffentliche Wohltätigkeit, für die Schule, für die Befriedigung der religiösen Bedürfnisse; er gab auch eine Kleiderordnung, bestimmte, wie sich jeder Jude und jede Jüdin zu kleiden hatte, welchen Aufwand eine jüdische Familie nach ihren materiellen Verhältnissen machen durfte, wie viele Gäste zu einer Hochzeit oder zu einem sonstigen Familienfest in der Höchstzahl geladen werden sollten, welche Kosten die Bewirtung der Gäste zu verursachen hätte. Einem modernen Menschen würde diese Bestimmung seines privaten Lebens, seiner intimsten Häuslichkeit, als eine unerträgliche Tyrannei erscheinen; er würde sich ihr garnicht fügen können. In den früheren Jahrhunderten besass aber jede Judenschaft derartige Verordnuegen und verfügte über weitgehende Disziplinmittel, um ihnen Respekt zu verschaffen. Dem Machtbereich der Gemeinde und der politischen Organisation konnte sich der Jude nur durch den Uebertritt zu einem anderen Glauben entziehen.

Diese stramme Organisation war nötig, weil ohne sie die Erhaltung des jüdischen Volkes unter so ungünstigen Bedingungen undenkbar schien; sie war aber auch nützlich, weil sie dem Einzelnen nicht nur Pflichten auferlegte, sondern zugleich weitgehenden Schutz gewährte. Die ökonomische Lage der Juden war oft noch ungünstiger als die politische. Sie wurde nur durch die Gemeindeorganisationen etwas erträglicher. So war es beispielsweise eine sehr wichtige Einrichtung, dass ein Jude dem andern gegenüber manches ersessene, ererbte oder erworbene, aber seiner Natur nach doch nur ideale Recht hatte, in dessen Besitz er nicht gestört werden durfte. Man kennt dieses Recht unter der Bezeichnung „chasaka", das im Privatleben der Juden eine so bedeutende Rolle spielte. In manchen Städten hatten die Juden kein Recht, Häuser zu kaufen; sie waren darauf angewiesen, bei christlichen Hausbesitzern zur Miete zu wohnen oder Geschäftsläden zu mieten. Die Gefahr lag nahe, dass sich die Juden gegenseitig in dem zu gewährenden Mietspreis überboten und ruinierten. Das Recht der „chasaka" regelte einerseits diese Verhältnisse gegen den Wettbewerb der Gemeindemitglieder untereinander und andererseits gegen den der fremden Juden, die sich in der betreffenden Stadt dauernd niederlassen wollten. Es sollte niemand von der Stelle verdrängt werden, wo er die Möglichkeit des ehrlichen Erwerbes fand; aber auch das Interesse des Gemeinwesens, der Gesamtheit, wurde dabei gewahrt; wo das öffentliche Interesse es heischte, musste das Privatrecht eine Einschränkung erfahren. Es durfte sich kein Ring bilden, um den privaten Eigennutz zu fördern; es sollte nichts monopolisiert werden. Der Wettbewerb sollte nicht beseitigt, sondern bloss in genau bestimmter Grenze zwischen dem privaten und dem öffentlichen Interesse geregelt werden.

Im Mittelalter entsprachen die jüdischen Organisationen den politischen und kulturellen Zuständen eines jeden Landes. Die spanische Judenheit besass Jahrhunderte hindurch eine politische Organisation, in der in erster Reihe die staatliche Gewalt, die obrigkeitliche Disziplin zum Ausdruck kam. Man kann sagen, sagen, dass sie die Organisation als Selbstzweck betrachtete. Jeder einzelne sollte sich gewöhnen, den erlassenen Verordnungen unbedingt Folge zu leisten. Jeder Widerspruch, jede Auflehnung gegen die politische Behörde wurde mit der grössten Strenge oft äusserst grausam zurückgewiesen. Es sind uns zahlreiche Fälle von angewandter Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit bekannt, die uns geradezu erschreckend erscheinen. Das Ungeheuerliche dabei ist aber, dass oft unwichtige Vorgänge zu solchen grausamen Massregeln Anlass gaben. Den Männern, die an der Spitze der Organisation standen, kam es garnicht auf den zur Verhandlung stehenden Gegenstand an; ihnen galt nur das Prinzip der strengsten Unterordnung und der Disziplin, das sie bei jeder Gelegenheit zur Geltung bringen wollten. Um einer geringfügigen Angelegenheit willen konnte jemand wirtschaftlich vernichtet werden. Merkwürdig aber war dabei, dass gerade bei dieser Strenge die Unbotmässigkeit der spanischen Judenheit sehr gross war. In allen Gemeinden herrschte Hader und Streit, und selbst als die schreckliche Katastrophe vom Jahre 1492 allen, die nur sehen wollten, unvermeidlich erschien, hörten diese erbitterten Kämpfe in den Gemeinden nicht auf. Die spanischen Juden setzten sogar die Gemeindestreitigkeiten auch später fort. Ihre neuen Ansiedlungen zeichneten sich Jahrhunderte lang dadurch aus, dass einerseits die Gemeindevorstände ein strammes Regiment zu behaupten suchten, andererseits aber viele Gemeindemitglieder sich gegen diese Autokratie auflehnten. An diesen Misstständen kranken die meisten sefardischen Gemeinden bis auf den heutigen Tag.

Auch in der deutschen Judenheit hat es zu verschiedenen Zeiten nicht an Versuchen gefehlt, eine Gemeindeorganisation zu schaffen. Sie hatte andere Ziele und andere Voraussetzungen. Es handelte sich niemals darum, eine Art staatlicher Autokratie ins Leben zu rufen, sondern die politischen, religiösen und sozialen Verhältnisse gemeinsam zu regeln. Nicht eine Gemeindebehörde mit starken Machtmitteln sollte geschaffen werden, sondern gemeinnützige Einrichtungen. Die politische Zerrissenheit Deutschlands hatte wohl die meiste Schuld daran, dass in der deutschen Judenheit keine dauernde jüdische Organisation ins Leben gerufen werden konnte. Aber zum grossen Teil lag dies wohl auch im Wesen der deutschen Juden selbst, die, wie man heutzutage sagen würde, keine Politiker waren und keinen Sinn für politische Leitung hatten. Es lag ihnen stets nur daran, gute Einrichtungen zu

besitzen, ohne aber gleichzeitig auch Organe zu haben, welche für die Befolgung der erlassenen Verordnungen sorgen sollten. Die deutschen Juden glaubten in ihrer Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, es genügte, dass gute Gesetze vorhanden sein — befolgt würden sie schon von selbst, auch ohne jenen äusseren Zwang. Wir kennen daher von der deutschen Judenheit bloss eine grosse Anzahl trefflicher Verordnungen, aber keine wirksame Organisation.

Eine sehr merkwürdige politische Organisation der Juden, die merkwürdigste wohl, welche die jüdische Geschichte in der Diaspora kennt, war die sogenannte „Vierländer-Synode" in Polen und Lithauen im 17. und 18. Jahrhundert.*) Die Bezeichnung Synode, wie sie in der jüdischen Geschichtsschreibung üblich geworden ist und eigentlich nur für eine religiöse Behörde passt, ist zweifellos unrichtig. Denn die polnische „Vierländer-Synode", die sich aus Rabbinern und Gemeindevorständen zusammensetzte, beschäftigte sich keineswegs bloss mit religiösen Angelegenheiten. Sie bildete vielmehr eine Art Parlament, in dem alle jüdischen Angelegenheiten, öffentliche wie private behandelt wurden. Sie war gleichzeitig der höchste Gerichtshof, der über alle Streitfälle endgiltig zu urteilen hatte. Ebenso gingen von ihr die nötigen zeitgemässen Verordnungen aus für die Gemeinden und für die Einzelnen, für Rabbinate, für das Unterrichtswesen und alle öffentlichen Einrichtungen. Das ganze soziale, wirtschaftliche und religiöse Leben der Juden in Gross- und in Kleinpolen, in Reussen und in Lithauen spiegelte sich in den Versammlungen dieser eigenartigen Körperschaft ab, die alljährlich an verschiedenen Orten anlässlich der grossen Jahresmessen stattfanden. Da die Juden in Polen eine weitgehende politische und nationale Autonomie besassen, so konnte diese Behörde fast staatliche Gewalt ausüben. Die innere Einrichtung und Zusammensetzung der „Vierländer-Synode" ist noch nicht genügend bekannt, selbst über ihrer geschichtlichen Entstehung und Entwicklung schwebt noch manches Dunkel, obwohl in den letzten Jahren viel aufhellende Forschungen auf diesem Gebiete veröffentlicht worden sind. Es unterliegt auch leider keinem Zweifel, dass diese Organisation, die grösste und trefflichste, welche die Juden in der Diaspora bis zum Anbruch der neuen Zeit besessen haben, am Ende derselben sozialen Krankheit verfallen ist, an der die polnische Republik zu Grunde gegangen ist. Auch da riss später die sprichwörtlich gewordene polnische Misswirtschaft ein. Wenn auch die Auflösung der „Vierländer-Synode" durch die Vernichtung des polnischen Reiches verursacht wurde, so muss doch gesagt werden, dass das Ende kein rühmliches war, und es ist bezeichnend genug, dass man lange Zeit selbst von der Existenz dieser Institution nichts gewusst hat, obwohl sie doch bis fast in die Gegenwart hineinreicht.

Wir sehen aus den unzähligen Organisationen, den gelungenen und den misslungenen, welche das jüdische Volk in den achtzehn Jahrhunderten seiner Zerstreuung geschaffen hat, dass in ihm ein starkes Streben nach Konzentrierung seiner Kräfte vorhanden ist. Der behauptete Mangel an staatsbildender Fähigkeit der Juden ist gewiss nur eine Phrase. Es zeugt dies von einer oberflächlichen Auffassung der geschichtlichen Erscheinungen. Dagegen spricht auch die bekundete Fähigkeit der Juden, selbst unter ungünstigen Verhältnissen grosse Organisationen zu schaffen, die dem jüdischen Volk unermesslichen Nutzen gebracht haben.

*) Siehe die Artikel von Leon Scheinhaus, Memel: „Aus den alten Gemeinden" in Heft 4 und 6 von „Ost und West".

HUGO REINHOLD.

Von Adolph Donath (Berlin).

Er hat viel gelitten im Leben, mag ihn auch äusserer Glanz umgeben haben ... hat innerlich gelitten. Und ist dann früh dahingestorben, viel zu früh ... Nun werden es schon sieben Jahre, dass Hugo Reinhold, der Plastiker, von uns schied. Mitten aus kühnen Künstlerträumen, mitten aus reichem Künstlerschaffen riss ihn der Tod, raubte ihn den Freunden, denen er Edles gegeben, nahm ihn der Kunst, die ihm, dem reifen Manne, alles gewesen. Und selten hat Einer ein so wechselvolles Schicksal gehabt, wie Hugo Reinhold, der erst mit 35 Jahren ein Jünger der Kunst geworden ist.

Er stammte aus Oberlahnstein, ist dort am 26. März 1853 geboren worden. Schon in der Jugend zeigte er künstlerisches Empfinden, aber die Sehnsucht, die ihn beseelte, erlosch in der Wahl des Berufes, dem er sich widmen sollte. Er wurde Kaufmann, wurde ein tüchtiger Kaufmann, streifte kreuz und quer durch die Welt, fuhr oft übers Meer, nahm eines Tages in San Francisco Wohnung und legte hier den Grund zu seiner kaufmännischen Carrière. Und als ein paar Jahre vergangen waren und sein Ruf als Kaufmann schon guten Klang hatte, verliess Hugo Reinhold Amerika, gründete in Hamburg ein Exporthaus und führte bald darauf seine geliebte Jugendliebe aus der rheinischen Heimat, Emma Levy aus Köln, als Gattin heim. Kaum eineinhalb Jahre aber hat dieses junge Glück gewährt. Emma Reinhold starb ... Da hielt es den jungen Witwer, der den grössten Schmerz erfahren, nicht länger in Hamburg, er schüttelte den Kaufmann ab, kam nach Berlin und studierte hier bei Dilthey und Paulsen Philosophie. Besonders die Ethik und die Aesthetik fesselten ihn. Sie haben seinem Leben eine neue Wendung gegeben. Im Verkehr mit Männern wie Steinthal und Kristeller kam der junge Philosoph mit dem Judentum, dem er entstammte, in innigen Kontakt, der umso inniger wurde, als ihn der Deutsch-Israelitische Gemeindebund zu seinem Schatzmeister wählte.

Das war zu Anfang der Neunziger Jahre. Und in diese Zeit fällt auch das erste selbständige Schaffen Hugo Reinholds, des Plastikers. Schon in den Stunden, da er Kollegien hörte, flammten in ihm die Wünsche der Kindheit von neuem auf. Er träumte von der Kunst, versenkte sich in seine Träume immer tiefer, bis schliesslich der feste Wille siegte: ich werde



HUGO REINHOLD GIPSBUESTE 1898.
Frau Dr. Edmund Meyer.

Künstler . . . Und während der Ethiker Reinhold nach Veredlung der Menschheit strebte, zauberte dem Aesthetiker Reinhold die Kunst ihre schönsten Gebilde vor. Max Kruse war sein erster Lehrer und 1888 trat Hugo Reinhold, der damals 35 Jahre zählte, als simpler Schüler in die Akademie der Künste ein, der er bald zur Zierde gereichen sollte.

Schon seine ersten Plastiken erweckten starke Hoffnungen. Er zeigte Empfindung und Temperament, zeigte Phantasie und vor allem die Gabe der lebensvollen Darstellung. Wer die niedliche Gipsgruppe „Kinder um ein Vögelchen trauernd" — die Gruppe ist 1892 entstanden — betrachtet, muss sich sagen, dass hier der Bildhauer dem Ton Leben eingehaucht, ein feines Moment des Lebens ernst und graziös gestaltet hat. Das war nicht die Arbeit eines Anfängers, sondern ein wirkliches Kunstwerk. Und ein Jahr darauf kommt Hugo Reinhold mit einer neuen Schöpfung, die seinen Namen zwei Jahre später weiteren Kreisen bekannt machen soll. 1895 nämlich hat er diese Plastik — „Affe einen Schädel betrachtend" — in der Grossen Berliner Kunstausstellung sehen lassen und durfte stolz darauf sein, dass sein kleines Werk besonders auffiel und lebhaft besprochen wurde. Der Schimpanse, der hier auf einem Stoss von Büchern hockt und in der rechten Hand einen Totenschädel hält, während die linke das Kinn umfasst, ist ein entzückendes Kerlchen. Dieser halb gelehrte, halb verschmitzte Zug im Kopfe ist prächtig herausgemeisselt, das Sujet an sich von nicht geringem Effekte.

Dieser Erfolg gab dem Bildhauer natürlich neue Kraft, ermunterte ihn zu neuen Arbeiten. So schuf er in kurzer Zeit seinen „Jeremias", seine Gruppe „Lesende Mönche", seine Gruppe „Am Wege". Der „Jeremias" ist leider nur Skizze geblieben. Die „Lesenden Mönche" indes sind in Bronze, die Gruppe „Am Wege" (1894) in Marmor ausgeführt worden. Und das sind Plastiken von hohem künstlerischen Werte. Namentlich in den „Lesenden Mönchen" und in der Gruppe „Am Wege", die man mit Recht als das Hauptwerk des Künstlers bezeichnet, weist sich Reinhold als ein Meister der Modellierungskunst. Hier wie dort zeichnet er Menschen mit wunderbar feinen Linien, hier wie dort rollt er Charaktere vor uns auf. „Am Wege" freilich ist noch feiner, noch menschlicher gezeichnet. Und man begreift, dass die Nationalgallerie sich dieses Werk nicht entgehen liess und ihm einen Ehrenplatz eingeräumt hat. Ueber dem Ganzen liegt eine visionäre Stimmung. Wie das junge schöne Weib mit seinem Kind auf dem Arm auf der Stufe der Mariensäule sitzt, die Augenlider gesenkt, allen Mutterschmerz, alles Leid des Lebens vergessend, nur ihren Zukunftsträumen horchend und das Glück des Kindleins erflehend, das ist mit einer solchen Wärme, solchen dichterischen Empfindung geschaffen, dass man des Werkes immer wieder gedenkt . . . .

„Am Wege" bedeutet die Höhe der Künstlerschaft Reinholds. Aber auch die folgenden Werke zeigen ihn als reifen Künstler und reihen sich würdig dem Hauptwerke an. „Das Dynamit im Dienste der Kultur", eine Bronzegruppe, die im Nobelhof zu Hamburg steht — Reinhold hat sich (1896) an der Konkurrenz um das Nobel-Denkmal beteiligt — ist in Idee und Ausführung von wirkungsvoller Wucht und auch die Bronze-Figur eines verbitterten, streikenden, drohenden Arbeiters im



HUGO REINHOLD MARMORBUESTE 1899.
Geh. Medizinalrat Prof. Bernhard Fränkel.





HUGO REINHOLD BRONCEFIGUR 1895.
Lesende Mönche.



HUGO REINHOLD GIPSFIGUR 1892.
Kinder um ein Vögelchen trauernd.

Arbeitskittel — Reinhold nennt diese Plastik „Der vierte Stand“ — zeigt die kräftigste Seite seiner Modellierungskunst auf. Einen interessanten Kontrast hierzu bilden die liebliche „Schnitterin“ (1898) und die geistreiche Statuette „Ausverkauft“, die im gleichen Jahre geschaffen wurde. Ebenso sehr hat uns die Skizze „Versuchung“ entzückt.

Besondere Anerkennung gebürt Reinhold, dem Porträtisten. Auch hier hat er hervorragendes geleistet. Die Bronzebüste „Meine Mutter“ ist in ihrer verinnerlichten Auffassung und realistischen Durchführung ein Meisterporträt. Für bedeutend halten wir auch die prächtigen Reinholdschen Büsten der Herren Dr. Ludwig Bamberger, Professor Bernhard Fränkel, Jonas Osborn und das Porträt der Frau Dr. Edmund Meyer. Man kann an diesen Werken nicht ohne Rührung vorübergehen, denn sie alle gemahnen daran, dass uns am 2. Oktober des Jahres 1900 ein Künstler jäh entrissen wurde, der berufen war, Grosses zu schaffen.



HUGO REINHOLD MARMORBUESTE 1900.
Jonas Osborn.



HUGO REINHOLD MARMORBUESTE 1899.
Dr. Ludwig Bamberger.

VERBLASSTE GESTALTEN.

Von A. S. Rabbinowicz. — (Aus dem Hebräischen).

Ich mustere in der Erinnerung die Gassen und Plätze meines Heimatstädtchens ..... Dort, in einem verlassenen Winkel, erhebt sich ein öder Trümmerhaufen und zur Seite ragt ein morscher Pfahl empor, gleich einem traurigen Denkmal entschwundenen Lebens.

Ich kann mich der Erinnerungen nicht erwehren, die dieser Anblick in mir wachruft. Die verblaßten Gestalten tauchen aus dem Abgrund der Vergangenheit empor und umkreisen mich in gedrängter Schar: betrübende und erfreuliche, schöne und häßliche, in buntem Gemisch.

Mein Gedächtnis verweilt gern bei den schönen und lieblichen Bildern, ich halte sie fest und präge sie mir ein. Die anderen verbanne ich gern in die Versenkung, aus der sie aufgetaucht sind: haben wir im wirklichen Leben nicht genug des Traurigen und Unschönen? — Doch auch die schönen und anmutigen unter den Gebilden meiner Erinnerung sind nicht äußerlich, sondern innerlich schön, schön allein durch ihre hehre Seele, durch das sie belebende und erhebende Ideal....

Dort, wo jetzt der Trümmerhaufen mir entgegenstarrt, erhob sich ehemals ein altes Lehrhaus. Die Fenster waren nahezu in den Erdboden versunken, die zerfallenen Wände mußten gestützt werden, um nicht völlig umzusinken, die Querbalken waren gänzlich vermorscht. Einzelne Fensterscheiben waren zerbrochen und geflickt, andere trüb und verkleistert. Das hohe und sehr schiefe Dach war ganz mit grünem Moos bewachsen, stellenweise mit Pilzen bedeckt. Keine Blume blühte, kein Baum grünte in der Nähe. Traurig und düster sah das alte Haus drein ..... Eine Tradition erzählte, daß hier einst ein heiliger Mann, eine Säule der „Chabad"[1]) gehaust hatte ..... Im Innern dieses traurigen Hauses, zwischen seinen düsteren Wänden, flackerte das ewige Licht, das Licht des Lebens, nicht jenes grobsinnlichen Alltaglebens, sondern des wonnevollen Lebens der Geister, mit dem verglichen, alle Freuden dieser Welt eitel und nichtig sind; hier saßen viele, die sich Tag und Nacht dem Studium der heiligen Lehre widmeten.

Drinnen waltete ein steinalter Schamas[2]). Er war von gebückter Gestalt und hatte einen angsteinflößenden Blick, der besonders uns acht- bis neunjährigen Kindern vielen Schrecken verursachte. Der Alte hielt uns strenge im Zaume; just wenn wir in einem Winkel eifrig mit dem Spiele beschäftigt waren, tauchte er mit der Rute in der Hand auf und jagte uns nach allen Windrichtungen auseinander.

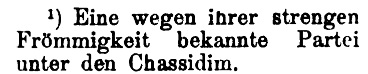
Doch nicht wir allein hatten eine heillose Angst vor dem strengen Greise, sondern auch alle alten Leute, die dort beteten, denn der Schamas war älter als alle,



HUGO REINHOLD SKIZZE 1900.
Versuchung.



HUGO REINHOLD BRONCEFIGUR 1899.
Der vierte Stand.



[1]) Eine wegen ihrer strengen Frömmigkeit bekannte Partei unter den Chassidim.

[2]) Synagogen- bezw. Gemeindediener.



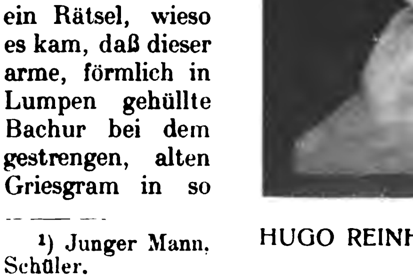
HUGO REINHOLD SKIZZE 1895.
Jeremias.

und da er von heftigem Temperament war, so pflegte er kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und wer das Geringste tat, was ihm zuwider war, mußte sich auf die herbste Zurechtweisung gefaßt machen.

Und dieser gefürchtete alte Mann behandelte außerordentlich liebevoll einen armen Bachur[1]), der dort lernte. Freilich verrichtete der Bachur allerhand kleine Dienstleistungen, brachte Wasser, heizte den Ofen, fegte den Boden, so daß dem Schamas beinahe nichts weiter zu tun übrig blieb, als die Lichter zu putzen. Diese Tätigkeit war dem Schamas angenehm, denn der geschmolzene Talg, den er an den Leuchtern und den Tischen fand, warf ihm eine, wenn auch äußerst dürftige Einnahme ab. Gleichwohl war es auffallend, daß der grimme Schamas dem armen Bachur niemals ein unfreundliches Wort gab und noch dazu häufig mit ihm seinen Bissen teilte, besonders wenn sein Lieblingsgericht, nämlich Erdäpfel in Pfeffer und Zwiebeln, daheim gekocht wurde. Des Nachts erlaubte er ihm, Tischtücher und Vorhänge unter das Haupt als Kissen zu legen und sogar den Schlüssel zur Lichterkiste übergab er ihm, so daß der Bachur, so oft er wollte, eine Kerze haben konnte.



HUGO REINHOLD BRONCEFIRUR 1898.
Ausverkauft.



Mir war es stets ein Rätsel, wieso es kam, daß dieser arme, förmlich in Lumpen gehüllte Bachur bei dem gestrengen, alten Griesgram in so hoher Gunst stand, daß er ganz wie umgewandelt war, wenn er mit ihm sprach.

Ich wußte, daß der Bachur ein vollendeter „Amhaarez"[2]) war, daß er aus der Ferne gekommen, war, um hier zu studieren, doch ahnte ich nicht, welch festen Willen er hatte und mit welch einem Aufwande von Geduld und Fügsamkeit er das Herz unseres gefürchteten Schamas gewann ..... Ich hatte selbstverständlich keine nähere Berührung mit dem unwissenden



HUGO REINHOLD MARMOR 1898.
Schnitterin.

[1]) Junger Mann, Schüler.

[2]) Unwissender.

Bachur, der den ganzen Tag wie ein Anfänger über dem Chumesch[1]) saß und jeden Vers und jedes Wort unzählige Male einbüffelte. Ich schätzte ihn im Herzen gering, als ich merkte, daß ihm Sätze unverständlich waren, die ich bereits auswendig wußte. Überdies kam ich ja in das Bethamidrasch nur, wenn ich eine freie Stunde hatte und nicht im Cheder[2]) zu sein brauchte. Dort spielte ich gern mit meinen Altersgenossen, indem wir im Reigen rings um den Almemor liefen, oder ich briet mir Erbsen, indem ich sie anbiß und dann an die glühende Ofentür klebte.

In den Chanuka-Tagen, da ich zum Kapitalisten avancierte — ich besaß nämlich ein „Drehdel" und noch 10 Groschen dazu — und obendrein an den Nachmittagen vom Unterrichte frei war, spielte ich mit meinen Kollegen im Lehrhause, da trat auf mich der arme Bachur hinzu und bat mich, mit ihm einen Abschnitt in der Bibel durchzustudieren.

Es tat mir leid, mein Spiel zu verlassen, aber ich erinnerte mich an das Wort unserer Weisen: „Wer seinem Nächsten Unterricht in der heiligen Lehre vorenthält, der raubt ihm sein väterliches Erbe". Außerdem schmeichelte es mir, den Lehrer zu spielen, daher willfahrte ich der Bitte und wir gingen ans Werk.

[1]) Fünf Bücher Moses. [2]) Kinderschule.



HUGO REINHOLD BRONCEGRUPPE 1893.
Affe, einen Schädel betrachtend.

Zwei, drei Tage unterrichtete ich ihn fleißig und gewissenhaft, doch bald überzeugte ich mich, daß es keine leichte Arbeit ist, ein Lehrer zu sein, und vollends, wenn man es mit einem solchen Schüler zu tun hatte. Zuweilen wiederholte ich mit ihm ein Kapitel unzählige Male und am nächsten Tage mußte ich mit ihm dasselbe Kapitel von neuem durchnehmen, als hätte er es niemals gesehen. Dabei hatte ich natürlich keine Ahnung davon, wie fleißig er dazwischen seine Lektion wiederholt hatte, während ich vergnüglich schlief. Ich ahnte nicht, daß er unterdessen bereits alle Besucher des Bethamidrasch gequält hatte, ihm bei der Vorbereitung auf den morgigen Unterricht behilflich zu sein.

Einmal ward ich ungehalten und rief: „Ich unterrichte dich nicht länger!"

„Warum?" versetzte er schlicht.

„Du bist träge, bereitest dich nicht genügend vor", antwortete ich zornig und wandte ihm den Rücken.

„Du sollst sehen, fortan werde ich stets gehörig vorbereitet sein", entschuldigte sich der Unglückliche, indem er mich angstvoll anblickte.

„Du bist ein unwissender Mensch", donnerte ich, „würdest du bei einem richtigen Lehrer lernen, der würde dich auf die Bank hinstrecken und dir eine Tracht Prügel aufzählen, die Ruthen müßtest du noch selber dazu bringen."

„Wenn das dein Ernst ist, so bin ich bereit, mich zu unterwerfen", sagte er mit großer Ruhe.

„Du willst dich also selber auf die Bank hinstrecken?" fragte ich lachend.

„Wenn du befiehlst ....."

Die Sache fing an, mich zu amüsieren. Ich, der kleine Lehrer, sollte diesen großen Jungen prügeln. Das war zu komisch.

„Bring die Rute!" befahl ich, mein Lachen unterdrückend und eine ernste Miene machend, wie es einem erwachsenen Lehrer geziemt, der seinen Schüler wegen Müßiggang bestraft.

Er tat, wie ihm befohlen ward, ohne eine Miene zu verziehen.

„Leg dich hin!" kommandierte ich weiter.

Ich erhob die Rute. Doch augenblicklich sank meine Hand wieder. Bisher hatte mich der Vorgang erheitert, plötzlich jedoch ward ich verwirrt. Ein neuer Gedanke huschte durch mein kleines Gehirn. Die Rute entfiel meiner Hand, Tränen brachen mir aus den Augen, ich fing an, laut zu weinen .....

Er erschrak heftig, fuhr auf, nahm mich in seine Arme, streichelte und liebkoste mich und fragte nach dem Grunde meiner Trauer. Er, der so tief Gekränkte, glaubte, mich verletzt zu haben. Doch ich konnte ihm eine Zeitlang vor Aufregung nicht antworten.

„Verzeih ..... ich ..... ich habe dich beleidigt", stammelte ich mühevoll.

Ich fing an zu ahnen, wenn auch ziemlich unklar, welch eine Seelengröße dazu gehört, um der heiligen Lehre willen keine persönliche Erniedrigung zu scheuen.

Gegen anderthalb Jahre verweilte ich in meinem Heimatsstädtchen, und während dieser Zeit hatte er vermocht, einen großen Teil der Bibel und die erste Ordnung des Talmuds durchzuarbeiten, und alles, was

er erlernt hatte, war wohlverwahrt in seinem Gedächtnisse. Hatte er ja sein Wissen mit schwerer Mühe, mit außerordentlichem Fleiß und wahrer Aufopferung erworben. Es traf sich nicht selten, daß er den ganzen Tag fastete, weil er nichts zu essen hatte; gleichwohl lag er, wie immer, seinen Studien ob und gönnte sich keine Minute Ruhe.

* * *

Nach sieben Jahren trafen wir uns wieder in der Jeschiba[1]) zu W.

Er zählte schon fünfundzwanzig Jahre und hatte bereits die schwierigsten Partien des Talmuds bewältigt. Einen großen Teil wußte er fast auswendig.

Wir erneuerten unsern Freundschaftsbund und studierten zusammen. Außerdem hatte er noch seine besonderen Studiengegenstände. Sein Fleiß war unbeschreiblich. Offenbar verdankte er seine Erfolge nicht nur einer Entwicklung seiner Fassungskraft, sondern auch seines Gedächtnisses.

Seine Liebe zur Lehre war aufrichtig und tief. Er schien sich gar keine Rechenschaft darüber zu geben, warum und wozu er lernte. Er lernte buchstäblich nur um des Lernens willen. Die Kenntnis der Lehre war in seinen Augen das höchste und erhabenste Ziel.

Der Rektor achtete ihn ungemein. Er erhielt das größte Stipendium unter allen Schülern: 75 Kopeken die Woche! Außerdem erteilte er einem jüngeren Kollegen Privatunterricht und erwarb damit — einen vollen Rubel monatlich. Davon lebte er und legte noch etwas beiseite, um sich Kleider anzuschaffen. Es war auffallend, daß er, trotzdem er stets in äußerster Dürftigkeit lebte, viel auf Sauberkeit und anständige Kleiduug gab. Es machte ihm nichts, Hunger zu leiden, aber sein Rock mußte stets ganz und sauber sein und auch gut sitzen. Er gestand mir nur einmal, daß er seit zwei Wochen nichts Warmes gegessen hatte, da er jeden Pfennig aufsparte, um sich einen besseren Oberrock zu kaufen.

Nach einigen Tagen traf sich ihm eine günstige Gelegenheit, einen guten Rock zu billigem Preise zu erwerben. Einem jungen Durchreisenden war unterwegs das Geld ausgegangen und er wollte seinen Oberrock veräußern, um die Fahrt mit der Bahn fortsetzen zu können. Man riet ihm, in die Jeschiba zu gehen, wo sich leichter Käufer finden könnten. Mein Freund probierte das Kleidungsstück an und war außer sich vor Freude. Es war wie eigens für ihn genäht und dabei aus besserem Stoff. Der Fremde forderte 5 Rubel, aber der Käufer versicherte, daß er nicht mehr als vier besaß. Der Fremde ging auch auf diesen Preis ein. Jener beugte sich über seinen Koffer nieder, um das Geld hervorzuziehen, und eine Weile sann er nach. Dann trat er auf den Fremden hinzu.

„Mein Herr, Sie wollen Ihren Rock verkaufen, da Ihnen das Reisegeld fehlt. Hier sind die 4 Rubel, aber Ihr Kleidungsstück kann ich nicht nehmen."

„Aber ich bin ja kein armer Mann", antwortete dieser erstaunt.

[1]) Akademie für talmudische und rabbinische Studien.



HUGO REINHOLD NATIONALGALERIE, BERLIN.
Am Wege.
(Marmorgruppe 1894.)

„Jn diesem Augenblicke sind Sie arm. Übrigens gebe ich Ihnen kein Almosen, Gott behüte, sondern nur ein Darlehen, wenn Sie nach Hause kommen, können Sie es mir ja zurücksenden."

Der Fremde war verwirrt und weigerte sich noch immer, das Geld anzunehmen.

„Genieren Sie sich nicht, das Sprichwort sagt, zwei Berge kommen nicht zusammen, wohl aber zwei Menschen. Besonders wir Juden; heute sind wir hier und morgen verschleudert uns der Wind auf die andere Seite des Ozeans."

Diese schlichten Worte bewogen den Fremden endlich, das Geld anzunehmen.

Als einige Monate vergingen und der Mann noch immer nichts von sich hörrn ließ, lachten die Kollegen

über die Leichtgläubigkeit meines armen Freundes, der sich von einem Windbeutel hatte verführen lassen (wir hatten nämlich inzwischen erfahren, daß unser Fremder ein leichtsinniger Patron war) und ihm seine sauer verdienten Ersparnisse von mehreren Monaten aufhalste.

„Mich dauert das garnicht", antwortete er unerschütterlich. Ich bin sicher, daß ich zu meinem Gelde komme."

„Wieso wirst du zu deinem Gelde kommen? Glaubst du, Gott wird dir für diesen Lumpen bezahlen?" rief einer spöttisch

„Ich bin überzeugt", antwortete jener, ohne sich an den Spott zu kehren, „daß, wenn mir, Gott behüte, ein Unglück zustößt und ich auf die Hilfe anderer angewiesen sein werde, so werde ich gute Menschen finden, die mir beistehen. Richtiger gesagt, habe ich nur meine Schuld abgetragen, denn ich war seit meiner Jugend auf die Hilfe anderer angewiesen."

* * *

Weitere zehn Jahre waren vergangen.

Ich gedachte oft meines Freundes und Schülers, während all der Zeit. Mit Vergnügen erinnerte ich mich seiner eigenartigen Melodie, die er beim Studium der Gemara anwendete, der Freude, die aus seinen Augen strahlte, wenn es ihm gelang, ein schwieriges Problem zu bewältigen oder einem Schüler, der ihn um die Erklärung bat, mit engelhafter Geduld und Gelassenheit eine befriedigende Antwort zu geben.

„Ich würde um keinen Preis einen so stumpfsinnigen Kerl tausendmal eine und dieselbe Sache eintrichtern", sagte ihm einer unserer Kollegen.

„Wenn alle Menschen so strenge wären, wie du, dann bliebe freilich nicht viel zu tun übrig", versetzte er lachend.

Es kam mir wiederholt der Gedanke, daß er wie kein zweiter, geeignet war, als Lehrer an einer großen Jeschiba zu wirken. Doch war es anders gekommen. Mein Freund wurde zum Rabbiner einer nahe gelegenen Stadt erwählt.

Inzwischen beschlossen die Einwohner unserer Stadt, zu dem alten Bethamidrasch eine richtige, größere Jeschiba zu gründen. Es fanden sich einige, die das nötige Geld hergaben, man schaffte Utensilien und Bücher für die ärmeren Schüler an, auch für den Gehalt des Rektors sollte gesorgt werden. Nun hieß es, einen passenden Rektor ausfindig zu machen.

Ich erinnerte mich meines Freundes, der jetzt Rabbiner war, und brachte ihn scherzweise in Vorschlag, obgleich ich wußte, daß dies nicht gut anginge.

„Das wäre ja eine Degradation und kein Avancement für ihn", wandte der Vorsteher ein.

„Doch wäre es ja sehr hübsch für ihn, wenn er als Rektor in demselben Lehrhause fungieren würde, in welchem er zu lernen angefangen hatte."

„Wollen wir unser Glück versuchen!" sagte der Vorsteher. „Vielleicht gelingt's. Schön wäre es ja!"

Ich schrieb an meinen Freund und war glücklich, nach einiger Zeit eine einwilligende Antwort zu erhalten. Er ging mit Freuden auf meinen Vorschlag ein und war dankbar, daß wir ihm eine Stellung einräumten, die ihm ermöglichte, dem Studium obzuliegen, während das Amt eines Rabbiners ihm alle Zeit raubte.

* * *

Nach zwei Wochen trug er in seinem alten Lehrhause seine erste Lektion vor, zu der sich ein großes Publikum eingefunden hatte.

Mir gegenüber, auf der anderen Bank, saß ein alter Mann und fing jedes Wort des Vortragenden auf, während reichliche Tränen aus seinen Augen flossen.

An seinen schwieligen und abgearbeiteten Händen konnte man erkennen, daß er dem Arbeiterstande angehörte, aber seine Züge verrieten, daß er nicht zu den Gelehrten zählte, ich zweifelte keinen Augenblick, daß der alte Mann kein Wort von dem Vortrage verstand, der sich in den höheren Regionen talmudischer Gelehrsamkeit bewegte. Es war mir ein Rätsel, warum er weinte, da der Inhalt des Vortrages keineswegs danach war, Rührung zu erwecken.

Später erfuhr ich, daß dies der Vater meines Freundes war; er war ein schlichter Zimmermann, der sein ganzes Leben mit Beil und Balken zu tun hatte. Jetzt lebte er bei seinem Sohne. Ich betrachtete den Alten, der noch immer weinte, und bemerkte allsogleich, daß es Tränen der Freude waren. Der Greis war beglückt, seinen Sohn als Meister so vieler Jünger zu sehen, die seinen Worten lauschten.

* * *

Kaum zwanzig Jahre sind seit der Zeit vorüber, und es ist, als trennten uns mehrere Geschlechter von jenen Menschen. Mein Freund ist längst tot, die Jeschiba ist aufgehoben, das Lehrhaus ist in einen Trümmerhaufen verwandelt. In einer anderen Straße erhebt sich ein schönes, funkelnagelneues Bethamidrasch mit funkelnagelneuen Stukkaturen und anderen Verschönerungen, daher sind die Preise der Plätze dort teuer, und wer einen vollen Geldbeutel hat, der sitzt obenan. Der Vorsteher achtet strenge darauf, daß alles so neu bleibe wie es ist, daher wird dort keinem armen Schüler gestattet, sich auch nur zu erwärmen. Nach dem Abendgebete brummt einer ein paar Abschnitte Mischnajoth her, und nur zwei, drei Greise hören ihn an und schlummern dabei. Sonst ist alles ganz modern.

IGNAZ BRÜLL.

Von Dr. Bogumil Zepler.

Ein Reichbegabter von Judas Söhnen ist soeben dahingegangen: Ignaz Brüll, der bekannte Wiener Komponist, ist am 17. September nach mehrtägiger Agonie im Kreise seiner Familie zu Wien verschieden, nachdem er vor kaum Jahresfrist seinen 60. Geburtstag gefeiert hat. Sein Leben verlief zumeist in den Bahnen eines geordneten Bourgeoisietums, kaum reich an sonderlichen Ereignissen; aber auch sein Künstlerwallen, im Anfang noch die Reiselust der Jugend zeigend, lenkte gar bald in ruhige Bahnen ein. Den 7. November 1846 zu Prossnitz in Mähren geboren, siedelte Ignaz Brüll bereits als Dreijähriger mit den wohlhabenden Eltern nach Wien über. Früh entwickelte sich dort sein musikalisches Talent, früh hatte er aber auch Gelegenheit, durch tüchtige Lehrer, wie Epstein für das Klavierspiel, Rufinatscha für Komposition und Dessof für Instrumentation, sich zu künstlerischer Reife zu entfalten. Schon mit 15 Jahren spielte der junge Brüll zusammen mit seinem Lehrer Epstein öffentlich Mozarts „Konzert für zwei Klaviere". Damals begann er auch die ersten Kompositionen niederzuschreiben. Er hatte dabei nichts von jenen Eigenschaften, die „Wunderknaben" so oft wenig angenehm auszeichnen, er war von ungemeiner Bescheidenheit und vornehmer Einfachheit, frei von jeglicher Originalitäts- und Effekthascherei, Eigenschaften, die auch dem zum Manne gewordenen stets erhalten blieben.



FRANZ VON LENBACH. OELGEMAELDE.

Ignaz Brüll.
(gest. 17. September 1907).

Als Pianist lenkte er zuerst die breitere Oeffentlichkeit auf sich. Auf Konzertreisen durch Oesterreich und Deutschland wusste er seine Hörer vor Allem durch die grosse Sachlichkeit seiner pianistischen Darstellung zu fesseln. Namentlich Beethoven und Schumann wählte er sich für seine Interpretation. Auch in Gemeinschaft mit anderen Künstlern, wie Henschel, Joachim, der Neruda konzertierte er und wurde bei derartiger Gelegenheit in den Jahren 1878 und 81 zu London überaus gefeiert. Mit Vorliebe sucht ihn Brahms auf und gar manche seiner Kompositionen nahm Meister Johannes mit Brüll zum ersten Male durch.

Gar bald aber verblasste der Ruf des Pianisten vor jenem des Tondichters Brüll. Es war am 22. Dezember 1875, als an der Berliner Königlichen Oper zum ersten Male die zweiaktige Spieloper „Das goldene Kreuz" in Szene ging und den Ruhm Brülls in alle Lande trug. Von jenem Tage an wusste man, was Brülls eigenste Note war, die Begabung für die heitere Grazie, für das volkstümliche Sentiment. Der durchschlagende Erfolg dieser Oper machte sie auch zu einer der Lieblingsopern Kaiser Wilhelms I., der sich darüber zu dem Komponisten sehr herzlich äusserte: „Ihr Wiener seid doch glückliche Menschen. Die Melodien kommen Euch über Nacht und so heiter und herzensfroh zu singen, versteht auch Niemand wie Ihr!" Leider blieb den späteren Opern Brülls ein gleicher Erfolg versagt. Während „Das goldene Kreuz" noch heute nach 32 Jahren Repertoireoper der meisten Bühnen ist, konnten es sein „Landfriede" (1877), „Königin Marietta" (1883), „Das steinerne Herz" (1888), „Gringoire" (1892), „Der Husar" (1898) zumeist nicht über Eintagserfolge hinausbringen. Und doch steckt in allen diesen Werken des Geistes, den wir aus seinem „Goldenen Kreuz" kennen lernten, und in der Mehrzahl der Fälle sind es die allzu wenig interessierenden Textbücher, an denen die Kunst des Komponisten Schiffbruch litt. Was Brüll jenseits der Oper geschrieben, ist, obwohl alles den Stempel des Künstlers und feinsinnigen Musikers trägt, nicht von gleicher Bedeutung; so eine Symphonie, Orchester-Serenaden, Ouverturen, Klavier-Konzerte, Kammermusikwerke (Violinkonzert, Klaviersuiten, Sonaten, Klavierduos, Violinsonaten u. A.). Am meisten Bedeutung unter diesen Dingen beanspruchen wohl die etwa 70 Lieder für sich, die uns Brüll hinterlassen und die die ungemeine Vielseitigkeit seines liebenswürdigen Talents erweisen. Wir möchten unter ihnen namentlich die

allerbekanntesten hier genannt haben: „Es war 'ne Maid“, „Polly Steward“, „An einen Schmetterling“, „Willst Du mein sein“, „Gondoliere“, „Sechse, sieben oder acht“, „Der Steinklopfer“, „Auf dem Maskenball“. Auch einiger vielgespielter Klavierstücke, besonders einiger Mazurkas, Impromptus und Etuden möchten wir an dieser Stelle noch gedenken; sie alle zeichnen sich durch jene Anmut der Melodik und den feinen Formensinn aus, der Brülls Künstertum anhaftete.

Brüll war Zeit seines Lebens seiner Heimat Wien treugeblieben. In den 70er Jahren wurde er daselbst Lehrer an den Horakschen Klavierschulen und wirkte seit 1881 dort als Professor und artistischer Mitdirektor. Nur im Sommer verliess er stets sein geliebtes Wien, um auf einer reizenden Besitzung im idyllischen Unterach am Mondsee mit seiner Familie der Ferien zu geniessen.

Die künstlerische Persönlichkeit Brülls ist nicht die eines Himmelsstürmers. Wie wir schon wiederholt andeuteten, sind es einesteils liebenswürdige Züge einer feinen Grazie, andrerseits ein dem deutschen Volkstum nahestehendes Ton gefühlvollen Sentiments, aus dem sich das Bild seiner Melodik und Rythmik zusammensetzt. In beiden liegt der Schwerpunkt seines Schaffens; daher denn auch die besondere Anpassungsfähigkeit an die Forderungen der Spieloper! Freilich die Ambition ein Neuerer zu sein, hatte Brüll nicht: die überkommene Form füllte er mit neuem Inhalt, und seine Harmonik und Instrumentierung ist die uns von den Romantikern des 19. Jahrhunderts her wohlbekannte. Vielleicht wurde dieses Sichverschliessen gegen die Forderungen der Moderne mit Schuld daran, ihm die späteren Erfolge zu erschweren!

Eine seltene Harmonie bestand zwischen dem Menschen Brüll und dem Künstler. Dieselbe Einfachheit und liebenswürdige Natürlichkeit zeichnete Beide aus. Schreiber dieses hatte durch eine erst kürzlich geführte und nun leider jäh unterbrochene Korrespondenz mit dem dahingeschiedenen Meister Gelegenheit, sich aus eigener Anschauung davon zu überzeugen. Diese Korrespondenz zeitigte aber noch eine andere wertvolle Kenntnis, die namentlich für die Leser von Ost und West eine gewisse interessante Seite hat, nämlich die Antwort auf die Frage: welches war Brülls Standpunkt in Dingen jüdisch-orientalischer Musik?

Ich hatte mich in dieser Angelegenheit an Brüll gewandt, da ich für die von dem Berliner „Verein für jüdische Kunst“ veranstalteten Konzerte auch einige Dokumente moderner jüdischer Komponisten zu haben wünschte. Zu meiner Freude wurde mir die Nachricht, dass Brüll jüdische Verse komponiert hätte; allerdings in Bezug auf den Begriff „Jüdische Musik“ stand er — übrigens in genau derselben Weise wie Goldmark — auf einem durchaus negativem Standpunkt. Doch lassen wir ihn lieber selbst reden. „Ich kenne eigentlich“ — schreibt er — „keinen jüdischen Musikstil. Was man in den Synagogen hört, ist zum weitaus grössten Teil von den Kantoren der betreffenden Tempel komponiert, arrangiert (in einem türkischen Tempel in Wien hörte ich einen steirischen Ländler) und durchaus europäisch. Der Sprech-Gesang des Vorbeters ist — mit wenigen Ausnahmen — nicht melodische Musik, sondern Rezitation. Ein orientalischer Musikstil ist mir bekannt aus der „Wüste“ Davids, aus einem Werk über orientalische Musik, das ich einst in der Wiener Hofbibliothek sah. Goldmarks „Königin von Saba“ und Sakuntala-Ouverture finde ich ebenfalls orientalisch, aber — jüdisch??

Die jüdischen Komponisten komponierten und komponieren nicht anders als christliche; ihr Stil ist teils persönlich, teils deutsch (wie bei Mendelssohn) oder französisch, italienisch (wie bei Meyerbeer), je nach ihrem musikalischen Bildungsgang. Darum, scheint mir, hat das Betonen der jüdischen Nationalität in der Musik nicht die Berechtigung die z.B. russische Musik hat.“ Brüll, dem es nicht beikommen konnte anders zu schreiben wie er dachte, hat denn auch in seinen Kompositionen jüdischer Verstexte alles andere geboten als orientalische Musik. Seine drei Lieder nach Gedichten des mittelalterlichen jüdischen Dichters Jehuda Halevy sowohl, wie auch eine Vertonung des „hohen Liedes“ sind tiefempfundene, charakteristische Kleinbilder, deren Texte jedoch ebenso christlichen Ursprungs hätten sein dürfen — im Gegensatz zu Goldmark, der jüdischem Stoffgebiet zumeist auch jüdische Musik unterlegt.

Was Brülls Ansicht selbst anbetrifft, so kann man darüber — so natürlich und selbstverständlich sie klingt, doch auch anders denken. Es würde zu weit ab von dem eigentlichen Inhalt dieses Artikels führen, wollten wir darauf näher eingehen. Jedoch sei soviel schon hier bemerkt, dass Erscheinungen wie „Offenbach“ und „Bizet“ allein aus der „französischen Note“ nicht zu erschöpfen sind; aber auch von dem nach Brülls Worten „deutschschreibenden Mendelssohn“, von dem „französisch-italienisch schreibenden Meyerbeer“ wissen wir Alle, wie viel sie Beide in ihrer Musik ihrer Rasse Tribut gezahlt haben. Und Ignatz Brüll selbst? Obwohl das Rassenhafte in seiner Kunst sehr zurückgedrängt erscheint, weisen doch auch an ihm gewisse das Formale und Rythmische betreffende Züge auf seine Zugehörigkeit zu Judas Söhnen.

„Die Lösung der Judenfrage."

Eine Antwort von M. A. Klausner.

Im Sommer dieses Jahres hat Dr. Moses einer grösseren Zahl von Männern und Frauen folgende vier Fragen zur Beantwortung vorgelegt:

1. Worin besteht nach Ihrer Anschauung das Wesen der Judenfrage?
2. Glauben Sie, dass das Judenproblem ein für alle Länder gleiches Problem ist, oder glauben Sie, dass die Judenfrage in den verschiedenen Ländern auch eine verschiedene Lösung erheischt?
3. Worin besteht nach Ihrer Anschauung die Lösung der Judenfrage?
4. Wenn Sie für die verschiedenen Länder eine verschiedene Lösung der Judenfrage für nötig erachten, worin besteht diese Lösung der Judenfrage a) für Deutschland, b) für Russland?

Dr. Moses hat die Antworten in einem Buch vereinigt, das unter dem Titel „Die Lösung der Judenfrage" demnächst bei Curt Wigand, Berlin-Leipzig, erscheinen wird.

Auf Wunsch des Herausgebers veröffentlichen wir hier die Antwort, die M. A. Klausner eingeschickt hat:

Sie haben die Freundlichkeit gehabt, mir vier Fragen vorzulegen.

Meine Antwort besteht in dem Bekenntnis meiner Unzuständigkeit.

Nur wer Mitglied eines Bezirksvereins ist, hat das Glück, für jede Frage eine autorative Antwort, für jedes Problem die lösende Formel bereit zu haben. Ich bin nicht Mitglied eines Bezirksvereins; ich bin es so wenig, dass ich nicht einmal an den Wert von Formeln glaube.

Doch da Sie meine Meinung zu hören wünschen, will ich Ihnen gern sagen, was ich über die „Judenfrage" denke; Ihren Lesern gegenüber müssen Sie die Verantwortung dafür tragen, dass Sie einen Laien zu öffentlicher Aussprache veranlasst haben.

Wir Juden sind, seit wir geschichtliches Leben haben, anders als andere.

Was uns anders als andere gemacht hat, das war unsere Religion, die uns berief, in strenger Absonderung gegenüber allem Heidentum die Missionare des mit dem Gottesgedanken unlösbar verknüpften Menschheitsgedankens zu sein. Und der Gottesgedanke besteht in der aus Menschheitsliebe geborenen, Menschheitsliebe bezweckenden Gerechtigkeit.

Diesen Menschheitsgedanken haben unsere Propheten verkündet und uns eingeschärft und allem anderen vorangestellt, selbst in der Zeit, da wir eine Nation waren und eine Nation sein sollten.

Anders als andere sind wir von je gewesen, und den andern gleich zu sein haben wir von je gestrebt – bald durch Bekehrung der anderen zu uns, bald durch unsere Anpassung an die andern. Beide Strömungen haben immer nebeneinander bestanden, wir haben uns gleichzeitig assimiliert und abgesondert, und für das eine wie für das andere hat es Propheten gegeben. Die Propheten beider Richtungen haben sich vergeblich bemüht. Denn man assimiliert sich nicht weil man will, sondern weil man muss, und man widerstrebt der Assimilation nicht, weil man will, sondern gleichfalls nur aus innerem, naturgewaltigem Drang. Dass wir für freien Willen halten, was in Wahrheit unbewusster Zwang ist, beruht auf Selbsttäuschung.

So manche haben sich im Lauf der Zeiten von uns getrennt, so manche sind zu uns gekommen; im grossen und ganzen ist unsere Gemeinschaft geblieben – anders als andere.

Dass man unser Anderssein als eine Art Unrecht empfindet, das wir begehen, dass man es uns zum Vorwurf macht – darin besteht eben das Anderssein der Anderen, die den Menschheitsgedanken noch nicht voll in sich aufgenommen haben, die den Gottesgedanken der Gerechtigkeit nur mit Einschränkungen wollen gelten lassen.

Die Abneigung gegen die, die anders sind, nimmt tausend Vorwände, nach Ländern und Sitten und Zeiten verschieden; sie äussert sich hier durch Kundgebung der Verachtung, dort durch Zurücksetzung, dort durch Handlungen der Grausamkeit.

Wir Juden haben es erfahren und erfahren es fortgesetzt – nicht wir allein.

Wann dies aufhören wird?

Sie können mich eben so gut fragen, wann das messianische Reich kommen wird.

Wie wir Juden zu einer Sonderstellung im Staat gekommen sind, ist eigentümlich genug:

Vor Jahrhunderten liebten die sich festigenden Staatsgebilde, selbst bei steigendem Überwiegen der rein weltlichen Interessen, sich theokratisch-theologisches Gewand nach altjüdischem Muster anzulegen. Wohl nicht allein, aber vornehmlich aus diesem Grund wussten sie die Juden nicht anders denn als einen Fremdkörper zu betrachten und zu behandeln.

Hierin ist die Quelle der Anomalie zu finden, in die man uns Juden formalrechtlich gewiesen hat, und in der man uns auch in vielen von den Ländern tatsächlich noch festhält, die aus dem Unrecht dieses gesetzlichen Formalrechts sich emporgerungen und von ihm sich freigemacht haben. In die Auffassung vom Rechtsstaat ragt auf dem Gebiet der Verwaltungspraxis und teilweise auch auf dem der Gesetzgebung noch die Auffassung vom konfessionellen Staat hinein. Daraus ist die Zwiespältigkeit entstanden, unter der in erster Reihe wir Juden zu leiden haben, die aber zugleich dem Staat Nachteil bringt, indem sie nützliche Kräfte der Mitarbeit an der gedeihlichen Entwicklung des gemeinen Wesens entzieht. Diese Zwiespältigkeit bildete sich aus, als der christliche konfessionelle Staat den Juden als Andersgläubigen von der politisch-bürgerlichen Gesellschaft ausschloss. Sie zwang die Juden zu einem Zusammengehörigkeitsbewusstsein, das im Lauf der Zeit nicht an der anfänglich rein religiösen Grundlage haften konnte; und sie blieb bestehen, nachdem ein mehr noch törichtes denn grausames Vorurteil inmitten einer nach ihren Bestandteilen kaum noch erkennbaren Mischlingsbevölkerung die Juden als rassenverschieden in derselben Ausschliessung halten wollte, wie vordem als religionsverschieden.

Ein über weite Zeiträume sich erstreckender geschichtlicher Werdegang kann nicht plötzlich seine Wirkung verlieren, nicht plötzlich unbeachtet bleiben.

Es ist eine missverständliche Auffassung, dass die Judenheit als solche eine Organisation besitze, die ohne den Zwang einer staatlichen Aufsicht und ohne den Halt einer staatlichen Anerkennung durch aller Zeiten Wechsel ungeschwächt weiter funktionieren könne. Noch Jahrhunderte nach der Zertrümmerung des äusseren Symbols unserer nationalen Existenz, des bildnislosen Tempels in Jerusalem, nach der Auflösung des jüdischen Reiches, fanden unsere Väter sich gedrungen, die Satzungen der theokratischen Verfassung auch ohne das Substrat eines räumlich geschlossenen Staatswesens in Geltung zu erhalten. Sie schufen die Institution eines Oberhaupts, dem sie in freiwilligem Gehorsam sich unterwarfen. Jahrhunderte hindurch hatte die Judenheit in Asien nach Herodes einen Fürsten, eine Art Statthalter des göttlichen Willens, der unter charakteristischem Hinweis auf das Provisorische der Einrichtung und die auf die Endlichkeit dieses Provisoriums gerichteten Hoffnungen „Resch Galuta", d. i. „Fürst der Verbannung" genannt wurde. Aber das Königtum jenes Königs ohne Krone zermorschte und verschliss mehr und mehr, bis die Erbschaft so gering geworden war, dass sich für sie kein Erbe mehr fand. Jetzt war auch der Schatten der einstmaligen organisierten Zusammengehörigkeit verschwunden.

Obwohl nun das Wesen und sein Schatten geschwunden waren — der völlig unberechtigte Glaube an die Fortdauer der organisierten Zusammengehörigkeit blieb bestehen und beherrschte fortgesetzt, bewusst und unbewusst, die Gesetzgebung, die sich mit uns beschäftigte. Die wunderliche Voraussetzung hatte unbestrittene Geltung, dass die Juden ihre Zivilgesetzgebung durch lange Jahrhunderte unter völlig umgewandelten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen unverändert bewahrt hätten, wie naturgemäss ihre ewigen religiösen Satzungen, bloss weil in der Zeit des jüdischen theokratischen Staates kein erkennbares äusseres Zeichen die Gebote der Offenbarung von den staatlichen Anordnungen unterschied. Weil die gleichen religiösen Quellenschriften für alle Juden der Welt massgebend waren, setzte man voraus, dass diese Gemeinsamkeit auch alle äusseren Lebensbedingungen der Juden durchdringe, während nach allen Erfahrungen doch nur der gemeinsame Wille sich dauernd in Geltung halten kann, dem es vergönnt ist, dem Widerstreben wirksamen Zwang entgegenzustellen.

Ein fast zweitausendjähriges Bestehen in der Diaspora und unter den erschwerendsten Bedingungen dürfte uns — abgesehen von allen religiösen Verheissungen — mit der Zuversicht unzerstörbarer Dauer erfüllen, verbietet jedenfalls, mit unserm Untergang in absehbarer Zeit zu rechnen. Der gedeihliche Bestand des Judentums im Staat ist überdies eine Notwendigkeit für den Staat auch im Interesse der anderen Konfessionen. Für diese ist es ein bedenklicher Gewinn, wenn ihnen fremde Elemente zugeführt werden, deren neues Bekenntnis lediglich die Besiegelung der Untreue gegenüber dem alten Bekenntnis ist. Solche Elemente sind

Produkte der Dekomposition und tragen Dekompositionen überallhin, auch wenn sie das nicht wollen und nicht wissen.

Unsere Sonderstellung in der Gesellschaft ist teilweise ein Ergebnis unserer Sonderstellung im Staat, folgt zum anderen Teil aus unserer Abwehr gegen Assimilation.

Wer sich gegen die Uniformierung auflehnt, muss bereit sein, die Konsequenzen zu tragen.

Ein unhöfliches Sprichwort sagt: „Jedem Narren gefällt seine Kappe." Das Sprichwort mag wahr sein. Darum aber braucht der noch nicht weniger ein Narr zu sein, dem nur die Kappe des anderen gefällt.

Mir gefällt unsere Kappe.

Fünfzehnhundert Jahre waren wir unter uns und haben unsere Kappe getragen. An zweitausend Jahre tragen wir sie in der Diaspora. — Und nun soll ich Ihnen sagen, wann wir und die anderen alle unter einen Hut gebracht sein werden? — Ich weiss es wirklich nicht.

S. I. ABRAMOWITZ.

(Mendele Mocher S'foriim).

Literarische Studie von Dr. Eliaschoff, Warschau.

I.

Empfänglichen Sinnes einen großen Schriftsteller genießen, heißt Zwiesprache halten mit seinem eigenen Ich, gleicht einer trauten stummen Unterredung mit seinem eigenen Gewissen oder mit seiner eigenen Vergangenheit. Mitunter haben wir auch das Gefühl, als offenbare sich uns in dieser genußreichen Stille die Psyche eines ganzen Volkes. Abramowitz zählt zu denen, die uns der jüdischen Vergangenheit, der kollektiven Seele des Golusjudentums von Angesicht zu Angesicht gegenüberstellen. Wie gering jedoch ist die Zahl derer, die Abramowitz in vollem Maße genießen.......



S. I. Abramowitz.
(Mendele Mocher S'foriim).

Abramowitz genießen ist für mich gleichbedeutend mit dem Untertauchen in die alte vergangene Welt; in die Welt, wo Armut und Kinderglaube zusammenhausten, wo in einem schlammigen Pfuhl Tausende von jüdischen Seelen zappelten, Menschen, die ihren Leib mit Lumpen eines Bettlers bedeckten, und ihre Stirn, eingebildeten Königskindern gleich, mit papierenen Krönchen schmückten. Ich erblicke in den Werken Abramowitz's fast den einzigen Spiegel vom Leben unserer Großväter und Urgroßväter. Mit anderen Worten: sie zeigen mir die tiefsten Wurzeln, aus denen der neuzeitliche Jude im Osten emporgewachsen ist. Ich finde hier Gelegenheit, mich mit der ganzen abgerundeten Weltanschauung vergangener Generationen vertraut zu machen. Und da die ehemalige Weltanschauung in uns einen Komplex von Gefühlen und Lebenswerten erzeugte, von denen wir uns heute noch nicht ganz frei machen können — so entdecke ich im Juden der Gegenwart vieles, was seine Säfte aus den alten Ghettowurzeln zieht, aus Abramowitzens jüdischer Welt.

Abramowitz genießen bedeutet für mich dasselbe wie das Aufrollen eines alten Adelsbriefes, um sich einmal klar bewußt zu werden, woher wir denn eigentlich stammen. Wir lernen begreifen, wie sich aus den alten Ghettojuden der osteuropäische Jude der Gegenwart entwickelte. Derselbe Idealismus, der heute den Enkel beseelt, hatte ehemals den Großvater begeistert. Der Unterschied besteht nur im Inhalt. Uns drücken noch immer dieselben Fesseln; wir leiden noch heute infolge unserer einstigen Volksgebrechen.

II.

Die Welt, die sich in Abramowitzens Werken spiegelt, ist die jüdische Ghettowelt in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Wenn auch seine Schöpferkraft sich bis auf unsere Tage in ungeschwächter Frische erhalten hat, so ist dennoch sein Blick stets nach rückwärts auf jene Zeiten gerichtet. Er ist unter den Volksdichtern, die uns eine künstlerische Synthese des ehemaligen Ghettojudentums gegeben haben, der größte und tiefste.

Ich will versuchen, im engen Rahmen eines Artikels eine Vorstellung von Abramowitzs Synthese zu geben, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn mein Versuch beim ernsten Leser das Verlangen wecken wird, mit diesem Meister und größten Psychologen des jüdischen Volkslebens näher bekannt zu werden.

Zunächst führt uns Abramowitz in seinen Ghettoschilderungen jene jüdischen Volksmassen vor, in deren eingefallenen Hütten die Armut aus allen Spalten und Spältchen „pfeift". Die jüdische Armut erhält bei Abramowitz ein höchst wunderliches Aussehen; es fällt schwer, ein Gleichnis zu finden. Sie läßt sich weder mit der Armut in den großen europäischen Städten,

noch mit der der russischen Bauern vergleichen. Die Armen einer Großstadt sind in der Regel Verlassene, Entkräftete, Trunkenbolde, kurz: der Abfall der Gesellschaft, der dahinsiecht und keinen Nachwuchs zurückläßt. Was in dieser Bevölkerungsschicht an leistungsfähiger Kraft noch vorhanden ist, wird in den sogenannten Sweat-Shops ausgenutzt oder von Leuten mit unsauberem Gewerbe ausgebeutet. Der jüdischen Armut ist die Fabrik fremd. Die jüdische Armut lebt in kleinen Städten und in armen Gemeinden, ist fruchtbar und mehrt sich, und kann auf einen Stammbaum von Vätern und Großvätern zurückblicken, die gleichfalls arme Leute waren und im Finstern wohnten. Der russische Bauer ist bei all seiner Armut doch gewissermaßen Herr auf seinem eigenen Stückchen Boden; seine Not währt nicht ewiglich; man empfindet, daß früher oder später eine Besserung der Lage eintreten muß. Das Reich selbst sinnt auf Mittel, die Armut des Bauern zu verringern. Bei der jüdischen Armut aber versagt jedes Heilverfahren; der Jude ist aller Mittel bar, sich aus der Not herauszuhelfen, und bei den gegenwärtigen Verhältnissen im Osten, unter denen dort der Jude sein Leben fristet, dürfte kaum ein radikales Mittel gegen die schreckliche jüdische Armut ausfindig gemacht werden. Er lebt wie ein Städter selbst in den Ortschaften, wo ihn das Leben der Mutter Erde und der Natur näher bringen müßte, und hungert wie ein Bauer im Dorfe zu Zeiten einer Mißernte.

Dann besitzt die jüdische Volksmasse, die uns Abramowitz vorführt, eine gar merkwürdige Vergangenheit. Sie ist der Träger einer zweitausendjährigen Geschichte. Der Geist der Großväter lebt noch unter ihnen ,und sie wandeln in den Fußtapfen vergangener Geschlechter. Diese Gemeinschaft lebt von der sie umgebenden Welt isoliert, wie eine Insel auf dem weiten Meer, und alles das, was im Lande, in dem sie wohnt, vorgeht, berührt sie nur oberflächlich. Die Menschen dieser „Gemeinschaft" sind derart unzertrennlich verbunden und aneinander gekettet, daß demjenigen, der aus ihren Reihen treten will, nichts anderes übrig bleibt, als sich „in des Meeres Wellen zu stürzen", die ihn auf ewig weit, weit weg von der jüdischen Welt tragen.

Das enge Band mit der toten Vergangenheit, vollends aber die Armut und Isoliertheit machten sie zu Asketen, erzeugte in ihrem Herzen die Verachtung aller Lebensfreuden dieser Welt. Sie leben in beständiger Angst, sie könnten, Gott behüte, einen Schritt von dem engen Pfade weichen, den ihnen die „Alten" gezeigt haben; sie verzichten selbst auf jene harmlosen Vergnügungen, die nach dem Religionsgesetz erlaubt sind. Sie bauen einen Zaun vor den andern: sie bauen stets engere Käfige für die ruhelosen Seelen. Sie vergraben ihre fünf Sinne und gebrauchen sie nur so weit, als es ihnen für dieses finstere Leben notwendig erscheint. Sie gebrauchen das Ohr nur so weit, um dem Baal-Kore (Thoravorleser) zu lauschen, das Auge, um in der Mesuso oder in der Thorarolle Korrekturen vorzunehmen und die Stimme, um „Schma-jisroel" zu rufen.

Dabei besitzt diese Judengemeinschaft eine wunderbare alte Kultur. In der „Schul" wie im Beth-hamidrasch verhallt nie die volltönende Stimme des „Mathmid" (Fleißigen). In halb vermoderten Schränken stehen Dutzende von alten Folianten mit zerrissenen Einbanddecken und zerknitterten schmierigen Blättern. Eine ganze Armee von Büchern bestimmt jeden Schritt dieser Judengemeinschaft. Der Talmud erhält den Geist rege, die Moralbücher erwärmen das Herz, und der Midrasch und der Sohar erfüllen die düstere Seele mit lichtvollen Traumgebilden.

Gleichzeitig mit der asketischen Weltanschauung beherbergt diese Gemeinschaft zwei Gedanken an das ewige Leben. Sie glaubt erstens fest und unerschütterlich, daß sie, die Gemeinschaft, das „Salz der Erde" sei und daß das jüdische Volk nie untergehen werde; ebenso fest und unerschütterlich glaubt sie, daß jeder Jude nach seinem Ableben einen Anteil am Jenseits erhalte, und daß er am jüngsten Tag zum ewigen Leben auferstehen werde.

Sie verachten die Lebensfreuden dieser Welt und vergöttern die Bibel, das Produkt jenes Volkes, das jede Askese verpönte und welches den Lebensquell durch alle fünf Sinne strömen ließ. Sie dünken sich als die „Auserwählten" und fristen dabei ein — Hundeleben. Sie glauben ans Jenseits und ihre Ideale gehen über die Verheiratung ihrer Söhne und Töchter, die Vorbereitung eines Säckchens Palästinaerde und Leinwand auf Totenkleider nicht hinaus. Sie träumen von einem ewigen Leben, und ihrer Sorgen Anfang und Ende ist die Sorge ums tägliche Brot, die Sorge um die Familie. Das „ewige Volk" in Abramowitz's Judengemeinschaft lebt von Federnrupfen und vom Liefern der „heiligen Dienerschaft" für die Glupsker „Schulen"; sie nagt am Hungertuche und gerät völlig aus dem Häuschen, wenn der Poritz vorbeifährt, bei dem man einen Rubel verdienen kann.

Mit dem Unsterblichkeitsgedanken konnte sich aber der Magen nicht zufrieden geben. Diese Asketen verschmähten es, in die Wüste zu flüchten. Ihr ausgetrockneter Körper besaß den festen Willen, von dieser sündhaften Welt so spät wie möglich Abschied zu nehmen. Ein Einsamer und Abgesonderter mit verschlafenen Sinnen, blieb dem Asketen nur der klügelnde, tüftelnde und grübelnde Geist, der, um den Körper am Leben zu erhalten, verschiedene eigenartige Erwerbszweige ersann, die lange den andern Völkern eine terra incognita blieben.

Die Armut, die Isoliertheit, die Verachtung der reinen Lebensfreuden, der Glaube an den ewigen Bestand des gemarterten jüdischen Volkes im allgemeinen und jedes einzelnen Juden im besonderen, die schlaffe Sinnestätigkeit, der scharfe findige Geist — alles das trug dazu bei, eine Gemeinschaft von Juden hervorzurufen, die in einem ewigen Kampf leben mit ihren eigenen Gefühlen, die sich in einem Kreislauf von Widersprüchen bewegen und der Welt das Bild eines Volkes offenbaren, das innerlich und äußerlich einen sonderbaren logischen Widerspruch darstellt. Bevor noch die Welt diesen Widerspruch erkannte, hat ihn schon der Ghettojude in sich verspürt. Wären seine Sinne infolge der stetig geübten Askese nicht schlaff und unempfänglich geworden, er hätte sicherlich wie ein Verzweifelter mit verbissenen Lippen alle

erdenklichen Anstrengungen gemacht, um in dieses verworrene Leben einen Sinn, ja ein System hineinzubringen. Er hätte den engen Pfad durchbrochen und sich ein Ideal geschaffen, für das er auf Leben und Tod kämpfen könnte. Da er aber seine fünf Sinne nicht mehr in ergiebiger Weise gebrauchen konnte, so war er sozusagen einzig auf seinen sechsten Sinn, den scharf-spitzigen Geist, angewiesen. Und dieser konnte nur lachen und spotten, so oft er logische Widersprüche wahrnahm. So schuf sich der jüdische Volksgeist den Spaßmacher, den Spötter, den Witzbold. Die bekannten Witzbolde Schajke Feifer und Motke Chabad sind für den Kritiker des jüdischen Volkslebens nicht minder interessante jüdische Helden als die hebräischen Poeten der sechziger Jahre.

Ein spitziger und witziger Kopf, der sich ruhelos bewegt auf einem halbtoten Körper, empfindet die Schmerzen des Lebens wie in einem Dämmerzustande. Die Schmerzen nehmen den Weg durch die abgestorbenen Sinne und dringen ins Gemüt, wie ein ferner Widerhall, wie der schwache Reflex eines Blitzstrahls, dem kein Donner folgt. Frauen und Kinder, die die traurigen und fröhlichen Ereignisse im Leben mit weniger Verstand, aber mit mehr Herz in sich aufnehmen, sind nicht imstande, Witze zu machen. Sie verstehen auch die Witze der Männer nicht. Der Jeschibah-bachur (Talmudjunge), der seinen darbenden Magen mit dem äußersten Ende eines Herings zu täuschen sucht, kann sich über das Leben eher lustig machen als der Spießbürger oder der stets beschäftigte Kaufmann. Alte Männer, lang unterdrückte Völker, Stiefkinder des Lebens, deren natürliche Instinkte in ständiger Ohnmacht liegen — witzeln und spötteln über die traurigsten und heiligsten Angelegenheiten.

Im jüdischen Witz hört man die Verachtung seines eigenen Ich, die Stimme eines Volkes, das mit dem kochenden und rauschenden Leben den Zusammenhang verlor. Aus dem jüdischen Witz spricht zu uns die Hoffnungslosigkeit eines Menschen, der nie etwas Gutes genoß, die Resignation eines Volkes, dessen Leben ein ewiger Widerspruch ist, ein Wortspiel, zu nichts anderem tauglich, als einen guten Witz daraus zu machen.

Das ist die allgemeine Basis, die Synthese, auf die Abramowitz seine psychologischen Schilderungen aus dem jüdischen Volksleben aufbaut. Niemand vor ihm hat dieses Leben so klar durchschaut und so meisterhaft geschildert.

Allein welche Gefühle verbinden Abramowitz mit dieser Synthese? Wie ist sein Gemütsverhältnis zu der von ihm geschilderten Ghetto-Welt?

III.

Abramowitz größte Schöpfungen „Fischke der Lahme" und „Das Winschfingerl" (Der Wunschring) sind durchtränkt von zwei Hauptgefühlen: aus jeder Zeile spricht zu uns in deutlich vernehmbaren Tönen die Verachtung für die altväterische jüdische Volksmasse und fast jedes Kapitel schließt mit den Worten eines traurigen Gemüts, das vor Mitleid weint. In diesen abwechselnden Empfindungen des Mitleids und der Verachtung, denen auch einige Tropfen von Haß beigemischt sind, in der Bitterkeit des Tones, worin diese beiden Hauptgefühle zusammenschmelzen — liegt die Kraft von Abramowitz's hervorragendem Talent, liegt das Geheimnis seiner mächtigen Wirkung auf die Leser.

Abramowitz fühlte sich angewidert von der ebenso törichten wie häßlichen Lebensweise jener Asketen, die sich ans Leben klammern und doch seine natürlichsten Freuden verachten; er empfand einen Ekel vor der halbtoten Vergangenheit, mit der sich die jüdische Volksmasse herumschleppt. Wie ein Lebender unter Toten wandelte er unter seinen Brüdern. Er kam sich vor wie ein Friedhofswächter, der die Begräbnisstätte nicht verlassen darf. „Ein feiner Faden war in das Stück Materie gewoben, das den Namen „Jud" trägt, und die schwere Materie rieb ihn auf und verdarb seine Jugend wie die Jugend tausend anderer ähnlicher Seelenfäden." Er verachtete die jüdische Gemeinschaft, die ohnmächtig war, eine starke Individualität hervorzubringen, jene Gemeinschaft, die „Herschelech" gebar, „deren Jugend rasch verwelkt und deren Kindheit nur eine Weile leuchtet, wie die Sonne an einem häßlichen Wintertag, und dann in einer großen trüben Wolke untertaucht." Er haßte die jüdische Gemeinschaft, die keinen frischen Lufthauch verträgt und keinen lebendigen Gedanken in den engen dunstigen Ghettomauern aufkeimen läßt.

In der Art und Weise, wie Abramowitz jede Bewegung eines jüdischen Körpers mustert, wie ihm jedes Fleckchen, jede Bartstoppel nicht entgeht, wie er uns das fratzenhafte Gesicht und den schlendernden Gang seiner Helden malt — in all dem erkennen wir die verbissene Aufmerksamkeit und den scharfen Blick eines im tiefsten Innern gequälten Zuschauers. Wie ein Stiefkind beobachtete er jede Bewegung der jüdischen Gemeinschaft; keine Körperkrümmung, kein Stirnrunzeln entließ er ohne giftigen Kommentar. Sein „Mendele" in den ein Stück von Abramowitz's Seele hinübergewandert ist, hat die Gewohnheit, seinen Brüdern, den Jüdchen, zuzuschauen „mit verzogenen Lippen, auf denen ein stachelichtes Lächeln sich windet." „Ich träume nur von Bettlern; vor meinen Augen schwebt immer ein Bettelsack, der alte große jüdische Bettelsack" — ruft Abramowitz in seinem „Fischke" aus . . . . Seine Helden gleichen Halbleichen, Menschen, die sich in einem todähnlichen Zustande befinden, Menschen, in deren Körper fast alle Lebensfunktionen stocken. Ein stachelichtes Lächeln zeigt sich auf seinen Lippen, wenn er sieht, wie die Halbleichen eine Weile ihren todähnlichen Zustand vergessen und, von ihrem darbenden, eingeschrumpften Magen getrieben, ein „Gesellschaftstänzchen" aufführen. Nirgends drückt sich Abramowitz's Verachtung so prägnant aus, wie an jenen Stellen, wo er den Juden in seiner Jagd nach einem Erwerb, nach einer jüdischen Parnosso, schildert.

Die Verachtung, die der Jude selbst für seine Erwerbszweige, für seine Geschäftchen, seine ganze Lebensart empfindet, hat im Herzen des ersten großen jüdischen Volksdichters ihren Platz gefunden.

Der Jude in Abramowitz's Welt jagt nur dem Erwerb nach, aber er kriegt keinen. Hungernd, darbend,

verbittert, verfolgt von Eigenen und Fremden, kehrt er in seine dunkle Behausung zurück, in das Grab für Lebende. Dort sitzt er und überläßt sich seinen melancholisch-düstern Gedanken. Kaum beginnt Abramowitz den Juden in dieser Lage zu schildern, so verschwindet das stachelichte Lächeln von seinen Lippen. Reine Quellen des Mitleids ergießen sich aus seinem Gemüt. Das jüdische Mitleid klingt alsdann aus jeder Zeile. Es ist nicht das Mitleid eines Starken zum Schwachen, eines Arztes zum Kranken, für dessen Schmerzen er ein Linderungsmittel in Bereitschaft hat; es ist vielmehr das Mitleid einer Mutter zu ihrem kranken Kinde, die nur weinen, ans Herz drücken und zärtlich liebkosen kann; es ist das tiefe Mitgefühl eines liebenden Herzens, „das dieselben Qualen leidet, dieselben Schmerzen empfindet."

Abramowitz beginnt die jüdische Volksmasse zu lieben, wenn er „das wortlose Klagen über das wüste Leben" vernimmt, wenn ihre Seele zu flehen scheint: „O, genug! genug! die Kräfte reichen nicht mehr, um das noch länger zu ertragen!"

Alsdann wird Abramowitz's Herz weich gestimmt wie das Herz einer zärtlichen Mutter. Es freut ihn, daß diese Judengemeinschaft noch ein Asyl besitzt, wo sie bei einem Talmudfolianten, bei einem Kapitel Sohar, bei einer traurigen Melodie auf eine Weile ihr elendes Leben vergessen kann. Ihm selbst bringt schon dies wenig Erleichterung; aber gleich einer treuen Mutter ist er zufrieden, daß das kranke Kind noch ein Spielzeug besitzt, mit dem es spielen kann.

Im jüdischen Mitleid äußert sich dieselbe Hoffnungslosigkeit, wie im jüdischen Volkswitz, und Abramowitzs Werke tragen den Stempel des Geistes der jüdischen Volksmasse, die zu gewissen Zeiten sich selbst verleugnet und verspottet.

Dank diesem tiefempfundenen Mitleid mit der jüdischen Volksmasse überragt Abramowitz an Hauptes-länge seine Brüder, die Aufklärer der Haskalah-Zeit. Ihm allein war es vergönnt, in die gottergebene Seele der jüdischen Volksmasse einzudringen, er wußte genau abzuschätzen, welchen Trost die Sitten und Gebräuche vergangener Zeiten enthielten.

„In des Menschen Seele spiegelt sich eine ganze Welt, die Gefühlsströme im Herzen brechen hervor aus tausend Quellen, deren Ursprung sowohl im Innern des Herzens wie in der Außenwelt zu suchen ist." Aber nicht alle gehören zu der Kategorie von Menschen, in deren Herzen eine Welt sich spiegelt. Bei vielen von ihnen reflektiert die Welt nicht; sie geht an ihnen spurlos vorüber, ohne selbst einen kargen Widerschein hervorzurufen.

Abramowitz war einer jener Auserwählten, denen sich die Welt der jüdischen Volksmasse in allen ihren Einzelheiten offenbarte; und von den erwähnten Gefühlen beherrscht, vertiefte er sich in die Einzelerscheinungen dieser sonderbaren Welt.

In „Fischke der Lahme" und „Winschfingerl" finden wir den ganzen Abramowitz. Im ersten Buch sehen wir den Juden auf der Suche nach einem Erwerb, den Juden mit dem alten großen jüdischen Bettelsack; im zweiten dagegen sehen wir die niedergedrückte jüdische Volksmasse, die sich in den Schatzkammern einer alten Vergangenheit vergräbt und in einem überfrommen Lebenswandel auf eine Weile Linderung und Trost findet. „Fischke, der Lahme" ist das Buch der Verachtung der jüdischen Masse, „Winschfingerl" — das Buch des Mitleids.

IV.

„Fischke", eine Geschichte von jüdischen Wanderbettlern, liest sich wie ein symbolisches Gleichnis, das auf die jüdische Armut im allgemeinen gemünzt ist. Abramowitz schildert nicht eine gewisse Klasse von Bettlern, die von der ganzen großen Arbeitermasse abgesondert leben. Er liefert uns vielmehr in „Fischke" das Bild einer jüdischen Gemeinschaft in der Gestalt eines Heeres von Bettlern und Schnorrern. Nicht umsonst träumt Abramowitz nur von Bettlern, nicht umsonst schwebt ihm immer ein Bettelsack vor den Augen, der alte große jüdische Bettelsack. Nicht umsonst sieht er manchmal hinter jedem Jüdel Geisterscharen stehen und antreiben: „Blühet und gedeihet, Bettler, sprießet hervor wie Gras und Unkraut! Geht, jüdische Kinder, und wandert von einem Haus zum andern!"

In der Erzählung „Fischke" kommt das Jüdel zum Vorschein, dessen Magen bis zur Unsichtbarkeit eingeschrumpft ist, das Jüdel, das ewig bemüht ist, die Eßlust zu überwinden und das das ganze Leben mit einem Schnickschnack abfertigt. Wir sehen den schwachen Juden, den entkräfteten, der nur mit der „Stimme Jakobs" gesegnet ist und gegen die „Hände Esaus" nichts ausrichten kann; wir sehen den kummervollen, ohnmächtigen Juden, der nur dann auflebt, wenn er von Geschäften sprechen hört. „Der Jude in der Agonie, kaum hört er von Geschäften reden, erwacht zu neuem Leben; selbst der Todesengel hat alsdann seine Macht über ihn verloren." Die Geschäfte sind jedoch luftige Windbeutel, ohne Geschmack und ohne Duft. Sie sehen aus wie die „goldenen Geschäftchen" Reb Alter Jaknehas' und Reb Mendele Mocher S'forims (des Buchhändlers), die am Wege stehen mit ihren Rummelwägelchen und miteinander Tauschgeschäfte machen: einen Berster Gebetmantel für kleine Taleissim tauschen, ein Bündel achtfachiger Zizith für Wolfszähne, Gebetriemen für Kupfer- und Messinggeräte. Man kann sich von diesen Geschäften und ihren Verdiensten einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß ein jüdischer Buchhändler auf seinem Wägelchen auch Kupfer- und Messinggeräte mitführen muß. Und diesen „goldenen Geschäftchen" widmet sich der Jude mit einer ernsten Betriebsamkeit, als gälte es die Welt aus ihren Angeln zu heben.

Betrachten wir einen Jahrmarkt, wie ihn Abramowitz in „Fischke" schildert. „Ein Jüdel auf dem Jahrmarkt ist wie ein Fisch im Wasser . . . Jüden ‚jahrmarkten', laufen, handeln, stehen nicht ruhig auf einem Ort . . . Es ist ein Tararam, ein Sieden und Kochen . . . Dort, seh ich, lauft ein Jüd, bald ein zweiter, ein dritter, auch paarweis, gebadet in Schweiß, das Käppchen sitzt auf der Spitze des Kopfes . . . Ein Jüdel tappt bald hier, bald dort, macht eine nervöse Bewegung bald nach rechts, bald nach links, beschreibt

in der Luft einen Zirkel mit dem dicken Finger und kaut dabei das Spitzbärtchen: gewiß auf eine gute Idee verfallen . . . Da laufen in atemloser Hast Makler, Schadchonim, Trödler, Judenweiber mit Körben, Juden mit Säcken, rundbäuchige Baale-Batim (Bürger); jedes Gesicht flammt; man hat keine Zeit; ein Dukat — die Minute . . . . . ."

Sowohl die alltäglichsten wie die heiligsten Beschäftigungen der von Abramowitz geschilderten Gesellschaft ist vom Krämergeist durchdrungen: alles trägt an sich die Merkmale eines maklerischen Handels, selbst die Ehe ist ein Geschäft. „Man feilscht um ein Weib, setzt den Preis fest, die Mitgift, die Aussteuer. Sind die Bedingungen günstig und kommt man den Verpflichtungen nach, dann, liebes Bräutchen, komm unter die Chuppe, mit dem Schadchen, mit dem Badchen, mit dem ganzen Pack der „heiligen Dienerschaft" (die von diesem Geschäft ebenfalls einen Knochen abzulecken kriegen), sei ein Weib und teile mit mir das freudlose finstere Dasein. Ob du klug bist oder dumm, schön oder häßlich, das ist deine Sache. Wir sind keine Prizim, uns mangelts an Zeit, derartigen Sachen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Juden sind wir, Kaufleute, Makler, Krämer" . . . .

In der Erzählung „Fischke" treten auch all die „großartigen Gebäude" zum Vorschein, die dieses finstere Ghetto aufzuweisen hat. Wir sehen das jüdische „Hekdesch" (Armenasyl), das jüdische „Bad", die altjüdische Kretschma (Schenke). Diese Bilder malt Abramowitz mit der Hand eines Künstlers. Wer diese Schilderungen liest, glaubt die aus diesem Dunstkreis emporsteigenden „Gerüche" in seiner Nase zu verspüren.

In Abramowitz's altväterischer Welt war das Bad eine Art von Rathaus. Es spielte im materiellen Leben nicht minder eine Rolle wie die Klaus im geistigen Leben des Volkes. Die Angesehensten der Stadt besaßen dort ihre „Vorderwand". Kam der Arme dorhin, so mußte er so lange warten, bis der Reiche auf der „obersten Bank" Platz genommen hatte.

Zugleich mit dem Bad spielte das Hekdesch eine wichtige Rolle im jüdischen Leben; ein Volk von Bettlern braucht ein Hekdesch notwendiger als ein Bad. Übrigens waren in früheren Zeiten das Hekdesch und das Bad zwei nahe Verwandte. Der Bademeister und sein Hausgesind pflegten im Hekdeschgebäude zu wohnen, und umgekehrt pflegten die Hekdeschleute an den Tagen, an denen das Bad nicht geheizt wurde, hier auf der feuchtkalten Diele ihre Glieder auszustrecken. Das ehemalige Hekdesch diente auch als Fremdenlogis, als Krankenhaus und zu ähnlichen humanitären Zwecken. Welches Jammerbild es darbot, kann man daraus ersehen, daß heute das Wort „Hekdesch" mit Schmutz, Krankheit und Fäulnis synonym geworden ist.

Niemand hat diese „Institutionen" des jüdischen Gemeinschaftslebens so meisterhaft geschildert wie Abramowitz. Der künftige Historiker der jüdischen Volksmasse in Rußland wird Abramowitz Dank wissen für seinen „Fischke", indem er uns in epischer Ruhe eines satirischen Homer das Hekdesch, das Bad und die jüdische Kretschma malt.

V.

„Fischke" ist das Buch, in dem Abramowitzs Verachtung für die jüdische Volksmasse zum Ausdruck kommt. „Fischke" ist das Buch, in dem Abramowitz das materielle Leben der jüdischen Gemeinschaft schildert. — Sein Antipode ist das „Winschfingerl". Das ist das Buch des großen jüdischen Mitleids. In „Winschfingerl" vertieft sich Abramowitz in die geistige Welt der jüdischen Gemeinschaft. Nur durch das große Mitleid mit den gepeinigten Maklern und Krämern, die sich den Namen „Kaufleute" beilegen und Einkünfte wie Bettler haben — nur durch das große Mitleid mit diesen unglücklichen Menschen hat Abramowitz in diese Welt, von der ihn eine Kluft der Empfindungen trennt, einzudringen vermocht.

Abramowitz's Jud, der Kabzansker Einwohner, dem sein Kabzansk der Markstein der Schöpfung ist, hinter dem sich nur noch eine Wüste mit wilden Tieren hinzieht — steht zum Ribaunau schel aulom (Herrn des Weltalls) in einer recht nahen Verwandtschaft. Gott sorgt für ihn wie ein zärtlicher Vater. Er läßt den Regen hinunterströmen, damit das liebe jüdische Vieh zu trinken hat, damit die Ziegen ihre Weide haben und nicht das Stroh von den Dächern zu fressen brauchen. Er sendet sonnige Tage, damit die Weiber ihre Vorbereitungen für den Sabbath treffen können. Er läßt Zwiebeln und Kartoffeln gedeihen, damit die Juden ihren Magen sättigen. Die Juden zeigen sich auch dankbar dafür; sie blasen Schofar am Neujahrstage und singen den „Melech-Eljaun", sie essen zu Ehren der Prinzessin Sabbath Schalet, und sie tanzen am Freudenfeste mit der Thora.

Außer Kabzansk gibts noch eine Stadt: J e r u s a l e m, wo die biblischen Juden hausen, begraben, aber doch lebendig. Jerusalem war einst eine heilige Stadt, von Engeln und gottgesandten Männern erfüllt. Heute jedoch ist sie wüst und leer, keine Stadt mehr, keine Welt, und für die Juden ist nur noch eine Wohnstätte geblieben — Kabzansk. Der „Dalles pfeift" in Kabzansk, und die Juden, die mit gekreuzten Händen dasitzen und nicht wissen, wie seiner los zu werden, erinnern sich an wunderliche Geschichten von Messias-Zeiten und träumen mit leeren Magen von den Tagen, da Gott sein „siebentes Wunder" zeigen wird: Meschiach ben Jossef wird erscheinen und den Frevler Romulus besiegen; darauf wird das „achte Wunder" geschehen, und ein mächtiger Posaunenschall wird die Juden von allen Ecken der Welt zusammenrufen.

An warmen Sommerabenden liegen die Kabzansker Juden ausgestreckt vor den Türen ihrer engen stickigen Häuschen und suchen den hungernden Magen mit allerlei leeren „Wünschen" zu überlisten. „Infolge des ständigen Mangels an Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse, sowie infolge des durch Erwerbslosigkeit hervorgerufenen ständigen Müßigganges, schufen sie sich eine Beschäftigung, damit die Zeit totzuschlagen: das Wünschen." Kabzansker Juden wünschen sich vor allem soviel Geld wie Sandkörnchen am Meeresufer; sehen sie den besternten Himmel, so wünschen sie sich soviele Rubel wie Sterne am Himmel. Man wünscht sich in der Regel die Hälfte von Rothschilds Reichtum, von Korachs Vermögen usw.

Nicht nur damit allein stillt der Kabzansker Jude seinen brennenden Hunger. Bei einem Blatt Gemara vergißt er sein trauriges Leben, ein Kapitel Sohar erhitzt seine Phantasie, die alten Moralbücher lehren ihn: leiden und schweigen.

In „Winschfingerl" sehen wir die gewaltige lindernde Kraft unserer alten geistigen Vergangenheit. Das kochende Leben der Halachah nimmt das kindliche Gemüt eines „Mauschele" gefangen, sowie das Herz tausend anderer seiner Altersgenossen. Und wenn „Reb Abraham" vor seinen Sorgen ins Bethhamidrasch flüchtet und seinen Sohar liest, so deucht ihm, dieser Sohar „sei kein Buch, sondern ein feuerspeiender Berg der göttlich reinen Liebe, allwo Erde und Himmel sich vermählen, Engel, Seraphim und Menschenkinder einander liebend umarmen und einer dem andern göttliche Worte zuflüstern."

Jede Woche schließt bei den Kabzansker Juden mit einem Sabbath. An diesem Tage wandelt sich der Hund zu einem Prinzen; der Jud kriegt eine gehobene Seele, einen lautern Geist, einen geraden Rücken. Ein Meer von Gefühlen durchflutet die Seele eines Juden in der Zeit von Freitagabend bis zum Sabbathausgang. Niemand nach Heine hat uns die Umwandlungen, die an einem Sabbath in des Juden Herzen vorgehen, so meisterhaft veranschaulicht, wie S. I. Abramowitz; ja, Abramowitz ist noch weit tiefer als Heine in die jüdische Sabbathseele eingedrungen, indem er uns die verschiedenen Nuancen der drei Tageszeiten: des Freitagsabends, des Sabbaths und des Sabbathausgangs — meisterhaft zeichnete.

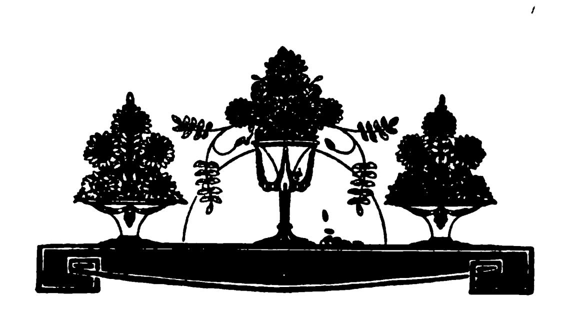
In der Selichoth-Zeit erscheint in Kabzansk die „jüdische Nachtigall". Sie erscheint in Gestalt eines Vorbeters, der mit seinen schmelzenden Tönen in den Herzen der Juden Gefühle der Liebe erweckt. Und des Juden Liebe hat einen wunderlichen Charakter; sie ist von Mitleid durchtränkt. Die „jüdische Nachtigall", die an den hohen Feiertagen als Dolmetsch der Gefühle der Andächtigen fungiert, schafft sich seine eigenen tieftraurigen Melodien. Man hört in ihnen keine Krafttöne, keine Stimme eines Heldenvolkes, sondern ein ewiges Klagen, ein zitterndes Gebet, das Flehen eines verlassenen Kindes zu seinem strengen, aber liebevollen Vater. Die „jüdische Nachtigall" versteht es, den Augen der Juden Tränen zu entlocken.

Es ist nicht gut möglich, in einem kurzen Artikel die vielseitigen Motive von „Winschfingerl" zu erschöpfen. Im allgemeinen sehen wir in „Winschfingerl" eine Judengemeinschaft, die, von einer altreligiösen Kultur durchdrungen, wie ein Volk von Priestern lebt. Zwischen den Lücken ihres materiellen Lebens treten die zarten Glieder eines vermaskierten Königskindes hervor, oder, besser gesagt, eines vertriebenen Hohenpriesters, der in Sklavenkleidern einherwandelt. Die Knechtschaft und der hohe Adel sind in Eins zusammengeschmolzen und haben Lebensformen und Sitten geschaffen, die von Tausenden innerer Widersprüche durchtränkt sind. Sie zwingen den Dichter, der sie beobachtet, zu lachen und zu weinen.

Ebenso „Fischke" wie „Winschfingerl" enthalten meisterhafte Schilderungen des materiellen und geistigen Lebens der erwähnten Judengemeinschaft. Wer diese Judengemeinschaft von der einen oder der andern Seite kennen lernen will, der muß beide Bücher lesen. Denn das eine Buch ergänzt das zweite.
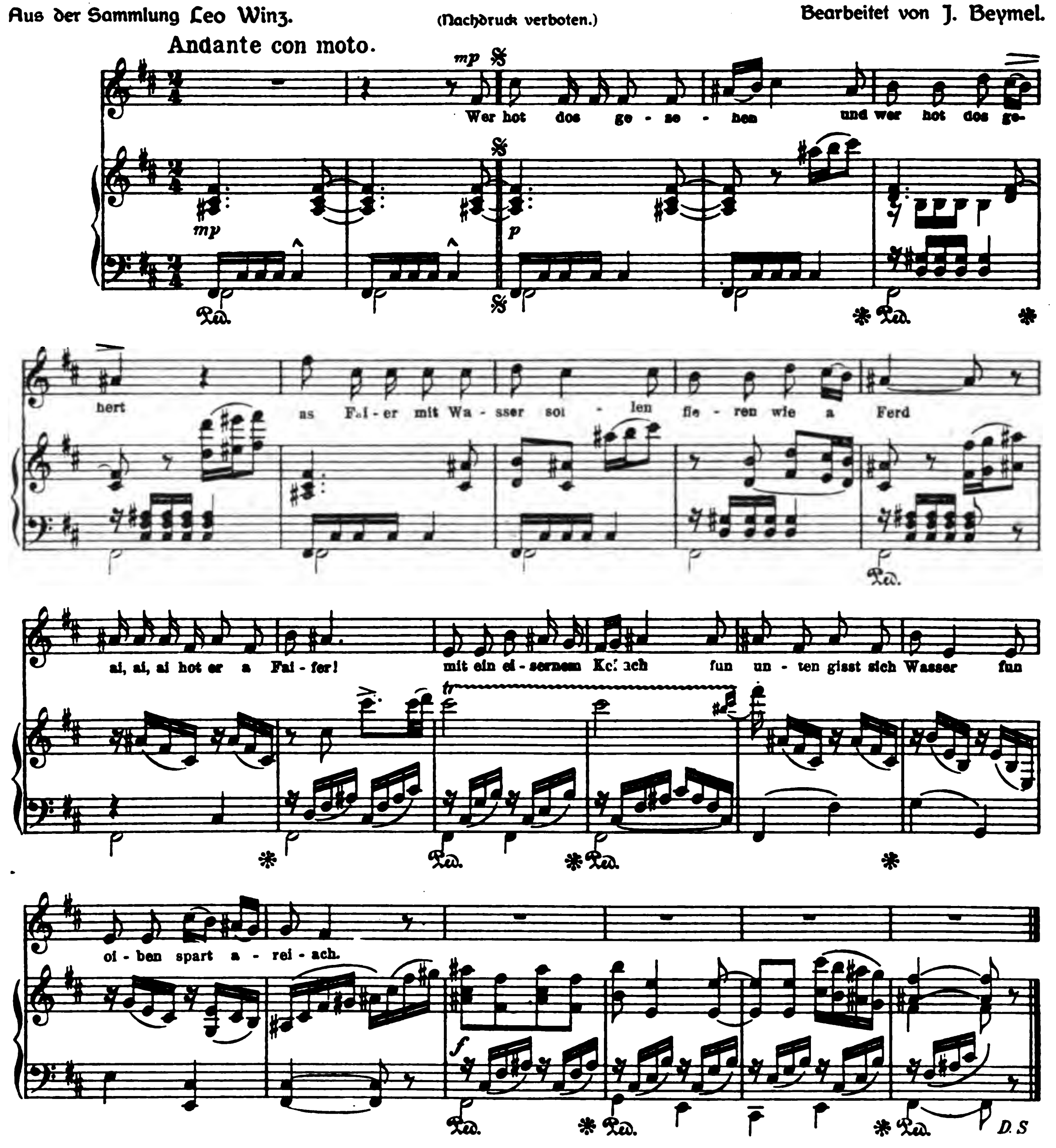
* * *

Nach dem Obengesagten ist es klar, daß Abramowitz zu den Männern gehört, die tief in die unterirdische Welt unseres Volkes hineingeblickt haben. Er hat schärfer, klarer, aber auch unbarmherziger als alle seine Zeitgenossen die Wurzeln des frommen, vorzeitlichen jüdischen Lebens im Osten aufgedeckt. Wenn auch Abramowitzens Welt nicht mehr die unsere ist, so sind doch seine Werke für uns von unschätzbarem Wert. Aus ihnen können wir ersehen, wie groß die Strecke ist, die die östliche Judenheit im Laufe der letzten Jahrzehnte zurückgelegt hat. Abramowitzens Werke sind der sicherste Maßstab für die Entwicklung des jüdischen Volkes im Osten. Sie bieten einen Trost, indem man zurückblickt und konstatiert, wie weit man sich von dieser alten und veralteten Welt entfernt hat. Abramowitz war es vergönnt, die Grenzlinie anzuzeigen, die zwei Welten von einander scheidet: die neue und die alte jüdische Welt im Ghetto.



Der Fuhrmann und die Eisenbahn.

(Jüdische Volksmelodie.)

Aus der Sammlung Leo Winz. (Nachdruck verboten.) Bearbeitet von J. Beymel.



Wer hot dos gesehen
Und wer hot dos gehert,
As Faier mit Wasser
Sollen fiehren wie a Ferd?
Ai, ai, ai hot er a Faifer[1])
Mit ain aisernem Keiach,[2])
Vun unten gießt sich Wasser,
Vun eiben spart[3]) a Reiach![4])

Heiße Keihlen[5])
Is bei ihm a Maich'l[6])
Kalte Wasser
Is bai ihm a Jaich'l![7])
Ai, ai, ai hot er a Faifer
Mit ain aisernem Keiach,
Vun unten gießt sich Wasser,
Vun eiben spart a Reiach!

Gwald, Ribeinei schel Eilom,[8])
Nehm op bai ihm die Johren,
Er soll nit kennen faifen
Un soll nit kennen fohren!
Ai, ai, ai hot er a Faifer
Mit ain aisernem Keiach,
Vun unten gießt sich Wasser,
Vun eiben spart a Reiach!

---

[1]) Faifer = Pfeife. [2]) Keiach = Kraft. [3]) Spart = drängt. [4]) Reiach = Rauch. [5]) Keihlen = Kohlen. [6]) Maich'l = Speise. [7]) Jaich'l = Suppe. [8]) Ribenei schel Elom = Herr der Welt.



DIE JAHRESWENDE.

Ein neues Jahr hat begonnen.

Wir begrüssen bei der Jahreswende die Mitglieder der A. I. U. mit herzlichem Glückwunsch.

Unsere Deutsche Conferenz-Gemeinschaft, die alles in sich begreift, was in Deutschland zur Alliance Israélite Universelle gehört, die mit aufrechtem Patriotismus das aufrecht stolze Bekenntnis zum Judentum vereint, hat nach ihrer Neugestaltung das erste Jahr abgeschlossen.

Dieses erste Jahr ist ein Jahr harter Arbeit gewesen, und die Arbeit ist noch nicht beendet. Während langer Beschaulichkeit blieb unser Acker ungepflügt. Frischer Betätigungswille, der nicht bei Worten stehen bleibt, wird ihn neu bestellen. Starker Gemeindrang regt sich — der Gemeindrang, der ganz Israel zum Ausgangspunkt und zum Gegenstande hat.

Unsere Freunde im Reich, vierzehntausend und darüber, haben uns freudig zugestimmt, tausende haben daraufhin sich neu angeschlossen.

Ihnen allen Dank!

Ein Jahr der Trauer ist das vergangene Jahr gewesen. Schweres Verhängnis ist über viele unserer Glaubensbrüder gekommen. Das Unglück hat unser Zusammengehörigkeitsgefühl verstärkt, und wir dürfen sagen: wir haben es betätigt — mit offener Hand, mit teilnehmendem Herzen, in andauernder Hilfsarbeit, von der kein geringer Teil sich in der Stille vollzog. Das war nicht mehr als unsere Schuldigkeit. Wir werden dieser Schuldigkeit auch in Zukunft gerecht werden mit aller Kraft, die uns gegeben ist. Doch damit diese Kraft nicht erlahme, damit nicht Entmutigung unsere Reihen lichte, damit unsere Anstrengung nicht des Ansporns entbehre, der in der Hoffnung auf Erfolg liegt, wollen wir am heutigen Tag unseren Blick nicht rückwärts wenden auf blutige Vorgänge voller Gräuel, sondern vorwärts auf eine lichtere Zukunft, an deren Herbeiführung mitzuwirken unsern Stolz ausmachen soll.

Schmerzen lindern — Wunden heilen — für bessere Tage bauen — das ist unsere Aufgabe. Dass diese gedeihe, mit unserer Glaubensbrüder Hilfe und zu unserer Glaubensbrüder Heil, das ist der Gruss, den wir der gesamten Judenheit entbieten.

Berlin, im Tischri 5668.

Das Präsidium
der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle.



LECOMTE DU NOUY. OELGEMAELDE.

Sabbatnachmittag in einer Judengasse zu Marokko.

DAS UNTERSTUETZUNGSWERK DER ALLIANCE IN MAROKKO.

(Spezialbericht für die A. I. U. von Is. Pisa und Elmalah.)

Casablanca, 18. August 1904.

Ich habe die Ehre, Ihnen eine Unterredung zu berichten, die ich mit dem Platzkommandanten Mangin und dem General Drude, dem Kommandeur der Besatzungstruppen, über die Lage unserer Glaubensgenossen gehabt habe.

Ich besuchte zuerst den Kommandanten Mangin.

„Die Israeliten", erklärte er mir, „sind durch die jüngsten Vorkommnisse heimgesucht worden. Sie kennen die Verluste, die sie erlitten haben. Zahlreiche ehrenhafte Familien sind ins Elend gebracht worden, damit einige Spitzbuben sich durch Plünderung bereichern konnten. Ich war am ersten Tage im Mellah und habe mir das Quartier angesehen. Es hat mich in hohem Maß interessiert. Ich abe keinerlei Vorurteil gegen seine Einwohnerschaft, denn ich kann mir recht gut erklären, wie Jahrhunderte der Unterdrückung sie erniedrigt und ihr heuchlerischen Anschein gegeben haben. Ich habe Mitleid mit diesen Menschen und Teilnahme für sie. In den ersten Tagen nach der Besetzung mußte ich streng mit ihnen sein. Ich habe sie zu harten Arbeitsleistungen herangezogen, zur Totenbestattung, zur Straßenreinigung. Das war unumgänglich, denn in der Stadt gab es keine Araber mehr und die Soldaten waren im Feuer."

„Welches Programm haben Sie den Israeliten gegenüber festgestellt?"

„Ich will den Mellah reorganisieren wie die ganze übrige Stadt. Hierbei rechnen wir auch auf Sie. Sie kennen den Geist der Israeliten und haben Einfluß auf sie. Es trifft sich ganz gut, daß Sie das Oberhaupt der Gemeinde bleiben, da alle einflußreichen Personen die Stadt verlassen haben. Wir werden Ihnen die Reformen anzeigen, die wir gemeinschaftlich durchführen wollen. Ich werde die gegenwärtige Übergangsperiode benutzen, um den Mellah als Judenviertel aufzuheben. Ich werde die Tore fortnehmen und das Quartier gesundheitlich umgestalten. Ich wünsche außerdem durch die Israeliten selbst Reformen einzuführen. Ich bitte Sie deshalb, mir über folgende vier Punkte Bericht zu geben: 1. Schaffung einer Israelitischen Gemeindeverwaltung, 2. Herstellung von Beziehungen zwischen der Gemeindeverwaltung mit der städtischen Zentralverwaltung, 3. Hygienische Vorschriften für den Mellah, 4. Einrichtung einer Polizei".

Auf die Frage nach der künftigen Lage der Israeliten, erwiderte der Kommandant:

„Bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge kann ich Ihnen unmöglich darüber Auskunft geben. Wenn die Stämme sich unterwerfen, wird der Ausfuhrhandel wieder beginnen und die Ladeninhaber und Kaufleute werden wieder Geschäfte machen. Wenn aber der Kriegszustand andauert, so werden die Armen sich als Arbeiter verdingen müssen, junge Leute werden als Dolmetscher und als Angestellte in den zahlreichen Vorratshäusern dienen können. Unter allen Umständen rechnen wir sehr auf die israelitische Bevölkerung. Ich wiederhole einen Gemeinplatz, wenn ich sage, daß sie sehr nützliche Hilfskräfte zwischen den Arabern und uns abgeben können. Wir fühlen dies heute schon. Sie dienen uns als Dolmetscher und für allerhand Auskünfte. Ich bin überzeugt, daß unter der Okkupation und mit Hilfe Ihrer Schulen die Gemeinde sich umgestalten wird. Unsere hygienischen Vorschriften und unsere Polizei werden in dem Mellah Sauberkeit, Ordnung, gute Haltung, Arbeitsgelegenheit schaffen, der Besuch der Europäer wird die Bewohner aufrütteln und allmählich ihre Gewohnheiten umgestalten."

Ich muß hierbei erwähnen, daß diese Worte mit dem Ton besonderer Sympathie gesprochen wurden. Kommandant Mangin, ein Mann von hoher Einsicht, schien mir über die Sitten der hiesigen Israeliten vollkommen unterrichtet. Es ist ein wahres Glück, daß er an der Spitze der Stadt steht.

Ich besuchte auch den General Drude. Der General empfing mich sehr schlicht. Er sagte mir, daß er von dem Werk der Alliance wohl gehört habe, sie aber nicht genau kenne. „Ich hoffe", fügte er hinzu, „lange genug hierzubleiben, um die Wiedereröffnung Ihrer Schulen zu sehen". Auf die Frage nach dem Eindruck, den die hiesigen Israeliten auf ihn gemacht hätten, erwiderte er:

„Ich habe die Israeliten sehr wenig gesehen. Da ich Tag und Nacht auf dem Felde sein mußte, bin ich noch nicht zur Stadt gekommen. Indessen sehe ich doch die Flüchtlinge, die tagtäglich nach Casablanca zurückkehren. Sie scheinen mir klug und geweckt".

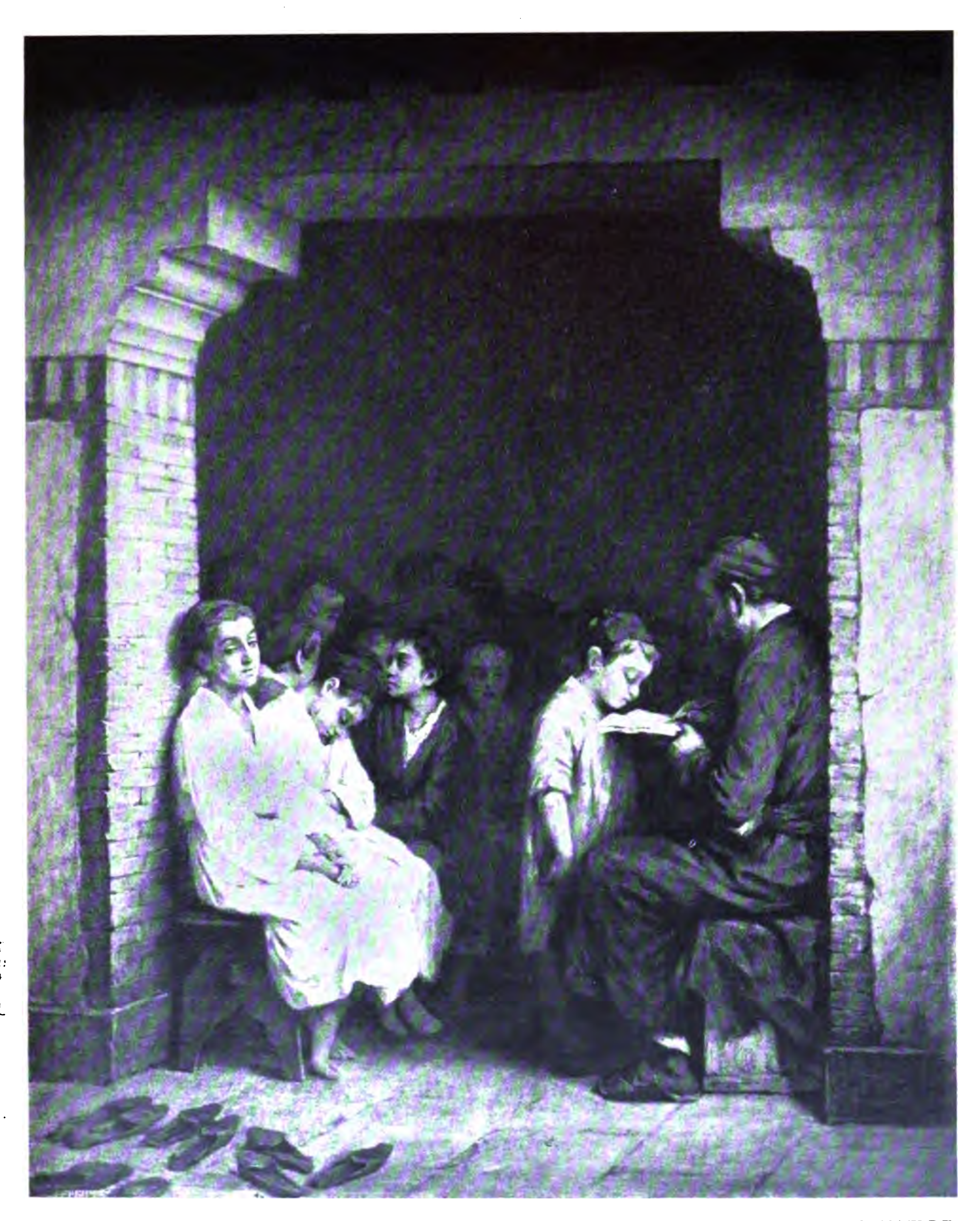
„Und wie wird sich die Lage der Israeliten gestalten?"

„Darüber fragen Sie mich nicht. Ich habe mit den militärischen Operationen zu tun und überlasse die Sorge für die Reorganisation der Stadt dem Kommandanten Mangin. Seien Sie überzeugt, daß er alles zu ihrer Verbesserung tun wird. Ich persönlich bin überzeugt, daß die Israeliten durch die Okkupation nur gewinnen können. Die Araber werden ihre Anmaßlichkeit den Israeliten gegenüber ebenso wie gegenüber den Europäern verlieren. Nach Beendigung der militärischen Operationen wird der Handel sicher einen großen Aufschwung nehmen, und dabei werden die Israeliten natürlich als Vermittler zwischen Arabern und Europäern dienen."

Als ich den General verließ, hatte ich den Eindruck, daß er den Israeliten gegenüber dieselben Sympathien hegt wie Kommandant Mangin. Ich habe mit Offizieren und Soldaten gesprochen und einige von ihnen den Israeliten feindlich gefunden. Sie sprachen mit harten Worten von den Plünderungen, die unsere Glaubensgenossen veranlaßt hätten. Doch der Geist der Führer ist ausgezeichnet, und das ist es, was ich Ihnen habe mitteilen wollen, indem ich Ihnen den obigen Bericht über meine Unterredungen gab. Is. Pisa.

Casablanca, 19. August 1907.

Ich habe die Ehre, Ihnen Abschrift zweier an den Kommandanten Mangin gerichteten Briefe und der darauf eingegangenen Antworten zu überreichen. Es ist mir eine Genugtuung, hinzufügen zu können, daß



H. BROWNE OELGEMAELDE.

Jüdische Schule in Tanger.

meine Wünsche alle erfüllt worden sind. Kommandant Mangin läßt keine Gelegenheit vorübergehen, sich Ihrem Vertreter gefällig zu erweisen.

Is. Pisa.

16. August.

An den Herrn Platzkommandanten Mangin!

In unserer gestrigen Unterredung hatten Sie mir gesagt, daß Sie israelitische Arbeiter brauchen, teils zur Straßenreinigung, teils zur Beerdigung der Leichen. Sie sind zu solchen Requisitionen unbedingt berechtigt. Sie werden aber einsehen, daß diese Tagelöhner, die Familie zu ernähren haben, für ihre harte Arbeit bezahlt sein wollen, da es weder in der Stadt noch im Hafen an Arbeit fehlt. Ich wage deshalb zu hoffen, daß ich Ihnen diese Tatsache bloß anzuzeigen brauche, um Sie zu bestimmen, daß Sie nach Maßgabe der vorhandenen Mittel die Arbeit der armen Leute entlohnen.

Is. Pisa.

Antwort des Kommandanten Mangin.

Lieber Herr Pisa!

Ich habe Ihren Brief vom heutigen Tage erhalten. Es entspricht nur der Gerechtigkeit, daß die Arbeiter bezahlt werden. Ich habe dem Kapitän Poulet befohlen, ihnen 1,45 Frs. täglich oder den doppelten Wert in Stoffen zu zahlen, die man den Arabern weggenommen hat.

Kommandant Mangin.

17. August.

Herrn Platzkommandanten Mangin!

Der Scheich der Israeliten teilt mir soeben mit, daß Sie von Israeliten Arbeit am Sabbath verlangt haben. Diese armen Leute sind gewiß geneigt, auf Ihren Befehl mit dem besten Willen von der Welt zu arbeiten. Aber dem Glauben Ihrer Väter treu ergeben, würden sie das Gefühl haben, ein Sakrileg zu begehen, wenn sie am Sabbath arbeiteten. Ich bitte Sie deshalb, Herr Kommandant, im Namen der Ideen der Toleranz, zu deren vornehmstem Vertreter Frankreich sich seit Jahrhunderten gemacht hat, Ihren israelitischen Arbeitern gütigst gestatten zu wollen, daß sie am Sabbath ruhen. Ich verspreche Ihnen, daß sie ihrer Aufgabe mit Eifer an allen anderen Tagen der Woche nachkommen werden.

Is. Pisa.

Der Herr Kommandant hat mir wörtlich geantwortet, daß Befehl gegeben sei, wonach die Israeliten am Sabbath nicht mehr zu arbeiten brauchen.

Casablanca, 29. August 1907.

Es ist mir eine Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß auf Befehl des Kommandanten Mangin vierzig unter dem Verdacht der Plünderung vor einigen Tagen verhaftete Israeliten freigelassen worden sind. Diese humane Maßregel verdient alles Lob; ich habe in Ihrem Namen dem Kommandanten Mangin einen warmen Dankbrief geschrieben. Is. Pisa.

Casablanca, 30. August 1907.

Beiliegend übersende ich Ihnen die Abschrift eines mir zur Verfügung gestellten Briefes, der aus Zettat an einen hiesigen Notablen, Herrn Selam Edery, gekommen ist. Aus seinem Inhalt ergibt sich, daß in Zettat über 400 geflüchtete Israeliten sich in größter Not befinden. Man muß alle Mittel aufbieten, sie nach Casablanca zurückzubringen, was mit dem erforderlichen Geld gut zu bewerkstelligen ist. Da die nächste Umgebung von Casablanca noch durch militärische Operationen sehr unruhig ist, könnte man die unglücklichen Leute nicht durch die Schauia heimkehren lassen, sondern müßte sie nach Mazagan schicken, wo die Lage verhältnismäßig besser ist, und sie von dort zu Schiff hierher bringen. Nach meiner Berechnung würde diese Reise über 5000 Francs kosten. Wie kann man Geld nach Zettat gelangen lassen?

Wenn Sie gewillt sind, diese Flüchtlinge wieder in ihre Heimat befördern zu lassen, so würde ich Herrn Amar, den Absender jenes Briefes aus Zettat, den Rat geben, die Juden aus Casablanca gruppenweise nach Mazagan zu schicken, wo Herr Elmaleh (Direktor der Allianceschule in Mazagan) die Führer pro Rata bei ihrer Ankunft bezahlen würde. Nachdem alle in Mazagan beisammen sind, würde man für den Weitertransport nach Casablanca ein Boot mieten.

Wollen Sie mir gefälligst Instruktionen über diese Angelegenheit geben. Von anderer Seite habe ich erfahren, daß zahlreiche Gruppen von Israeliten sich in Uled-Zyan, Mzab und anderen Orten aufhalten. Ich kann mir nur sehr schwer Auskunft verschaffen, weil die Boten sehr teuer sind. Es wäre praktisch, wenn Sie mir einen kleinen Kredit eröffneten, damit ich versuchen kann, genaue Nachrichten von allen Orten zu erhalten, wohin unsere armen Glaubensgenossen zerstreut sind. Pisa.

Anlage, aus dem Jüdisch-Arabischen übersetzt.

Zettat, 12. August 1907.

Lieber Freund! Deine Familie ist, Gott sei Dank, in bester Gesundheit hier eingetroffen, aber Deine Schwester ist bei der Ankunft in Zettat gestorben und wie eine Heilige bestattet worden. Ich muß Dir auch mitteilen, daß über 400 Juden aus Casablanca hier sind. Sie haben fast gar keine Kleider. Ich tue mein Möglichstes, um ihnen zu essen zu geben, aber ich habe selbst nichts mehr. Die Flüchtlinge, auch die Frauen, sind unterwegs von den Arabern auf das Grausamste behandelt worden. Alle sind dem Hungertode nahe.

David Amar.

(Die Alliance Israelite Universelle hat die zur Repatriierung der Flüchtlinge nötige Summe zur Verfügung gestellt.)

Casablanca, 30. August 1907.

Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß gestern Abend spanische Soldaten in Begleitung von Zivilisten in trunkenem Zustand in den Mellah eingedrungen sind.



EUGENE DELACROIX. Nach einem Oelgemälde JUEDISCHE HOCHZEIT IN MAROKKO.

Sie brachen die Türen ein und machten den Versuch, Frauen zu überwältigen und verschiedene Sachen fortzunehmen. Einen armen wehrlosen Mann haben sie durch einen Revolverschuß verwundet. Ich habe dem Kommandanten Mangin eine Beschwerde übergeben.

Pisa.

Casablanca, 1. September 1907.

Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß Dr. Baron Henri de Rothschild hier gewesen ist, wo er ein Krankenhaus zu begründen beabsichtigt. Ich habe ihm an der Spitze der provisorischen Kommission der jüdischen Gemeinde meine Aufwartung gemacht und ihm die traurige Lage unserer Glaubensgenossen geschildert. Er fragte mich, was er für sie tun könnte. Ich habe ihn um Hausgerät für die ganze Bevölkerung gebeten. Er antwortete mir, er wollte sofort an seine Oheime telegraphieren und sie um Hausgerät für 400 Familien und Kleidung für die Kinder bitten. Dann ging er mit mir aus und kaufte einige dreißig Stück Leinwand zur Kleidung für die Familien, die aus dem Innern des Landes zurückkommen. Beim Abschied wiederholte er mir, er wolle sein Möglichstes tun, um von seinen Oheimen eine große Unterstützung zu erlangen.

Sie wissen, daß Dr. von Rothschild in Casablanca ein Krankenhaus errichten wird. Wäre es möglich, die Reservierung eines besonderen Pavillons für die jüdischen Patienten zu erreichen? Pisa.

Casablanca, 1. September 1907.

Ich komme nochmals auf die Ereignisse in Casablanca zurück, um Ihnen noch einige Einzelheiten von gewisser Bedeutung mitzuteilen. Wie Sie wissen, hat die Plünderung am 5., 6. und 7. August stattgefunden. Nachdem die Ausschiffung von Truppen erfolgt war, haben die Araber die Stadt verlassen. Einige jüdische Familien aus der Bhiwa — dem schmutzigsten Stadtteil des Mellah — haben während der wenigen Tage bis zur Wiederherstellung der Ordnung die herrschende Verwirrung mißbraucht, indem sie von den Arabern vergessene oder weggeworfene, übrigens ganz wertlose Gegenstände fortnahmen. Dadurch ist das in ganz Marokko verbreitete Gerücht entstanden, die Juden hätten zuerst das Signal zum Plündern gegeben und die meisten von ihnen hätten sich auf Kosten der anderen Bevölkerung bereichert. — Das ist eine maßlose Übertreibung. Gewiß haben auch Juden vielfach von dem genommen, was auf den Straßen herumlag, wovon übrigens die Soldaten gleichfalls nahmen und was aller Welt zur Verfügung stand. Worin aber bestanden diese geraubten Schätze? In etwas Tee, Gerste, Zucker und gleichwertigen Dingen. Die auf den Straßen liegenden

Waren galten so ganz als Gemeingut, daß selbst europäische große Handelshäuser die entwendete Ware angekauft und sich so zu Mitschuldigen der Diebe gemacht haben. Die unsinnige Behauptung, alle Juden hätten sich bereichert, trifft so wenig zu, daß den hundert Familien, die vielleicht noch einen Monat zu essen haben, tausende gegenüberstehen, die nichts, aber auch gar nichts haben und die den Tod oder das Verschwinden eines oder mehrerer Angehörigen beweinen.

Alle Europäer haben bei ihren Konsulaten Ersatz für die ihnen zugefügten Verluste beantragt. Nur die Juden unterstehen keinem Schutz und können sich an niemand wenden. Ich bitte um Nachricht, ob ich mich mit der Anfrage an Herrn Malpertuy wenden soll, ob er eine Reklamation von allen Juden entgegennehmen kann, oder ob es richtiger ist, daß Sie in diesem Sinne beim Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten Schritte tun. Pisa.

Casablanca, 3. September 1907.

Vor einigen Tagen hatte ich die Ehre, Ihnen über die Lage unsere Glaubensgenossen in Settat zu berichten. Eben erhalte ich einige ausführlichere Nachrichten, die ich Ihnen hierdurch mitteile. Da in Settat alle durch die Schauia führenden Wege zusammenlaufen, scheint dieser Ort der Mittelpunkt zu werden, an dem alle aufs Land geflohenen Israeliten sich zusammenfinden. Außerdem ist dies auch der einzige Platz, an dem sie eine kleine jüdische Gemeinde vorfinden. Es ist wahrscheinlich, daß in den nächsten Tagen die 1000 bis 1500 auf dem platten Lande verstreuten Israeliten, die aus irgend einem Grunde nicht nach Casablanca zurückkehren können, sich in Settat zusammenfinden werden.

Ich hatte Sie gebeten, diese Unglücklichen über Mazagan nach Casablanca zurückbefördern zu dürfen. Die Proklamation von Mulay-Hafid hat die Lage im Süden sehr unsicher gestaltet. Man ist jeden Augenblick darauf gefaßt, in Mazagan Truppen landen zu sehen. Außerdem steht beinahe fest, daß eine Expeditionsabteilung in das Innere des Landes geschickt wird. Das Reisen in der Schauia wird ganz unmöglich. Es ist deshalb auch nicht angängig, etwas für die Unglücklichen in Settat zu tun. Wir könnten vielleicht jenen ziemlich wohlhabend scheinenden David Amar, dem Absender des Ihnen neulich in Abschrift geschickten Briefes, bitten, die Flüchtlinge auf Kosten der Alliance zu speisen. Ich kann aber nicht beurteilen, wie weit Ihre Anordnungen ausgeführt würden. Am richtigsten ist wohl, die Klärung der politischen Lage abzuwarten. Ich bin fest entschlossen, wenn mich nicht neue Pflichten in Casablanca zurückhalten, die Expeditionsabteilung in das Innere zu begleiten, besonders wenn sie bis Settat und Mzab geht. Pisa.

Casablanca, 4. September 1907.

Heute Morgen besuchte mich Dr. Bachon, der Militärarzt des französischen Besatzungskorps in Marokko. Er hat bei den Israeliten die vielfach vorkommenden Augenkrankheiten bemerkt und erbietet sich aus eigenem Antrieb zur Behandlung dieser Krankheiten. Er fragte mich, ob ich ihm im Mellah ein Zimmer zur Verfügung stellen und ob ich von der Alliance die Lieferung von Medikamenten erlangen könnte. Er würde täglich einige Stunden den armen Patienten widmen, deren Zustand dadurch verschlimmert werden kann, daß sie mehrere Tage auf die Untersuchung in der französischen Klinik warten müssen. Dr. Bachon kennt die Tätigkeit der Alliance sehr genau und bewundert sie aufs tiefste.

Ich habe Herrn Dr. Bachon meinen herzlichsten Dank für sein schönes Vorhaben ausgesprochen und habe mich stark gemacht, von Ihnen die Mittel für ein Zimmer und für die erforderlichen Medikamente zu erhalten. Ich habe ihn gebeten, mir eine Aufstellung zu machen, die ich Ihnen sofort nach Empfang zustellen wollte. Wir würden auf diese Weise im Mellah eine Klinik bekommen, die unseren Kranken die erste Hilfe gewährt. Pisa.

(Die Alliance Israelite Universelle hat Herrn Pisa ermächtigt, über die zur Herstellung der vom Militärarzt Dr. Bachon in Aussicht gestellten Klinik erforderlichen Gelder zu verfügen.)

Casablanca, 6. September 1907.

Ich habe die Ehre, Ihnen einige Auskunft über die Israeliten zu geben, die Casablanca verlassen haben. Wie schon berichtet, hatte eine große Anzahl von ihnen sich nach Tanger gewendet. Als aber auch in dieser Stadt die Lage etwas bedrohlich geworden war, sind unsere Flüchtlinge nach Gibraltar gegangen, wo der Gouverneur ihnen die Aufnahme verweigerte. Darauf wendeten sie sich nach der Linea und Algeciras. Es waren ungefähr 500 Personen, fast durchweg wohlhabende Familien aus Casablanca. Bei den spanischen Behörden fanden sie ausgezeichnete Aufnahme. Man erließ ihnen den Zoll, suchte ihnen Wohnungen, brachte ihnen Lebensmittel, gestattete ihnen, das Vieh nach jüdischem Ritus zu schlachten, und erlaubte ihnen, ein Bethaus einzurichten. Die Zivil- und Militärbehörden und die ganze Bevölkerung machten sich eine Ehre daraus, ihnen alles anzubieten, was ihnen fehlte. Jetzt haben alle Familien sich niedergelassen, die Mehrzahl in Algeciras, einige in der Linea und in Cadix; sie wollen den Winter über dort bleiben. Von der bei den Spaniern gefundenen Aufnahme gerührt, haben die Israeliten dem Vorsitzenden des spanischen Comités einen Dankbrief geschickt, der in der Übersetzung lautet:

„Die Unterzeichneten, die infolge der blutigen Ereignisse in Marokko auf der Suche nach einer Schutzstätte in dieses ritterliche und gastliche Land gekommen sind, um sich unter den Schutz der glorreichen spanischen Flagge zu stellen, geben sich die Ehre, den Behörden und der ganzen spanischen Bevölkerung ihre tiefste Dankbarkeit für die ihnen bewiesene menschenfreundliche Haltung auszusprechen. Seine Exzellenz der Militärgouverneur dieser Stadt, Don Julio Bazan, der Bürgermeister, Don Eugenio Blanca Romero, und die ganze Stadtvertretung, der Herr Steuerinspektor, Don Eusebio Albaladejo, der Direktor, Don Antonio Diaz Tejeiro,





J. PORTAELS. OELGEMAELDE.
Jüdin aus Tanger.



I. PORTAELS. OELGEMAELDE.
Jüdin aus Tetuan.

der Hafenkommandant und das ihm unterstehende Personal, die Seebehörden, die ganze, ja die ganze Bevölkerung hat dem Namen dieses gesegneten Landes Ehre gemacht und hat unter diesen traurigen Verhältnissen Trost gespendet. Dafür verdienen sie den Dank der Menschheit. Da die Mehrzahl der Unterzeichneten aus Casablanca ist, wünschen wir, daß ganz Spanien das edle und tapfere Betragen der Handvoll heldenhaften Seeleute des Kreuzers „Alvaro de Bazan" kennen lernen, die den glorreichen Annalen Spaniens mit ihrem Blut die Bewunderung von Freund und Feind neu erobert haben. Und da wir zurzeit unsere Dankbarkeit in keiner anderen Gestalt beweisen können, bitten wir den Allmächtigen Gott Israels, seinen reichen Segen über Spanien auszubreiten."

Algeciras, August 1907.

(Folgen die Unterschriften aller der in den drei genannten Städten niedergelassenen flüchtigen Notabeln.)

Dieses Dokument ist in den spanischen Zeitungen veröffentlicht und in einer Spezialausgabe verbreitet worden und hat in Spanien großen Eindruck gemacht.

Pisa.

Casablanca, 8. September 1907.

Ich bin glücklich, Ihnen mitteilen zu können, daß der aus Tanger hierher zurückgekehrte Dr. Henri von Rothschild uns die Nachricht gebracht hat, Baron Gustav von Rothschild habe ihm 20 000 Francs für die Israeliten in Casablanca geschickt. Davon sind 10 000 Francs dem Dr. Henri von Rothschild zur Bezahlung der von ihm in Europa bestellten Wirtschaftsgeräte und Kleider zur Verfügung gestellt worden, 10 000 Frcs. wurden der provisorischen Kommission überwiesen. Wir haben also einen Kassenbestand von 15 000 Francs. In ihrer gestrigen Sitzung hat die Kommission beschlossen, nur einen geringen Teil dieser Summe als Unterstützung zu den Feiertagen zu verteilen. Mit dem Rest hofft sie, eine billige Küche für die Kranken und die ganz Armen einrichten zu können. Sie hat zwei ihrer Mitglieder mit einem Bericht über diesen Gegenstand beauftragt.

Bei dieser Gelegenheit teile ich Ihnen auch mit, daß in dem von Herrn von Rothschild begründeten Krankenhaus ein wesentlicher Raum für die Israeliten reserviert werden wird.

Schließlich habe ich noch zu berichten, daß alle arbeitsfähigen Israeliten in den Geschäften und bei den städtischen Behörden Arbeit finden und von 1,50 bis 4 Francs täglich verdienen. Pisa.

Mazagan, 20. August 1907.

Nachdem die Mordtaten von Casablanca hier bekannt worden waren, fing die Lage in Mazagan auch an, beunruhigend zu werden. Unter der arabischen Be-

völkerung der Umgegend machte sich sofort große Aufregung bemerkbar und die bedrohlichsten Gerüchte kamen in Umlauf. Die folgende Tatsache wird Ihnen die Überreizung der Gemüter beweisen:

Eines Nachmittags wurde ich bei einem Spaziergang am Strande von einer Gruppe Araber mit den Worten angesprochen: „In dieser Woche kommt die Reihe an Euch!" Das war eine direkte Drohung. Am Montag, den 6. August haben wir in Mazagan genau das Bombardement von Casablanca hören können, und an demselben Tage begannen ansehnliche Reitertrupps aus den Stämmen Uled Farredj und Uled Buaziz die Stadt Mazagan zu umzingeln und zu belagern. Alle außerhalb der Stadt wohnenden Leute kamen herein, um sich hinter den Mauern der Stadt in Sicherheit zu bringen. Der französische Konsul kam mit seiner Familie in die Stadt und ließ sich im Hotel nieder, wohin auch wir alle geflüchtet waren, weil das Haus zu den am leichtesten zu verteidigenden gehörte. Der Konsul erhielt vom Kaid der Stadt Waffen und Munition für uns. Die nächsten drei Tage verliefen unter fortwährendem Alarm. Man schlief nicht mehr, wir waren ununterbrochen auf Wache, das Gewehr im Arm, und waren entschlossen, uns zu verteidigen, bis der im Hafen verankerte „Du Chayla" uns Hilfe schicken würde. Unglücklicherweise wußten wir, daß dieser Kreuzer keinen Mann mehr auszuschiffen hatte, weil die gesamte Mannschaft in Casablanca geblieben war; er konnte nichts tun, als die Stadt bombardieren.

Am Mittwoch, den 8. August gab es eine große Panik. Die Ueiter belagerten die Stadt, in deren Innern die aufrührerische Menge eben den Kaid abgesetzt und einen neuen ernannt hatte, um nachher wieder den ersten einzusetzen. Am Freitag, den 10. August kam infolge der Vorstellungen und Bitten seitens der fremden Kolonien der „Admiral Aube" angedampft und brachte 176 Mann zur Ausschiffung mit. Das war der böseste Tag für Mazagan. Die durch Marabouts zu einem heiligen Kriege aufgereizten berittenen Stämme begannen vom Strande aus den Kreuzer zu beschießen und sich an den Toren der Stadt zu konzentrieren. Die Gefahr war außerordentlich groß. Dem Kaid gelang es schließlich durch Geldgeschenke die Uled Farredj zu entfernen. Alle Welt erwartete an diesem Tage die Ausschiffung der Truppen. Die mohamedanischen Notablen verlangten es, und der Kaid war mit den Umanas der Zollstation bereit, die Stadt zu übergeben. Als gegen Abend die Araber sich überzeugt hatten, daß die Schiffe die Stadt nicht bombardierten, wurde es einen Augenblick ruhig, so daß man auf offenem Markt vor einer ansehnlichen Volksmenge eine Proklamation des General Drude und des Kontreadmirals Philibert vorlesen konnte. Die gesamte französische Kolonie verließ an diesem Abend die Stadt und schloß sich im französischen Konsulat ein, das am Meeresstrand liegt und von draußen leichter zu verteidigen ist. Alle Europäer der Stadt kamen dorthin nach. Wir verbrachten dort zwei Tage und zwei Nächte unter fortwährender Beunruhigung, denn schon am Tage nach der Verlesung der Proklamation hatten die feindlichen Angriffe der Stämme wieder begonnen. Darum wurde auch das erste nach Tanger segelnde Schiff wie ein Retter begrüßt. Auf Befehl des Kommandanten des Kriegesschiffes wurden alle europäischen Familien dort aufgenommen. Mehrere Hundert Familien fanden auf diesem Schiffe Unterkommen, zwei andere Schiffe kamen noch an demselben Tage und schifften den Rest der Bevölkerung von Mazagan ein. Heute ist die Stadt leer. Einige Englische und deutsche Kaufleute, das Konsularkorps und die Postbeamten sind die einzigen Zurückgebliebenen.

Die jüdische Bevölkerung ist in Massen geflohen und hat ihre Armen im Stich gelassen.

Elmalah.

Mazagan, 26. August 1907.

Die Stadt scheint ruhiger zu sein. Ist diese Ruhe echt, oder ist es die Ruhe, die dem Sturm vorangeht? Mazagan ist augenblicklich leer und macht den Eindruck einer unbewohnten Stadt. Die Geschäfte, die Läden und Häuser sind geschlossen. Die wenigen zurückgebliebenen Kaufleute sind mit der Verpackung ihrer Warenbestände beschäftigt und wollen dann ebenfalls abreisen. Im Verlauf einer Woche sind von Mazagan über zehntausend Personen abgereist: Israeliten, Europäer und Mohamedaner. Fast die gesamte jüdische Bevölkerung ist fort, nur die Armen sind zurückgeblieben; ihre Not, ihr Elend sind unbeschreiblich. Darum sind auch die von Ihnen geschickten Unterstützungen sehr willkommen gewesen.

Heute habe ich die Knabenschule wieder eröffnet und habe alle in der Stadt zurückgebliebenen Kinder darin aufgenommen, damit sie nicht in den Straßen umherlaufen. Die beiden Rabbiner habe ich ebenfalls dahin gebracht, und ich bringe einen Teil des Tages dort zu.

Die Behörden von Mazagan, der Kaid und die Umanas, haben heute einen Brief vom Gegensultan Mulay Hafid erhalten, in dem er ihnen seine Thronbesteigung meldet. Diese Nachricht ist von der hiesigen Bevölkerung mit großer Freude begrüßt worden, denn man erwartet, daß nun die Anarchie im Lande aufhören wird. Darum ist Mulay Hafid heute proklamier aufhören wird. Darum ist Mulay Hafid heute akklamiert worden. Außer den beiden berühmten Kaids Si Aissa ben Omar, der noch Vorbehalte macht, und dem Kaid Anfluß war der ganze Bezirk Haouz für ihn.

Elmalah.

* * *

Herr Elmalah, Leiter der Allianceschule in Mazagan, teilt unter dem 10. September mit, daß eine unter den Israeliten von Mazagan veranstaltete Sammlung zur Auslösung einer Anzahl von den Arabern gefangener Frauen und Mädchen 500 Francs ergab. Durch dieses Lösegeld konnten 80 Personen die Freiheit erlangen.

* * *

Die Alliance hat von ihren Vertretern in Mogador, Marrakesch und Rabat Berichte bekommen, die dieselben Besorgnisse aussprechen und von derselben traurigen Lage der jüdischen Bevölkerung und von derselben kopflosen Flucht erzählen.

AUFRUF FUER DIE MAROKKANISCHEN GLAUBENSGENOSSEN.

Am 12. September hat das Präsidium der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft an die deutschen Mitglieder der Alliance Israélite Universelle nachstehendes Rundschreiben gerichtet:

Hochgeehrter Herr!

Das Elend unserer **marokkanischen Glaubensbrüder,** zu jeder Zeit gross, hat sich durch die jüngsten Ereignisse noch unermesslich gesteigert. Die Gemeinde von Casablanca, die vor kurzem 6000 Seelen zählte, ist durch Gewalttaten von Mauren und Kabylen dezimiert und unter namenlosen Greueln um all ihr Hab und Gut gebracht worden.

Die **Alliance Israélite Universelle** hat unverzüglich in die Stätte der Verwüstung Hilfe geschickt, hat die Bedrängten mit Nahrung und Unterkunft versehen. Doch der Bedarf übersteigt die bereiten Mittel, und leider ist zu befürchten, dass die Zahl der Bedürftigen sich noch mehren wird.

Die **Alliance Israélite Universelle,** die seit einem halben Jahrhundert die Fürsorge für unsere bedrückten Glaubensgenossen sich zur tagtäglich geübten Pflicht gemacht hat, an die sie nicht durch Katastrophen erinnert zu werden braucht, wendet sich in der Not des Augenblicks an Sie mit der Bitte, anlässlich der bevorstehenden Feiertage der heimgesuchten Brüder in Marokko zu gedenken.

Nehmen Sie freundlichst auch von Freunden und Bekannten Gaben entgegen und führen Sie sie uns zu. Das **Deutsche Bureau** der Alliance Israélite Universelle (Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 42/43) vermittelt die Ueberleitung der Spenden nach Marokko.

Die **Alliance Israélite Universelle** hat das Hilfswerk von alters her organisiert. Ihre Vertrauensmänner und Sendboten sind landeskundig und bei den Behörden legitimiert; sie verstehen die Unterstützungen an die rechte Stelle zu leiten und für die rechte Verwendung zu sorgen.

Wir hoffen sehnlichst, dass wir keine Fehlbitte getan haben, und begrüssen Sie

mit aller Hochachtung

Die Deutsche Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle.

Geheimer Kommerzienrat L. M. Goldberger
Präsident.

Charles L. Hallgarten
Stellvertretender Präsident.

M. A. Klausner
Geschäftsführer.

In **Frankfurt a. M.** haben die Lokal-Comités der Alliance Israélite Universelle und des Hilfsvereins der Deutschen Juden gemeinsam folgenden Aufruf erlassen:

Aus den Zeitungen werden Sie von den schweren Verfolgungen erfahren haben, denen unsere marokkanischen Glaubensbrüder ausgesetzt sind. Durch Raubtaten, Brandstiftungen und Mordtaten sind blühende Gemeinwesen zerstört; die 6000 Seelen zählende Gemeinde Casablanca ist zugrunde gerichtet, und noch ist ein Ende der Greuel nicht abzusehen. Auch die Gemeinden Mazagan, Rabat, Magador und Tanger sind auf das härteste getroffen worden.

Hunderte und Aberhunderte unserer marokkanischen Glaubensgenossen sind ohne Wohnung, ohne Brot, ohne Obdach und Arbeit. Wenn auch für die allerdringendste Not durch unsere Hilfsorganisationen gesorgt worden ist, so wird doch fortgesetzt Hilfe bis zur Herstellung der Ruhe nötig sein. Man wird den dortigen Glaubensgenossen helfen müssen, ihre niedergebrannten Häuser wieder aufzubauen, ihre zerstörte Habe wieder zu ersetzen, vielleicht sogar die entführten Frauen und Kinder wieder zurückzukaufen.

In dieser Not wenden sich die unterzeichneten Frankfurter Lokal-Comités der Alliance Israélite Universelle und des Hilfsvereins der Deutschen Juden an Sie mit der Bitte, nach Kräften zu diesem Werk der Brüderlichkeit und Barmherzigkeit

beizusteuern. Wir erwarten gern, dass das Herz unserer Glaubensgenossen auch gegenüber diesem neuen Unglück sich in gewohnter Weise bewähren wird. Wir werden uns erlauben, Ihnen demnächst eine Liste zur Einzeichnung Ihres Beitrages vorlegen zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Das Lokal-Comité der Alliance Israélite Universelle

Th. H. Schlesinger
Charles Hallgarten Dr. J. Blau
Philipp Schiff
Dr. Ed. Baerwald Direktor Dr. Adler
Alfred Rosenthal

Das Lokal-Comité des Hilfsvereins der Deutschen Juden

Eduard Cohen
Dr. Karl Sulzbach Salomon Epstein
Sanitätsrat Dr. Jaffé
Isaac Dreyfus Louis Feist
Julius Goldschmidt

Beiträge nimmt Herr Th. H. Schlesinger, i. Fa.: Franz Straus Sohn, Junghofstr. 14, entgegen. Im Uebrigen ist jeder der Unterzeichneten bereit, Gaben in Empfang zu nehmen.

Soweit es der Raum dieser Nummer gestattet und soweit sich die gütigen Spender ihre Nennung ausdrücklich verbeten haben, bestätigen wir im Folgenden dem Deutschen Bureau der A. I. U. für die Marokkanischen Glaubensgenossen zugegangenen Gaben, weitere Bestätigungen für die späteren Hefte vorbehaltend:

Berlin: N. N. 300.—, Siegfried Brünn 100.—, Geh. Rat Prof. Dr. Landau 100.—, Direktor O. Oliven 100.—, Rabbiner Dr. Weiße 30.—, San.-Rat Dr. Neumann 25.—, Benno Braun 25.—, Alfred Cohn 20.—, Direktor Dorn 20.—, Dr. S. Fränkel 20.—, Heinrich Fränkel 20.—, Max Ber 20.—, N. N. 10.—, Dr. Lehfeld 10.—, M. A. Klausner 50.—, Emil Heymann 100.—, Frau Geh. Kommerzienrat Meyer-Cohn 100.—, Kommerzienrat Louis Schlesinger 300.—, Fritz Zedner 20.—, M. Koplowitz 20.—, S. Fränkel (Unter den Linden) 300.—, N. N. 10.—, O. Altmann 5.—, Elias Rosenberg 5.—, Wolf Mandel 5.—, Frau Clara Poppelauer 5.—, Bernhard Noa 5.—, J. Aronheim 8.—, Rechtsanwalt Dr. Hantke 10.—, Fräulein Berta Majerowitsch 10.—, Arthur Meyerowitz 5.—, Dr. J. H. Goldschmidt 100.—, S. Herz 100.—, Direktor J. Stern 100.—, Alfred und Oskar Löwenberg 100.—, L. Berl 200.—, Paul Schlochauer 50.—, Max Franck 50.—, Albert Rathenau 50.—, Architekt Georg Rathenau 50.—, G. Mosler 100.—, Alexander Krotowski 50.—, E. Sachs 50.—, Simon Bing 50.—, Hermann Scheyer 100.—, Cassierer Söhne 50.—, Hermann Hoffmann 50.—, Generalkonsul Burchardt 50.—, Maximilian Heymann 50.—, Philippsohn & Leschziner 30.—, Wollenberg 30.—, Lubzynski & Co. 25.—, Louis Ed. Sachs 25.—, J. D. Hassan 20.—, Leopold Juda 20.—, S. Hoffmann 20.—, Carl Chrambach 20.—, E. Engel 20.—, Jul. Punitzer 20.—, Max Mecklenburg 20.—, Ad. Gradenwitz 20.—, Professor Dr. Rosin 20.—, L. Brockmann 30.—, Gebr. Beermann 20.—, Arnold Weiß 20.—, Heinrich Tuchmann 20.—, Anton Lewin 20.—, Ferdinand Schlesinger 20.—, Moritz Mannheimer 15.—, Frau Anna Landau 12.—, Abr. Schwab 10.—, Dr. Wiesenthal 10.—, John Busch 10.—, Adolf Fuchs 10.—, Samuel Numann 10.—, J. Flach 10.—, D. Flach 10.—, Max Weiß 10.—, S. Cobliner 10.—, Hendrik Citroen 10.—, A. B. Citroen 10.—, Rud. Mayer 10.—, Thekla Mayer 10.—, Phöbus Sachs 10.—, J. Oppenheim 10.—, Louis Schleich 10.—, Louis Ansbach 10.—, Rob. Kayser 10.—, Louis Littauer 10.—, Jac. Eichenwald 10.—, Max Brühl und Ludwig Brühl 10.—, R. Benjamin 10.—, Julius Futter 10.—, S. Gesang 10.—, Carl Wittenberg 10.—, Ed. Pincus 10.—, Gebr. Scherk 10.—, A. Breslauer 10.—, Heinrich Löwenstein 10.—, Jac. Popper 10.—, Dr. Brodnitz 10.—, Ernst Hirsch 10.—, A. Lewin 10.—, Citron 10.—, Jos. Chaim 10.—, Edgar Burchardt 5.—, Max Rindfleisch 5.—, Berthold Lewy 10.—, Dr. Max Levi-Dorn 5.—, Louis Stern 3.—, R. L. 5.—, H. Schwarzberg 2.—, G. Neumann 3.—, Norbert Sachter 6.—, J. Cohn 5.—, B. Hauptmann 3.—, Salinger, Liepmann & Rieß 5.—, A. Herzfeld 5.—, M. Auerbach 5.—, Dr. med. Rosenberg 3.—, Ad. Züllichauer 5.—, Dipl.-Ing. Ludwig Gutmann 5.—, Adolf Guttmann 5.—, Jenny Henn 5.—, N. Mohrus 2.—, Isidor Wolff 1.—, Eugen Courant 5.—, Prof. Berliner 3.—, Mich. Altmann 3.—, Frau N. Barth 5.—, Hirsch 2.50, Alb. Fabian 2.—, M. Ullendorf 5.—, Moritz Meyer 3.—, Alb. Friedenthal 3.—, David Cohn 5.—, Dr. Holzmann 5.—, B. Glückstein 5.—, Dr. Plotke 5.—, Frau Nathan 5.—, Jul. Matzdorff 3.—, Siegfried Joseph 5.—, Dr. K. Ruhemann 5.—, T. L. 3.—, D. Zielinsky 3.—, Moritz Cohn jun. 5.—, J. Marcuse 5.—, J. Ferester 5.—, S. Hirsch 5.—, Louis Galewski 5.—, L. Rokotnitz 5.—, Siegmund Fürst 5.—, H. Bein 5.—, Berthold Levy 5.—, H. Pinn 2.50, Dr. S. Breslauer 2.50, Ad. Cohn, Architekt 3.—, S. Friedeberg 3.—, Arthur Moses 2.—, J. Knoller 3.—, Hermann Löwenstein 5.—, D. Malachowski 5.—, Emil Stern 3.—, A. Böhm 3.—, Emil Berg 5.—, Wilhelm Latte 5.—, Berthold Lewin 5.—, Sally Haase 5.—, Dr. Adolf Zimmermann 4.—.

Breslau: Adolf Sternberg 100.—, Ungenannt 300.— Lessing-Loge 50.—, Rittergutsbesitzer H. Cohn 30.—, S. E. Goldschmidt 30.—, Georg Cohn 50.—, Jacob Blau 20.—, S. Glücksmann 20.—, Burgfeld 20.—,

Josef Lipmann 20.—, Lipmann Boch 50.—, Louis Rosenthal 20.—, J. Ehrlich 20.—, Carl Leipziger 20.—, Max Krüger 20.—, Dr. med. Köbner 20.—, Jul. Sachs jr. 15.—, D. R. Schlesinger 10.—, N. Ritter 10.—, Max Königeberger i. Fa. A. J. Mugdan 10.—, Bankier Isidor Alexander 10.—, Carl Haber 10.—, Siegfr. Bielschowsky 10.—, Felix Sander 8.50, Salo Blau 5.—, J. Schäfer 3.—, Dr. Steinitz 5.—, Dr. med. Ed. Weyl 5.—, Baruch & Loewy 3.—, Dav. Tockus 5.—, Gustav Stern 5.—, S. Zimmt 5.—, C. Lewin 6.—, Siegfr. Weyl 5.—, Siegfr. Gerstel 10.—, Jacob Sulke 4.—.

Aurich: Gesammelt durch H. Reuß 112.70. **Beuthen,** O.-Schl.: Leopold Guttmann 20.—. **Brieg:** Siegfr. Böhm 5.—. **Burgsteinfurt:** Gesammelt durch H. Emanul 65.—. **Cassel:** Callmann Plaut 5.—. **Düren:** (Rheinland): Emanuel Heimann 25.—. **Exin:** Jusitzrat Loewy 5.—, Leiser Jacob 2.—, Leiser Samuel 2.—, M. Loeser 2.—, S. Stein 1.—, Rosenthal 3.—, Dombrower 1.—, Meyer Tuch 1.—, Ad. Haase 1.—, Samuel Cohn 1.—, Cohn Jacob 1.—, Süßkind 1.—, L. Seemann 2.—, Salomon Cohn 1.—, Louis Reich 1.—, Salomon Isidor 1.—, Isidor Leszynski 1.—, Louis Salomon 1.—, Ad. Schimmek 1.—, Riemann 1.—, M. Mamroth 1.—, M. Jacoby 1.—, R. Raphael 1.—, M. Raphael 1.—, H. Bär 1.—, Ad. Steinhardt 1.—, , W. Salomon 1.—, A. Buschke 1.—. **Dortmund:** Sally Flörsheim 25.—. **Eschweiler:** Männer-Chevrah, gesammelt durch Marc. Meyer 20.—. **Filehne:** Gesammelt durch Rabbiner J. Nobel 79.40. **Friedeberg** (Queis): Gesammelt durch M. Saritz 7.—. **Halberstadt:** Aron Hirsch Sohn 100.—, S. Redelmeier 10.—, L. Burchardt 10.—, Moritz Joseph 5.—, Leop. Gottschalk 5.—, Arthur Helft 5.—, Arth. Heynemann 5.—, Willy Cohn 3.—, Dr. Crohn 3.—, H. Silberberg 5.—, Max Harwitz 5.—, Phil. Lasch 5.—, Jul. Meyer 5.—, Joseph Baer 5.—, Samuel Baers Söhne 20.—, H. J. Meyer & Söhne 5.—, Frohnhausen 3.—, Frau Henriette Meyer 5.—, Gottfr. Goldtschmidt 3.—, Moritz & M. Meyer 5.—, Paul Reichenbach 3.—. **Heidingsfeld:** L. Bamberg 10.—. **Hamburg:** Hermann Gumpertz 50.—,. **Herford:** Durch Rabbiner Dr. Hulisch 100.— (Israelitischer Frauenverein 75.—, Israelitischer Männer-Wohltätigkeitsverein 25.—). **Höxter:** E. M. 5.—, A. L. 5.—. **Hildesheim:** Gesammelt durch Al. Ballheimer 161.25. **Koschmin:** Rabbiner Dr. Heppner 5.—. **Leipzig:** Max Schiller 10.—, Max Schmoll 10.—, J. Abraham 20.—, B. Maly 50.—, Gebr. Felsenstein 10.—. **Linz** a. Rh.: Hermann Hirsch 10.—, Moritz Simon 10.—, Daniel Wallach 10.—, Dr. Graf, Notar 10.—, Max Meyer 10.—, Dr. Wolf 10.—, Frau Louis Simon 10.—, Jos. Wallach II 5.—, M. Jonas 5.—, Jos. Hirsch 3.—, Leop. Levy II 3.—, Simon Simon 5.—, Abr. Levy 2.—, D. Würzburger 2.—, M. Marx 2.—, Herm. Faber 2.—, Jos. Wallach I 2.—, A. Samuel 1.—, Wallach Nathan 1.—, Leop. Marx 1.—, Aron Marx 1.—, Heinr. Levy 1.—, Frau Levy 1.—. **Lobsens:** Jacob Cohn 2.50, Heymann Cohn 2.50. **Kiel:** Gesammelt durch Is. Tannenwald 90.—. **Koethen** (Anhalt): Dr. Seligkowitz 70.—. **Ladenburg a. N.:** Gebr. Kaufmann 100.—. **München:** Durch Michael Nußbaum 300.—. **Marienburg** (W.-Pr.): Gesammelt durch H. Flatow 52.—. **Mosbach** (Baden): Gesammelt durch Bezirksrabbiner Dr. Löwenstein 136.30. **Ottensoos:** Gesammelt durch Hermann Prager 54.—. **Osuz** (Ungarn): Sophie Weißberger 3.—. **Pinne:** Gesammelt durch Max Szamatolski 69.55. **Pleschen:** Salo Gellert 50.—, Rud. Rosenbaum 5.—, J. Strelitz 10.—, T. Oppler 5.—, G. Oppler 5.—, J. Oppler 5.—, B. Galewski 5.—, G. Galewski 5.—, Kastellan 5.—, M. Friedmann 5.—, E. Fränkel 5.—, J. Brieger 5.—, M. Brandt 5.—, J. Brandt 5.—, Emil Joachim 5.—, Marcus Cohn 5.—, Herm. Rosenbaum 5.—, Abr. Kurzezunge 5.—, M. Kozminski 5.—, H. Bilak 5.—, Dr. Peiser 5.—, Gutsbesitzer Lewin 5.—, Jacobi, Kreistierarzt 5.—, Frau H. Rosenbaum 5.—, Baumeister Peyser 1.—, Cannel —.50, Grzymich —.50, A. Markus 1.—, M. Barin —.50, Salo Kurzezunge —.50, E. Ostrowski —.50, Feblowicz 1.—, J. Schybilski 1.—. **Rathenow:** Gesammelt durch Jul. Heimannsohn 13.50. **Rendsburg:** Gemeindevorstand 12.—, Moritz Nathan 2.—. **Pfungstadt:** Gesammelt durch Frau Agathe Jeide 10.—. **Rostock** i. M.: S. Bernharf 5.—, E. Familie 5.—, Frau Julie Gimpel 3.—, Bernhard Gimpel 3.—. **Reichenbach** (Schles.), Arnold Cohn 100.—, Hermann Cohn 100.—. **Speyer:** Gesammelt durch Leop. Klein 100.—, Jos. Kohn 5.—. **Stuttgart:** Ad. Zimmern 20.—, H. Kahn 20.—, Eßlingen 10.—, Jacob Kelsen 3.—, V. Merzbacher 10.—, S. Merzbacher 5.—, J. M. Levi 12.—. **Sulzburg** (Baden): Gesammelt durch Gemeindevorsteher Moritz Dukas 45.—. **Staden** (Hessen): A. Münz Sohn 10.—. **Schokken:** E. Kochmann 3.—, Sally Julius 2.—, A. Rosenthal 1.—, A. Bremler 1.—, Th. Dreier 2.—, J. Dattel —.50, L. Simon 1.—, H. Salomon 1.50, J. Elias 1.—, H. Losaynski —.50, J. Losaynski —.50, L. Bremler 1.—, J. Ziegel 1.—, Unbenannt 3.—. **Suhl:** Sammlung durch Leop. Sander 64.—. **Schwetz** a. W.: Gesammelt durch Siegm. Knopf 62.80. **Trier:** Dr. med. Löwenstein, durch Oberrabbiner Dr. Baßfreund 100.—. **Thorn:** Gesammelt durch Adolf Jacob 354.60. **Woltersdorf** b. Erkner: A. Müller 3.—. **Wilhermsdorf:** Max Neu 3.—, Jul. Kerner 3.—, Justin Neu 3.—, Ida Michelsohn 3.—, M. Neuburger 2.—, H. Ehrenbacher 2.—, J. Neuhöfer 2.—, H. Kohn 2.—. **Worms:** Sammlung Tischgesellschaft J. Sander Wwe., durch A. Mayer 15.—. **Walsrode:** R. Levy 5.—. **Warburg:** Gesammelt durch Prediger E. Alexander 40.—. **Wiesbaden:** L. Wolf 5.—, Jacob Hirsch 4.—. **Ziegenhain:** Gemeindevorstand, durch Lehrer Ph. Dilloff 20.—.

BRIEFE AUS ARABIEN.

(Spezialberichte für die A. I. U. von Somekh.)

Herr Somekh, der Direktor der Allianceschulen in Kairo, hat kürzlich die Gemeinde Aden besucht und hat dem Centralcomité folgenden Bericht über diese Gemeinde übermittelt:

Die Stadt ist schon seit dem hohen Altertum durch ihre kaufmännische Tüchtigkeit berühmt gewesen. Bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war sie die Zwischenstation für die Produkte Asiens und Afrika. Schon die Römer kauften dort die chinesischen Seidenwaren. Der von der Stadt beibehaltene jüdische Name „Eden" hat eine Analogie mit dem diesem Teil des Landes gegebenen Beinamen des „glücklichen" Arabien. Es ist zwar durchaus kein Paradies im wörtlichen Sinne des hebräischen Worts, aber die Provinz Yemen kontrastiert durch reiche Wassermengen und frisches Grün sehr angenehm gegen die traurige Wüste, die sie umgibt. In seiner Prophezeiung gegen Tyrus spricht bereits der Prophet Hesekiel von ihr als von einer sehr handelstüchtigen Stadt. Prächtige Brunnen und Wasserleitungen, ungefähr fünfzig an Zahl, deren Bau und geschickte Anordnung man heute noch bewundert und deren Ursprung mehrere Jahrhunderte vor die übliche Zeitrechnung zurückreicht, beweisen ihre ehemalige Bedeutung und ihren Glanz. Nachdem Aden nacheinander im Besitz der Araber, der Abessynier, der Perser, der Egypter und der Türken gewesen war, fiel es 1839 in die Hände der Engländer, die daraus eine Festung ersten Ranges gemacht haben, ähnlich der von Gibraltar. Der von Vasco de Gama entdeckte Seeweg hat die Bedeutung der Stadt geschmälert und ihren Handel zerstört. Aber die Besitznahme von Seiten der Engländer und die Schaffung des Suez-Kanals scheint es wieder seinem alten Glanz entgegenzuführen. Tatsächlich kommen jetzt jährlich über 1400 Dampfschiffe nach Aden und sein jährlicher geschäftlicher Umsatz in Export und Import beziffert sich auf 10—12 Millionen Pfund Sterling.

Bei der Volkszählung von 1901 hatte Aden ungefähr 40 000 Einwohner, meist Araber aus dem Innern der Provinz Yemen und Somalis von der gegenüberliegenden afrikanischen Küste, alles Mohamedaner. Aber die Parsis, die Anhänger Zoroasters, sind ziemlich zahlreich. Ihr Andachtsort ist der „Feuertempel", wo sie das heilige Feuer ihrer Vorfahren unterhalten; und der „Turm des Schweigens", wo sie ihre Toten den Raubvögeln preisgeben, ist, wenn man so sagen darf, ihr Kirchhof. Man findet in Aden auch Indier, von der Kaste der „Banianen", die den Gott Brahma anbeten und denen die Kuh heilig ist. Die Europäer werden meist vom britischen Militär repräsentiert; aber es gibt auch viele Engländer, Franzosen, Deutsche, Italiener und Griechen, die sich dem Handel widmen. Sie wohnen fast alle in dem am Hafen belegenen Stadtteil Steamer-Point, arabisch: Tawahi, wo die Konsulate, die Schiffsagenturen, die Banken und Hotels, Post- und Telegraphenamt sich befinden. Die richtige Stadt Aden liegt 8—10 Kilometer weiter nach dem Innern und hat nach ihrer Lage im Krater eines erloschenen Vulkans den Beinamen Kraterstadt. Hier wohnen unsere Glaubensgenossen — 3050 an der Zahl —, sie stammen alle aus Yemen und haben die dortigen Gebräuche und Kleidung genau beibehalten. Die Statistik von 1901 gibt ziemlich viel Einzelheiten, manche sehr interessanter Art. So erfährt man, dass 3 Frauen und 144 Männer ohne Obdach sind und auf der Strasse wohnen, dass es 1561 jüdische Männer und nur 1489 Frauen gibt. Dieses Missverhältnis tritt bei den mohamedanischen Arabern und Somalis noch deutlicher hervor, denn hier zählt man nur eine Frau auf zwei Männer. Unter den 3050 Juden Adens sind 889 Männer und 739 Frauen unverheiratet, 620 Männer und 534 Frauen verheiratet, 52 Männer und 216 Frauen verwitwet. Es gibt 749 Kinder — 396 Knaben und 353 Mädchen im Alter von 5—15 Jahren, die die Schule besuchen oder ein Handwerk lernen könnten.

Die Mädchen sind natürlich von allem Unterricht ausgeschlossen, was bei der eigenen Stellung der Frauen in Yemen nicht Wunder nehmen kann. Während die eingeborene Bevölkerung ihre, wenn auch sehr lückenhaften, Schulen besitzt, haben die Juden keine einzige. Sie begnügen sich mit einem unbedeutenden Talmud Thora, wo ein unwissender Rabbiner ungefähr hundert Schülern das mechanische Lesen der Bibel beibringt, während die Gemeinde 396 schulpflichtige Knaben zählt. Ich habe diese primitive Schule besucht, die durch die Grossmut des Herrn Menachem Messa unterhalten wird. Dieser reichste und einflussreichste Jude Adens ist bekannter unter dem Namen Banin; er ist der Vertreter der Judenschaft bei den englischen Behörden.

Die Juden in Aden sind bei weitem nicht reich; unter ihnen sind viele Bedürftige, deren Zahl durch den Zufluss aus dem türkischen Yemen ständig wächst. Im allgemeinen aber sind sie nicht sehr unglücklich. In den warmen Ländern sind die materiellen Lebensbedürfnisse sehr gering. Wenn man Hunger und Durst gestillt hat, fühlt man sich glücklich, und der Jude in Aden, dessen Anspruchslosigkeit sprichwörtlich ist, scheint dieses Minimum an Genüssen zu besitzen. Die wirtschaftliche Lage der Juden könnte weit besser sein, wenn sie irgend ein nutzbringendes Gewerbe ausübten, die Schlosserei, Schuhmacherei, den Maurer- oder Zimmererberuf. Sie haben eine Industrie, die der Straussfedern und Boas, die sie selbst auf den Schiffen verkaufen. Viele sind Wechsler und Händler, aber Grosskaufleute und Ladeninhaber sind sehr selten. Manche verkaufen auch Branntwein, den sie selbst aus von Bassorah

und Bedjas importierten Datteln fabrizieren. Schliesslich verdingen sich eine grosse Anzahl Juden als Arbeiter im Hafen für den geringen Tagelohn von 0,75 Frc. bis 1 Frc.

Die Umgangssprache des Landes ist arabisch, die offizielle Sprache englisch. Man spricht aber auch hindostanisch und die Somalisprache. Die Unterrichtssprache in den Schulen der Eingeborenen ist das Arabische. Ich bin in einer Schule gewesen, die ausschliesslich von kleinen Somalis besucht wird. Der Anblick ist sehr interessant. Lehrer und Schüler sind nach Landessitte halb nackt, vielleicht verlangt es auch die im Schulraum herrschende Hitze. Jedenfalls haben die eingeborenen Juden diesen Gebrauch nicht angenommen, in der von mir besuchten Talmud Thora waren die Jungen anständig angezogen.

Die europäischen Schulen sind insgesamt von Geistlichen geleitet und der Unterricht wird natürlich in englischer Sprache erteilt. Die Schwestern vom guten Hirten haben eine Mädchenschule in Aden selbst, deren Schülerinnen nur aus getauften Eingeborenen bestehen. In Steamer-Point leiten die Maristen-Brüder und Schwestern je eine Knaben- und eine Mädchenschule, in der die wenigen Kinder der europäischen Kolonie untergebracht sind, auch die der ausländischen Juden, meist Spaniolen aus der Türkei und in sehr geringer Anzahl. Selbstverständlich würde ein eingeborener Jude niemals auf den Gedanken kommen, seinen Sohn oder gar seine Tochter in eine dieser Schulen zu schicken.

Die Gemeinde Aden verdient wohl, dass man sich für sie interressiert. Erstens ist sie an sich schon bedeutend mit ihren 3050 Seelen, darunter 749 Kinder in schulpflichtigem Alter. Ausserdem wächst diese Bevölkerung täglich durch die aus dem Innern Yemens zuziehenden Juden. Eine Allianceschule in Aden würde in kurzer Zeit eine Hebung unserer dortigen Glaubensgenossen aus ihrer moralischen und geistigen Minderwertigkeit bewirken.

SCHULBERICHT AUS BAGDAD.

Spezialbericht für die A. I. U. von Direktor Albala.

Der Direktor der Knabenschule in Bagdad, Herr Albala, hat dem Centralcomité folgenden Bericht über die Schulprüfungen am Jahresschluss geschickt:

Herr Rouet, der französische Konsul, und Herr Ramsay, der englische Konsul, haben den Jahresschluss-Prüfungen in unseren Schulen beigewohnt. Jeder der Herren hat einen Vormittag dazu verwendet, die Schüler der höheren Klassen zu befragen. In der ersten und zweiten Klasse liess Herr Major Ramsay die Schüler ein englisches Diktat schreiben und korrigierte alle Niederschriften sofort. Dann unterhielt er sich mit der Mehrzahl der Schüler in seiner Muttersprache und konstatierte mit grosser Befriedigung, dass die jungen Leute sie ziemlich fliessend sprachen. „Die Resultate dieses Jahres sind noch besser als die des vorigen Jahres,“ sagte mir Herr Major Ramsay, und versprach mir, für die besten Schüler der beiden obersten Klassen Prämien zu schicken.

Herr Rouet hat die Mädchen und Knaben in Geschichte, Geographie und Arithmetik examiniert und hat sich besonders für die französische Sprache interessiert. Die Schüler der ersten Klasse hat Herr Rouet über ihre Lektüre befragt und hat ihnen einige Fragen über französische Literatur gestellt. Einen jungen Mann, der besonders gut geantwortet und ihm die grössten zeitgenössischen Dichter genannt hatte, fragte er, welches die drei grössten französischen Dichter des 19. Jahrhunderts waren, und welcher ihm am besten gefiele. Der Schüler nannte Viktor Hugo, Lamartine und Musset, zählte die Werke auf, die er von diesen Dichtern gelesen hatte, und fügte hinzu: „Ich liebe Lamartine am meisten, weil er melancholisch und religiös ist.“ Ich muss hierbei bemerken, dass in unserer Schule kein eigentlicher Literaturunterricht erteilt wird, und dass unsere Schüler nur auf Grund ihrer privaten Lektüre geantwortet haben. Herr Rouet sagte: „Ich habe zwei sehr interessante Stunden mit Ihren Schülern zugebracht; Sie geben Ihnen einen ziemlich umfassenden Unterricht, und keine Schule Bagdads könnte den Vergleich mit Ihrer Schule aushalten.“

Auch in mehreren anderen Städten haben die Autoritäten ihre Sympathie für das Schulwerk der Alliance ausgesprochen. In Salonichi haben Herr Alric, der französische Konsul, und Herr Violet, der Direktor der Dette Ottomane, den Schlussprüfungen beigewohnt und ihre vollständige Befriedigung über die bewiesenen Erfolge ausgesprochen. In Jaffa sind Se. Exzellenz der Gouverneur von Jerusalem und der französische Konsul bei der Verteilung der Preise zugegen gewesen, und in Rhodus haben der Generalgouverneur der Stadt und der französische Konsul die beiden Schulprämien gestiftet.

DIE ISRAELITEN IN PERSIEN.

Spezialbericht für die A. I. U. von Lahana. Nachdruck verboten.

Schiras, 19. August 1907.

Es vergeht kaum eine Woche, daß eine der kleineren Gemeinden von Fars brieflich meine Intervention erbittet, um sie aus der Willkür zu befreien, deren Opfer sie ist. Meine beste Zeit wird von Bemühungen in Anspruch genommen, die ich zugunsten zahlreicher kleiner Gemeinden in der Umgegend von Schiras machen muß. In dieser Zeit der Anarchie sind namentlich die unglücklichen Israeliten der ganzen Provinz unausgesetzt verfolgt und von den Priestern den unmenschlichsten Ausnahmegesetzen unterworfen. Wir erwarten mit Ungeduld die Veröffentlichung der neuen Gesetze, damit wir laut ein wenig Gerechtigkeit für alle Israeliten unserer Provinz verlangen können. Die Behörden, mit denen wir übrigens in den besten Beziehungen sind, werden endlich meiner unaufhörlichen Reklamationen müde. Die Lage der Gemeinde von Schiras verlangt fortgesetzte Unterstützung. Wir haben bei allen unseren Bemühungen und bei den Anrufungen der Behörde in einer Stadt, wo wir jedes Schutzes entraten, tausend Rücksichten zu nehmen.

Die kleine Gemeinde von Darab schickt mir schon lange Brief auf Brief, ich möchte mich für ihr Schicksal interessieren. Die 30 Familien, die dort wohnen, haben seit mehreren Monaten von fanatischen Mollahs Verfolgungen zu erleiden. Ihre Lage ist seit der Vertreibung unserer Glaubensgenossen aus Lar unerträglich geworden. Man hat ihnen den Handel mit alkoholischen Getränken verboten. Waren, die sie im Depot hatten, sind geraubt, ihre Gerätschaften zerschlagen worden. Allabendlich wird unter irgend einem Vorwand das Judenviertel überschwemmt, werden zahlreiche Juden erbarmungslos mißhandelt.

Da der Gouverneur eben abgesetzt wurde, hatte die Geistlichkeit die unumschränkte Herrschaft in der Stadt. Die Provinzialbehörden waren somit garnicht in der Lage, irgend einen Befehl zu erteilen. Ich war gezwungen, mich in Geduld zu fassen, bis der neue Gouverneur ernannt worden war. Dann begab ich mich sofort zu Mezam-es-Saltaneh, der in meiner Gegenwart den neuen Gouverneur von Darab beauftragte, unsere Glaubensgenossen gegen die Willkür der Geistlichkeit zu schützen. Sobald der Gouverneur von Darab an seinem Amtssitz angelangt war, schrieb ich ihm, um ihn an seine Versprechungen zu erinnern. Er ließ die Oberhäupter der Gemeinden berufen und teilte ihnen mit, daß er entschlossen sei, sie offen zu beschützen, wie er es dem Reis von Schiras versprochen habe. Nach zahlreichen beunruhigenden Briefen erhalte ich in dieser Woche eine Mitteilung von unseren Glaubensgenossen in Darab, in der sie mir mit großer Freude verkünden, daß meine Bemühungen das glücklichste Ergebnis gehabt haben. Sie waren schon bereit, den verzweifelten Entschluß der Laris nachzuahmen, aber jetzt denken sie nicht mehr daran, ihre Stadt zu verlassen.

Lahana.

Neue immerwährende Mitglieder.

Berlin. Die immerwährende Mitgliedschaft der A.I.U. hat Herr Max Weisbach, Magdeburgerstr. 4, erworben.



Inseratenannahme nur durch Haasenstein & Vogler A. G. in Berlin und deren Filialen.

Abonnementspreis für das Jahr in Deutschland und Oesterreich Mark 7,— (Luxusausgabe Mark 14,—), für das Ausland Mark 8—, (Luxusausgabe Mark 16). für Russland ganzjährlich 4 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen Mk. 1.— die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt.

Adresse für die geschäftliche Korrespondenz: Verlag „Ost und West“, Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50.
Redaktion: Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Chefredakteur Leo Winz, Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49. – Verlag Ost und West, Leo Winz, Berlin S. 42. — Druck von Beyer & Boehme, Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50.

OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR DAS GESAMTE JUDENTUM.

Herausgegeben und redigiert
von
LEO WINZ.

Heft 11. **November 1907.** **VII. Jahrg.**

DIE LEHRANSTALT FUER DIE WISSENSCHAFT DES JUDENTUMS.

Mit Beginn des Wintersemesters bezieht die Lehranstalt ihr neu errichtetes eigenes Heim. Sie tritt damit aus der Verborgenheit heraus in das Licht der Oeffentlichkeit. Die allgemeine Aufmerksamkeit wird sich ihr mehr als bisher zuwenden, und diese Veränderung kann ihr nur von Nutzen sein; es gibt wenige Institutionen innerhalb der Gemeinde, über deren Bedeutung und Aufgaben nach einem so langen Bestehen so geringe sichere Kunde verbreitet ist, so viel Unklarheit herrscht.

Die Lehranstalt hat im Jahre 1872 ihre Tätigkeit begonnen, ihre Gründung geht sogar bis 1867 zurück. Solange dauerte es, bis wenigstens das Mindestmass von Kapital aufgebracht war, das zu ihrer Eröffnung und Erhaltung notwendig schien. Ihre Entstehung verdankt sie dem 1869 verstorbenen Stadtrat Moritz Meyer, der den Grundstock für die Mittel bereit stellte, als ihre geistigen Väter müssen Professor Lazarus und Sanitätsrat Neumann bezeichnet werden. Es erübrigt sich an dieser Stelle zu wiederholen, welche führende Stellung Lazarus in allen geistigen Bewegungen des modernen Judentums einnahm, wie Neumann für die politischen Rechte und die geistige Freiheit der Juden, für die Pflege ihres Schrifttums jederzeit energisch eintrat. Sie fanden einen getreuen Genossen und eifrigen Mitarbeiter an Ludwig Philippson, der 1837 bereits einen Aufruf zur Gründung einer „jüdisch-theologischen Fakultät" erlassen hatte, der auch später tatkräftig für diese Idee wirkte und, als sie ihrer Verwirklichung entgegengeführt werden sollte, seine Mithilfe nicht versagt hat. Unter dem Namen „Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums" wurde das neue Institut 1870 begründet.

Die Hochschule war dazu bestimmt, ein Mittelpunkt wissenschaftlicher Tätigkeit im weitesten Sinne des Wortes zu werden, sie sollte sich nicht darauf beschränken, ihre Jünger für ein praktisches Amt tüchtig zu machen, sondern für jedermann geöffnet sein, der über das Judentum, über seine Vergangenheit und Literatur belehrt sein wollte, sollte jedermann als Lehrer zulassen, der wissenschaftliche Anregung für die Erkenntnis des Judentums zu bieten hatte. In erster Reihe sollte sie naturgemäss der Ausbildung von Rabbinern, Predigern und Religionslehrern dienen, für diesen Zweck war ihr Lehrplan eingerichtet. Aber darüber hinaus sollte sie jedermann zugänglich sein, dem jüdischen Akademiker, welcher Fakultät er auch angehörte, dem jüdischen Privatmann, der seine Musse der Wissenschaft zu widmen bereit war; die Hochschule sollte eine Vereinigung „der alten Jeschiba und des Beth-Hamidrasch für die heutigen Juden gemäss den neuen wissenschaftlichen Forderungen und Lebensverhältnissen" sein, gewissermassen die Zwecke einer Volkshochschule mit verfolgen. Auch nichtjüdischen Studierenden, welche ihren Unterricht suchten, sollte die Hochschule ihre Pforten öffnen. Die Hochschule wurde als eine selbständige Stiftung begründet, „Unabhängigkeit von den Staats-, Gemeinde- und Synagogenbehörden" war eines der Leitmotive der Gründer der Anstalt; ein zu diesem Zweck gebildeter Verein übernahm ihre Erhaltung und Fortführung. Dadurch sollte verhütet werden, dass die Hochschule das Organ einer der verschiedenen religiösen Parteien würde; unabhängig von dem Parteigetriebe sollte sie allen religiösen Richtungen dienen können, soweit sie in wissenschaftlicher Forschung ihre Begründung suchten, sie sollte die Vertiefung und Ausbreitung der Wissenschaft um ihrer selbst willen ohne Rücksicht auf das praktische Leben, anregen. Die Lehrer werden verpflichtet, „die Vorträge lediglich im reinen Interesse der Wissenschaft des Judentums, ihrer

Erhaltung, Fortbildung und Verbreitung zu halten.“ An die Spitze der Anstalt trat ein Kuratorium, das zugleich den Vorstand des Vereins bildete und von den Vereinsmitgliedern gewählt wurde.

Die Hochschule hatte das Glück, bei ihrer Begründung ausgezeichnete Lehrer zu finden, die für den Zweck vorzüglich geeignet waren. Gleich bei ihrer Eröffnung traten zwei Männer mit weltberühmten Namen in ihr Kollegium ein: H. Steinthal (1823—1899), der als Völkerpsychologe und Ethiker einen ausgezeichneten Ruf in der wissenschaftlichen Welt genoss, ein bewährter akademischer Lehrer war, der insbesondere durch seine edle, vorbildliche Persönlichkeit auf seine Schüler in seltener Weise einwirkte; A. Geiger (1810—1874), der zuerst den Begriff einer jüdischen Theologie aufstellte, durch seine Stellung als Führer der jüdischen Reformbewegung, durch seine bahnbrechenden Forschungen auf dem Gebiete der Bibelwissenschaft und der älteren jüdischen Geschichte sowie durch seine Verteidigung der Ehre des Judentums eine allgemein anerkannte Grösse. Dazu trat J. Lewy (geb. 1840), damals am Anfange seiner Laufbahn, der eine seltene Begabung und eine besondere Tüchtigkeit für sein umfassendes Spezialfach mitbrachte, und endlich D. Cassel (1818—1893), der ganz besonders durch seine organisatorischen Fähigkeiten, seinen praktischen Sinn und sein pädagogisches Geschick der Hochschule vortrefflich diente. Auch später ist es gelungen, die im Lehrerkollegium entstandenen Lücken durch tüchtige Kräfte zu ergänzen, es braucht nur an J. Müller erinnert, nur auf Namen wie Frankl und Schreiner verwiesen zu werden, deren beider Kraft in der Blüte des Lebens gebrochen wurde.

Trotz der schönen Anfänge, die zu den besten Hoffnungen berechtigten, wurde die Hochschule nicht das, was sie werden sollte, hat ihre Entwicklung nicht vollständig das Ziel erreicht, das ihr vorgezeichnet worden war. Das lag zum Teil an der Ungunst der Verhältnisse. Die moralische Unterstützung des Staates, auf die die Gründer Hoffnungen gesetzt hatten, blieb aus, wandelte sich sogar in das Gegenteil um, aus der Hochschule musste die „Lehranstalt“ gemacht werden, der alte klangreiche, inhaltsvolle Namen musste aufgegeben und mit einem nichtssagenden, farblosen Titel vertauscht werden. Weit verhängnisvoller war die Gleichgiltigkeit der Glaubensgenossen. Die Hochschule fand nicht genügende Unterstützung und hatte lange unter Mittellosigkeit schwer zu leiden. Ihre Aufgaben konnten nicht in vollem Umfange erfüllt werden, weil es ihr an der Gunst und der Beihilfe fehlte, auf die sie angewiesen war. Das Geschick der Hochschule, die Teilnahmlosigkeit der Glaubensgenossen gegenüber ihren Bestrebungen, bildet eines der wenig rühmlichen Blätter in der Geschichte des modernen Judentums. Trotzdem Jahrzehnte lang die Gründung eines solchen Institutes vorgeschlagen und angestrebt wurde, trotz der glänzenden Namen, die an der Spitze standen und eine Gewähr für die Durchführung ihres Programms boten, zeigte sich nur wenig Verständnis, noch weniger Förderung für die Bestrebungen der Anstalt. Die Hochschule war als der Ausdruck des Geistes der modernen Judenheit gedacht, sie sollte ein lebendiges Zeugnis des Gemeinsinnes und der religiösen Hochherzigkeit darstellen. Der Geschichtsschreiber muss mit Beschämung bekennen, dass diese Erwartungen enttäuscht wurden, dass die Zahl der Opferfreudigen gering war, die der Anstalt dauernd ihre Anhänglichkeit bezeigten. „Seitdem man unter den Juden nicht mehr im spezifischen Sinne „lernt“, ist das Interesse für die jüdische Wissenschaft erlahmt.“ Es bedurfte langer Zeit, bis die Stimmung sich der Anstalt günstiger gezeigt hat!

Trotz aller Kämpfe und Schwierigkeiten hat die Hochschule ihr Ziel nicht aufgegeben, sie hat sich durchgerungen und lebt der Hoffnung, dereinst auch den Sieg zu erlangen. Es war ihr das Glück beschieden, dass der Geist, der bei ihrer Gründung treibend wirkte, lange in ihr lebendig blieb und fortbestand. Lehrer und Kuratoren blieben lange Zeit im Amte, an die Stelle der Väter traten mehrfach die Söhne in die Verwaltung, so blieb die Kontinuität des Geistes erhalten, die alte Klarheit über die Aufgaben, die gleiche Freudigkeit wie bei der Begründung blieb herrschend. Es ist dem unentwegten Streben auch der Erfolg nicht versagt geblieben, im letzten Jahrzehnt konnte die Lehranstalt grosse Fortschritte in ihrer Entwicklung verzeichnen. Neue Stiftungen wurden an ihr errichtet, die Zahl der Mitglieder wuchs, die Lehrstühle konnten vermehrt, für die Besoldung und Zukunft der Lehrer konnte in ausreichenderer Weise gesorgt werden. Zuletzt konnte das grösste Ziel angestrebt werden, das seit der Gründung der Verwaltung der Hochschule vorschwebte, dessen Erreichung aber immer wieder hinausgeschoben werden musste, die Errichtung eines eigenen Heims. „Wenn Emancipation und Wissenschaft nicht leerer Schall sein soll, muss sie Institutionen befruchten!“ Dieses Mahnwort Leopold Zunz scheint in seiner Wahrheit allmählich erfasst zu werden, in immer weiteren Kreisen bricht sich die Erkenntnis Bahn, welche Bedeutung der Wissenschaft des Judentums zukommt, zahlreicher werden die Freunde der ihr geweihten Veranstaltungen.

Unser jüdisches Bewusstsein wird immer klarer und sicherer, es wächst das Verständnis für unsere wahren Aufgaben. Unter diesen bildet die Wissenschaft eine der vornehmsten. Es soll der Wert sozialer Hilfswerke, für die in unserer Gemeinschaft so grosse Opfer gebracht werden, gewiss nicht verkannt werden; aber sie alle bedeuten nur einzelne Leistungen, tragen nicht zur Festigung des gesamten Judentums bei Das kann nur die Wissenschaft bewirken. Sie ist eine Quelle der Erneuerung der Sittlichkeit, der Belebung des religiösen Geistes, sie allein bietet



HERMANN STRUCK. GEMAELDE.
Sanitätsrat Dr. S. Neumann, Ehrenvorsitzender.
Kurator seit 1870.



Geheimrat Prof. M. Lazarus.
Vorsitzender des Kuratoriums 1870 1895.

Gewähr für die ungetrübte Erhaltung der Grundgedanken, für die stete Läuterung der Formen der Religion, sie ist das Mittel zur Vereinigung der widerstrebenden Glaubensmeinungen. Sie bietet das Rüstzeug zum Kampfe für unser Recht und unsere Ehre, sie hat die Aufgabe, gegenüber Gleichgiltigkeit und Abfall ins helle Licht zu setzen, welche Kulturwerte wir als Juden besitzen und verteidigen. Es wird unseren Glaubensgenossen nachgerühmt, dass sie einen empfänglichen Sinn und eine offene Hand für wissenschaftliche Forderungen besitzen. Es soll durchaus nicht beansprucht werden, dass sie ihre Opferwilligkeit ausschliesslich der Wissenschaft des Judentums widmen; aber es sollte doch auch nicht so sein, dass sie für alle Gebiete des Geisteslebens mit alleinigem Ausschluss der Wissenschaft des Judentums ihre Freigebigkeit und Bereitwilligkeit betätigen. Mit dem neuen Hause der Lehranstalt erfüllt, sind nicht alle Aufgaben grosse Probleme harren noch ihrer Verwirklichung; nur wenn der Anstalt die Teilnahme ihrer Mitglieder erhalten bleibt, wenn noch weit grössere Mittel ihr zugeführt werden, kann sie den Anforderungen gerecht werden, die bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung an ein wissenschaftliches Institut mit Recht gestellt werden. Möge die Förderung der Glaubensgenossen der Anstalt nicht versagt bleiben, möge es ihr beschieden sein, in Zukunft rüstig weiter zu streben, mit Erfolg zu arbeiten und segensreich zu dienen

dem Judentum
und
seiner Wissenschaft!

Rabb. Dr. L. Philippson.
Kurator 1870 - 1889.

DAS KURATORIUM DER LEHRANSTALT.

Von Dr. Felix Goldmann.



Geh. Kommerzienrat Louis Simon.



Stadtrat Moritz Meyer (gest. 1869).
Mitbegründer der Lehranstalt.

Die Eigenart und die Stärke der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums" besteht darin, dass sie von allen Einflüssen religiöser Natur völlig unabhängig ist. Die Aufgabe aber, eine solche Institution zu verwalten, muss sich um so schwieriger gestalten, je mehr sie ihren freien Charakter zu betonen und zu wahren sucht. Das gilt vor allem wegen der aufzubringenden Mittel; die Lehranstalt durfte nie von einer jüdischen Gemeinde ihren ganzen Unterhalt beziehen, da die in dieser herrschende religiöse Anschauung sich nur zu bald auf den Geist des Unterrichts hätte ausdehnen können. Die Verwalter dieses Heims der jüdischen Wissenschaft mussten nach jeder Richtung hin frei und unabhängig sein.

Das Fehlen einer festen materiellen Grundlage bot den Kuratoren bei ihrer Arbeit das erste Hindernis, denn sie allein mussten für die Aufbringung des notwendigen Geldes sorgen. Schwierig war und ist ihre Stellung auch dadurch, dass man aus ihren Reihen die



Frau Ida Simon.
Begründerin des Louis Simonschen Lehrstuhls.

Rabbiner ausgeschlossen hat, in der nicht unbegründeten Besorgnis, dass die Anwesenheit von Geistlichen ein Vorwiegen der Interessen der praktischen Theologie zu ungunsten der Wissenschaft nach sich ziehen könnte. Obwohl das Kuratorium satzungsgemäss nicht aus Fachleuten besteht, muss es dennoch die Gewähr übernehmen, dass auch der innere Betrieb der Anstalt, die Durchführung eines geordneten Lehrplanes, die rechten Bahnen geht. Das Amt des Kurators ist also wahrlich nicht leicht.

Das Kuratorium hat es jedoch verstanden, seinen Aufgaben gerecht zu werden; denn die grosse Anzahl von ausgebildeten Schülern beweist, dass an einer Stätte freier Wissenschaft von Lehrern und Zöglingen fleissig gearbeitet worden ist, und die Tatsache, dass dieser Schule ein eigenes Haus gebaut werden konnte, zeigt, wie trefflich das Problem der finanziellen Fundierung gelöst worden ist. Die Kuratoren haben denn auch ihre Freude an der Arbeit gehabt. Wir



Geheimer Kommerzienrat L. M. Goldberger.
Stellvertr. Vorsitzender, Kurator seit 1890.

hätten es sonst nicht erlebt, dass das Interesse an diesem Zweige des jüdisch-wissenschaftlichen Lebens sich vom Vater auf den Sohn vererbt hat. So war Ludwig Philippson bei der Gründung der Lehranstalt in hervorragendem Masse tätig, während sein Sohn dem Kuratorium von 1896 bis 1904 angehört hat. Ebenso ist Ludwig Geiger, der rühmlichst bekannte Literarhistoriker und Professor an der Berliner Universität, Mitglied der Verwaltung, während sein Vater Abraham Geiger dem Lehrerkollegium bis zu seinem Tode zur Zierde gereichte. Ferner haben Carl Berthold Simon und sein Sohn Herman Veit Simon an dieser Stätte ihre Kräfte in den Dienst des Judentums gestellt. Von dem Wirken des Stadtrats Moritz Meyer und seiner Söhne, der Herren Geheimer Oberregierungsrat Dr. Paul Meyer und Georg Meyer, wird weiter unten die Rede sein. — Eigentliche Gründer der damaligen ‚Hochschule' waren fünf Männer, von denen zwei noch heute an ihr tätig sind. Der eine ist der im politischen Leben bekannte Sanitätsrat Salomon Neumann, ein freigesinnter Mann, der selber eine ausgedehnte Kenntnis der jüdischen Literatur mit Liebe zum Judentum verbindet.



Justizrat Herman Veit Simon.
Vorsitzender des Kuratoriums seit 1904.

Er wurde, als er im Jahre 1905 das Amt des Vorsitzenden niederlegte, von seinen dankbaren Mitarbeitern zum Ehrenvorsitzenden gewählt. Der zweite ist der Geheime Oberregierungsrat Dr. Paul Meyer. Seinem Vater, dem Stadtrat Moritz Meyer, verdankt die Anstalt die ersten bedeutenderen Mittel, und seine Familie hat in diesem Sinne weiter gehandelt. Die Witwe Moritz Meyers hat durch grosse Stiftungen den Kuratoren manche ernste Sorge abgenommen, und der andere Sohn, Georg Meyer, wirkt noch heute neben seinem Bruder im Geiste des Vaters.

Die übrigen Gründer weilen nicht mehr unter den Lebenden. Moritz Lazarus, der lange Jahre den Vorsitz im Kuratorium führte, und sein Schwager Chajim Steinthal setzten ihre ganze Kraft für das neue Unternehmen ein. Steinthal trat bald ins Lehrerkollegium über, wo er viele Generationen von Hörern als Mensch und als Dozent begeistert hat. Der fünfte, der Geheime Kommerzienrat B. Liebermann, ist schon sehr früh ausgeschieden.

Manche Männer haben seit jenen Tagen für unsere Lehranstalt ihr bestes hingegeben; und wenn wir auch nicht ihrer aller Namen hier aufzählen wollen, wissen wir wohl, ihre aufopfernde Tätigkeit zu schätzen. Die Zahl der Kuratoren ist bis jetzt noch nie verändert worden, sie beträgt — wie zur Zeit der Gründung — neun.



Prof. Dr. Gustav Oppert.
Schriftführer des Kuratoriums seit 1901.

Heute ist Vorsitzender Justizrat Dr. Herman Veit Simon, der einer berühmten alten jüdischen Familie Berlins entstammt. Gehörte ihr doch der erste jüdische Stadtverordnete (Salomon Veit, 1811) und der erste jüdische Abgeordnete zum Frankfurter Parlament wie zum preussischen Abgeordnetenhause an (Moritz Veit). Justizrat Simon geniesst einen grossen Ruf als Handelsrechtler, das bekannteste unter seinen vielen Werken ist das Buch: „Die Bilanzen der Aktiengesellschaften". Er hat trotz seiner ausgedehnten Tätigkeit als Anwalt und Notar, stets eifrig für das Judentum gearbeitet; seit einem Jahrzehnt ist er auch Repräsentant der jüdischen Gemeinde. Seiner Tatkraft ist es vornehmlich zu danken, wenn das



Max Weiss, Berlin.
Rendant des Kuratoriums seit 1899.

Kuratorium heute seine Aufgabe durch das Vorhandensein grösserer Mittel bedeutend erleichtert sieht, vor allem darf sein Anteil an der Errichtung des neuen Heims nicht unterschätzt werden.

Volle Unterstützung hat er in dem stellvertretenden Vorsitzenden, dem weithin gemeinnützig wirkenden Geheimen Kommerzienrat Ludwig Max Goldberger. Ihm verdankt die Anstalt vornehmlich auch den Ausbau und die Förderung der Stiftung seiner Schwiegereltern, des Louis Simonschen Ehepaares.

Schriftführer ist Gustav Oppert, der stille, emsige Gelehrte, der an der Berliner Universität das Lehrfach der indischen Philologie vertritt und durch grundlegende Werke seine Fachwissenschaft bereichert hat. Oppert ist ein rühriges Mitglied der Bibliothekskommission und hat sich grosse Verdienste inbezug auf den didaktischen Teil der Verwaltung, wie Prüfungs- und Stipendienangelegenheiten, erworben. In seinem Schriftführeramte steht ihm zur Seite Justizrat Dr. Arnold Seligsohn, eine Autorität auf dem Gebiete des Patentrechts, der seit 1905 dem Kuratorium angehört und als besonnener und sachlicher Berater in allen Verwaltungsangelegenheiten seine Arbeitsfreudigkeit erweist.



Prof. Dr. Ludwig Geiger.
Kurator seit 1906.

Das Amt des Kontrolleurs hat der schon erwähnte Georg Meyer inne. Als Rendant gehört dem Kollegium Max Weiss an, dessen ausserordentlich rühriger Propaganda es zuzuschreiben ist, wenn die Zahl der Wohltäter eine so stattliche Höhe erreicht hat. Reichliche Hilfe findet er an Oscar Wassermann, einem feinen Kenner des Schrifttums, einem Freunde des Wissens und des wissenschaftlichen Geistes; er ist erst seit 1906 Mitglied des Kuratoriums. In demselben Jahre stellte auch der schon erwähnte Professor Ludwig Geiger seine reiche Erfahrung und Arbeitskraft in den Dienst der Anstalt.

Zwei Jahre früher hatte der Geheime Regierungsrat Professor Hermann Cohen die auf ihn gefallene Wahl zum Kurator angenommen. Cohen, von dessen Bedeutung zu reden hier überflüssig wäre — ist er doch in der Gegenwart der grösste und tiefste unter Deutschlands Denkern — hat seine Aufmerksamkeit vornehmlich den inneren Fragen des Unterrichts zugewandt und beschäftigt sich mit den pädagogischen und methodischen Angelegenheiten.



Justizrat Seligsohn, Berlin.
Kurator seit 1905.

Das sind die Männer, in deren Händen die Geschicke der Lehranstalt ruhen, denen — in Deutschland wenigstens — die Aufgabe obliegt, die jüdische Wissenschaft zu schützen und sie in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit zu erhalten. Wir haben ihnen keine übertriebenen Lobeshymnen gesungen, wenn wir vor den Namen fast eines jeden das bedeutungsvolle Wörtchen „bekannt“ oder gar „berühmt“ gesetzt haben. Es sind Männer, auf die nicht nur die Lehranstalt und die jüdische Wissenschaft, sondern die ganze Judenheit stolz ist. Sie stehen alle, seien sie auf dem Katheder und in der stillen Stube des Gelehrten, seien sie draussen im Getriebe der Welt tätig, an hervorragender Stelle ihres Berufes, deren Behauptung auch die Kraft eines ganzen, echten Mannes erfordert. Da ist es denn ein Zeichen von schönem, jüdischem Idealismus, wenn sie trotz der Alltagslast freiwillig und uneigennützig so grosse Mühen und Sorgen auf sich genommen haben. Wir, die junge Generation, die wir die Früchte ihres Schaffens genossen haben, wir danken ihnen; aber wir blicken auch über den engen Kreis der Fachgelehrten hinaus. Wir danken ihnen, dass sie es unternehmen, die jüdische Wissenschaft immer mehr zu einem gleichberechtigten Gliede der „universitas litterarum“ zu gestalten und wir hoffen, dass sie, wie bisher, den konfessionellen Beeinflussungen stets einen festen Widerstand entgegensetzen werden. Ernste wissenschaftliche Arbeit der Jünger der Anstalt, Arbeit in dem Bewusstsein, dass jene Männer sie erst ermöglicht haben, wird ihnen der schönste Lohn für ihre Aufopferung sein.

DER LEHRANSTALT FUER WISSENSCHAFT DES JUDENTUMS.

Gedanken und Wünsche.

Von Professor Dr. Ludwig Geiger. Nachdruck verboten.

Der Lehranstalt, — wir dürfen leider nicht sagen: der Hochschule. Und doch soll die Anstalt, deren neues Heim nunmehr eingeweiht wird, einer Hochschule gleichen, sie soll weder ein Seminar sein, noch eine theologische Bildungsanstalt. Kein Seminar. Denn die Jünglinge, die wir zum Lebensberufe ausrüsten, wohnen weder in der Anstalt, noch erhalten sie in ihr eine bestimmte Richtung, eine vollkommene geistige Ausstattung. Keine theologische Bildungsanstalt, denn obgleich die bei weitem meisten Jünglinge den theologischen Beruf ergreifen, so sollen sie durchaus nicht ausschliesslich zu Rabbinern vorgebildet werden, sondern zu Jüngern der Wissenschaft des Judentums.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, dass die Lehranstalt trotz ihrer fünfunddreissigjährigen Wirksamkeit das Ziel, nach dem sie von Anfang strebte, noch keineswegs erreicht hat. Dieses Ziel war eine möglichst gleichmässige Pflege sämtlicher Disziplinen aus dem Gesamtgebiet der Wissenschaft des Judentums. Teils die Beschränktheit der Mittel, teils die Schwierigkeit geeignete Lehrer zu finden, teils die Rücksicht auf die Universität haben den wünschenswerten Ausbau bisher verhindert.



Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Hermann Cohen, Marburg.
Kurator seit 1904.

Von den beiden ersten Punkten ist nur wenig zu sprechen. Dass auch zu der Verwirklichung der idealsten Dinge Geld und wiederum Geld gehört, das ist eine alte Klage. Was die Schwierigkeit anbetrifft, geeignete Lehrkräfte zu finden, so ist sie in den allgemeinen jüdischen Verhältnissen begründet. Unsere Gelehrten, d. h. diejenigen, die sich der Erforschung jüdischer Dinge zuwenden, müssen, wenn sie nicht durch Zufall materiell unabhängig sind, danach trachten, einen Beruf zu ergreifen, der sie ernährt; es bleibt ihnen daher kaum etwas anderes übrig, als ein Schulamt anzunehmen oder dem Rabbinerberuf sich zu widmen. Unter den Deutschland angehörenden jüdischen Gelehrten ist keiner lebenslang unabhängiger Schriftsteller und Gelehrter gewesen, denn auch Zunz, von dem man dies meist behauptet, war jahrelang Seminardirektor und bezog lebenslänglich eine Pension von dieser Stellung her.

Etwas ausführlicher ist von dem dritten Punkt zu sprechen. Unsere Lehranstalt sollte niemals, wie etwa ein katholisches Priesterseminar in einen Gegensatz zur Universität treten. Während eine Anstalt der eben erwähnten Art sich vor jedem freien Luftzug profaner Wissenschaft verschliesst und daher seinen Zöglingen alles was zu ihrem Berufe nötig ist innerhalb seiner Mauern mitzuteilen bestrebt ist, war unsere Stellung von vornherein eine andere. Eine solche Stellung war schon durch die Notwendigkeit geboten. Ein katholischer Priester ist Priester durch die Weihe und bedarf keines anderen äusseren Titels; ein Rabbiner dagegen muss ausser dem Rabbinertitel, den er nach abgelegtem Examen erwirbt, noch durchaus den Doktortitel führen. Diesen zu verleihen, ist aber nur die Universität imstande. Und um einen solchen zu erlangen, bedarf der Kandidat ausser den Kenntnissen des Hebräischen, die er in unserer Lehranstalt sich aneignen kann, zweier Hauptfächer, als die gewöhnlich orientalische Sprachen, in erster Linie arabisch, und Philosophie gewählt werden. Aus diesem Grunde muss er wie jeder andere Student, mindestens sein akademisches Triennium durchmachen und es recht fleissig benutzen, um in der kurzen Zeit zum erwünschten Ziele zu gelangen.

Diesen Zustand wird kein verständig Denkender ändern wollen. Es ist nicht nur kein Unglück, dass die Jünglinge zwei Anstalten besuchen, sondern ein grosses Glück: neben der Fachschule

die allgemeine Bildungsstätte. Einen Lehrstuhl für orientalische Sprachen und einen solchen für allgemeine Philosophie an der Lehranstalt einzurichten, gehört gewiss nicht zu den berechtigten Wünschen.

Wohl aber dürfte der Wunsch gerechtfertigt sein, die Fachschule in der Weise auszubauen, dass sie eine gewisse Vollständigkeit erlangt. Seit dem Tode Steinthals ist die Lehrstelle für Religionsphilosophie verwaist und es ist eine dringende Notwendigkeit, dass der geeignete Mann für sie gefunden werde. Damit soll den wackeren und fleissigen Männern, die seit längerer oder kürzerer Zeit an der Lehranstalt wirken, nicht der allergeringste Vorwurf gemacht werden, sie können nur ihrem Fach obliegen und es wäre für sie und für die Schüler ein Nachteil, wenn sie sich auf Nebenwege locken liessen. Aber auch der Ausweg, der in letzter Zeit getroffen war, führte nicht zum Ziel: die Ferienkurse, die mehrmals von H. Cohen veranstaltet wurden, so sehr sie auch die Zuhörer befriedigten, liessen mehr das Fehlende erkennen, als dass sie imstande waren, die klaffende Lücke auszufüllen.

Mit der Schaffung eines Lehrstuhls für Religionsphilosophie wäre ein notwendiges Erfordernis erfüllt, aber keineswegs das einzige. Gewiss soll eine Fachschule Kenntnisse vermitteln, aber sie soll auch allgemeine Gesichtspunkte aufstellen, sie soll bedenken, dass sie es einerseits mit Anfängern zu tun hat, andererseits mit solchen, die neben der gelehrten Kenntnis einer Anregung bedürfen und gerade durch eine solche zum Sammeln gelehrter Kenntnisse angetrieben werden. Für das erstere bedürfte es allgemeiner Vorlesungen über das Wesen des Judentums, einer Einleitung in die Wissenschaft des Judentums, einer Methodik über die Disziplin, wie sie seit A. Geigers erstem Versuche (1873) an der Lehranstalt niemals wieder gelesen worden ist. Zu dem letzteren wäre es nötig, Publica zu schaffen, etwa wöchentlich einmal in einer Abendstunde im grossen Hörsaal, die allgemeine Fragen, die selbstverständlich eng mit der Wissenschaft des Judentums zusammenhängen, erörtern, auch sich nicht scheuen, von der Gegenwart und ihren Bedürfnissen zu reden.

Besonders aber sind es drei Dinge, die eine eifrigere Pflege verdienen, als ihnen bisher zuteil geworden ist. Bei der Pflege des Hebräischen wird naturgemäss in erster Linie die Bibel traktiert; ihre Erklärung steht im Vordergrunde. Aber mit Bibelexegese ist nicht genug geschehen; auch die Bibelkritik fordert unbedingt ihr Recht.

Ein zweites ist, eine stärkere Pflege der Geschichte und Literatur. So eifrig ältere Zeit und Mittelalter gelehrt wird, auch die neueste Zeit müsste in den Kreis der Studien gezogen werden. Es erscheint mir wünschenswert und erforderlich, auch den Anteil der Juden an der Weltliteratur darzulegen; aus diesem Grunde wäre es von hervorragender Bedeutung, gerade dem Einflusse der Juden auf die Literatur anderer Völker, dem Anteile, den sie an solcher fremden Entwicklung genommen und den Urteilen nachzugehen, die sie von den Schriftstellern der verschiedensten Zeiten erfahren haben.

Als das Dritte und fast als das Wichtigste sei die Pädagogik genannt. Die Pflege des jüdischen Religionsunterrichts hat in dem letzten Jahrzehnt, nicht nur in der Berliner Gemeinde einen ungeahnten Aufschwung genommen. Es gibt jetzt gewiss, alles zusammengerechnet, 30 jüdische Religionsschulen allein in Berlin. Die an diesen Anstalten wirkenden Lehrer rekrutieren sich, wenn auch keineswegs ausschliesslich, so doch wesentlich aus unserer Lehranstalt. Diese aber sind zu diesem Berufe in keiner Weise vorbereitet. Gewiss kann man auch auf den Lehrer das von dem Dichter gebrauchte Wort übertragen, dass der Lehrer geboren und nicht gemacht werde, aber in viel höherem Grade als der Poet bedarf der Lehrer Kunstgriffe, kleiner und grosser Mittel, der Fähigkeit, seinen Stoff zu ordnen, kurz eine Lehrmethode, die ihm durchaus überliefert werden muss. Es genügt nicht, dass dies alle zwei oder vier Jahre geschieht, eine solche Vorlesung müsste vielmehr jedes Halbjahr gehalten werden, sie müsste begleitet sein von einer Geschichte des jüdischen Religionsunterrichts, von einer Kritik der bestehenden Lehrbücher, vor allen Dingen von praktischen Uebungen. Es dürfte kein Zögling der Lehranstalt eine Religionsstunde an einer Schule erteilen, der nicht mindestens ein Jahr unter der ständigen Aufsicht eines Dozenten wirklich gelehrt und die Methodik des Unterrichtes praktisch bewährt hätte.

Zu der Schaffung solcher Einrichtungen und solcher Stellen bedarf es sehr grosser Mittel. Den bisherigen Wohltätern und Spendern, den vielen Mitgliedern, besonders denen, die eifrig bemüht sind, immer neue Gönner herbeizuziehen, soll der Dank nicht verkümmert werden. Aber es ist immer noch nicht genug geschehen. Manche Ge-

meinden in erster Linie die Berliner, aber auch manche anderen deutschen Gemeinden haben ihre Pflicht erkannt, diese Anstalt zu unterstützen. Denn da sie alle Teile Deutschlands mit Theologen versorgt, so ist sie wert, in ihren Anstrengungen gefördert zu werden, aber wie viele Gemeinden, wie viele Private lehnen es ab, einer solchen Anstalt Mittel zu gewähren. Es ist schon oft genug den Wohltätigen gepredigt worden, dass es nicht genügt, Arme und Kranke zu unterstützen, sondern dass es nötig ist, in erster Linie den Geist zu pflegen.

Und so sei dieser Tag besonders bestimmt zu einem Appell an die Reichen. Ihnen, besonders denen, die der Theologie abgeneigt sind, sei es gesagt: Hier ist keine theologische Pflanzstätte, sondern ein allgemeines jüdisches Bildungsinstitut. Hier liegt der Keim für eine gedeihliche Zukunft, für die Lehrer und Führer einer kommenden Generation. Das Wort, „es ist der Geist, der sich den Körper baut", sei besonders denen zugerufen, die nur für Kranke eine offene Hand und ein mildes Herz haben. Wer den geistig Strebenden die Zukunft erleichtert, der beugt vor und bereitet ein gesundes Geschlecht.

Das Heim ist gegründet, es steht zwischen der Hauptsynagoge und der Universität. Es soll beeinflusst und gekräftigt werden durch Religion und Wissenschaft. Es dient der Religion, nicht einer Partei. Es ist der Wissenschaft bestimmt, die nur die Wahrheit verlangt und nur in Freiheit gedeiht.

Man hat in neuerer Zeit oft das Schlagwort von der „fröhlichen Wissenschaft" gebraucht, es mag auch hier seine Anwendung finden. Was hier gelehrt und gelernt wird, sei nicht totes Wissen, sondern ein lebendiger Schatz. Was Goethe einmal von der Geschichte sagte: „Das Beste, was wir von ihr haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt", das gelte von der Wissenschaft, die hier gelehrt wird: mit den Kenntnissen, die Freudigkeit sie zu verbreiten, die Verklärung des Geistes, der Opfermut, in ihr zu leben und für sie zu wirken. Denn das Panier sei: „Wissenschaft und Leben": sich nicht der Gegenwart entfremden, sondern frohgemut für sie arbeiten in der Hoffnung und in dem Bewusstsein, dass der redlichen Arbeit die Zukunft gehört. Und so sei es gestattet, diesem Wunsche nach Vereinigen von Wissenschaft und Leben einen Goetheschen Vers als Geleitwort mitzugeben:

Was ist denn die Wissenschaft?
Sie ist nur des Lebens Kraft.
Ihr erzeuget nicht das Leben,
Leben muss erst Leben geben.

ABRAHAM GEIGER ALS LEHRER.

Von Oberrabb. Prof. D. G. Klein, Stockholm.

Am 19. Oktober 1874, drei Tage vor seinem Hinscheiden, schrieb Geiger an eine Freundin: „Heute sind es gerade 42 Jahre, dass ich nach Wiesbaden gefahren, in sorgloser Jugend, um meine Probepredigt dort zu halten. Welch eine Zeit und wie voll des mächtigsten Inhalts! Aber er lastet nicht auf mir, und ich möchte noch eine Reihe von Jahren vor mir haben, um diesen Inhalt zu vermehren."[1]) Nein, der Inhalt des Lebens hat auf Abraham Geiger nicht gelastet, das wird ein jeder bezeugen, der das Glück hatte, in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu den Füssen des Meisters gesessen zu haben. Nach 34 Jahren sehe ich ihn noch lebhaft vor mir, wie er freundlich nach rechts und links grüssend sich anschickte, seine Vorlesung zu beginnen; ich höre noch den Metallklang seiner Stimme, mit der er uns begeistert und begeisternd in die Tiefen seiner Wissenschaft einzuführen suchte. Lange genug hat er darauf gewartet, ein Amt zu bekleiden, zu dem er, wie nur wenige, berufen war; lange genug hatte er sich gesehnt, mit Jüngern der Wissenschaft unmittelbar zu verkehren und mit ihnen jung zu bleiben. In seinen alten Tagen ist ihm endlich sein Herzenswunsch erfüllt worden, und die vielen und bitteren Kämpfe, die hinter ihm lagen, sind bald vergessen, er möchte noch eine Reihe von Jahren vor sich haben, um sein Leben mit einem noch reichern Inhalt zu füllen. Die kampferfüllte zurückgelegte Wegstrecke, sie hat seine Kraft nur gestählt, sie hat ihn jung erhalten. Jetzt konnte er ganz und gar seiner lieben Wissenschaft leben und das „Professorspielen", wie er in einem Briefe an Nöldeke scherzhaft sagt, gewährt ihm wahrhafte Freude. — — Doch über das Schicksal Abr. Geigers ist anders bestimmt worden. Sein Herzenswunsch sollte nicht in Erfüllung gehen. – Die Berliner Gemeinde ist 20 Jahre zu spät gekommen. – Oder trifft der

[1]) S. Abr. Geigers, Nachgel. Schriften 5. Bd. S. 366.

Vorwurf die Breslauer, sie, die das Werden und Wachsen des Riesen mit eigenen Augen geschaut? — Doch das sind nutzlose Fragen und Klagen! Nutzlos auch die Erwägung, wie das heutige Geschlecht der Rabbiner aussehen würde, wenn Abr. Geiger in seiner Jugendkraft, vom heissen Tatendrange erfüllt, zum Leiter eines Rabbinerseminars ernannt worden wäre. — — Ganz plötzlich und unvermutet, ohne vorhergegangene Krankheit, hat die Nacht vom 24. zum 25. Oktober ihn uns für immer geraubt, da ist, um mit dem Talmud zu reden, ein Riss entstanden, den wir Zeit unseres Lebens nicht mehr vernähen und verwinden werden. — Was wollte Geiger? Was wollte er uns, seinen Schülern, beibringen? In seiner Ankündigung der Jüdischen Zeitschrift für Wissenschaft und Leben, Breslau, 30. Dezember 1861, sagt G. über das Programm derselben u. a. folgendes: „Das Bedürfnis eines Blattes freisinnig-religiöser Richtung innerhalb des Judentums, um das Recht dieses Standpunktes nach aussen und nach innen zu vertreten, ist sicherlich vorhanden; einem solchen Bedürfnisse will die Zeitschrift genügen. Mein Standpunkt für Wissenschaft und Leben hat unterdessen nicht gewechselt: noch heute wie ehedem bleibt mein Ziel die Anerkennung der fortschreitenden geschichtlichen Entwicklung im Judentume, die scharfe Hervorhebung seines wesentlichen und dauernden Gehaltes, die Bedeutung seines weltgeschichtlichen Einflusses, die würdige Darstellung seines geistigen Inhalst, die Kräftigung seines Lebensprinzips zur Ueberwindung aller überlebten zeitlichen Gestaltungen zu erwirken." — Kürzer ist dies Programm ausgedrückt in dem Wahlspruch, der unter dem Bilde Geigers, aus der Breslauer Zeit, zu lesen ist: „Aus der Vergangenheit schöpfen, in der Gegenwart leben, für die Zukunft wirken."



Abraham Geiger.
Dozent 1872—1874.

Dieses Programm hat Geiger nach Berlin mitgebracht, ihm ist er bis zum letzten Atemzuge treu geblieben. Und in der kurzen Zeit, in der es ihm nun beschieden war, an der

„Hochschule" zu lehren, hat er keine heiligere Aufgabe gekannt, als in diesem Geiste zu wirken. So hat er aus Kether Thora, aus der Krone der Wissenschaft, die ihn geschmückt, reichlich ausgeteilt Splitter von Gold und Edelgestein. Er hat aber ausserdem noch für seine Schüler ein goldenes Herz gehabt. Wie ein Vater um seine Kinder besorgt ist, so war seine Sorge um seine Schüler. Der Vielbeschäftigte, von allen Seiten in Anspruch Genommene, hatte stets Zeit für sie. Er hatte ein offenes Ohr, wenn es galt, wissenschaftlichen Rat zu erteilen, und eine offene Hand, wenn es galt, materielle Not zu lindern. Doch am bedeutungsvollsten erschien er uns auf dem Katheder. Voll Geist und Leben war seine Vortragsweise, glänzend und gedankenvoll seine Beredsamkeit, tief sein Eindruck, und sein unermüdlicher Eifer wurde durch die gespannteste Aufmerksamkeit und die innigste Anhänglichkeit, Liebe und Verehrung belohnt. Man muss G. gesehen und gehört haben, wenn es in einem Vortrage galt, den Jüngern zu demonstrieren, wie man Resultate der Wissenschaft im praktischen Leben verwerten soll; da war alles an ihm Geist und durchgeistigt. Da kannte seine Wahrheitsliebe keine Grenzen. Freiheit! war seine Parole. Freiheit in Gewissen und Glauben; Freiheit in der Wissenschaft; Freiheit im Leben der Völker, wie im Leben des Einzelnen! — Er konnte alle Tonarten anschlagen, galt es das Lob der Freiheit zu singen, zum Kampfe für sie zu ermuntern. — So steht er noch heute vor mir, mahnend und warnend, als ein furchtloser Kämpfer für die Rechte der Vernunft und des freien Gewissens. So höre ich ihn noch heute mit seiner Donnerstimme dem schwer geprüften Israel zurufen: „Erhebe dich Israel, in vollem Schmuck des Geistes und bahne der freien Erkenntnis, die den wahren Glauben bedingt, weite Gassen. Darum weg mit allem Schein und aller Aussenfrömmigkeit, denn nur die innere Gesinnung heiligt. Raffe dich auf, Israel! Es ist lange genug an Dir herumgepfuscht und gekünstelt worden. Weg mit allen künstlichen Wiederbelebungsversuchen! Du hast einen lebendigen Gott, der sich offenbart in der Geschichte. Und mit Händen zu greifen ist seine Offenbarung in deiner eigenen Geschichte. Du hast einen Quell, den deine Geistesfürsten, den deine heiligen Propheten und Psalmisten gegraben. Schöpfe aus ihm und du wirst dich verjüngen und reifen für die wahre Freiheit. Es ist Zeit, dass du dich allen unnützen, deine Sittlichkeit und deine Erbauung nicht fördernden Umzäunungen entwindest. Führe deinen Kampf ums Recht mit Würde und tritt als Mann auf und nicht als Sklave. — Israel, du musst dich wieder auf deine heilige Aufgabe besinnen! Das ist das Eine! Dabei vergiss nimmer, dass du ein Glied bist an dem grossen Menschheitsorganismus. Aus deiner Gotteslehre folgt die Einheit des Menschengeschlechts. Du hast der Menschheit den Dekalog geschenkt. In deiner Bibel ist zuerst das grosse Gebot der Liebe verkündet worden. Noch sind deine Wurzeln nicht verdorrt, noch strömt Lebenskraft aus ihnen. Nur an dir Israel liegt es, zu wollen, recht zu wollen, dann wirst du noch eine Zukunft haben und der Menschheit zum Segen werden. Darum auf Israel! Sammle dich wieder um eine Idee, um deine Uridee, und die Spuren des Drucks, die noch an dir haften, werden bald getilgt sein, und eine späte Zukunft wird dankerfüllt von deinen Geistestaten zeugen." — So hat Geiger uns, seine Schüler, das Judentum erfassen und lieben gelehrt. So redet er noch heute aus seinen Schriften zu uns. O, dass wir auf seine Stimme hören!

DIE DOZENTEN DER LEHRANSTALT UM 1890.

Von Rabb. Dr. Max Joseph.

Als ich beim Beginn meiner theologischen Studien mich unter den bestehenden Rabbiner-Bildungsanstalten für die „Hochschule" entschied, da war für mich hauptsächlich der Umstand ausschlaggebend, daß ich hier völlig freie Bahn für meine theologische Entwicklung zu finden hoffte. Der Gedanke, mit meiner Überzeugung irgendeinem Zwange zu unterstehen, ist mir stets unerträglich gewesen.

Bunt genug war auch, wie von Anfang an, das Lehrerkollegium zusammengesetzt. Jeder junge Theologe wurde dadurch schon selbst gezwungen, seinen eigenen Weg zu suchen. Die Wissenschaft des Judentums wurde an der Anstalt gelehrt, seine Theologie mußte sich jeder selber aufbauen.

Da war an dem einen Ende, am weitesten rechtsstehend, der selige Joel Müller. Ein Mann von großer talmudischer Gelehrsamkeit und einer seltenen, fast zaghaften Bescheidenheit. Dogmatisch hatte er den



Dr. P. F. Frankl.
Dozent 1877–1887.



Dr. David Cassel.
Dozent 1872–1893.

orthodoxen Standpunkt wohl überwunden, aber in der Praxis hielt er doch mit ehrfürchtiger Liebe an den talmudischen Normen fest. Eine theoretische Begründung seines Standpunkts hat er wohl kaum je zu geben versucht. Wie manch anderer unter den neueren Talmudisten war er in seine talmudische Welt ganz eingesponnen. Wer den großen, bewunderungswürdigen Ernst der Heroen dieser Welt kennt und den milden Zauber, der von ihnen ausgeht, der wird die heilige Scheu vor der Autorität der frommen Schriftgelehrten immerhin begreiflich finden. Müller besaß auch die natürliche, starke Frömmigkeit des talmudisch-mittelalterlichen Judentums. Mit der Ruhe eines wahren Frommen erwog und riet er vor seinem Tode, wie es bis zur Berufung eines neuen Dozenten mit den von ihm vertretenen Disziplinen gehalten werden sollte. „Sterbe meine Seele den Tod der Gerechten! Möge mein Ende dem seinen gleichen!"

Müller am nächsten stand David Cassel. In seinen jungen Jahren war Cassel, wie sein Bruder Selig, der spätere Paulus, ein heftiger Gegner der Reform gewesen. Der Fortschritt der Zeit hatte seinen Eifer gemäßigt, er schien sich jedoch mehr und mehr auf sich selbst und seine Wissenschaft zurückzuziehen. Nie habe ich aus seinem Munde ein Wort über seinen Standpunkt gehört. Er machte auf mich stets den Eindruck eines kerzengeraden, geschlossenen, aber auch, bei allem Humor und aller Jovialität, verschlossenen Charakters. Seine Liebe zur „objektiven" jüdischen Wissenschaft hatte hierin unzweifelhaft ihren tiefsten subjektiven Grund. Der Gang der Dinge hat ihm schwerlich gefallen, doch schien er seinen Frieden mit ihm gemacht zu haben.

Dann kam Maybaum, der praktische Theologe, der gewandte Lehrer der Homiletik. Er redete einer besonnen und langsam fortschreitenden Reform das Wort. Eine tiefere theoretische Begründung dieses



Dr. Martin Schreiner.
Dozent 1894–1903.



Dr. Israel Lewy.
Dozent 1872–1883.



Dr. Joel Müller.
Dozent 1884–1895.



Dr. J. Elbogen, Berlin.
Dozent seit 1902.



Dr. Yahuda, Berlin.
Dozent seit 1905.



Dr. Baneth, Berlin.
Dozent seit 1895.

Standpunkts gehörte stets zu seinen sehnlichsten Wünschen. Vielen jungen Theologen ist er, besonders während meiner Studienzeit, ein Führer gewesen.

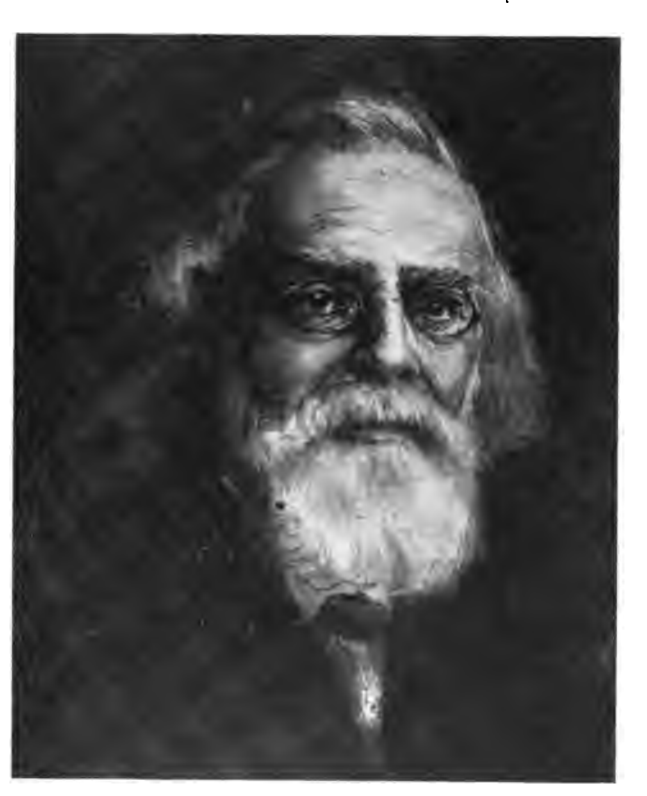
Am äußersten linken Ende schien Haim Steinthal zu stehen. Ich glaube auch, daß seine tiefe Religiosität und seine heiße Liebe zum Judentum von manchem der Hörer nicht recht erkannt wurden. Das kam wohl hauptsächlich daher, daß in seinen Kollegien vor allem die scharfe, rücksichtslose Kritik seines Verstandes in den Vordergrund trat. Wohl kaum ein anderer Bibelkritiker zerriß die heiligen Texte in so viel Stücke, wie er. In Wirklichkeit aber war er der Typus des großen, vornehmen jüdischen Geistes. Sein Herz war ganz und gar von einer heiligen religiösen Sehnsucht erfüllt, mit seinem Verstande aber bohrte er unablässig in den Tiefen des Welträtsels. Der Prophet Jeremia, der angesichts seiner widrigen Schicksale und des Weltlaufs gar manchmal vom Zweifel grausig gepackt wurde, auch mancher mit seinem Glauben ringende Psalmdichter, am meisten vielleicht der erhabene Verfasser des Buches Hiob, können hier zum Vergleich herangezogen werden. Es ist wohl kein bloßer Zufall, daß Steinthal in dem 73. Psalm, vielleicht dem schönsten der bezeichneten Art, die höchste und reinste Religiosität ausgedrückt fand. Die Worte „die Nähe Gottes, sie ist mein Gut" enthalten nach seiner eignen Äußerung das Glaubensbekenntnis seines Herzens. Als ein echter Diener des Gottes, dessen Insiegel die Wahrheit ist, und also aus einem stark ethischen Grundtriebe heraus ein von glühendem Verlangen erfüllter Wahrheitssucher, übte er eine haarscharfe Kritik selbst am Heiligsten. Auch das war ihm Gottesdienst. Ein echter Sohn Jakobs, ein wahrer Israelit, rang er für und mit Gott, und des Kampfes anstrengende Arbeit breitete eine stille, tiefe Wemut über sein Wesen. Wer konnte ihm, dem stillen Kämpfer, dem großen Denker, dem erhabenen Geiste, dem reinen Menschen mit dem kindlich schlichten Gemüte zu Füßen sitzen, ohne von heiliger Ehrfurcht erfaßt zu werden? Er war einer der edelsten und größten Söhne Israels im neunzehnten Jahrhundert. Ihn gekannt, in seine Seele geschaut zu haben, ist ein reicher Gewinn für das ganze Leben.

Prof. Dr. Maybaum, Berlin.
Dozent seit 1888.

ERINNERUNGEN AN CHAJIM STEINTHAL.

Von Dr. Simon Bernfeld.

Steinthal gehörte zu den wenigen Gelehrten und Schriftstellern, die bei persönlicher Bekanntschaft nicht enttäuschen, sondern im Gegenteil die Bedeutung und Wirkung ihrer Schriften noch erhöhen. Wer ihn einmal sprach, gewann gleich die Ueberzeugung, dass er das, was er schrieb, auch lebte. In ihm war nichts von Phrase, von gedankenloser Gewohnheit; er war von antiker, oder sagen wir ebenso richtig, von altjüdischer Wahrhaftigkeit und von streng ernster Auffassung des Lebens. Ebenso wie er ungekünstelt und doch fesselnd schrieb, war er auch in der mündlichen Unterhaltung von bezaubernder Natürlichkeit und Einfachheit. Die Persönlichkeit Steinthals bot eine eigentümliche Erscheinung; sie war eine wundervolle Spielart des jüdischen Wesens, wie es sich im modernen Leben auf dem Boden der europäischen Bildung, aber in der Natur des jüdischen Volkes wurzelnd ausgebildet hat. Steinthal vereinigte in sich die tiefe Religiosität eines Bachja ibn Bakuda, die echte schriftstellerische Bescheidenheit und Klarheit eines Raschi, die philosophische Weltanschauung des klassischen Hellenismus und die ganze Modernität eines vornehm gebildeten deutschen Juden. Diese Synthese bildete die Eigenartigkeit seiner bezaubernden Persönlichkeit.



Chajim Steinthal.
Dozent 1872—1899.

Zum erstenmale habe ich Steinthal im Mai 1883 in einer öffentlichen Versammlung sprechen hören. Es war dies anlässlich der Enthüllung der beiden Humboldt-Denkmäler vor der Universität in Berlin. Am Abend nach der Enthüllungsfeier hielt Steinthal im Rathaussaal die Gedenkrede auf die Brüder Humboldt, insbesondere auf Wilhelm v. Humboldt, als dessen geistigen Schüler man Steinthal zu bezeichnen pflegte. Die geistige Elite von Berlin war zu diesem Vortrage erschienen. Ich kann mich nicht mehr erinnern, welchem günstigen Zufall ich damals die Zulassung zu der Feier im Rathause zu verdanken hatte. Wenn jemand äusserlich zu einem öffentlichen Vortrage, dazu noch bei einer solchen Gelegenheit, völlig ungeeignet war, so schien es Steinthal zu sein. Seine Sprache war von der denkbarsten Einfachheit, das Organ schwach und unschön. Er konnte auch nicht eine Minute, ohne das Manuscript vor Augen zu halten, sprechen. Bei den ersten Worten, mit denen er seinen Vortrag begann, empfand man ein Gefühl der Beklemmung und der Beängstigung. Aber bereits die ersten Sätze fesselten die illustre Zuhörerschaft. Jeder weitere Satz rief geradezu eine Bewegung hervor, und alle im Saale folgten den Worten des Redners mit einer Aufmerksamkeit, wie eine andächtige Gemeinde der Predigt eines gottbegeisterten Redners lauscht. Nie habe ich eine solche Wirkung eines Vortrages bei völligem Mangel aller äusseren Hilfsmittel gesehen, wie an jenem Tage. Die Festrede Steinthals war eine Sensation und wurde in der Presse eingehend und rühmend besprochen.

* * *

Im Auditorium der Lehranstalt der Wissenschaft des Judentums bot Steinthal eine nicht minder merkwürdige Erscheinung. Sein Fach war Bibelkritik und Religionsphilosophie. Das Eigentümliche dabei war, dass Steinthal sehr wenig vom Kritiker an sich hatte. Ihm fehlte die philologische Objektivität, die bei der Bibelkritik unerlässlich ist. Die Bibel war ihm nicht nur die Quelle der Religion und der Religiosität, sondern auch der Inbegriff aller poetischen Schönheit. Wer in diesem Buch die höchste Ethik und Aesthetik vereinigt findet, ist zum Bibelkritiker nicht geschaffen. Ich erinnere mich, wie er eines Tages über das Buch Ruth las. Es fiel ihm gar nicht ein, diese liebliche Idylle, die, was ihre poetische Schönheit betrifft, sicherlich einzig in der Weltliteratur dasteht, kritisch zu sondieren und auf ihre geschichtliche Grundlage zu prüfen, wie es etwa Abraham Geiger in seiner „Urschrift“ getan hat. Steinthal versuchte vielmehr, uns die un-



Justizrat Lilienthal, Berlin.
Syndikus der Jüdischen Gemeinde.
Hörer 1876—1878.

vergleichliche Schönheit der biblischen Epik zu schildern: wie das unglückliche Weib Noomi zuerst ihren Mann verliert und dann ihre beiden verheirateten Söhne, und in der Fremde mit ihren Schwiegertöchtern arm und verlassen zurückbleibt. Steinthal las uns vor, wie der Erzähler diese Ereignisse einfach und doch so ergreifend schildert. Als er zu dem Satz kam: „sie erhuben ihre Stimme und weinten", weinte er selbst mit und musste die Vorlesung abbrechen. Er war von der Tragik der Dichtung aufs tiefste ergriffen. Aehnliches geschah auch einmal, als er über die Geschichte der versuchten Opferung Isaaks las, über welches Kapitel der Bibel eine fast unübersehbare Kritik-Literatur vorhanden ist. Steinthal befasste sich ganz und gar nicht mit der religionsgeschichtlichen Seite dieser Erzählung, sondern mit der Schönheit der Darstellung. Die ästhetische Betrachtung überwog bei ihm immer die Kritik. Allerdings ging er dabei oft von der altklassischen Auffassung aus. So konnte er beispielsweise der ebenso natürlichen, wie heissen Sehnsucht nach Liebe, wie sie im Hohelied zum Ausdruck gelangt, recht wenig Geschmack abgewinnen. Bei einer mündlichen Unterhaltung äusserte er mir gegenüber seine Abneigung gegen die schwülstige Sprache, wie er sich ausdrückte, dieser Dichtung. Er liebte weder die kühnen Bilder, deren sich der Dichter bedient, noch den heissen Atem der Liebenden, die ihre Sehnsucht so offen und natürlich aussprechen. Das war nicht nach seinem Geschmack.



Rechtsanwalt Plotke, Frankfurt a. M.
(gest. 1903.)
Hörer 1876—1878.

* * *

In gewissen Kreisen galt Steinthal bezüglich seiner religiösen Anschauung als radikal; viele behaupteten sogar, er sei Atheist. Nun, was seinen Atheismus betrifft, dürfte man wohl auf ihn das Wort anwenden, das einst Hegel über Spinoza aussprach: „Nicht Atheismuss lehrte er, sondern Akosmismus", die Verneinung des Materiellen und des Vergänglichen und die Hervorhebung des Göttlichen in allem menschlichen Denken und Tun. Ich habe oft, während ich der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums als Hörer angehörte, in manchen Kreisen halb verwundernd und halb missbilligend die Klage gehört, dass ein solcher Freidenker wie Steinthal an einem Institut mitwirken konnte, dessen Hauptzweck auch schon damals die Ausbildung von Rabbinern war. Mag man aber dazu sagen, was man will, ich habe niemals einen frommeren Juden gesehen, als Steinthal einer war. Allerdings darf man dies nicht im landläufigen Sinne nehmen. Steinthal war eine religiöse Natur und hing ebenso mit allen Fasern seines Lebens am Judentum. Aber seine Frömmigkeit und sein Judentum schöpften nicht beide aus ein und derselben Quelle. Es dürfte den meisten seiner Schüler bekannt sein, dass Steinthal keinem jüdischen Religionsphilosophen eine solche innige Verehrung zollte, wie dem bereits erwähnten Bachja ibn Bakuda. Also auch in der Religionsphilosophie liebte Steinthal nicht etwa die Kritik und die Analyse, sondern das Positive. Dass er gerade Bachja so gern las und ihn für den Religionsphilosophen hielt, zeigt deutlich, dass bei ihm das Religiöse die Hauptsache war, das Gottvertrauen und das Leben in Gott, wie es Bachja lehrt. Indessen ist dies nicht gerade das Jüdisch-Religiöse, wie ja bekanntlich das Buch der „Herzenspflichten" des Bachja nur eine Nachahmung beinahe eine Uebersetzung eines ähnlichen arabischen Volksbuches ist. Denkt man sich statt der Bibelverse in diesem Buche solche aus dem Koran, so eignet es sich auch für fromme, gottvertrauende Islamiten. Steinthal war somit



Dr. Bernfeld, Berlin.
Hörer 1883—1886.



Rabb. Dr. M. Warschauer,
Berlin.
Hörer 1890 - 1899.



Rabb. Dr. Hochfeld,
Berlin.
Hörer 1888—1897.



Rabb. Dr. Blumenthal,
Berlin.
Hörer 1884—1892.



Rabb. Dr. Joseph,
Stolp.
Hörer 1890—1899.

religiös, aber nicht konfessionell. Gleichzeitig aber hing er am Judentum als geschichtlicher Erscheinung, an dem, was das jüdische Volk unvergänglich macht. Das war aber nicht mehr Religion, sondern geschichtliches Bewusstsein, so dass sich Steinthals Judentum auch mit der freiesten Weltanschauung vereinigen liess. Er war als Lehrer der Religionsphilosophie nicht an seinem Platze, weil ihm das Revolutionäre in den grossen jüdischen Religionsphilosophen fremd war; aber er selbst lehrte Religionsphilosophie im modernen Sinne, d. h. er zeigte, wie man auf der Höhe der philosophischen Weltanschauung und der nichtkonfessionellen Ethik stehend, religiös und ein überzeugter Jude sein kann. Denn Steinthal war dies, er der so wahrhaftig und aufrichtig war, der nichts aus Gedankenlosigkeit tat oder sprach, der stets Selbstschau hielt und seine Ueberzeugung immer von neuem einer gründlichen Prüfung unterzog.

* * *



Rabb. Dr. Lucas,
Glogau.
Hörer 1892—1899.



Dr. Neumann, Berlin.
Sekretär des D. I. G. B.
Hörer 1889—1892.

Ich habe oben bemerkt, dass Steinthal die ungekünstelte Bescheidenheit unseres Raschi zeigte. In manchem Semester pflegte er auch Bibelexegese zu lesen, in seiner Art, als Bibelkritik und Bibelforschung. Diese Vorlesung war zu meiner Zeit seminaristisch gehalten. Er las nicht vor, sondern mit seinen Hörern. Da pflegte er oft, wenn ihm eine Bemerkung eines Hörers gefiel, in rührender Bescheidenheit zu äussern: Das habe ich nicht verstanden, oder: Das habe ich nicht gewusst. Derartige Aeusserungen erinnerten oft an die den deutschen Juden früherer Jahrhunderte nachgerühmte Naivität (Themimut), die wir an Raschi so sehr bewundern. Dieser unvergleichliche Bibel- und Talmuderklärer macht manchesmal die Bemerkung: diese Stelle v r-mag ich nicht zu erklären, obwohl er doch darüber hätte hinweggehen können. Er schämte sich eben nicht, den Hörern einzugestehen, dass er etwas nicht wusste. Durch diese Art ehrlicher Bescheidenheit war Steinthal auch dem jüngsten seiner Schüler gegenüber: wohlwollend und nachsichtig, gütig und milde. Nichtwissen war bei ihm kein Fehler, dessen sich jemand zu schämen hätte. Er forderte nur von jedermann Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit.

So war er, wie selten einer, geeignet, Rabbiner, d. h. Volkslehrer zu erziehen und auszubilden, und ich möchte auch auf ihn das alt mischnaëtische Wort anwenden: „Rabbi! Wer sich von dir lossagt, sagt sich vom Leben los.“



Rabb. Dr. S. Poznanski,
Warschau.
Hörer 1890—1895.



Rabb. Dr. D. Neumark,
Berlin.
Hörer 1892—1897.



Oberrabb. Prof. Dr. Klein.
Stockholm.
Hörer 1872—1876.



Rabb. Dr. Herm. Vogelstein,
Königsberg i. Pr.
Hörer 1894—1895.



Rabb. Dr. J. Galliner,
Charlottenburg.
Hörer 1897—1903.



Rabb. Dr. Samuel,
Essen.
Hörer 1888—1894.

WAS MICH ZUR HOCHSCHULE FUEHRTE.

Von Prof. Dr. K. Vollers.

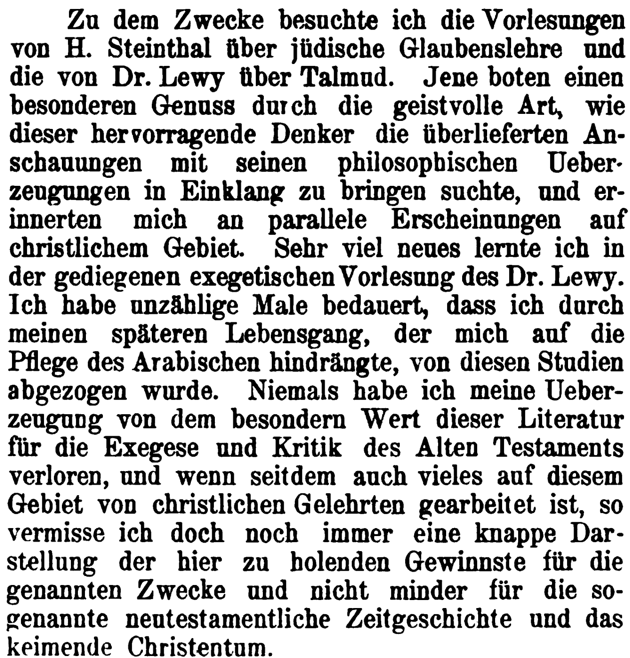


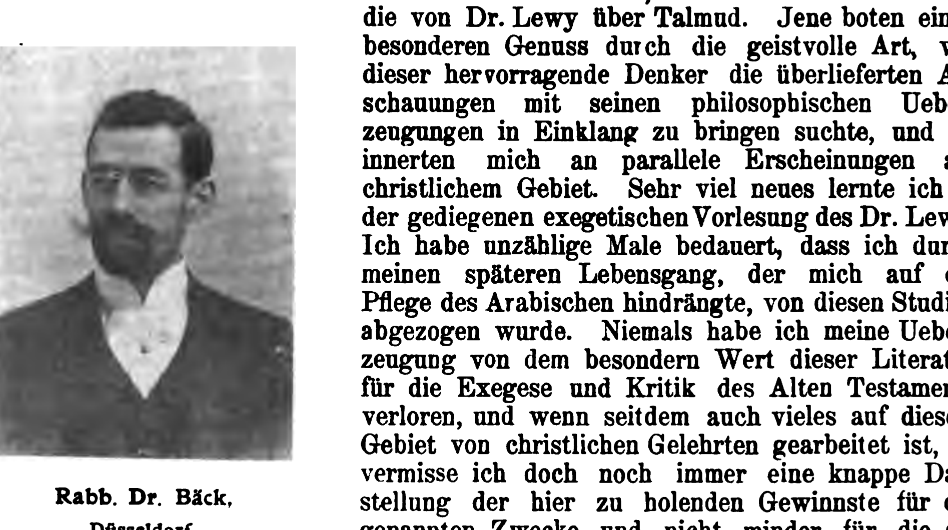
Rabb. Dr. Walter,
Dessau.
Hörer 1891—1897.



Rabb. Dr. Kalischer,
Bonn a. Rh.
Hörer 1885—1892.

Als ich im Herbst 1877 die Universität Berlin bezog, um dort evangelische Theologie und Orientalia zu studieren, wendete ich mich an Herrn Professor Dr. H. Steinthal, mit der Bitte, mich auch zum Besuch der Vorlesungen an der damals meist nach Abr. Geiger genannten Lehranstalt (oder Hochschule) für die Wissenschaft des Judentums in Berlin zuzulassen. Meine Bitte wurde gewährt, und ich war während des Winters 1877—78 Zuhörer dort. Die Gründe meines Besuchs dieser Lehranstalt liegen nicht ferne. Ich hatte die Ueberzeugung gewonnen, dass die ältere, in der „Zerstreuung“ ausgebildete Wissenschaft der Juden bei weitem noch nicht genügend für die Zwecke der Exegese des Alten Testaments, der Geschichte des Kanons usw. nutzbar gemacht sei, und wollte mich durch tieferen Einblick in diese Literatur für alttestamentliche Studien rüsten.





Zu dem Zwecke besuchte ich die Vorlesungen von H. Steinthal über jüdische Glaubenslehre und die von Dr. Lewy über Talmud. Jene boten einen besonderen Genuss durch die geistvolle Art, wie dieser hervorragende Denker die überlieferten Anschauungen mit seinen philosophischen Ueberzeugungen in Einklang zu bringen suchte, und erinnerten mich an parallele Erscheinungen auf christlichem Gebiet. Sehr viel neues lernte ich in der gediegenen exegetischen Vorlesung des Dr. Lewy. Ich habe unzählige Male bedauert, dass ich durch meinen späteren Lebensgang, der mich auf die Pflege des Arabischen hindrängte, von diesen Studien abgezogen wurde. Niemals habe ich meine Ueberzeugung von dem besondern Wert dieser Literatur für die Exegese und Kritik des Alten Testaments verloren, und wenn seitdem auch vieles auf diesem Gebiet von christlichen Gelehrten gearbeitet ist, so vermisse ich doch noch immer eine knappe Darstellung der hier zu holenden Gewinnste für die genannten Zwecke und nicht minder für die sogenannte neutestamentliche Zeitgeschichte und das keimende Christentum.



Rabb. Dr. Bäck,
Düsseldorf.
Hörer 1894—1897



Dr. Barol, Berlin.
Bibliothekar.
Hörer 1884 -1891.

AUS DEM LEBEN DER LEHRANSTALT.

Von Dr. Max Eschelbacher.

Die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums zieht in diesen Tagen in ihr neues Heim ein. Damit beginnt, mindestens äußerlich, ein neuer Abschnitt ihrer Geschichte, und es ist vielleicht auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse, nochmals einen Blick auf das Leben und Treiben zu werfen, wie es in den letzten Jahren im alten Gebäude in der Lindenstraße sich abgespielt hat.

Die Freude über die Übersiedlung ins neue Haus wird groß sein, größer vielleicht noch die Genugtuung über den Auszug aus dem alten, denn dieses war wie ein Symbol der engen Verhältnisse, unter denen die Wissenschaft des Judentums sich entwickelt hat.

Auf einer hölzernen Treppe stieg man zur Anstalt empor und befand sich bald auf einem Vestibül von 2 Meter Länge und anderthalb Meter Breite. Wie es für eine Hochschule sich geziemt, hing hier ein schwarzes Brett, das, abgesehen vom Verzeichnis der Vorlesungen, eine Liste der „kleinen Propheten" enthielt, der Hörer, die im laufenden Semester im homiletischen Seminar eine Übungspredigt halten wollten. Dann gings links in einen länglichen Gang hinein, der im Sommer halb, im Winter ganz dunkel war, und während der Pausen nur spärlich durch die glühenden Zigaretten einiger Hörer erhellt wurde. Links öffnete sich eine Tür zur Bibliothek, deren oberste Leitung in den Händen des Herrn Dr. Barol liegt. Hier entfaltete sich ein reges Leben, auf das vom Ofengesims her stumm die Büste eines alten jüdischen Gelehrten blickte.



Oberrabbiner Dr. Löw, Szegedin.
Hörer 1872—1878.

Und nebenan ist der Hörsaal, der Hörsaal schlechthin, denn die Lehranstalt besaß bisher keinen anderen. Ein großer, schöner Raum. Die Vorderwand ziert ein vorzügliches Porträt von Moses Mendelssohn, an der Hinterwand erblicken wir das Bild Steinthals, der auch einmal hier doziert hat, an der Seite pocht eintönig die Wanduhr, wenn sie nicht gerade stehen geblieben ist, was nicht selten vorkam.

Und nun wird es Zeit, von den Männern zu sprechen, die hier unterrichten. Das Verhältnis der Schüler zu ihrern Lehrern wird bedingt durch die Eigenart des rabbinischen Studiums. Wir haben keine Lehrbücher. Was wir lernen, müssen wir aus den Quellen selber schöpfen. Das hat seine Schattenseiten, denn das Quellenstudium ist mühsam, und auch einem fleißigen Menschen wird es kaum möglich sein, schon in der Studienzeit



Dr. A. Kaminka, Wien.
Sekretär der A. I. U. in Wien.
Hörer 1889—1891.



Rabb. Dr. G. Oppenheim, Mannheim.
Hörer 1883—1890.



Prof. E. G. Hirsch. Prediger, Chicago.
Hörer 1873—1877.



Prof. Richard Gottheil.
Hörer 1882—1885.



Prof. Salomon Schechter,
Direktor des Rabbiner-Seminars in New-York.
Hörer 1879—1883.



Gruppe der derzeitigen Hörer der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums."
Spezial-Aufnahme für „Ost und West".

eine gründliche Kenntnis des ganzen Gebiets der jüdischen Wissenschaft zu gewinnen. Aber das ist doch nur die Kehrseite einer Lichtseite, und auf anderem Weg ist ein Eindringen in die Wissenschaft schwer möglich. Nicht Werke über Bibel und Talmud werden hier besprochen, sondern Bibel und Talmud selber. Damit aber verwandelt sich mit Notwendigkeit die in anderen Disziplinen übliche systematische Vorlesung in eine Diskussion zwischen Lehrer und Schüler. die sich infolgedessen ganz anders nahe treten, als der Student und der Professor auf der Universität. Diese lernen sich vielleicht im Examen zum erstenmal kennen, auf der Lehranstalt aber ist jeder Tag ein kleines Examen, wo der Hörer dem Dozenten Rede zu stehen hat.

Das dienstälteste Mitglied des Lehrerkollegiums ist Professor Dr. Maybaum. Er lehrt Midrasch und praktische Theologie, d. h. Pädagogik und Homiletik. Die Krone seines Unterrichts aber sind die homiletischen Übungen. Ein Hörer predigt, die andern hören zu, kritisieren, der Redner repliziert, und schließlich gibt Maybaum ein zusammenfassendes Urteil über Rede und Kritik, in der er häufig die feinsten Beobachtungen aus vieljähriger Praxis mitteilt. Es ist ein kritikfrohes Publikum, das hier dem Redner lauscht, häufig und mit Erfolg bemüht, den Dulder oben auf dem Katheder außer Fassung zu bringen. Es sind nicht nur belehrende, sondern auch heitere Stunden, und die schönsten Blüten eines unfreiwilligen Humors wachsen hier. Schade, daß man nicht alles erzählen kann! Vor einigen Jahren erklärte ein Hörer, er werde bei der nun folgenden Rede die Voraussetzung machen, daß weit und breit im ganzen Land kein Rabbiner zu finden sei, und dann ging er hin und hielt eine Traurede, in der er unverzagt sich selber traute. Wer das Vergnügen hatte, an diesen schönen Stunden Freitags von 8 bis 10 Uhr teilzunehmen, wird stets mit größter Freude an sie zurückdenken

Ein ernsteres Antlitz trägt schon die Talmudverlesung. Im Talmud unterrichten ist keine leichte Aufgabe. Der Stoff ist schwierig und die Hörer sind oft wenig vorgebildet. An der Lehranstalt wird das Fach durch einen großen Gelehrten vertreten, durch Dr. Eduard Baneth. einen Enkel des berühmten Talmudisten Mordechai Baneth. Er gehört der strengorthodoxen Richtung an und versteht es, mit viel Gelehrsamkeit und Geist, bisweilen auch mit blendendem Witz, seine Anschauungen zu vertreten. „Was Wellhausen sagt, ist auch nicht alles Thorath Mosche", hat er einmal auf die Darlegungen eines Bibelkritikers erwidert. Im Unterricht ist er ein Vertreter des Peschat. der einfachen, unverkünstelten Auffassung. Mit hoher Kunst versteht er es, die schwierigsten talmudischen Materien in ihre Elemente aufzulösen, jede Frage von den ersten Quellen bis zum Schulchan Aruch zu verfolgen und schließlich, nach gründlicher Untersuchung jedes einzelnen Punktes, das Ganze vor den Augen seiner Schüler wieder aufzubauen. Dabei beschränkt er sich nicht auf den Talmud allein. Er ist ein Kenner der Mathematik, besonders der Astronomie, und hat, das ist seine jüngste literarische Leistung, die Abhandlung des Maimonides über die Neumondsberechnung in die Sprache der Mathematik unserer Zeit übersetzt. So kann er, frei nach Max Samuel, sagen: „Die Bahnen der Gestirne sind mir so bekannt, wie die Straßen von Berlin."

Literatur und Geschichte lehrt Dr. Ismar Elbogen. Er bemüht sich ganz besonders, zu zeigen, wie Probleme der jüdischen Geschichte nach der exakten Methode historischer Forschung zu behandeln sind. So hat er, um eine seiner bedeutendsten Leistungen zu nennen, vor einigen Semestern in den historischen Übungen, die er leitet, die Geschichte von den vier Gelehrten, eine der bekanntesten Legenden der jüdischen Geschichte, kritisch betrachtet. Vier Gelehrte, so erzählt ein mittelalterlicher Historiker, zogen aus Sura fort, um Spenden für die Lehrhäuser zu sammeln. Unterwegs wurden sie von Piraten gefangen genommen, aber von Glaubensgenossen losgekauft, worauf sie in verschiede-

nen Städten Nordafrikas und Spaniens Lehrhäuser begründeten. Eine Prüfung der gesamten uns überlieferten Nachrichten, insbesondere auch der in der Geniza zu Kairo gemachten Funde, zeigte indes, wie Elbogen damals nachwies, daß die Erzählung, so wie sie berichtet wird, nicht zutreffend ist. Die vier Gelehrten haben garnicht zu gleicher Zeit gelebt, und wichtige Züge sind wörtlich dem Talmud entlehnt. Und doch ist jene Legende von hoher historischer Bedeutung, denn sie bringt zum Ausdruck, wie im X. Jahrhundert die babylonischen Lehrhäuser verfielen und neue in Afrika und Spanien begründet wurden. Für die Kunst einer kritischen und sorgsamen Quellenbetrachtung sind Elbogens Vorlesungen eine vorzügliche Schule.

Das jüngste Mitglied des Kollegiums ist Dr. Yahuda, ein Mann, der viele Städte und Menschen gesehen hat, geboren zu Jerusalem, auf deutschen Universitäten gebildet, englischer Staatsangehöriger. Als er sein Amt an der Lehranstalt antrat, hörte ich nur noch sehr wenig Vorlesungen und kann darum auch nur wenig davon berichten. Aber daß ein Mann, der Arabisch und Hebräisch von Jugend auf fertig spricht, und der die Lebensverhältnisse des Orients aus eigener Anschauung gründlich kennt, zur Erklärung der Bibel vieles sagen kann, was andere nicht wissen können, das ist selbstverständlich.

Wenige Tage noch, und der alte Hörsaal wird geschlossen, ein neues Lehrhaus öffnet seine Pforten. Möge es eine Stätte jüdischen Wissens werden, wo tüchtige Lehrer unterrichten und tüchtige Schüler lernen. Mögen viele Männer aus ihm hervorgehen, auf die der deutsche Rabbinerstand dereinst stolz sein darf! Und wenn auch das neue Heim dereinst alt und morsch wird und zerfällt, dann möge immer noch die Lehranstalt in voller Kraft bestehen, und wenn sie dann, in hundert, in zweihundert Jahren, abermals eine neue Stätte bezieht, dann mögen die Hörer jener Zeit mit ebensoviel Dankbarkeit und Freude von ihren Lehrern sprechen dürfen, wie die heutigen Schüler der Anstalt.

DER NEUBAU DER LEHRANSTALT FUER DIE WISSENSCHAFT DES JUDENTUMS.*)

Allgemeines.

Seit ihrer Begründung war die Hochschule, die heutige Lehranstalt, in Mietsräumen untergebracht, zunächst 1872—1875 in dem Hause Spandauer Brücke 8, sodann im Quergebäude Unter den Linden 4A, von Oktober 1892 ab im Seitenflügel der Synagoge Lindenstrasse 48/52. Die als Wohnungen bestimmten Räume waren für die Zwecke einer Hochschule nicht sehr geeignet. Der langgehegte Wunsch nach Erwerbung eines eigenen Grundstücks konnte infolge des Mangels an Mitteln keine Verwirklichung finden; erst die hochherzige Schenkung des Rittergutsbesitzers Nathan Bernstein ermöglichte die energische Aufnahme des Planes. Allein selbst dann konnte die Angelegenheit keine rechte Förderung finden, weil es an einem geeigneten Platz für die Errichtung des neuen Gebäudes fehlte. Das Kuratorium sowohl wie das Lehrerkollegium wünschten, dass die Anstalt möglichst nahe der Universität liegen sollte. Da die Hörer der Hochschule gleichzeitig die Vorträge der Universität besuchen, musste die Möglichkeit gegeben werden, in recht kurzer Zeit, zumeist in den Zwischenpausen, den Weg von der Universität zur neuen Hochschule zurückzulegen. Es ist klar, dass der Ankauf eines passenden Bauplatzes im Herzen der Hauptstadt auf besondere Schwierigkeiten stiess. Auch waren im Kuratorium verschiedene Ansichten über die Grösse der erforderlichen Bodenfläche vorhanden. Während auf der einen Seite der Wunsch bestand, ein Grundstück zu erwerben, auf welchem die Bedürfnisse der Hochschule nach Massgabe des augenblicklichen Standes für absehbare Zeit in völlig ausreichender Weise befriedigt werden könnten, wurde von anderer Seite geltend gemacht, dass auch auf die Zukunft Bedacht zu nehmen, dass die Möglichkeit einer bedeutenden Vergrösserung der Hochschule zu berücksichtigen sei.

Zahlreiche Angebote wurden bezüglich ihrer Eignung geprüft, bis sich das Kuratorium dahin schlüssig machte, den Bauplatz Artilleriestrasse 14 von der Stadtgemeinde zu erwerben. Die geringe Grösse des Grundstückes, seine schiefwinklige Form, sowie der Umstand, dass es von allen Seiten von hohen Giebelwänden umgeben war, machen es erklärlich, dass sein Erwerb auch teilweisen Widerspruch fand, der jedoch gegenüber den vielen anderen Vorzügen nicht zur Geltung kommen konnte.

Nachdem über den Bauplatz entschieden war, nahm die Angelegenheit einen beschleunigten Fortgang. Die Herren Architekten Hoeniger & Sedelmeier, welche dem Kuratorium schon bei den Vorbereitungen für die Auswahl der Baustelle zur Seite standen, wurden mit der definitiven Ausarbeitung der Baupläne und mit der Oberleitung des Baues betraut. Noch im Sommer 1906 konnte mit den Bauarbeiten begonnen werden, und der Rohbau ist ohne Unterbrechung in kurzer Zeit aufgeführt worden. Dagegen musste der Ausbau eine Verzögerung erleiden, welche eine Folge des in diesem Jahre ausgebrochenen Maurerstreiks war. Trotzdem ist der Neubau zu dem von dem Kuratorium gewünschten Termine fertiggestellt worden.

Programm.

Das vom Lehrerkollegium aufgestellte Programm umfasst folgende Anforderungen:

*) Aus der „Festschrift zur Einweihung des eigenen [illegible]" von J. Elbogen und J. Höniger.

A. Lehrräume.

1. Zwei mittelgrosse Auditorien;
2. ein grosser Saal zu öffentlichen Vorlesungen und festlichen Veranstaltungen (für Ferienkurse Generalversammlungen usw.);
3. ein Seminarzimmer (zugleich Präparandie);
4. ein Lehrerzimmer (zugleich Archiv);
5. ein Konferenzzimmer.

B. Bibliotheksräume.

1. Ein Lesesaal (6 × 12 m);
2. ein Verwaltungs- und Ausleihzimmer;
3. Ein Büchermagazin (von ca. 100 qm, dem Doppelten des bisherigen Raumumfanges).

C. Korridore.

1. Ein Garderobenraum;
2. zwei Toilettenräume mit Waschgelegenheit.

Innere und äussere Gestaltung.

Die Befürchtung, dass die kleine winklige Baustelle eine ungenügende Erfüllung des Programms mit sich bringen und vor allem eine repräsentative, einer Hochschule würdige Anlage unmöglich machen würde, hat sich nicht bewahrheitet. Wenn auch naturgemäss kein allzugrosser Aufwand in bezug auf Vorräume, Treppen und Korridore getrieben werden konnte, sind doch alle berechtigten Ansprüche befriedigt, ist sogar darüber hinaus für genügende Vestibüle und geräumige Vorplätze Sorge getragen.

Haupteingang.

Insbesondere musste der Haupteingang so gestaltet werden, dass möglichst im Anschluss an diesen eine Wandelhalle für die Studierenden geschaffen wurde. Dies ist auch vollkommen erreicht worden und zwar dadurch, dass der Vorplatz vor der Treppe mit dem Eingangsflur vereint wurde.

Aber nicht nur im Erdgeschoss des Hauses, sondern auch in den oberen Stockwerken sind würdige, grosse und helle Vorräume angeordnet worden, an die sich ausreichende Toiletten und Garderoben anschliessen.

Treppen.

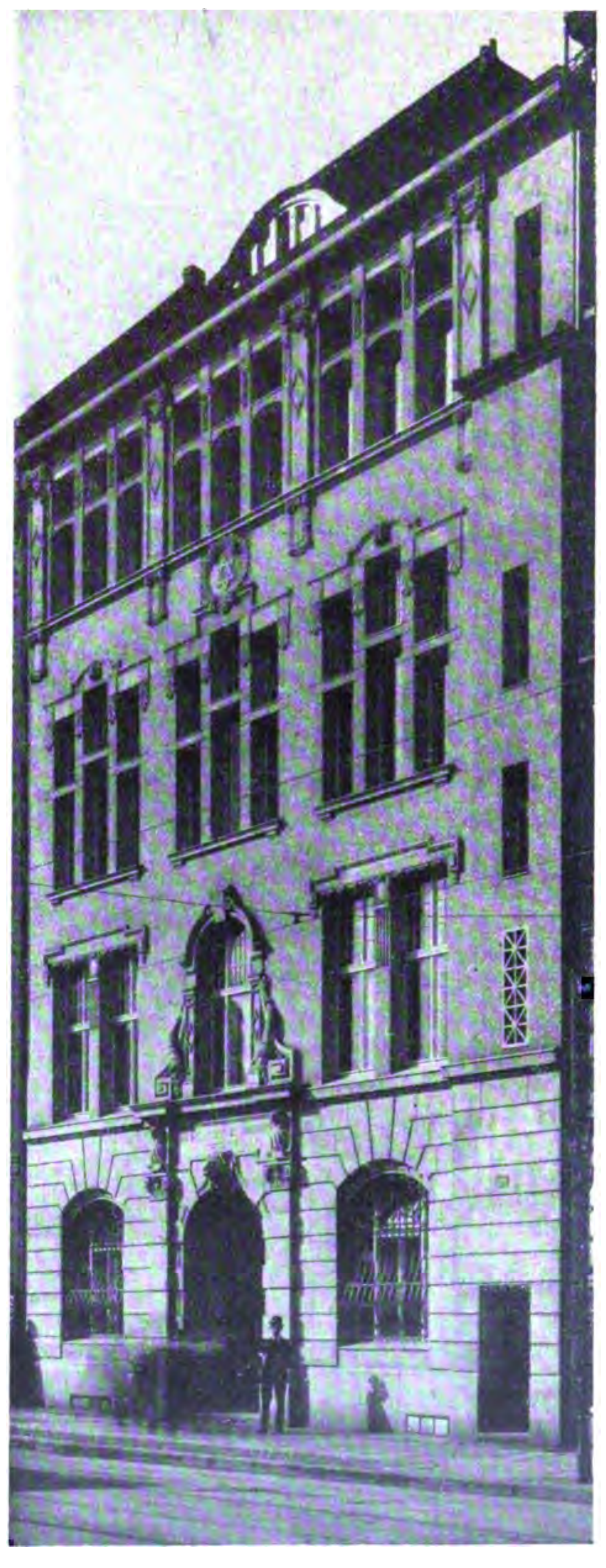
Unerwartete Schwierigkeiten wurden durch die baupolizeiliche Forderung geschaffen, welche trotz der Kleinheit des Grundstückes die Anlage von zwei Treppen vorschrieb. Die Haupttreppe, massiv aus Kunststeinstufen mit eisernen Brüstungsgeländern hergestellt, zeigt grosse Abmessungen. Die zweite Treppe musste naturgemäss nur als eine Nottreppe ausgebildet werden, und ist hierfür der spitze Winkel an der Vorderfront glücklich verwendet worden, derart, dass nicht allzuviel Raum verloren wurde.

Unterrichtsräume.

Die Auditorien liegen im ersten Stock, wo sich auch das Sitzungszimmer des Kuratoriums befindet, während das Lehrerkollegium im Erdgeschoss sein Zimmer hat. Die Aula ist im zweiten Stock untergebracht und bildet in Verbindung mit dem grossen Seminarraum ein Auditorium von 150 bis 200 Plätzen. Im dritten Stock befindet sich der Lesesaal, im Anschluss an diesen folgen die Räume der Bibliothek.

Bibliothek.

Ganz besondere Sorgfalt ist der Ausbildung der Bibliothek gewidmet worden und ist für diese das ganze Obergeschoss einschliesslich des Dachbodenraums in zweckmässiger Weise zur Verwendung gekommen. Dadurch hat sich ein sehr geräumiges Magazin für die Aufstellung der Bibliothek gewinnen lassen, welche im



Neubau der Lehranstalt für die „Wissenschaft des Judentums."
Spezial-Aufnahme für „Ost und West".

dritten Stock beginnt und bis in den Dachboden hinein ihre Räume erstreckt.

Bibliothekseinrichtung.

Die Einrichtung der Bibliothek ist nach dem neusten System der Firma H. Lipmann in Strassburg zur Ausführung gekommen. Diese Firma, welche mit der hier am Orte befindlichen Eisenkonstruktions- und Blechfabrik, Wolff, Netter & Jacobi verschmolzen ist, hat in bereitwilligem Entgegenkommen die Einrichtung der Bibliothek zu einem Ausnahmepreise hergestellt.

Aufzug.

Im Erdgeschoss des Hauses befindet sich noch die Wohnung des Hauswarts. Ein elektrisch betriebener Personenaufzug vermittelt den Verkehr nach den oberen Stockwerken.

Heizung.

Im Keller befinden sich die Vorrichtungen für die Heizung und Ventilation des Hauses. Die Heizung ist eine Warmwasserheizung und ist verbunden mit einer Lüftungs- und Ventilationsanlage, welche den Räumen fortwährend frische, vorgewärmte Luft zuführt.

Hof.

Es mag noch erwähnt sein, dass der Hofraum von solchen Abmessungen ist, dass er nicht nur die an ihm liegenden Zimmer genügend beleuchtet, sondern dass er auch zum Aufenthalt der Studierenden Gelegenheit bietet. Der Hof soll später gärtnerischen Schmuck erhalten, um diesem Zwecke noch besser dienen zu können.

Ausstattung.

Nachdem darauf gesehen ist, die Räume hell und luftig zu gestalten, konnte die Ausstattung selbst schlicht und einfach gehalten werden. Die innere Einrichtung, sowie die elektrische Beleuchtung sind überaus zweckmässig unter Berücksichtigung der neuesten schultechnischen Anschauungen ausgeführt. Hier sei nur hervorgehoben, dass die Aula Sitzplätze erhalten hat nach amerikanischem System. Die grossen bequemen Lehnsessel bieten, durch eine sinnreiche Anordnung der rechten Armlehne, Gelegenheit zur schriftlichen Fixierung der Vorträge. Dadurch konnten die Pulte in Fortfall kommen, welche den Gesamteindruck des Raumes beeinträchtigt hätten.

Fassade.

Bezüglich der Fassadengestaltung mag gesagt sein, dass darauf hingestrebt wurde, die Bestimmung des Gebäudes auch in seiner äusseren Erscheinung zur Geltung zu bringen. Die grossen Fenster sollen den Schulzimmern reichliches Licht zuführen. Nur der Haupteingang ist durch die Ausführung in Stein besonders betont worden. Sonst ist die Fassade schlicht geputzt und hat nur wenige Zierformen erhalten, welche in sogenannter Antragarbeit ausgeführt sind. Ueber den Haupteingang befindet sich die Inschrift, die die Bestimmung des Hauses anzeigt:

Der Wissenschaft des Judentums

לתורה ולתכמה

AUS DEN KINDERJAHREN DER „LEHRANSTALT FUER DIE WISSENSCHAFT DES JUDENTUMS".

Von Dr. Adolf Rosenzweig, Rabbiner der jüdischen Gemeinde zu Berlin. Nachdruck verboten.

Es war in grosser, reicher Zeit — man zählte das Jahr 1872 — da wurde das Kind geboren.

Männer von Namen standen an seiner Wiege und gaben ihm den stolzen Namen „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums" — ein Wahrzeichen sollte der Name sein für das, was Zunz, Geiger und Philippson ersehnt und erhofft, aber nicht erreicht hatten.

Spätere Verhältnisse brachten es dahin, dass aus der „Hochschule" die „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums" ward. Ein Kind wars. Kinder sind bescheiden. Und in bescheidenen Verhältnissen und Räumen lebte das junge Kind, dort an der Spandauer Brücke No. 1, an der Ecke, an der sich jene stiessen, die nach rechts, und jene, die nach links wollten, und im engen Raum stiessen sich auch Lehrer und Hörer. Gegenüber dem Lehrzimmer — von einem Lehrsaale konnte keine Rede sein — befand sich die Bibliothek in den bescheidensten Anfängen. Ein Semester war bereits dahingegangen, aber noch lagen gebunden und ungebunden Hefte und Bücher in dichten Haufen auf der Erde. Loew, der vom Hause aus ein gewisses organisatorisches Talent mitgebracht hatte, legte den Zettelkatalog an, und mit ihm gemeinsam schrieb ich die Büchertitel und ordnete die zerstreuten Massen.



Rabbiner Dr. Rosenzweig, Berlin.
Hörer 1872—1875.

Vom Kuratorium sahen und hörten wir nicht viel — Philippson lebte in Bonn und Lazarus hatte viel mit sich und der Welt zu tun; aber hurtig mit Donnergepolter stürmte von Zeit zu Zeit Sanitätsrat Neumann herbei; und ob er auch polterte, er brachte stets sein warmes Interesse für die Anstalt mit.

In dem einen Hörsaale fanden alle Vorlesungen statt.

Stündlich — nur die Talmudvorlesungen dauerten in der Regel 2 Stunden — wechselte das Hörermaterial, eine bunte Gesellschaft, in der Bachurim aus der ungarischen Jeschiba, Oestreicher, Rumänen, Russen und Amerikaner sich befanden. Nur Deutsche fehlten. Und doch, fast hätte ich des einen, der in Deutschland geboren war, vergessen — es war der Sohn des damaligen Postdirektors Sachse — ein deutscher Christ, der die Mischnavorlesungen und Einleitung in die Mischna mit besonderem Fleiss und Interesse hörte.

Eine bunte Jüngerschar wars, die an den Turmbau zu Babel gemahnte — Einer verstand nicht die Sprache des Anderen. Die aus der ungarischen Jeschiba kamen, brachten zunächst ihre Pschettelchen und ihre Accomodationsfähigkeit mit, die Russen eine tüchtige Belesenheit in talmudicis und grosse Energie, aber auch einen ungezügelten, revolutionären Geist in

religiösen Dingen, und die Amerikaner, die allesamt wohlhabenden Familien entstammten, ein vornehmes Wesen, aber auch grosse Armut an jüdischem Wissen. — Ich erinnere mich zweier, die sich bedeutender Stellungen innerhalb der amerikanischen Judenheit erfreuen — der eine suchte eine Stelle aus dem ersten Kapitel der Genesis am Ende des Deuteronomium, und der andere, für die jüdische Theologie besser Vorbereitete, in dem letzten Kapitel der Genesis.

Zu den Hörern gehörten als „Ausserordentliche" nicht wenige, die nie eine Volkschule, geschweige denn ein Gymnasium besucht hatten. So gut es möglich war, wurde für diese ein Präparandenunterricht eingerichtet; Loew übernahm den Unterricht in der griechischen Grammatik und der Mathematik, ich lateinische Grammatik, Geschichte und Deutsch. Es ging, wie es unter den obwaltenden Umständen gehen konnte: der Bachurimgeist mochte sich nicht leicht fügen; aber die Aussicht auf Stipendien tat Wunder! Nach etwa zwei Semestern kam ein Besserer, der den Unterricht übernahm, Dr. Holzman, der jetztige Direktor der Berliner Gemeinde-Knabenschule und des Lehrerseminars.

Zweier Hörer sei an dieser Stelle gedacht — früh hat der Tod sie aus unseren Reihen gerissen: Rosenfeld (erinnere ich mich recht: der Sohn eines Gemeindevorstehers) aus New-York, wurde nach Amerika überführt — bei der in der Hochschule abgehaltenen Trauerfeier sprach Felix Adler; Leopold Schauer, der Sohn eines ungarischen Rabbiners, ruht hier auf dem Friedhofe in der Schönhauser Allee — ein Armenstein nennt seinen Namen.

Allein so halbfertig dies alles auch war, alsbald kündete sich doch in der Anstalt ein reger Geist, den die tüchtigen und bedeutenden Lehrer, auf die die Lehranstalt stets mit Stolz blicken wird, weckten.

Vor allem Abraham Geiger, der als Sechzigjähriger Rabbiner in unserer Gemeinde wurde — ein Greis und doch ein Jüngling an Kraft und Begeisterung! Der Lehrstuhl, das war seine rechte Stelle: das fühlte er, das wusste er, darum strebte er ihm sein Leben lang zu; auf dem Lehrstuhl, da fühlte er sich am wohlsten; da quoll und schwoll sein Wort so voll, so frisch, so lebendig, da hub sich auch das stets glatt gescheitelte, lange Kopfhaar, da glänzte das glatte, nicht sonderlich schöne Antlitz, da leuchteten die Augen in jugendlicher Frische, da lebte der ganze Geiger.

Wohl, Geiger war ein bedeutender Kanzelredner, der alles besass, dessen der Prediger bedarf, um seine Zuhörer fesseln zu können: lebhaftes Temperament, poetische Gestaltungsfähigkeit, tiefes Wissen und vor allem ein vibirierendesHerz. Und Geiger wirkte auch durch seine Predigt gewaltig! Noch nach Jahren erzählte mir der sel. Wertheim, der langjährige Sekretär unserer Gemeinde, von der Begeisterung, die Geiger geweckt durch die Predigt, die er an jenem verhängnisvollen Morgen (es war an einem Sonnabend), da der Krieg gegen Frankreich erklärt wurde, über Jer. 4,19 in der Neuen Synagoge gehalten hatte. Allein Geiger hatte für die Predigt wenig Zeit: in der Regel wählte er Donnerstag Abend, oder auch Freitag einen Text, über den er am Sonnabend predigen wollte; zu dem Texte notierte er auf einem Zettel einen Gedanken, einen Midrasch und dann predigte er, und er predigte immer begeistert und begeisternd; denn seine Predigt entstammte reichem, kräftigen Können; da war nichts eingelernt, nichts memoriert, nichts berechnet; der gottbegnadete Redner stand vor der Gemeinde: er band sich an keine homiletische Regel, die ihm als Fessel, höchstens als Krücke erschien, da sein Herz, das Geheimnis aller Persönlichkeit, vor allem des Redners, homiletische Regeln ihm kündete; da stand der Meister auf der Kanzel, der mit souveräner Kraft die Fragen des Lebens und der Religion behandelte.

Daher kams aber auch, dass man von Geiger nicht predigen lernen konnte; er war wie Jellinek, der trotz seiner Bedeutung als Kanzelredner keine Schule begründete, eine originale Individualität; darum konnte er sich auch nicht entschliessen, homiletische Uebungen abzuhalten — für ihn war Predigen eine Kunst, Künstler aber müssen als solche geboren werden, noch nie sind Menschen durch Regeln Künstler geworden. In den Vorlesungen zu Pirke Abot gab er homiletische Winke, kurze Sentenzen, einzelne Gedanken, welche die Hörer zu weiterer Arbeit anregen sollten.

Geigers Zeit und Arbeit gehörte der Wissenschaft des Judentums: ob er den inneren Kämpfen in Alt-Israel nachspürte; ob er uns in das griechische Geistesleben in Alexandria einführte; ob er uns den in Jamnia das Raupengespinnst durchbrechenden Schmetterling — Israel — zeigte, der, in Sonnenlicht gebadet, allen Stürmen trotzend, aufwärts sich hob; ob er uns in die Lehrhäuser von Sura und Pumpedita geführt oder das Leben der Denker und Dichter in der spanischen Blüteperiode vorführte: in allem kündete sich der weite und scharfe Blick des Gelehrten, der kühne Denker, der Geschichte zu konstruieren versteht, der tüchtige Orientalist, der alle verwandten Gebiete umfasst.

Und neben Geiger, dem Alter nach am nächsten, David Cassel, ein schlichter, wortkarger Mensch, der früh müde geworden, weil er früh und wohl auch spät zu kämpfen hatte, um sein Leben zu fristen; ein abgeklärter Mensch, der mit offenen Augen die Kämpfe der Zeit gesehen und offen, manchmal wohl auch ungesehen, an ihnen teilgenommen hatte.

Cassel besass keine originelle schöpferische Kraft; er stellte nie eine Hypothese auf und machte selten oder nie eine Emendation; aber alle seine Arbeiten charakterisiert wissenschaftlicher Ernst, gediegene Ehrlichkeit; was er schrieb und lehrte, das bedurfte keiner Nachprüfung, das durfte als feststehend hingenommen werden. Er war vielfach beschäftigt: neben dem Lehramte in der Hochschule war er deren Bibliothekar, versah er das Amt des Waisenvaters im Nauen'schen Stift und das Amt des Schriftführers in verschiedenen Vereinen. Daher konnte er in seinen Vorlesungen nicht viel Neues bringen, auch nicht immer pünktlich sein — der geistreiche Horwitz, vordem Rektor der Knabenschule und der Lehrerbildungsanstalt, an der Cassel früher Unterricht erteilte, nannte ihn einst in seiner witzigen Art „den grössten Fehler" der Anstalt. Und doch wäre es ungerecht und entspräche nicht den Verhältnissen, wollte man nicht des wohltuenden Einflusses, den seine Tätigkeit an der Anstalt gehabt, gedenken! Cassel war nach mancher Richtung hin ein Skeptiker, seinem eigentlichen Wesen nach aber konservativ, nicht blos weil er täglich die Synagoge besuchte, sondern weil er einen pädagogisch-praktischen Blick für das, was dem Rabbiner not tut, besass: in späterer Zeit pflegte er zu manchem jüngeren, in Deutschland geborenen Hörer in seiner Eigenart zu sagen: lernen Sie Chumesch und Raschi und den Suach lesen; der Schammes wird Sie, wenn Sie Rabbiner sind, fragen, ob man Zidkos'chu zedek sagt und Sie werden es nicht wissen!

Und neben Cassel Dr. Steinthal, der Philosoph mit dem Kindesgemüt! Steinthal war kein Theologe; er hatte sich, ehe er Dozent an der Hochschule wurde, nur wenig mit jüdischem Wissen beschäftigt, und nur geringe Reminiszenzen aus seiner Jugendzeit in Gröbzig waren ihm geblieben. Steinthal war aber ein Philosoph und ein Mensch, den man gerne hörte, weil

er immer zum Denken anregte. Wie er so da sass an dem Lehrtische! Still und ohne jede Prätension; die Sprache etwas schleppend, oft schläfrig und sich selbst korrigierend, die Augen dem Manuskripte zugewandt. Aber sobald er in seinem Elemente war, da er die Gedanken der Denker zergliederte, sichtete, da nahm er den Geist der Zuhörer gefangen, da zwang er mitzudenken. Das war es, was uns zu seinen Vorlesungen zog, was seine Vorlesungen uns wert machte! Hingegen hatten nicht Alle die Neigung, ihm in der Mythologie, die er in die Bibel hineintrug, zu folgen und mit Genugtuung darf hier registriert werden, dass Goldziher, der wohl das dickste Buch über die Mythologie der Bibel geschrieben hat, an dieses später nicht gerne erinnert sein wollte!

Und zuletzt, aber nicht als Letzter, Dr. Lewy, jetzt Professor und Seminarrabbiner in Breslau, der in jungen Jahren das Lehramt für die talmudischen Fächer übernahm, ein Mann, in dem sich die Gelehrsamkeit der Alten mit der Wissenschaftlichkeit der modernen Zeit harmonisch einte; ein Mann mit scharfem Verstande, kritischem Blick und seltenem Fleiss; ein Mann mit dem sittlichen Ernst und der Frömmigkeit der Alten, aber auch mit dem ernsten Blick für die Erscheinungen des Lebens.

Lewy war schon bei seinem Amtsantritte ein Lamdan alten Schlages, ein Lamdan, der den Talmud und die Decisoren samt der ganzen einschlägigen Literatur beherrschte, ein tüchtiger Kenner des Jerusalemischen Talmud — in den Randnoten seines Handexemplares ist ein reicher Schatz von Wissen und kritischen Bemerkungen für die Richtigstellung des arg korrumpierten Jeruschalmitextes aufgespeichert —, ein Lamdan, der die alten halachischen Midraschim, die in der Jeschiba kaum dem Namen nach bekannt waren, in seinen Forschungskreis aufnahm; ein Lamdan, aber auch zugleich ein tüchtiger Philologe, der gut Latein und Griechisch, Syrisch und Arabisch verstand, gerne seinen Kant lass und in den Werken der neueren Exegese heimisch war. In seinen Vorlesungen zur Einleitung in die Mischna zitierte er in einer Stunde unzählige Stellen aus der talmudischen Literatur und daneben alle einschlägigen Arbeiten aus dem Ben Chananja, dem Orient, der Geiger'schen Zeitschrift, und der Graetzschen Monatsschrift, legte er die kritische Sonde an das, was Frankel und Graetz, Zunz und Geiger über die behandelten Fragen geschrieben, und alles zitierte er auswendig, ohne irgendwelche Notiz!

Er war aber auch fleissig, wie nur wenige sind: Donnerstag Abend um 8 Uhr versammelten wir uns in der Hochschule, um homiletische Uebungen abzuhalten. An diese schloss sich ein gemütliches Zusammensein. Auf dem Heimwege passierten wir fast allesamt das Haus an der Spandauerbrücke, wo die Hochschule sich befand und Dr. Lewy wohnte: ob früher ob später wir nach Hause gingen, Dr. Lewy sass immer an seinen Folianten, um sich für die nächste Talmudvorlesung, die pünktlich um 8¼ Uhr begann und die er am liebsten über die festgesetzte Zeit hinaus ausdehnte, zu präparieren.

Und wie er ernst und streng gegen sich war, so verlangte er auch Ernst und Gewissenhaftigkeit von den Hörern. Und das rief den Unwillen Einzelner hervor! Die anderen Dozenten brauchten nur zu „lesen", er aber wollte lehren; die anderen Dozenten brauchten sich nicht, wenn sie es nicht wollten, um die Hörer zu kümmern, er aber wollte, dass gearbeitet werde! Die aus der ungarischen Jeschiba und dem russischen Beth-hamidrasch kamen, brachten zumeist einen Hochmut mit, der an der Bedeutung der deutschen Talmudgelehrsamkeit zweifelte, den Deutschen aber war der Talmud ein Novum und nicht einmal ein angenehmes Novum!

Und dazu noch ein Anderes: Lewy ist fromm und verlangt, dass der Theologe auch etwas vom Glauben in sich trage; der Rabbiner soll nicht blos predigen, sondern auch im Glauben leben! Auch das gefiel nicht Allen!

Und doch, Lewy war nicht blos ein bedeutender Gelehrter, ein frommer Lehrer, er war und ist auch ein biederer Mensch, mitteilsam und anregend, freundlich und wohlwollend — ich kann und werde es nicht vergessen: Ich brauchte Geld. Nur schwer entschloss ich mich dazu, zumal ich in seinem Hause verkehrte, ihn um ein Darlehn zu bitten. Ich tats, weil mir nichts anderes übrig blieb. Lewy aber stand da mit tränenden Augen: „ich kann es Ihnen nicht geben, denn ich habe kein Geld zu Hause!" Ich sprach darauf, was ich sprechen konnte, und kehrte heim. Aber kaum war ich zu Hause, da trat Dr. Lewy bei mir ein und brachte mir das Geld. Er hatte es selbst entliehen, um es mir geben zu können! Und so fand ich ihn stets auch in seinem Hause! Es war ein schlichtes Haus ohne Glanz, ein stilles Haus, in dem Glaube und Liebe alles verklärte, ein Haus von patriarchalischer Einfachheit mit leuchtendem Sabbatlichte, mit fröhlichem Sabbatliede. Dort war ich nicht fremd und nicht arm; dort im Kreise und am Tische der Guten vergass ich alles, was mich drückte, die Fremde und den Drang des Lebens.

Lewy wurde von den Meisten als orthodox verschrieen. Mit Unrecht! Er war nie einseitig orthodox. Es war zur Zeit, da ich meine erste Stelle in Pasewalk antreten sollte. Ich besprach mit ihm das eine, das andere. Da sprach er zu mir: Wie stehen Sie zur Orgel? Auf meine Antwort: Diese Frage ist für mich nicht vorhanden! sprach er ruhig: Ich verstehe Sie!

Das alles machte mir ihn lieb und teuer; das alles erfüllt mich auch heute noch mit Ehrerbietung und Dankbarkeit für ihn!

Ich bin zu Ende mit meinem Rückblick auf vergangene Zeiten. Aber ehe ich schliesse, möchte ich noch die Frage streifen: war die Zusammensetzung dieses ersten Lehrerkollegiums eine glückliche? Mancher wird alsbald: Nein! antworten; mir aber will es scheinen: wohl, es war eine glückliche Zusammensetzung!

Die verschiedenartigen Individualitäten und Anschauungen, die einander in der Hochschule begegneten, mussten notwendigerweise eine Gährung in den Geistern, einen Kampf in den Inneren der Hörer erzeugen; es galt, sich zu einer eigenen Meinung durchringen, einen festen Standpunkt inmitten der widerstreitenden Anschauungen sich erkämpfen. Und das war gut! So wurden die Denkenden unter den Hörern nicht einseitige Nachbeter und Nachtreter, sondern selbständige Menschen mit selbständigen religiösen Anschauungen.

Und so möge es bleiben! Mögen solche Lehrer und Hörer der Anstalt stets beschieden sein; mögen wissenschaftlicher Ernst und demütiger Geist des Glaubens Lehrer und Hörer stets erfüllen!



AN DIE LEHRANSTALT FUER DIE WISSENSCHAFT DES JUDENTUMS.

Die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums hat ihr eigenes Heim bezogen.

Der schöne Tag, der eine frohe und glückliche Zukunft einleiten möge, ist mit würdiger Feier begangen worden.

Wir nehmen an dieser Feier mit ganzem Herzen Teil.

Denn wo die Wissenschaft des Judentums gepflegt wird — in welcher Richtung immer, wofern nur die Erforschung und Befestigung das Ziel ist — da ist die Alliance Israélite Universelle im Bunde, da hat sie Mitarbeiter an der Erstarkung unserer Glaubensgemeinschaft.

Die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums hat von Anbeginn und in den fünfunddreissig Jahren ihres Bestehens alle Zweige jüdischen Wissens gepflegt und gefördert, ihre Jünger zu Aposteln des Judentums und seines religiösen Bekenntnisses erzogen. Einträchtig haben an ihr Vertreter aller Anschauungen gewirkt, — in rühmlichem Wetteifer, in musterhafter Verträglichkeit.

So ist sie uns eine Genossin an unserem Werke, das der gesamten Judenheit gewidmet ist.

Wir bringen ihr aus tiefstem Gemüt innigste Glückwünsche dar.

Berlin, 22. Oktober 1907.

Das Präsidium
der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle.

Ludwig Max Goldberger. Charles L. Hallgarten.

DAS UNTERSTUETZUNGSWERK DER ALLIANCE IN MAROKKO.

(Spezialbericht für die A. I. U. Von Is. Pisa.) **Nachdruck verboten.**

Casablanca, 23. September 1907.

Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, dass ich soeben die Verteilung von Unterstützungen an Lebensmitteln und Geld beendet habe. Ungefähr 300 Familien befanden sich in äusserster Not. An diese habe ich an den Rüsttagen zum Rosch-Haschana-, zum Jom-Kippur- und zum Sukkot-Fest drei grosse Verteilungen vorgenommen. Den Familien, die nicht zur Abholung zu kommen wagten, habe ich die Spenden persönlich ins Haus gebracht, die anderen kamen in die Schule, um dort die Gaben zu empfangen. Alle Lebensmittel und eine beträchtliche Geldsumme sind verteilt worden. Sobald auch die Kleidungsstücke verteilt sein werden, die wir von Dr. Baron Rothschild erwarten, können wir, glaube ich, das Unterstützungswerk an Ort und Stelle für abgeschlossen erachten, um nicht etwa auf Trägheit eine Belohnung zu setzen. Kommandant Mangin, den ich gestern sprach, hat mir versichert, dass alle kräftigen Männer Arbeit finden, und dass die Frauen als Bonnen, Haushälterinnen, Köchinnen, Wäscherinnen Beschäftigung haben können. Wirkliche Armut bleibt nur bei den wenigen Familien, für die solche Tätigkeit sich nicht eignet, bei Kranken und Waisenkindern. Ich stellte eine Liste dieser Personen auf, die wie in früheren Tagen wöchentliche Unterstützung erhalten werden. Besondere Aufmerksamkeit wende ich jetzt den im Innern des Landes und an der Küste zerstreuten Glaubensgenossen zu.

Die Verteilung der Spenden hat unendliche Mühe gemacht. Bei der Auflösung aller Autoritäten fand ich bei niemand Hilfe, wohl aber überall Beschwerden und Kritik. Ausnahmen bildeten einzig die Herren Banabu und David Alexander, die mir bei der Aufstellung der Liste der Bedürftigen von grossem Nutzen gewesen

sind. (Diese Listen, in denen die Namen der Unterstützten und die ihnen gegebenen Beträge verzeichnet sind, bleiben als Unterlagen für den Rechenschaftsbericht einstweilen im Archiv des provisorischen Komitees).

Soeben erhalte ich den beiliegenden Brief, der mir in Abwesenheit des Herrn v. Rothschild ausgehändigt worden ist. Wie ich erfahre, hat die Gemeinde von Mazagan sich die grössten Opfer auferlegt, um unsere Glaubensgenossen aus Settat freizukaufen und sie zu ernähren. Doch muss sie eine grosse Zahl fortschicken, weil sie bereits überlastet ist. Den Absendern des Briefes habe ich alsbald Ermächtigung geschickt, alle Familien auszulösen, die in der Gewalt der Araber sind, und ihnen einstweilen 1500 Frs. zur Verfügung gestellt. Gleichzeitig habe ich Herrn Elmaleh von der Lage unterrichtet, damit er sich nach seiner Rückkehr nach Mazagan mit der Repatriierung dieser Unglücklichen beschäftigen könne.

Heute früh kam aus Mazagan ein Zug von 123 Personen, die von der Gemeinde freigekauft und von Herrn Zenaty, einem Notablen von Mazagan, hierhergeleitet waren. Pisa

Anlage.

Mazagan, 17. September 1907.

Wir beehren uns, an die menschlichen und grossherzigen Gefühle zu appelieren, die Ihnen die Bewunderung und die Dankbarkeit der Völker eingetragen haben.

Infolge der kritischen Tage in Mazagan haben fast alle bemittelten Israeliten das Land verlassen. Wir aber sind um unserer Geschäfte willen hier geblieben und haben vom ersten Tage an es als unsere Pflicht angesehen, den 200 Brüdern, die sich hier im tiefsten Elend befinden, Hilfe zu leisten. Während unsere Mittel so grosser Not gegenüber schon unzureichend waren, kamen die Araber vom Lande, um uns den Freikauf der Unglücklichen anzubieten, die in Casablanca und anderen Ortschaften gefangen worden waren. Es sind bereits 600 solcher Israeliten in Mazagan eingetroffen.

Unser guter Wille wird niemals aufhören, aber unsere Mittel gestatten uns eine weitere wirksame Hilfe nicht.

Wir vertrauen Ihrer edlen und mächtigen Intervention, auf die wir mit bewundernder Zuversicht rechnen.

Genehmigen Sie den Ausdruck unserer Dankbarkeit und Ergebenheit.

Aron A. Zenaty.

Casablanca, 26. September 1907.

Heute früh sind hundertundfünfzig Israeliten, die von der Gemeinde Mazagan freigekauft waren, durch unsere Vermittelung repatriiert worden. Sie kamen in beklagenswertem Zustand an. Wir haben ihnen die nötige Hilfe geleistet. Die von Herrn v. Rothschild geschickten 20 000 Frcs. sind in [illegible] des Kommandanten Mangin. Sechs- bis siebentausend Francs sind für Matratzen, Decken und Kleider ausgegeben worden. Für den Rest schlägt Kommandant Mangin folgende Verwendung vor: Ankauf von Rohstoffen zur Herstellung von Leinewand für Kinder und Frauen. Israelitische Frauen sollen mit dem Weben und Zuschneiden beschäftigt werden und dadurch einige Monate Arbeit haben. — Reinigung und Desinfektion des Mellah. — Organisierung der Arbeiter zur Säuberung des Innern der Häuser, ihrer Abwaschung mit Karbolwasser, und zum Weissen der Mauern. — Ankauf einiger Esel für die Strassenaufseher im Mellah usw. — Das provisorische Komitee wird sich über die Vorschläge äussern.

Pisa.

Casablanca, 1. Oktober 1907.

Ich beehre mich, Ihnen die Nachrichten zu übermitteln, die ein von mir nach Uled-Hriss, Uled-Zyan, Mdakra und bis nach Settat entsandter Kurier gebracht hat:

Das Land ist öde und verlassen. Die Araber haben ihre Lager 30 Kilometer weit zurückgezogen. Der Kurier begegnete unterwegs nur einigen Familien, die, von den unterworfenen Stämmen freigelassen, nach Casablanca zurückkehrten. Die Hauptmasse der Flüchtlinge scheint sich nach Settat zurückgezogen zu haben. In dieser Stadt hatten sich jüngst 700—800 Seelen angesammelt, von denen etwa 350 nach Mazagan und Rabat zurückgekehrt sind. Gegen 400 Personen blieben in äusserstem Mangel zurück. Herr David Amon, der in den ersten Tagen sich damit beschäftigt hatte, sie aufzunehmen, zeigt trotz der Hilfsmittel, die ich ihm zur Linderung des Elends dieser Unglücklichen zur Verfügung stellte, jetzt nur noch mässige Teilnahme und Fürsorge. Eine Zurückführung in Massen ist zur Zeit untunlich, weil Settat jetzt von dem Stamm der Schaujas besetzt ist und seit gestern das Gerücht sich hartnäckig erhält, dass die Mahalla des Gegensultans Mulay Hafid zu den Schaujas gestossen sei. Man weiss noch nicht, welche Haltung die beiden Sultane einnehmen werden; es scheint aber, dass die Hauptentwicklung des Dramas sich in dieser Gegend vollziehen wird. Unter solchen Umständen ist es für uns äusserst schwierig, zu entscheiden, ob wir die Flüchtlinge hierher sollen kommen lassen oder ob wir ihnen Unterstützungen schicken sollen. Ihre Lage zwischen den beiden Sultanen und inmitten einer unentschiedenen Bevölkerung ist überaus besorgniserregend.

Mit Freude teile ich Ihnen mit, dass eine der Friedensbedingungen, die General Drude, Admiral Philibert und Herr Malpertuy den Stämmen auferlegt haben, die Freigabe aller von ihnen während der jüngsten Ereignisse gemachten Gefangenen ist. Aus den Zeitungen wissen Sie, dass fast alle Stämme in der Umgebung von Casablanca ihre Unterwerfung angemeldet haben. Es sind demgemäss auch alle Israeliten, die sich bei ihnen befanden, in die Stadt zurückgekehrt. Pisa.

DIE JUDEN VON MAROKKO.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Von den Juden, die im Jahre 1492 aus Spanien, vier Jahre später auch aus Portugal vertrieben worden sind, haben jene, welche sich nach dem benachbarten Marokko wandten, ihr gelobtes Land keineswegs gefunden. Vier Jahrhunderte schon schmachten sie unter der despotischen Herrschaft der Sultane, wie unter dem tötlichen Hass und der Verachtung der Marokkaner, allen möglichen Beschränkungen und Bedrückungen ausgesetzt. Die letzten Ereignisse in Casablanca haben gezeigt, dass die Marokkaner auch heute noch die Juden als erste und willkommenste Opfer ausersehen, ihre Wohnungen zerstören, sie ihrer Habe, ihrer Frauen berauben und kalten Blutes niedermetzeln. Gewiss hätten sich im Laufe der Zeit schon viele dem marokkanischen Joch entzogen, wenn sie nur könnten. Die Marokkaner lassen sie nicht fort. Sie wissen sehr wohl, dass bei ihrer eigenen Indolenz Handel und Wandel ihres grossen Landes dahingingen, wenn die Juden nicht mehr vorhanden wären, und so behandeln sie dieselben geradezu wie Gefangene. Bis in die jüngste Zeit durften Frauen Marokko überhaupt nicht verlassen, Männer nur dann, wenn sie ihre Familien gewissermassen als Geiseln zurückliessen.

Seit dem Dazwischenkommen der „Alliance Israélite" und des Engländers Sir Moses Montefiore hat sich die Bewegungsfreiheit der Juden in Tanger, unter den Augen der fremden Gesandtschaften erheblich gebessert. In den anderen Häfen ebenso wie in den Städten des Inlandes müssen sie sich von den Gouverneuren einen Pass erwirken, wenn sie fort wollen, und für diesen werden mitunter so hohe Summen verlangt, dass ihre Befreiung ausgeschlossen ist. Heute noch sind sie mit Ausnahme von Tanger in ummauerte Judenviertel gesperrt, deren Tore von Schergen des Kaid bewacht werden. Bei Sonnenuntergang werden diese Tore geschlossen und erst bei Tagesanbruch wieder geöffnet. In Tanger allein dürfen sie in denselben Strassen leben wie die Mauren und sind wohl ebenso zahlreich wie diese. Die spanische Sprache hat sich bei ihnen bis auf den heutigen Tag erhalten; auch in ihren Lebensgewohnheiten und Sitten zeigt sich noch der altspanische Einfluss. So z. B. nennen sie sich selbst „Gueruch Castilla", d. h. aus Kastilien Vertriebene, und ihre Rabbiner beenden bei Heiraten die Vermählungsformel mit den Worten; „Das alles nach den Gebräuchen von Kastilien."

Früher in krasser Unwissenheit und ohne jede Schulbildung aufwachsend, haben sie heute dank der „Alliance Israélite" in Tanger zwei vortreffliche Schulen für beiderlei Geschlechter mit ungefähr 100 Kindern. Hier werden sie natürlich auch im Französischen unterrichtet. Viele lernen privatim dazu noch Englisch, und da sie von Kindheit auf durch den Verkehr mit Mauren das Arabische beherrschen, bilden sie geradezu unentbehrliche Vermittler zwischen den Arabern und Europäern. Sogar die Regierung bedient sich ihrer dazu mit Vorliebe. Die Eintreibung der Steuern wird gerne an sie verpachtet, und so manche Regierungsgeschäfte fallen in ihre Hände. In den europäischen Postämtern sind sie geschickte, fleissige, ehrliche Beamte, im Geschäftsleben die rührigsten Bankiers, und die reichen Mauren bedienen sich ihrer als Strohmänner oder zur Verwertung ihrer Reichtümer, denn sie wissen sehr wohl, dass sie selbt damit nicht unter die Augen der Regierenden kommen dürfen, soll ihnen nicht alles wieder verloren gehen. In Tanger bilden die Juden jedenfalls den tatkräftigsten, wohlhabendsten und interessantesten Teil der Einwohnerschaft. Manche von ihnen, wie die Bankiers Abensur und Nahon, wohnen geradezu in Palästen, und auch sonst finden sich in dem Labyrinth enger, vielgewundener Gässchen und Plätzchen ganz nette Häuser, durchweg nach andalusischer Art gebaut. Viele Juden geben sich auch verschiedenen Gewerben hin. In Tanger wie in den anderen Städten sind sie Schlächter, Bäcker, Silber- und Goldschmiede, Graveure, Schneider, Schuster — niemals aber Maurer, Schmiede, Töpfer oder Sattler.

Als ich mich bei meinem ersten Besuch von Tanger nach dem Stadtviertel wandte, wo sie am zahlreichsten sind, kam ich von Soco Chico, d. h. vom kleinen Markt aus bald in die dämmerigen Gässchen, durch welche bei dem herrschenden Regenwetter wahre Kaskaden strömten. Zu beiden Seiten erhoben sich maurische, portugiesische oder andalusische Häuser, viele noch aus der Zeit der portugisischen und spanischen Herrschaft stammend. Dazu überall Sackgassen mit quer vorgebauten Mauern und schweren Toren, dunklen Hausfluren oder schmutzigen Säulenhöfen. So manches Haus mochte in früherer Zeit einem maurischen Grossen gehört haben. Hadschi, mein Dragoman, liess mich in die schönsten eintreten. In den mit herrlichen Wandornamenten im arabischen Stil, reichgeschnitzten Holzplafonds und Türen geschmückten Räumen hausen jetzt jüdische Familien mit zahlreichen Kindern. Die in Stukko ausgeführten Koransprüche an den Wänden der Patios sind durch Schmutz und Unrat kaum mehr erkennbar, und die schönen Marmorplatten des Fussbodens sind mit dicken Unratschichten bedeckt. Die Atmosphäre in diesen dunklen, feuchten Räumen ist derart, dass ich nach flüchtigem Blick sofort das Weite suchte.

In einem Hause gewahrte ich einige der herrlichsten Frauengestalten, die ich auf meinen langen Reisen durch den ganzen Orient je zu Gesicht bekommen. Die Jüdinnen von Marokko sind ihrer ausnehmenden Schönheit wegen mit Recht berühmt, doch jene, die ich vor mir sah, übertrafen noch meine Erwartungen. Sie waren eben von einer Hochzeit zurückgekehrt und prangten in goldstrotzenden Gewändern, Nacken und Arme waren mit kostbaren Juwelen bedeckt, die kleinen nackten Füsschen steckten in goldgestickten Pantoffeln und an den Fingern blitzten Diamanten. Aber den schönsten Schmuck, den sie besassen, waren ihre grossen dunklen Augen, ihr schwarzes glänzendes Haar, das in reichster Fülle die Köpfchen umrahmte, und das schöne Ebenmass ihrer Gestalten. Besässen sie mehr Verstand und Witz, sie könnten die Welt zu ihren Füssen sehen.

Als ich ein Jahrzehnt später bei meinem zweiten Aufenthalt in Tanger zu einem jüdischen Five o'clock geladen wurde, fand ich in den schönen, nach maurischer Art geschmückten Salons des Gastgebers, eines reichen Bankiers, anscheinend europäische Gesellschaft — Herren und Damen in moderner abendländischer Kleidung, die Möbel europäisch, der ganze Verkehr wie die Unterhaltung, als befände ich mich im Soho Square von London. Die jüdischen Fräuleins waren in England erzogen worden und sprachen Englisch vortrefflich, die Männer hatten wiederholt Reisen nach Europa unternommen, und da die Hautfarbe der marokkanischen Jüdinnen im allgemeinen viel heller ist

als die der Mauren und sich der unserigen nähert, so konnte man sie in der Tat für Europäerinnen halten. Dafür hatte die Schönheit der Jüdinnen durch die modernen englischen Kostüme entschieden verloren. Man glaubt gar nicht, wie orientalischer Sammet und Gaze, Goldstickerei und Seide und dergleichen für weibliche Reize alles ausmachen!

In allen anderen Städten Marokkos, der Küste entlang von Tetuan über Rabat bis Mogador, ebenso wie im Innern des Landes, in Fez, Marrakesch, Mekinez usw. sind die Juden noch immer in schmutzige, streng ummauerte Stadtviertel, die sogenannten Mellah, d. h. Salzplätze, zusammengepfercht und müssen ihre Nächte unbedingt dort zubringen. Der Segen, den Jehova Abraham spendete: Dein Samen soll zahlreich sein wie der Sand am Meere, scheint ihnen ein Gebot zu sein, das sie nach Leibeskräften befolgen. Was gibt es doch in diesen Mellahs für Unmassen Kinder! Auf den Strassen, in den schmutzigen Patios der überall nach spanisch-maurischer Art gebauten Häuser, in den dämmerigen Kaufläden ihrer Papas tummeln sich Kinder, halbnackt oder ganz nackt umher, dutzendweise, und Familien mit einem oder anderthalb Dutzend Kinder sind gar keine Seltenheiten. Die Juden vermählen sich sehr früh.

Von den früheren Beschränkungen ihrer Lebensweise haben sich viele bis auf den heutigen Tag erhalten. Je nach der Strenge des jeweiligen Kaid oder nach seiner Bestechlichkeit werden ihnen grössere Freiheiten gewährt, aber mitunter lehnt sich die mohammedanische Bevölkerung dagegen auf. In früherer Zeit durften die Juden beispielsweise nur in ihrer Mellah Schuhe tragen. Kamen sie in die Maurenstadt, so mussten sie barfuss laufen. Sultan Soliman gestattete ihnen das Tragen schwarzer Schuhe. Als sie sich damit in Fez auf die Strasse wagten, waren die Mohammedaner darüber so wütend, dass sie alle beschuhten Juden ohne weiteres niedermachten. Sie selbst baten dann den Sultan, das bezügliche Dekret wieder zurückzunehmen! Noch unter dem letzten, keineswegs strengen Sultan Mulay Hassan war es ihnen verboten, Turbane zu tragen. Sie bedecken sich heute mit schwarzen Käppchen oder blauen Tüchern, die sie unterm Kinn zusammenbinden, aber vor dem Gouverneur oder beim Vorüberschreiten an Moscheen abnehmen müssen. Statt der gebräuchlichen gelben Schuhe dürfen sie nur barfuss gehen. Begegnen sie Mauren, so müssen sie nach der linken Seite ausweichen, sie dürfen maurische Bäder nicht besuchen, in der Maurenstadt kein Pferd besteigen, vor Gericht keine Zeugenschaft ablegen, ausserhalb ihrer Mellah kein Haus und kein Grundstück erwerben. Jahrhundertelang blieben sie bedrückt, ausgeschlossen vom öffentlichen Leben, verachtet. Jede Verbindung eines Mauren mit einer Jüdin ist untersagt, zeigten sie sich bei Festlichkeiten, dann wurden sie mit faulen Orangen und Steinen beworfen, mussten aber das Geld für diese Festlichkeiten zahlen. Heute noch sind sie einer dem Sultan zu zahlenden Toleranzsteuer unterworfen. Alles das erhielt die Mehrzahl von ihnen bis auf die Gegenwart in Ungewissheit und Aberglauben. Auf den meisten Häusern wird man beispielsweise zum Schutz gegen die zahlreichen giftigen Skorpione Papierstreifen über den Türen finden, mit dem Bild zweier Skorpione und einem Abrakadabra in hebräischer Schrift, von den Rabbinern niedergeschrieben. Die Herstellung dieser Zettel kann nur in der ersten Nacht des Siwanmonats geschehen, nachdem der Rabbi dreimal unter Wasser getaucht ist und sich die Fingernägel geschnitten hat. Ueber der Beschwörung steht in hebräischen Lettern folgendes:

	A	
Spicoros	Ia	Opretata
Picoros	Nia	Pretata
Icoros	Inia	Retata
Coros	Ginia	Etata
Oros	Iginia	Tata
Ros	Liginia	Ata
Os	Bliginia	Ta
S	Abliginia	A

Der Bürgermeister jeder Mellah ist wohl ein Jude, untersteht aber einem maurischen Gouverneur, der wieder vom Kaid der Stadt seine Befehle empfängt. In den Mellahs der den Europäern geöffneten Hafenstädte dürften durchschnittlich je 5—7000 Juden wohnen, in Tanger, Fez und Marrakesch je 8000, und Tausende leben ausserdem bei den Araberstämmen, von denen sie sich den Mezrag, d. h. Schutz durch teures Geld erkaufen müssen. Im ganzen ist die Zahl der Juden von Marokko wohl Hunderttausend Sie wäre bedeutender, wenn die elenden Gesundheitsverhältnisse, in welchen die Juden leben, nicht vorhanden wären. Die Abwesenheit von Kloaken und frischem Wasser, von Luft und Licht, die Ablagerung allen Unrates in den Strassen und Häusern machen die Wohnungen zu wahren Krankheitsherden, und bei Epidemien haben die Juden die grösste Zahl an Opfern aufzuweisen. An ihrem Judentum halten sie mit grosser Zähigkeit fest. Sie trinken ihren Wein aus Gefässen, die kein Andersgläubiger berührt hat, und geniessen nur koscher geschlachtetes Fleisch. Selbst auf den Schiffen, wo ich mit ihnen zusammentraf, setzten sie sich nicht zur gemeinschaftlichen Tafel, sondern liessen sich ihre Mahlzeiten in mitgebrachten Geschirren zubereiten. Die Speisen für den Sabbath werden am Tage vorher zubereitet, und die Kochtöpfe dürfen nicht abgetrocknet werden. Ihre Synagogen sind indessen auch Christen zugänglich. Die meisten sind klein und von ärmlicher Ausstattung. Mit Kalk belegte Stufen führen in das mit Eichenholz getäfelte Innere. Zwei Säulen stützen in der Mitte eine Tribüne, und hinter dieser erhebt sich das gewöhnlich hölzerne Tabernakel mit den Gesetztafeln. Die sehr reich geschmückten Ornate der Rabbiner und die zum Gottesdienst erforderlichen Gegenstände sind in hölzernen Schränken untergebracht, die, für Marokko merkwürdig genug, unverschlossen sind. Dennoch hat es, wie man mir erzählte, seit Menschengedenken keinen Diebstahl gegeben. Nach dem Glauben der marokkanischen Juden würde ein Dieb, der sich an diesen heiligen Dingen vergreift, sofort durch den Tod bestraft werden.

Die religiösen Feste werden streng beobachtet, doch das grösste Fest, bei welchem auch der reichste Aufwand entwickelt wird, dürfte das Hochzeitsfest sein. Selten habe ich schönere Gewänder gesehen, wie bei jenem, dem ich beiwohnen durfte. Die Frauen und Mädchen der Hochzeitsgesellschaft waren in die kostbarsten Brokate und Seidengaze gehüllt und mit Perlen und Edelsteinen geradezu besäet. Der Kopfputz, das kurze Jäckchen, Gürtel und Pantoffeln blitzten von Edelsteinen; je älter die Matronen waren, desto mehr Schmuck hatten sie. Das rabenschwarze Haar dieser alten Jahrgänge, das Edmondo de Amicis bei seiner Reise nach Fez so sehr in Verwunderung setzte, ist nicht natürliches Haar, sondern eine seidene Perücke. Nur die Mädchen tragen ihren Haarschmuck gewöhnlich in grosser Ueppigkeit lose über die Schultern

fallend. Sobald die Jüdinnen Mutter werden, lassen sie sich die Schädel, gewiss zum Leidwesen aller Bewunderer von Frauenschönheit, abrasieren und tragen dann nur mehr Perücken.

Die Braut, ebenfalls reich geschmückt, das Gesicht verschleiert und die Hände durch Henna orangegelb gefärbt, sass nach orientalischer Manier auf einer Art Thron zwischen ihren Eltern. Ihre Augen blieben geschlossen, und ihr Antlitz zeigte völlige Teilnahmlosigkeit. Auf der anderen Seite der weiss gedeckten Tafel sass ihr jugendlicher Bräutigam. Kaum hatte mich der Vater der Braut begrüsst, so wurde auch schon, wahrscheinlich meinethalben, eine Messingplatte umhergereicht, auf welche jeder Anwesende ein Gold- oder Silberstück warf. Natürlich musste auch ich mit einem Dukaten für die mir wildfremde Person herhalten und bekam von dem eigentlichen Hochzeitszeremoniell nicht einmal etwas zu sehen, denn dieses findet, wie ich später erfuhr, erst am Schluss der Woche statt, und wir waren erst am Dienstag, dem Tag der Unterfertigung des Ehekontrakts. Mittwoch wird die Aussteuer der Braut in das Haus des Bräutigams gebracht und alles, was an Hochzeitsgeschenken beigesteuert wurde, zur Besichtigung durch Freunde und Bekannte ausgestellt. Jeden Tag gibt es Festessen, Musik, Tanz und Gesang. Donnerstag wird die Braut, in schneeiges Weiss gekleidet und mit Orangenblüten geschmückt, nach dem Hause des Bräutigams gebracht. Bei schönem Wetter marschiert sie tapfer über das holperige Pflaster; gibt's Regen, dann setzt sie sich in einen mit bunten Tüchern verhängten Käfig und wird von Maultieren zu ihrem Bräutigam getragen, mit den singenden, fackeltragenden Hochzeitsgästen hinterdrein. Freitag kommt unter grossen Festlichkeiten der Schluss; das Pärchen trinkt aus demselben Glase Wein beim grossen Hochzeitsschmause.

(Aus der „Kölnischen Volkszeitung.")

Sammlung für die marokkanischen Glaubensgenossen. Wir haben die Liste der dem deutscheu Bureau zugegangenen Spenden für die marokkanischen Glaubensgenossen in unserer vorigen Nummer veröffentlicht. Seitdem sind uns weiter folgende Spenden zugegangen:

Arnswalde: E. Abrahamowsky 10.—, S. Goldberg 10.—, Frau Moses 10.—, Fräulein Rosenau 10.—, P. Falk 5.—, Arnholz 5.—, M. Cohn 5.—, Bieber 5.—, Samuel 5.—, Fließ-Marienwalde 5.—, Frau Ww. Samuel 5.—, Frau Pauline Abrahamowsky 5.—, Max Altmann-Kaulsdorf 3.—, Arthur Cohn 3.—, Glaßmann 3.—, Glaßmann-Granow 3.—, Herman Putziger 3.—, Gerber 3.—, M. Falk-Cürtow 3.—, H. Casper 3.—, Frau Davidsohn 3.—, A. Abraham 2.—, Benno Schöps 2.—, M. Manasse 2.—, G. Joelsohn 1.—, B. Joelsohn —.50, Hamburger-Doelitz 1.—, Ephraim 1.—. **Berlin:** George Salamonski 100.—, Max Salinger 50.—, N. N. 50.—, A. Berent 40.—, J. Munk 20.—, Stammtisch bei Fehlow 20.—, Frl. Bertha Majerowitsch 10.—, gesammelt durch Gustav Strom 8.50, Frau Dr. Alice Nehab 4.—, Leopold Löb 3.—, E. Simsohn 5.—, J. Baer 5.—, Moritz Zadek 5.—, Frau N. Marks 5.—, L. Simion 10.—. **Bitsch:** Gerson Brann 1.—, Ungenannt 10.—. **Braunsbach:** Gesammelt durch Lehrer Oberndörfer 47.—. **Breslau:** J. Schneller & Co. 10.—, Aron Kober, Martin Fränkel, Marcus Pinczower, Helene Pinczower, zusammen 25.—, Hermann Stillmann 10.—. **Crailsheim:** Max Rosenfeld 20.—, Josua B. Stein 5.—, Adolf Stein 3.—, M. Grünsfelder 6.—, H. Grünsfelder 5.—, Berthold und Albert Stein 5.—, Manuel Rosenfeld 10.—, A. Reinemann 5.—, Julius Levi 3.—, W. Goldstein sen. 5.—, David Heinsfurter 2.—, L. H. Goldstein 2.—, D. & M. Rosenthal 6.—, L. Levigard 3.—, Rufen Süßfeld 3.—, Sal. Falk 3.—, J. Essinger 5.—, Max Essinger 2.—, Alb. Hallheimer 2.—, M. & Berthold Rosenfeld 5.—, Isak Kohn 2.—, J. Grünsfelder 6.—, Louis Friedmann 2.—, Salomon Goldstein 1.—, Lehrer Strauß 2.—, W. H. Goldstein 1.—, Hermann Goldtsein 2.—, Moriz Heinsfurter 1.—, Moriz Elkan 1.—, Bernh. Goldstein 1.—, Frau Bertha Goldstein 3.—, Frau B. Hanauer 2.—, David Stein 2.—, S. Mezger 4.—, W. Mezger 3.—, D. Pappenheimer 3.—, Samuel Stern 5.—, Aron Strauß 3.—, Jacob Stern 3.—, Max Mezger 2.—, David Friedmann 1.—, Emil Hallheimer 2.—, Dr. Adolf Rosenfeld 3.—, Lazarus Heinsfurter 3.—. **Darmstadt:** Durch Otto Wolff 600.—, durch Rabb. Dr. Marx: Dr. Bodenheimer 20.—, Is. Lehmann 20.—, Frau S. Bodenheimer 10.—, F. Lutz 5.—, Rabb. Dr. Marx 5.—. **Dürkheim:** Durch Bezirksrabbiner Dr. Salvendi 400.—. **Düsseldorf:** Carl W. Simons 30.—. **Edenkoben:** Wohltätigkeitsverein, durch Jacob Michel 20.—. **Filehne:** Josef Cohn 2.—. **Göppingen:** Gesammelt durch Leop. A. Gutmann 219.—. **Köln a. Rh.:** Gesammelt durch Rabbiner Dr. Frank 238.—, M. C. Munk 10.—, J. Wallach 2.—, B. Lewertoff 5.—, C. Sander 5.—. **Konstanz:** Adolf Veit 5.—, Gebr. Moos 10.—, Samuel Schatz sen. 3.—, Emrich 3.—, Gebr. Rosenthal 5.—, Frau Marie Guggenheim 1.—, Simon Neuburger 10.—, Gustav Frank 10.—, Dr. Daniel Guggenheim 5.—, J. W. Guggenheim 5.—, Napht. Ortlieb Wwe. 2.—, Hermann Schwarz 3.—, Pius Wieler Söhne 10.—, Moses Rothschild 5.—, Frau Adele Wolf Wwe. 3.—, Salomon Hasgall 1.—, Max Mann 5.—, Maier, Großh. Bez.-Tierarzt 3.—, Moritz Picard 3.—, Samule Picard 5.—, Sigmund Rothschild 2.—, Frau Guggenheim-Neumann 3.—, Frau Lazarus Frank Wwe. 3.—. **Krotoschin:** Durch Rabbiner Dr. Berger: Stadtrat Neumark 10.—, Louis Daniel 5.—, Jacob Schlesinger 10.—, Heinrich Epstein 10.—, Jacob Rotstein 3.—. **Labischin:** Gesammelt durch Rabb. Dr. Ansbacher 34.—. **Leipzig:** Justizrat Broda 15.—. **Loslau:** Gesammelt durch Ad. Adler 40.50. **Mannheim:** Adolf Bär 10.—, Moses Lorch 10.—, Hermann Löb-Stern 20.—, E. Heidelberger Söhne 10.—, Gebrüder Zimmern 100.—, Bernhard Bodenheimer 25.—, Hermann, Max, Bernhard Kaufmann 20.—, S. Simon 20.—, Frau Friedrich Julius Bensinger 50.—, Max Küssel 20.—, Paul Benfey 10.—, Maier Marxheimer 10.—, Ad. Marx 10.—, Jac. Mendel 10.—, Alfred Marx 10.—, Emil Stern 10.—, M. Kalter 10.—, E. Friedmann 10.—, Jacob Marx 5.—. **Marienbad:** Durch Dr. S. Prager: Dr.

Felix Wolfner 10.— Kr., Dr. Strauß 2.— Kr., S. Meyer 5.— Kr., M. Spitz 10.— Kr., Frl. M. Meyer 1 Kr., Frau Dr. Porges 5.— Kr., Dr. Prenninger 5.— Kr., Dr. S. Prager 5.— Kr., Panne aus Krakau 2.— Kr., Heimann aus Krakau 2.— Kr. **Mergentheim:** Gesammelt durch Rabbiner Dr. Sänger 64.30. **Münster i. Westf.:** Synagogen-Gemeinde 50.—. **Niederflorstadt:** Abr. Adler 3.—. **Offenbach a. M.:** Durch Rechtsanwalt und Notar Dr. Guggenheim 500.—. **Ottensoos:** Die bereits im Oktoberheft quittierten, durch Herrn Hermann Prager gesammelten 54.50 Mk. setzen sich wie folgt zusammen: Julius Prager 5.—, Theodor Rebitzer 3.—, Mannheimer 3.—, Niem Rebitzer 3.—, Emma Sommerich 1.—, Louis Rebitzer 3.—, Welsch 2.—, Max Heßdörfer 3.—, Simon Heßdörfer 2.—, Siegfried Heßdörfer 2.—, Em. Lamm 3.—, Lisette Prager 2.—, Sigwart Prager 2.—, Martin Prager 2.—, Anton Sommerich 2.—, Em. Späth 2.—, Jac. Späth 2.—, Guido Prager 1.—, Hermann Rebitzer 2.—, Schwestern Prager 1.50, Frauen-Verein 3.—, Hermann Prager 2.—, Sale Späth 3.— (abzüglich 50 Pf. Einziehungskosten). **Potsdam:** Gustav Salomon 2.—. **Schwetz a. W.:** Louis Graf 3.—. **Schivelbein:** Max Salomon 20.—, S. Borchardt 10.—, Gebr. Wolff 5.—, Laepert 5.—, Ph. Mannheim Söhne 3.—, Emil Jacobus 3.—, Jul. Elias 3.—, L. Kargauer 2.—, Gutmann 2.—, Neumann 2.—, E. Lewinsohn 2.—, S. Bernstein 2.—, Max Bernstein 2.—, S. Schendel 2.—, Gustav Engel 2.—, Hirsch 1.—, Ungenannt 1.—, L. Heinrichsdorff 1.—, Leopold Jacobus 1.—, Sophie Engel 1.—, M. Meyer 1.—. **Staden:** N. N. —.40. **Stallupönen:** H. Postawelsky 5.—. **Stuttgart:** R., Leop., Adolf und Siegmund Ehrlich, zusammen 7.—. **Wiesbaden:** S. Bielefeld 6.—.

Die Beträge sind dem Pariser Central-Comité überwiesen worden. — Infolge des in Frankfurt a. M. von den dortigen Lokal-Comités der A.I.U. und des Hilfsvereins gemeinsam erlassenen Aufrufs sind bis jetzt über 17000 Mk. eingegangen.

Lokal-Comité Berlin. In der Sitzung des Lokal-Comités Berlin der A. I. U. vom 6. Oktober ist Herr Rabbiner Dr. Eschelbacher einstimmig kooptiert worden. Herr Dr. Eschelbacher hat die Wahl angenommen und an den Vorsitzenden das folgende Schreiben gerichtet:

„den 8. Oktober 1907.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Für die mich ehrende Wahl in das Lokal-Comité der Alliance Israélite Universelle und die freundlichen Worte, mit welchen Sie deren Anzeige begleitet haben, spreche ich hierdurch meinen ergebensten Dank aus.

Ich nehme sie mit grosser Befriedigung an, und es wird mir eine Freude sein, in Ihrem Kreise für die grossen und edlen Zwecke der Alliance wirken zu können.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Eschelbacher."

BUECHERSCHAU.

Der 9. Jahrgang von Rabbiner Dr. Heppners jüdisch-literarischem Abreisskalender für das Jahr 1908 (5668/69) ist soeben erschienen. Dieser Kalender erfreut sich von Jahr zu Jahr immer grösserer Beliebtheit, die er wegen seiner ausserordentlich praktischen und geschickten Anordnung in vollem Mass verdient. Er beginnt mit dem bürgerlichen Kalenderjahr und zeigt gleichzeitig die Daten der jüdischen Zeitrechnung und die des bürgerlichen Jahres an. Alle für die Geschichte des jüdischen Volkes bedeutsamen Gedenktage und biographischen Notizen über hervorragende jüdische Gelehrte, Künstler und Dichter werden sorgfältig registriert, die für die Sabbathe und Festtage bestimmten Thora- und Hafarah-Abschnitte werden dem Inhalt nach angegeben, Sabbath- und Festtagsausgang wird verzeichnet. Zwischen den tatsächlichen Angaben finden wir wohlausgewählte Sprüche und Sentenzen aus der heiligen Schrift, abwechselnd mit sinnigen Versen und Aussprüchen neuerer jüdischer Dichter.

Inseratenannahme nur durch Haasenstein & Vogler A. G. in Berlin und deren Filialen.

Abonnementspreis für das Jahr in Deutschland und Oesterreich Mark 7,— (Luxusausgabe Mark 14,—), für das Ausland Mark 8—, (Luxusausgabe Mark 16).

für Russland ganzjährlich 4 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785 a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen Mk. 1.— die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt.

Adresse für die geschäftliche Korrespondenz: Verlag „Ost und West", Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50

Redaktion: Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Chefredakteur Leo Winz, Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48/49. – Verlag Ost und West, Leo Winz, Berlin S. 42. — Druck von Beyer & Boehme, Berlin S. 42, Wasserthorstr. 50.

OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR DAS GESAMTE JUDENTUM.

Herausgegeben und redigiert
von
LEO WINZ.

Heft 12. Dezember 1907. VII. Jahrg.

An unsere Abonnenten!

Mit vorliegendem Hefte schliesst der siebente Jahrgang unserer Zeitschrift.

Soweit uns nichts Gegenteiliges mitgeteilt wird,** werden wir das Abonnement **als verlängert betrachten.

Wir bitten unsere Freunde, uns ihre Sympathien auch weiterhin zu bewahren und unserer Zeitschrift nach Kräften zu weiterer Verbreitung zu verhelfen.

Verlag und Redaktion von „OST und WEST".

DIE ORGANISATION DER VERTEIDIGUNG.

Von Dr. Simon Bernfeld.

Mit der Geschichte des Judentums ist aufs engste verknüpft die Geschichte seiner Verteidigung, die bis in das hohe Altertum des jüdischen Volkes hinaufreicht. Das Judentum ist ziemlich früh eine Weltreligion geworden, und infolge der Zerstreuung des jüdischen Volkes kam es bald in enge Berührung mit andern Kulturen, mit denen es sich verschiedenartig auseinandersetzen musste. Insbesondere wurde dies für die Geschichte des Judentums von grosser Bedeutung, seitdem Judentum und Hellenismus in den ägyptischen und kleinasiatischen Kolonien einander begegneten. Es war dies ein merkwürdiges Zusammentreffen, eine eigenartige Berührung zweier Kulturwelten, von denen eine jede die besten geistigen Vorzüge für sich in Anspruch nahm. Sie sollten in Wahrheit einander ergänzen, aber im Bewusstsein ihrer Bedeutung glaubte jede nur allein die Daseinsberechtigung zu haben und auf die andere mit Missachtung herabsehen zu dürfen. Die Gegensätze schienen unausgleichbar zu sein, und nur in heissem Ringen sollte entschieden werden, wer Siegerin bleibt.

Das Judentum konnte sich doch dem Einfluss des Hellenismus nicht ganz entziehen. Andererseits aber war es nie gesonnen, sein Dasein aufzugeben. Es musste somit die Möglichkeit gefunden oder geschaffen werden, wie es neben dem Hellenismus nicht nur fortbestehen, sondern sogar diesem gegenüber seine Superiorität wahren sollte. Diese Bestrebungen im Judentum riefen die Apologie hervor, sie schufen ein Schrifttum, das sich mit der Rechtfertigung und mit der Stärkung

des Judentums in mannigfaltiger Weise beschäftigte. Die Schriftsteller, welche sich dieser Arbeit widmeten, mögen nicht immer Klarheit über ihre Ziele gehabt haben; manches ist, ich möchte sagen, instinktiv entstanden, in dem aber doch das geschichtliche Bewusstsein des jüdischen Volkes zum Ausdruck kam. Es wurde mitunter der Versuch gemacht, zwischen dem Judentum und dem Hellenismus einen Ausgleich herbeizuführen. Ich brauche nur auf Philo hinzudeuten, der von den platonischen Ideen erfüllt, nachzuweisen sich die Mühe gab, dass das Judentum, wenn auch in anderen, ihm eigenen Formen, dieselben philosophischen und ethischen Wahrheiten lehre, wie die griechische Weisheit. Auch das war Apologie, die Verteidigung des Judentums gegen diejenigen, die es deshalb herabsetzen zu dürfen glaubten, weil es vom philosphischen Denken fern sei. Diese Art der Verteidigung, gleichviel ob sie so beabsichtigt war, galt in erster Reihe für gebildete Juden, die von der griechischen Bildung viel, vom Judentum aber wenig wussten. Ihnen sollte gezeigt werden, dass die Söhne und Töchter des jüdischen Volkes gar keinen Grund hätten, sich des Judentums zu schämen und es, wie es die Griechen jener Zeit taten, als eine Religion von Barbaren zu betrachten.

Neben dieser Apologie der Defensive kennen wir aus dem hohen Altertum auch eine solche der Offensive. Das Beste dieser Art finden wir in der bekannten Schrift des Josephus über das hohe Alter des jüdischen Volkes, die er gegen den judenfeindlichen Klopffechter und Prahlhans Apion gerichtet hat. Dieses Buch, das man noch heutzutage mit hohem Interesse lesen kann, ist für eine bestimmte Art der Apologie gradezu mustergültig. Es besitzt alle Vorzüge einer guten apologetischen Schrift. Der Verfasser verfügt über genaue Kenntnisse des Judentums und des Griechentums, weiss geschickt die Vorzüge des ersteren und die Schwächen des letzteren hervorzuheben, die Angriffe auf das Judentum und das jüdische Volk mit Ernst und Witz entschieden zurückzuweisen, den judenfeindlichen Apion ins Lächerliche zu ziehen, das Judentum mit Wärme und ungekünsteltem Pathos zu verteidigen. Vieles in diesem Buche ist noch jetzt aktuell; es hört sich recht modern an. Der Hauptvorzug der Schrift gegen Apion liegt nämlich darin, dass Josephus in Wirklichkeit weitgehendes Verständnis für das innere Wesen des Judentums und des Griechentums besass; er verstand die Bedeutung der jüdischen Religion in ihrem volkserzieherischen Wert und betonte dies mit vielem Nachdruck Das Judentum galt ihm eben nicht als eine philosophische Wahrheit, die doch vergänglich sein kann, sondern als eine ewige sittliche Wahrheit, die nicht etwa von nur wenigen Bevorzugten erfasst wird, sondern von einem ganzen Volk.

Die beiden grössten jüdischen Apologeten des Altertums, Philo und Josephus, waren nach meiner Auffassung deshalb so erfolgreich, weil sie sich mit dem jüdischen Volke und mit dem Judentum identifizierten. Man merkt es ihren Worten an, dass sie das, was sie schrieben, lebten und empfanden. Sie führten ihre eigene Verteidigung, indem sie, jeder nach seiner Art, ihr Volk und das Judentum verteidigten. An die Sache, für die sie mit solchem Eifer und mit solcher Begeisterung eintraten, glaubten sie mit derselben tiefen Ueberzeugung, wie sie an sich selbst glaubten. Für sie war die Apologie des Judentums kein literarisches Unternehmen, sondern eine Lebensäusserung. Wenn heutzutage oft gefragt wird, warum wir jetzt trotz mancher guter Versuche keine durchdringende Apologie des Judentums erhalten, so wird man vielleicht den Grund dafür darin zu suchen haben, dass es uns an Männern fehlt, die nicht nur ihr reiches Wissen und ihr literarisches Können in den Dienst des Judentums stellen, sondern auch ihre ganze Persönlichkeit. Auch dieses möchte ich durch ein Beispiel aus unserer Literaturgeschichte erhärten. Aus dem religions-philosophischen Schrifttum des Mittelalters ragt besonders ein Buch hervor, der Dialog „Kusari“ des gottbegnadeten Dichters Jehuda Halevy. An philosophischer Tiefe und Originalität steht dieses Buch weit hinter der „Lebensquelle“ des Salomo ibn Gabirol, an Klarheit und kühner Folgerichtigkeit hinter dem „Führer der Irrenden“ des Maimonides. Und doch ist der „Kusari“ ein herrliches Buch, aus dem in tausend Tönen das Lob des Judentums und des jüdischen Volkes erschallt. Da tritt ein Mann auf, der von der innern Wahrheit des Judentums und von dem hohen Wert des jüdischen Volkes, von seiner geschichtlichen Bedeutung, tief überzeugt ist. Er sucht nicht nach Formeln, nach Analogien, nach Syllogismen, um das Judentum zs verteidigen; von seiner Güte ist er so überzeugt, wie ein Mensch von seiner Liebe zu den Eltern überzeugt ist. Aus ihm spricht nicht der kalte Verstand, sondern das warme Gefühl, das aus dem vollen Herzen hervorsprudelt. Er verteidigt das Judentum aus demselben Gefühl, wie jemand für seine Heimat, seine Familie und seine Freiheit eintritt.

Wir sehen somit, dass grosse Apologeten im Judentum entstehen können, wenn es die Zeit erfordert. Aber allerdings kann die Apologie des Judentums keine bestellte Arbeit sein, die auf Verlangen geleistet wird. Ein Priester konnte alle Bestimmungen des Altardienstes erlernen und alle Bräuche einüben, um seines Amtes zu walten — der Prophet aber musste zu seinem Amte den innern Beruf haben, dazu „vom Mutterleibe“ geweiht sein. An eine Prophetenschule, obwohl es solche in Israel gegeben hat, glaube ich nicht, denn das Prophetentum erlernt man nicht. Auch eine wirksame Verteidigung des Judentums und des jüdischen Volkes ist nur von solchen zu erwarten, die dazu wirklich berufen sind. Nichtsdestoweniger wäre es ein grosser Irrtum, wenn wir in den heutigen Zeitläuften jeden Versuch unterlassen wollten, weil wir das Vollendete und Höchste nicht erreichen können. Die Verhältnisse liegen so, dass

wir der Apologie nach jeder Richtung dringend bedürfen; sie tut uns not nach aussen hin, gegen Angriffe, die in verschiedener Form gegen das Judentum und gegen den jüdischen Stamm gerichtet werden, aber auch nach innen, gegen Missachtung und Herabsetzung des Judentums in unserer eigenen Mitte, welche durch Unkenntnis hervorgerufen werden. Die Nützlichkeit und Erspriesslichkeit kultureller Arbeit braucht nicht sofort sichtbar zu sein; verloren geht doch kein Saatkorn. Das Wort der Wahrheit kann mitunter, wo es gesprochen wird, unvernommen verhallen, aber es wird vielleicht vom Winde in die Ferne getragen, um dort auf empfänglichen Boden zu fallen.

In der letzten Zeit sind unter den deutschen Juden verschiedene Organisationen entstanden, welche sich den Kampf für die Sache des Judentums und der Judenheit zur Aufgabe gemacht haben. Die Tatsachen haben zur Einsicht geführt, dass die Verteidigung der bürgerlichen Rechte der Juden nicht ohne die Verteidigung des Judentums möglich ist. Rein logisch genommen, könnte man ja sagen, das Judentum brauche keine Verteidigung; denn eine Wahrheit hört nicht auf Wahrheit zu sein, wenn sie tausendmal von Böswilligen und Narren begeifert wird. Aber die Praxis zeigt, dass die Herabsetzung des Judentums mit der Beeinträchtigung der bürgerlichen Rechte der Juden zusammenfällt. Solange das Judentum nicht zu seinem Rechte gelangt, werden auch die Juden niemals im sichern Besitz ihrer bürgerlichen Rechte bleiben, mögen sie ihnen auf dem Papier noch so heilig versprochen werden. Die geschichtliche Erfahrung lehrt auch, dass sich die Dinge immer so entwickelt haben: zuerst wurden die Juden wegen ihrer religiösen Anschauung und ihres religiösen Lebens verächtlich gemacht, dann kam ihre Entrechtung und ihre Knechtung. So trieben es die judenfeindlichen Griechen in Alexandrien, so verfuhr das christlich gewordene Rom, der fanatische Klerus in Spanien, der Mob am Rhein. Angriffe auf das Judentum dürfen uns nie gleichgültig lassen, mag unsere politische Stellung nach so gesichert erscheinen. Sie bedeuten immer die Vorzeichen eines heftigen Sturmes auf unsere bürgerlichen Rechte. Die Klugheit und der Trieb der Selbsterhaltung erheischen in solchen Fällen immer das rechtzeitige und kräftige Eingreifen zu unserer Verteidigung.

Die Feindseligkeit gegen das Judentum und gegen unser Volk wird von Böswilligen hervorgerufen. Indessen wäre die Wirkung nie eine so verheerende und vergiftende, wenn sich nicht um die Böswilligen ein Gefolge von aus Unkenntnis Sprechenden bilden würde. Die Bösen werden sich nicht belehren lassen, wohl aber viele von denen, die ihnen aus Unwissenheit nachsprechen. Zu diesen gehört leider auch eine grosse Zahl von Juden und Jüdinnen. Wollen wir also gegen die Anfeindungen die Verteidigung organisieren, so bleibt uns zunächst nur ein Mittel übrig: die Verbreitung der Kenntnis von allen Dingen, die das jüdische Volk und das Judentum betreffen. Der beste Teil der Apologie des Judentums ist doch die Kenntnis des Judentums, und das zu erreichen liegt vielfach in unserer Macht.

LESSER URY **Moses.** OELGEMAELDE.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler“.)



JOZEF ISRAELS **Notsignal.** OELGEMAELDE.
(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

Ausstellung jüdischer Künstler. *)

Von Dr. Alfred Nossig.

Mehrfach und an verschiedenen Orten wurde in letzter Zeit von Kunstverständigen die Idee angeregt, durch Ausstellungen einen Ueberblick über die künstlerische Produktion der Juden zu gewinnen. Nach dem schon die Wiener Sezession gelegentlich eines reicheren Einlaufes von Werken ostjüdischer Maler dieselben zu einer Gruppe vereinigt hatte, wurde vor Jahresfrist (November-Dezember 1906) dank den Bemühungen des Rever. Canon Barnett in der Whitechapel Art Gallery zu London die „Exhibition of Jewish Art and Antiquities" eröffnet, die durch ihre künstlerische Eigenart das Interesse an einer Zusammenfassung jüdischer Künstler steigerte. Während einerseits der Industri-Foreningen (Industrieverein) in Kopenhagen unter Mitwirkung des Direktors des dortigen Kunstgewerbemuseums, Hannover, und des Professors Dr. Simonsen eine analoge Ausstellung für den Januar 1908 vorbereitet, unternahm der „Verein zur Förderung jüdischer Kunst" die Veranstaltung einer solchen in Berlin.

Von verschiedenen Gesichtspunkten aus erscheint der angestrebte historisch-künstlerische Ueberblick lohnend. Daß den Initiatoren der Idee, zu denen auch Männer nichtjüdischer Konfession gehörten, hier und anderwärts die Tendenz einer konfessionellen Separation völlig fremd war, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Nur das ethnologische und kulturhistorische Moment, auf dem die ganze moderne Kunstgeschichte, besonders seit Hippolyt Taine, basiert, kommt in Frage. Und da ist es nun interessant, Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, wie ein Stamm, den einerseits seine überlieferte Lehre, andererseits die historischen Verhältnisse von

*) Die nachstehenden Zeilen mögen zur Einführung in die **Ausstellung jüdischer Künstler** dienen, die am 17. November in den Räumen der Galerie für alte und neue Kunst **Berlin, Wilhelmstr. 45,** eröffnet wurde. Wir bringen eine Anzahl Reproduktionen von Werken dieser interessanten Ausstellung in diesem Hefte und werden im folgenden weitere Abbildungen veröffentlichen Ueber die Aufnahme der aus den verschiedensten Ländern eingelaufenen Werke entschied die Jury, die sich aus den Herren Otto H. Engel (Vorsitzender der Kommission der großen Berliner Kunstausstellung), Prof. Oscar Frenzel und Prof. Ludwig Manzel zusammensetzt. (Red. von Ost und West.)

der Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt Jahrtauſende hindurch abhielten, im letzten Jahrhundert, ja eigentlich in den letzten Jahrzehnten auf dieſem Gebiete ſich betätigt hat.

Iſt es den Juden gelungen, in dieſer kurzen Zeit ſich auf die Höhe künſtleriſchen Schaffens anderer Kulturvölker aufzuſchwingen? Hat die ſolange währende Unterbindung der künſtleriſchen Ader den Juden die Originalität und die Intenſität des Geſtaltens benommen, oder tritt der Geſtaltungsdrang bei ihnen heute um ſo ungeſtümer hervor?

Laſſen ſich — da doch die Raſſe als eigentlichſter Nährboden und Quell des künſtleriſchen Schaffens von der Kunſtwiſſenſchaft hingeſtellt wird — auch bei den jüdiſchen Künſtlern gewiſſe gemeinſame Merkmale erkennen und wenn es ſo iſt: worin beſteht die Raſſeneigenart der Juden in der Kunſt?

Wie weit reicht die Beeinfluſſung durch das kulturelle und äſthetiſche Milieu, in dem die einzelnen jüdiſchen Künſtler ſich entwickelt haben? Gehen ſie alle völlig in ihm auf, oder keimt vielleicht hier oder dort, bewußt oder unbewußt, eine ſpezifiſch jüdiſche Kunſt?

Das ſind die Fragen, die ſich dem Kunſthiſtoriker und Kunſtkritiker aufdrängen, wenn er den Anteil der Juden an der modernen Kunſt in's Auge faßt. Nur eine Zuſammenſtellung der Werke jüdiſcher Künſtler verſchiedener Länder konnte die Beantwortung dieſer Fragen, der man mit Intereſſe entgegenſehen darf, ermöglichen. Der vorurteilsloſen Kunſtwiſſenſchaft ein derartiges Substrat zu liefern, war das Beſtreben der Veranſtalter dieſer Ausſtellung.

Sie ſind ſich vollkommen deſſen bewußt, daß ſie die unternommene Aufgabe keineswegs vollſtändig gelöſt haben. Zu ihrer Entſchuldigung diene es jedoch, daß dieſe Aufgabe, wie die auch in London gemachten Erfahrungen lehren, im Rahmen einer einmaligen Ausſtellung reſtlos überhaupt nicht gelöſt werden kann. Zunächſt iſt es von vornherein klar, daß eine Ausſtellung nie die Vollſtändigkeit der Kunſtgeſchichte erreichen kann, ſondern ſtets nur ein von Zufällen beherrſchter und durch Raummangel beſchränkter Auszug bleiben muß. Was die Beſchaffung der Werke verſtorbener Meiſter betrifft, ſo bereitet die ſehr begreifliche Abneigung der Muſeen und Privatbeſitzer gegen das Ueberlaſſen derſelben vielfach unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Arbeiten der heute ſchaffenden Künſtler wiederum laſſen ſich darum an einem Orte und zu einem und demſelben Zeitpunkte nicht alle vereinigen, weil ſie von langer Hand für verſchiedene Kunſtausſtellungen zugeſagt ſind. Will man alſo gewiſſe Künſtler ausſtellen, ſo muß man auf andere verzichten, die um die gegebene Zeit anderweitig engagiert ſind. Die räumliche Be-

JOZEF ISRAELS OELGEMAELDE.

Lebensabend.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

schränkung hat es mit sich gebracht, daß die jüdischen Künstler Berlins nicht in genügendem Maße berücksichtigt werden konnten. Bei ihrer erheblichen Anzahl und dem seitens lokaler Künstler nicht unberechtigten Anspruche, mit Kollektionen vertreten zu sein, hatte das Ausstellungskomitee nur die Wahl, die Beteiligung der ausländischen Künstler oder die der Berliner auf ein Minimum zu reduzieren. Man entschloß sich für das Letztere, da die Werke der hier lebenden Künstler dem Publikum von anderen Ausstellungen her bekannt sind.



JOZEF ISRAELS **Freude und Sorge.** OELGEMAELDE.
(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler.")

Das sind die Hauptursachen der Lücken, die die Berliner Ausstellung aufweist. Hierzu tritt der Umstand, daß manche namhaftere Künstler aus der angestammten Gemeinschaft ausgetreten sind oder ihr nicht beigerechnet zu werden wünschen.



JOZEF ISRAELS **Portrait.** RADIERUNG.
(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

Trotz dieser Lücken, die in der Folgezeit durch Kollektivausstellungen einzelner hervorragenderer Künstler teilweise ausgefüllt werden sollen, dürfte das zusammengebrachte Material schon manchen interessanten Aufschluß über die künstlerische Tätigkeit der Juden bieten.

Vor allem dürfte es klar werden, daß die allbekannten jüdischen Meister unter ihren Stammesgenossen als Künstler nicht völlig vereinzelt dastehen, sondern nur als die höchsten Spitzen aus einem kräftig sprossenden Künstlerwalde hervorragen. Nach einer Liste, die der englisch-jüdische Maler F r a n k L. E m a n u e l angelegt hat, gibt es zurzeit in Europa über vierhundert jüdische Künster, die sich einen Namen erworben haben. Dementsprechend wurde Gewicht darauf gelegt, in der Berliner Ausstellung neben dem Altmeister der holländischen Malerei, J o z e f I s r a e l s, neben einem C a m i l l e P i z z a r o und H e n r y L e v y, einem M a r k A n t o k o l s k i, einem S i m e o n S o l o m o n, den Burne Jones als den begabtesten unter den englischen Praeraphaëliten bezeichnete, neben einem D a v i d M o n i e s, einem M o r i t z G o t t l i e b und S a l o m o n J. S o l o m o n, Auszüge aus der Produktion der jüngeren jüdischen Künstler in Berlin,



JOZEF ISRAELS **Die Nachbarn.** OELGEMAELDE.
(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

beredten Schildererin der namenlosen Leiden des Exils und klingt in eine halb symbolische, halb realistische Apotheose des irrenden Volkes aus. Von den Ufern der Seine und der Themse schweift der Blick der jüdischen Künstler nach jenen schneeigen Gefilden zurück, die das Blut ihrer Brüder rötet. Wie einst Rembrandt das Amsterdamer Ghetto für die Kunst entdeckte, so führen sie das Ghetto des Ostens in die Malerei und Plastik ein. Vom rein künstlerischen Standpunkt eröffnet sich hier eine Quelle interessanter Motive. So hat, um nur ein Moment zu streifen, Rodin die jüdischen Künstler darauf aufmerksam gemacht, daß durch den Gebetmantel, wie einst durch die römische Toga, eine Fülle unvergleichlich schöner Variationen der Linienführung sich erzielen lasse.

Ein Wort noch über die jüdischen Altertümer. Sie wurden dieser Ausstellung einverleibt, um den Rahmen und die Motive zu veranschaulichen, innerhalb deren das plastische Empfinden der Juden

München, Wien, Paris, London, Krakau, Petersburg, Rom und anderen Städten zu geben.

Regt sich doch heute, wie die Bilder R. Samuels beweisen, das künstlerische Streben selbst unter den Beni Israel, jenen schwarzhäutigen Juden Indiens, die als die Nachkommen der verlorenen zehn Stämme betrachtet werden.

Noch eine andere bemerkenswerte Erscheinung ergibt sich aus den in der Ausstellung vereinigten Werken. Man spricht heute viel von der Heimatskunst, von dem bestimmenden Einflusse, den neben der Rasse das Heimatsland auf das Schaffen der Künstler ausübt. Sicherlich wird sich dieser Einfluß auch in den Werken der schaffenden Juden, die in ihrer Heimat fest wurzeln, bemerken lassen. Andererseits aber scheint es jenen jüdischen Künstlern, die das harte Schicksal ihrer Glaubensgenossen teilend, von Land zu Land wandern mußten, vorbehalten gewesen zu sein, eine in der Kulturentwicklung vereinzelt dastehende Kunst der Heimatslosigkeit zu schaffen.

Ausgehend von der nationalen Geschichte — der heroischen Epoche des Judentums, — von der Synagoge und dem Ghetto, die ihr die Heimat vertreten müssen, wird diese Kunst zur



HENRY LEVY BLEISTIFTZEICHNUNG.
(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)



S. HIRSZENBERG **Die Verbannung.** OELGEMAELDE.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künslter“.)

in früheren Jahrhunderten sich bewegte. Wissen wir auch, daß viele Ritualgegenstände von nichtjüdischen Handwerkern verfertigt wurden, so ist es doch andererseits festgestellt, daß die Juden sich auf dem Gebiete der synagogalen Kunst und des Kunstgewerbes überhaupt selbst hervorragend betätigten. So blühte im 16. und 17. Jahrhundert in Italien die Familie der Asulai, welche in Padua, Faenza und Pesaro Majoliken und Fayencen herstellten.

An die Tätigkeit dieser jüdischen Meister einer längst vergangenen Zeit knüpfen sich heute die Bestrebungen zur Schaffung eines neuen jüdischen Kunstgewerbes. Finden wir einerseits in Frankfurt und anderwärts jüdische Künstler, die das synagogale Kunstgewerbe neu beleben, so sehen wir andererseits in Jerusalem die Kunstgewerbeschule „Bezalel“ entstehen, welche auf dem Gebiete der Teppichweberei, der Holzschnitzerei und in anderen Zweigen der angewandten Kunst einen auf der palästinensischen Flora und den über lieferten Motiven basierten neujüdischen Stil zu schaffen sich bemüht.

DIE MAKKABAEISCHE EROBERUNG IM LICHTE DER AUSGRABUNGEN.

Die Bedeutung der palästinischen Ausgrabungen wird bis zum heutigen Tage bedauerlicherweise stark unterschätzt. Der Doppelklang „Babel und Bibel“ klingt seit Jahren in alle Welt; aber die Zusammenstellung „Palästina und die Bibel“ ist unter dem gleichen altertums- und religionsgeschichtlichen Gesichtspunkt in weiteren Kreisen so gut wie unbekannt.

Und doch liegt es auf der Hand, dass die letzte Entscheidung über die Religion Israels, soweit sich eben geistige Grössen und innere Entwickelungen mit Hacke und Spaten fassen lassen, nicht auf den Trümmerfeldern Assyriens, Babyloniens oder Aegyptens, sondern auf dem Boden der Bibel, d. i. in Palästina, fallen wird. Hier wird denn auch bereits seit dreissig Jahren in Nord und Süd von berufenen Forschern emsig und erfolgreich gegraben, und in dem neuen Jahrhundert haben diese Arbeiten mit reicheren Mitteln und verstärkter Kraft wieder eingesetzt; am Rande der Jesreel-Ebene zu Tell el Mutesellim (= Megiddo, Dr. Schumacher-Haifa) und zu Ta'annek (= Thaanach, Prof. Sellin-Wien), im Süden zu Gezer (St. Macalister) und dem alten Jericho (Sellin). Die bedeutendste dieser Ausgrabungen ist wohl die des bewährten englischen Archäologen Macalister; der Hügelrücken von Gezer ist während der ganzen Arbeitsperiode, die vom 14. Juni 1902 fast ununterbrochen



L. PILICHOWSKI **Unterwegs.** OELGEMAELDE.
(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler“.)

bis zum 30. August 1905 währte, ständig ein Ort der Ueberraschungen gewesen. Einer dieser Funde belichtet die grossen Tage der Makkabäerkämpfe in einer Weise, wie sie vor den Tagen des Spatens auch nicht entfernt erhofft werden konnte. Davon mögen die folgenden Zeilen erzählen; der umfassende und abschliessende Ausgrabungsbericht wird sich noch längere Zeit in der Vorbereitung befinden, da es sich in ihm allein um die Beschreibung von zehntausend Fundstücken und um die Wiedergabe von dreitausend Zeichnungen, zweihundert Plänen und fünfhundert Photographieen handelt.

Die Stadt Gezer ist uns bereits aus den 1887 aufgefundenen Amarna-Tafeln (1450 v. Ch. G.) und dann wieder aus der alttestamentlichen Ueberlieferung (Jos. 10.33, 16,10, 1. Kön. 9,16) als eine bedeutende altpalästinische Stadt bekannt, die erst im Besitze der Pharaonen, dann in den Händen der Kananiter war. Es war der Ort an der Südgrenze Judäas, den späterhin der König von Aegypten seiner Tochter als Mitgift bei ihrer Verheiratung mit Salomo gab. Dann hören wir aus literarischen Quellen von Gezer erst wieder zur Zeit der Makkabäerkämpfe.

Als Antiochus IV. 175 v. Chr. G. seine Herrschaft über Syrien antrat, hatten griechische Einflüsse sich bereits nicht nur in der täglichen Lebenshaltung, sondern auch auf dem Gebiete des religiösen Lebens bei der vornehmen Judenschaft eingenistet, und Antiochus begünstigte diese Beeinflussung durch fremde Elemente nachdrücklich. Einen schlagenden Beweis dafür liefert der in Gezer ausgegrabene Votiv-Altar, der auf beiden Seiten griechische Widmungen an Jehovah und an Herakles trägt. Vielleicht ist dieser dem Synkretismus dienende Altar auf den Befehl des Syrerkönigs zurückzuführen, dass in jedem jüdischen Dorfe ein heidnischer Altar errichtet werden sollte. Da es mit dem Befehl auf die Verderbung der israelitischen Religion abgesehen war, so widersetzte sich ihm zu Modin, einem Dorfe unweit Gezer, Mattathias, ein Mann priesterlichen Geschlechts. Er erschlug den syrischen Hauptmann samt dem ersten Juden, der hinzutrat, um auf dem Götzenaltar zu opfern. Dies Vorgehen war das Signal zum Aufstande, der im Lande bei der gesetzestreuen Partei schon längst unter der Asche geglimmt hatte Mattathias ward der Rufer im Streit; ihm folgt i. J. 166 sein Sohn Judas mit dem Beinamen Makkabäus; nach dessen Tode (161) geht die Führerrolle an seinen Bruder Jonathan über. In diesen Kämpfen, wohl 160 v. Chr. G., erobert der seleucidische Feldhauptmann Bacchides neben anderen festen Plätzen auch die Stadt Gezer. Sie wird neu befestigt und verbleibt nach der baldigen Beendigung des ersten Makkabäerkrieges in der Hand der Syrer.

Aber i. J. 153 bricht der Kampf aufs neue los; Simon, der letzte überlebende Bruder aus dem priesterlichen Heldengeschlecht, tritt an die

Spitze der Juden. Er hat sich schon bei den Eroberungen von Joppe und Beth-Zur ausgezeichnet; er wirft jetzt auch den Kronprätendenten Tryphon zurück, der sich nach Antiochus Tode um den syrischen Thron bemüht. Siegreich ist der Syrerkrieg zu Ende geführt; aber nun gilt es das jüdische Land und Volk zu stärken. Weg also mit allen fremden Einflüssen, die Judäa strategisch oder sittlich schwächen können! Weg auch mit der heidnisch-syrischen Besatzung, die noch zu Gezer horstet! Und der gewaltige Mann aus priesterlichem Geschlecht geht an die Rückeroberung der Stadt Gezer, von der uns der Bericht im ersten Makkabäerbuch Kap. 13, V. 43–48 anschaulich erzählt. Die eroberte Stadt wird durch neue Befestigungen gesichert; innerhalb der Mauern wird für den Eroberer eine Residenz gebaut (1. Makk. 13, 48); Simons Sohn Jonathan wird Gouverneur der Stadt und nach der Ermordung des Vaters auch Nachfolger in dem hohenpriesterlichen Amte.

Hier setzt nun der Spaten ein; und zwar lassen wir im Anschluss an Macalister den Gang der Ausgrabungen, nicht bloss die Ergebnisse, folgen, um einen Einblick in die Schwierigkeiten der Arbeit und in die Erfolge rastlosen Forschens zu gewähren.

Es war im Sommer 1904, als eine „Strafabteilung“ der arabischen Arbeiter sich unter Macalisters Leitung durch Anlage von Gräben und Tunneln an die Blosslegung der Stadtmauern machen musste. Plötzlich klafft auf der Südseite eine Lücke; in der Mitte der Mauer sind auf eine Länge von dreihundert Fuss keinerlei Mauerreste oder Fundamente zu entdecken. Dagegen stösst an dem östlichen Ende dieser Lücke die Stadtmauer gegen ein Gebäude, dessen Mauerwerk viel sorgsamer als der rohe Mauerzug gearbeitet ist und auf eine weit jüngere Bauperiode hinweist. Macalister hält dies Haus um seines burgartigen Charakters willen anfangs für das Kreuzfahrerkastell auf dem Berge „Gisart“, das auf diesem Hügel lag. Aber ältere Funde widerlegen diese Annahme bald. Vielmehr fördert die gründliche Untersuchung südlich von der Front dieses Gebäudes ein ähnliches Mauerwerk zu Tage, und zwischen beiden läuft ein roh gepflasterter Weg zur Stadt hinauf. Das Gebäude ist darnach ein grosses Tor gewesen, unter dem der Steinweg von aussen in die Stadt führte. Aber welches war die Bestimmung dieser Anlage?



I. CONRAD Höre Israel! OELGEMAELDE.
(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler“.)

Die Frage wird noch verwickelter, als zehn Fuss nördlich von der Linie, wo die Stadtmauer sich hätte hinziehen müssen, nach innen eine zweite parallel laufende Mauer freigelegt wird, in der sich abermals eine sorgfältig behauene Toröffnung findet, die einen selbständigen Ausgang aus der Stadt ermöglicht. Was hat die ganze rätselhafte Anlage zu bedeuten? Vier Wochen trägt Macalister sich mit dieser Frage; dann ergeben sich ihm an der Hand der Funde und einer genauen Zeichnung die folgenden Schlussfolgerungen:

1. Wenn hier zwei Tore zusammenliegen, die aus der Stadt und in die Stadt führen, so bedarf diese seltsame Einrichtung und die Beziehung der beiden Tore zu einander einer Erklärung.

2. Beide Tore gehörten archäologisch nachweisbar zusammen und stammen aus der Makkabäerzeit, da in Verbindung mit ihnen makkabäische Töpferwaren ausgegraben worden sind.

3. Deshalb kann auch die Mauer, in der sichdas zweite innere Tor befand, nicht die alte innere Stadtmauer sein, die zur Makkabäerzeit längst verschüttet und vergessen war.

4. Die Mauer kann aus verschiedenen Gründen, von deren Erörterung hier abgesehen sein mag, überhaupt kein Teil der Stadtmauer sein.

5. Sondern sie gehörte einem wichtigen Gebäude, etwa einem Schloss an, dessen Herr das Recht freien Aus- und

Eingangs in die Stadt hatte. Nur dem Gouverneur konnte ein solches Gebäude zur Verfügung stehen.

6. Demzufolge werden wir unwiderstehlich zu dem Hause geführt, das Simon sich nach der Eroberung von Gezer dort erbaute, bezw. zweckgemäss umbaute.

Das Ergebnis dieser Schlusskette lautet also, um es kurz zu sagen: In dem fragwürdigen Hause liegt die 1. Makkab. 13, 48 genannte Burg des Makkabäers Simon vor. Zu dieser Annahme stimmt der ganze Ortsbefund vortrefflich. Die Lücke in der Stadtmauer ist durch Simons Belagerungsmaschinen gebrochen: zu der Aufstellung des „Widders" bot die erhöhte Fläche draussen vor der Stadtmauer eine einzig günstige Gelegenheit. In die Bresche wurde nach der Eroberung als eine Art von Zitadelle Simons Palast hineingebaut, das Baumaterial lieferten die umherliegenden Mauertrümmer.

Also kein Kreuzfahrerschloss, sondern eine Makkabäerresidenz! so lautete die neu gewonnene Hypothese. Liess sich für die Hypothese ein Tatsachenbeweis erbringen? Die Durchstöberung der einzelnen Räume in dem Hause brachte keinerlei Funde, sondern nur die Gewissheit, dass das Gebäude bis aufs äusserste durchplündert und dann zerstört worden sei. Das entscheidende Zeugnis lieferte fast zufällig —, ein Stein, der neben der Aussenmauer lag und einer Fellachin durch seine seltsamen Zeichen auffiel. Die Zeichen erwiesen sich dem Forscher als eine unleserliche Inschrift in griechischer Sprache: endlich entzifferte Macalister folgendes Bruchstück eines schlechten Hexameters:

„Pampra [sagt:] Simons Palast möge Feuer fressen".

Das war ein Fluch. Wie sollen wir uns den Fluch auf einem Baustein erklären? — Der jüdische Eroberer reinigt die Stadt von den heidnischen Greueln. Die dort ansässigen Heiden und heidnisch Gesinnten müssen zähneknirschend die Götzenbilder zur Vernichtung herausgeben. Pampra, ein Anhänger der Syrer, vermag Zorn und Hass nicht in seinem Innern zu begraben: da zu offenem Widerstand nicht die Zeit ist, greift er zu heidnischer Zauberei. Er nimmt den Kalkstein, kritzelt seinen Fluch hinein, und der Plan gelingt: Der Stein wird in das Haus vermauert, und Simon steht unter dem verderbenbringenden Zauberwort, das die Mauern seines Palastes bergen.

Dieser bekritzelte Baustein ist das erste zeitgeschichtliche Zeugnis aus der Zeit der Makkabäer über einen ihrer Fürsten. Es ist ein interessantes Dokument, um so interessanter durch die Entdeckung der Simonsburg, die mit seiner Hilfe von dem unsicheren Boden der Wahrscheinlichkeit auf den sicheren Boden der Tatsachen gestellt worden ist.

Trotz der gründlichen Verwüstung liess sich in dem Palast noch eine eigentümliche Badeanlage aus Kalksteinziegeln nachweisen; es fanden sich Räume für Schwimmbad und Dusche, und eine Röhrenleitung diente dazu, das gebrauchte Wasser abzuführen; ausserdem wurden noch sieben Bassins mitsamt einem Badeofen ausgegraben. Ob die Stadt in jener Zeit auf länger jüdisch gewesen ist, erscheint sehr fraglich, da schon unter Simons Nachfolger Gezer wieder als eine syrische Stadt erwähnt wird. Bei dieser Rückeroberung haben dann die Syrer so vandalisch in dem Palaste gehaust, dass nicht mehr als ein vermauertes Steinchen übrig blieb, um von den früheren Bewohnern zu künden. Aber auch die syrische Herrschaft hat nicht lange gewährt; gut hundert Jahre später ist die uralte Stadt in einen verödeten, wüsten Trümmerhaufen gewandelt.

Eberhard-Zarrentin.



L. PASTERNAK **Nach dem Progrom.** ZEICHNUNG.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

DAS JUEDISCHE SPRICHWOERTERBUCH.

Von Dr. B. Rohatyn, Krakau.

Endlich haben wir es. Es war höchste Zeit, dass es kam. Der Titel, den es führt, lautet freilich viel bescheidener.*) „Jüdische Sprichwörter". Zweite Auflage! Wo war denn die erste? Das erfahren wir aus der Vorrede. Die erste Auflage, das waren zwei magere, dünne Heftchen, die vor 18 oder 19 Jahren als Sonderabdruck aus einer Warschauer jüdischen Zeitschrift erschienen, äusserst dürftig ausgestattet, dafür aber reichlich mit Druckfehlern versehen, das Material weder nach stofflichen noch nach lexikalischen Gesichtspunkten geordnet, sondern einfach alphabetisch nach den Anfangswörtern der Sprichwörter, ohne Erklärung oder Hinweis. Und hier ein stattlicher Band von beinahe 800 Seiten Lexikonformat, beiläufig 4000 Sprichwörter enthaltend, herrlich gedruckt und ausgestattet, eine förmliche Augenweide. Ein unübersehbarer Reichtum von folkloristischem Material zur Erklärung und Beleuchtung der nach einer festen Regel streng und darum sehr übersichtlich geordneten Sprichwörter. Es wird dem Leser ziemlich schwer, dieses Buch für die zweite Auflage jener zwei Heftchen zu halten, die eher als ein schüchterner Versuch, eine Skizze zu diesem gross angelegten Werke erscheinen.

SANDOR JARAY HOLZSCHNITT.
Phryne.
(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

*) Ignaz Bernstein. Jüdische Sprichwörter, gesammelt und erklärt. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, mit gegenüberstehender Transkription, Index und Glossar. Warschau 1908. In Kommission bei J. Kauffmann in Frankfurt a. M. Gedruckt bei Josef Fischer in Krakau.

Doch das hat der Leser mit dem Verfasser auszumachen. Dem Rezensenten liegt es ob, Form und Inhalt des Buches zu untersuchen, und darüber Bericht zu erstatten. Was nun zunächst in die Augen fällt, das ist die splendide, aber zugleich vornehme schlichte Ausstattung des Werkes. In typographischer Beziehung hat es — man muss schon sagen: leider! — schlechthin seinesgleichen nicht. Man sieht, dass der Verfasser mit wahrer väterlicher Liebe sein Geisteskind ausgerüstet hat, um es in die weite Welt zu entlassen. Und dem tadellosen äusseren Gewande entspricht auch die, ich möchte sagen, innere Korrektheit, die man nicht auf den ersten Blick wahrnimmt, nämlich die nahezu vollkommene Freiheit von Druckfehlern. Ich habe einige Wochen über dem Buche gehockt, aber es ist mir nicht gelungen, einen rechten Druckfehler zu entdecken. Es mag vielleicht seltsam erscheinen, dass hier diese Dinge betont werden, aber wenn man bedenkt, in welch ärmlicher Ausstattung jüdische Bücher im allgemeinen auf den Markt erscheinen, und wie verwahrlost die Korrektur, besonders der Bücher in hebräischer Sprache, auch der besten, ist, dass es den aufmerksamen Leser direkt verletzt, so muss man förmlich mit Neid auf dieses Sprichwörterbuch blicken. Es will nur ein Volksbuch sein und tritt mit jenem ausgesuchten Respekt vor den Leser hin, den man wohl von einer guten Erziehung und einem guten Geschmack fordern darf. Ich muss mit Bedauern konstatieren, dass mir nur äusserst wenige jüdische Bücher bekannt sind — in jüdischer Sprache schon gar keines — die sich auch nur halb so sauber und tadellos repräsentieren.

Eingerichtet ist das Werk nach Schlagwörtern. Die Sprichwörter sind nach dem in ihnen vorkommenden Hauptbegriff, der ihnen Signatur und Charakter gibt, gruppiert. Innerhalb einer jeden Gruppe sind die Sprichwörter alphabetisch geordnet und mit fortlaufenden Zahlen versehen. Am oberen und am unteren Rand einer jeden Kolonne sind die addierten Gesamtzahlen registriert. Das ergibt eine grosse Bequemlichkeit, die den Wert des Buches sowohl als Lektüre, wie als Nachschlagewerk bedeutend erhöht. Wer wissen will, wie das jüdische Sprichwort über Gott, Mensch, Mann, Weib, Leben, Tod und dergleichen denkt, findet hier alle Sprichwörter, die sich auf jeden der genannten Begriffe als Hauptinhalt beziehen, fein säuberlich aneinandergereiht, sodass sie ein interessantes Kapitel bilden. Wer aber ein bestimmtes, ihm bekanntes Sprichwort finden will, der braucht nur zu überlegen, welches Wort darin den Hauptbegriff bildet, dies ist das Schlagwort und in der unter diesem Schlagworte vereinigten Gruppe ist das Gesuchte leicht zu finden. Nun enthält aber ein Sprichwort neben

dem Hauptbegriff gewöhnlich auch noch andere Begriffe. Eine Uebersicht über die alphabetisch geordneten Schlagwörter ergiebt also noch nicht den ganzen Begriffsinhalt der Sprichwörter. Um auch die anderen Begriffe dem Leser ersichtlich zu machen, befindet sich zum Schlusse ein mit erstaunlichem Fleiss und Genauigkeit ausgearbeiteter Index, in welchem sämtliche in dem Buch (ausser den Schlagwörtern) vorkommenden Substantiva verzeichnet sind, jedes mit dem Schlagwort und der Nummer des Sprichwortes, in dem es vorkommt.

Sprichwörter, die, obgleich zu verschiedenen Gruppen gehörend, doch dem Sinne nach miteinander verwandt oder ähnlich sind, sind durch Hinweise untereinander verbunden.

Was die Orthographie anbetrifft, so versichert uns der Verfasser, er sei „vorwiegend den von den neuen jüdischen Verfassern beobachteten Regeln gefolgt.“ Das trifft glücklicherweise nicht zu. In den Schriften auch der besten neueren jüdischen Schriftsteller, auch solcher, die nicht nur bedeutende Dichter sind, sondern ein hohes Mass von Bildung besitzen, wie z. B. Frug, Abrahamowicz, J. L. Gordon, herrscht leider eine vollständige orthographische Anarchie. Zuweilen findet man dasselbe Wort in derselben Zeile auf verschiedene Weise geschrieben. Der Verfasser befolgte ein eigenes System, welches mit strenger Konsequenz durchgeführt ist und darauf ausgeht, die Etymologie der Wörter ersichtlich zu machen und zugleich einer ungezwungenen, schönen und klaren Aussprache zu dienen. Besonders geschickt und mit grosser Gewissenhaftigkeit ist die Zusammensetzung hybrider Wörter veranschaulicht. Es wäre zu wünschen, dass das Bernstein'sche Sprichwörterbuch dazu beitrage, dem entsetzlichen Chaos in der Orthographie des Jüdischen ein Ende zu machen. (Einwendungen gegen einzelne Punkte siehe weiter unten).

Zahlreiche Sprichwörter stehen im Zusammenhang mit Volksbräuchen, Anekdoten, Volksliedern, Sagen, Märchen, abergläubischen Vorstellungen, historischen Reminiszenzen, oder bedürfen sonst einer Erläuterung, da der Witz, oder das Wortspiel, das sie enthalten, nicht auf den ersten Blick klar zu Tage liegen. In allen diesen Fällen hat der Verfasser klare, knappe Erklärungen angebracht, in einem anmutigen, leichten Plauderton, der zum Stil des Ganzen stimmt, der alles zum Verständnis nötige sagt, ohne in Pedanterie und Wichtigtuerei zu verfallen. Hier scheint mir der Verfasser zuweilen ein Uebriges getan und manches erklärt zu haben, was sich von selber erklärt. Doch immer besser zu viel als zu wenig. Und wer mag wissen, ob nicht der nächsten Generation schon so manches dunkel sein wird, was uns geläufig und selbstverständlich ist.



M. ANTOKOLSKI BUESTE.

Judenkopf.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler“.)

Besondern Dank wird man dem Verfasser wissen für die Zurückführung sehr zahlreicher Sprichwörter auf ihre biblischen und rabbinischen Quellen. Viele biblische und noch mehr agadische Wendungen und Aussprüche sind auf dem Wege der beinahe unübersehbaren Homilien- und sonstigen Volksliteratur ins Volk gedrungen und, oft mehr oder weniger umgestaltet, zu Sprichwörtern geprägt worden. Hier findet man die Urtypen, häufig aus den fernsten und verstecktesten Winkeln hervorgeholt und dem lebendigen Sprichwort gegenübergestellt. Auf so manche Volksanschauung, auf so manchen Brauch und Volksglauben fällt dadurch ein helleres Licht. Doch hat sich der Verfasser wohlweislich gehütet, Analogien und scheinbare Aehnlichkeiten zu berücksichtigen. Das hätte geheissen: sich ins Uferlose verlieren. Denn Analogien existieren zwischen den Sprichwörtern aller Zeiten und Völker. Nur wo eine direkte Entlehnung oder wenigstens eine sichtbare Anlehnung an die alten Quellen vorhanden, sind diese nachgewiesen. Soviel ich sehen kann, ist nur die Bibel und das rabbinische Schrifttum herangezogen, die spätere, so reichhaltige und bis auf die neue



A. PISSARO OELGEMAELDE.

Landschaft.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler“.)

Zeit langende hebräische Gnomenliteratur aber nicht berücksichtigt worden. Wie mir scheint, mit Recht; denn bei diesen späteren Quellen kann man nie wissen, ob sie das Volkssprichwort oder dieses jene angeregt hat. Nur Eliah Bachur wird einmal zitiert, aber da handelt es sich um ein Sprichwort, das ganz in hebräischer Fassung erscheint und dem genannten Autor direkt entlehnt ist.

Und nun zur Transskription in die lateinische Schrift, welche dem des Hebräischen Unkundigen die Lektüre und das Verständnis möglich machen soll. Ich muss gestehen, dass ich von jeher jede Transskription eines Textes in eine ihm fremde Schrift perhorresziert habe; zumal die wenigen Versuche, die inbezug auf jüdische Texte in den letzten Jahren gemacht wurden, haben mir infolge ihrer Unkorrektheit und Stillosigkeit einen förmlichen Widerwillen eingeflösst. Und so habe ich denn die vorliegende anfänglich mit grossem Misstrauen betrachtet, und sie verdarb mir die aufrichtige Freude an dem ganzen Werk. Ein näheres Studium hat mich jedoch überzeugt, dass diese Transskription der Germanistik, der vergleichenden Phonetik und dem Folklore ganz unschätzbare Dienste zu leisten imstande ist. Der Verfasser hat sich bemüht, wie er in der Einleitung näher auseinandersetzt, vermittelst der Transskription die Aussprache des Originals phonetisch genau wiederzugeben. Der oberflächliche Leser wird den Text glatt herunterlesen. Aber erst wer genau zusieht, wird bemerken, welch ein kompliziertes und sinnreiches System erdacht werden musste, um dieses Ziel zu erreichen, der Verwechselung ähnlich lautender Wörter vorzubeugen, der Etymologie Geltung zu verschaffen und die hybriden Formen darzustellen. Und mit welch peinlicher Genauigkeit alle die minutiösen Distinktionen das ganze Buch hindurch festgehalten sind, ohne irgendwie auffällig zu werden. Das muss ein verteufelt schweres Stück Arbeit gewesen sein. Besondere Schwierigkeiten boten sich der Transskription der sehr zahlreichen hebräischen Wörter, der nicht die sog. sephardische, sondern die volkstümliche „polnische“ Aussprache zu Grunde gelegt wurde. Doch wurden diese Wörter nicht nach der nonchalanten Aussprache des alltäglichen Gebrauchs transskribiert, sondern „nach der relativ korrekteren, wie man sie von jedem schriftkundigen Juden hören kann, wenn er z. B. aus der Thora vorliest, oder ein Gebet rezitiert.“ Gleichwohl hat der Verfasser in manchen Fällen in der Transskription der vulgären Aussprache Konzessionen machen müssen, da wohl sonst der transskribierte Text etwas gezwungen und geziert herausgekommen wäre. Um nur ein Beispiel zu nennen, lautet das Wort „schamoss“ (Synagogendiener) im Original richtig „schamosch“. Alle diese Fälle hätten m. E., um Missverständnisse zu vermeiden, in der Vorrede einzeln hervorgehoben werden müssen. Allenfalls bieten sich hier zum ersten Male authentische, reichhaltige, mit grosser Akribie und gründlicher Sachkenntniss durchgeführte Belege für die nichtsephardische Aussprache des Hebräischen, und die Orientalisten mögen nun versuchen, die von Luzatto angeschnittene Frage nach dem Ursprung der beiden Aussprachen auf dem Wege vergleichender Phonetik der Lösung näher zu bringen.

Aeusserst gelungen sind die Erklärungen, (oft sind es vollständige Uebersetzungen), die auch in der Transskription den weitaus meisten Sprüchwörtern beigefügt sind und den nichtjüdischen Lesern das Verständnis sehr erleichtern werden. Unter nichtjüdische verstehe ich alle, die sich der hebräischen Schrift nicht bedienen können, einerlei, ob sie Juden sind oder nicht. Vorwiegend für

diese Leser ist auch das am Schlusse des Bandes beigefügte Glossar bestimmt, eine auch an sich sehr wertvolle und gediegene Leistung. Es enthält Verzeichnis und Erklärung aller in den Sprichwörtern vorkommenden hebräischen, fremdsprachlichen und älteren deutschen Ausdrücke, Redewendungen und Phrasen. Hier ist ein reichhaltiges, sehr sorgfältig durchgearbeitetes linguistisches, ethnographisches und kulturhistorisches Material aufgespeichert. Da begegnet man so mancher Erklärung, die man in den besten und umfangreichsten Wörterbüchern vergebens suchen würde. Was nutzt es mir, wenn ein Wörterbuch das Wort „mizwah" ganz korrekt mit „Gebot" übersetzt? Was für eine zarte Nebenbedeutung das Wort im Munde eines Juden hat, erfahre ich doch nicht. Oder wenn ich z. B. Dalmanns Aruch befrage, was ein „Êruv" heisst, und mir gesagt wird, es sei eine „Vermengung von Häusern", so werde ich nicht viel klüger daraus.



BENNO BECKER **Landschaft.** OELGEMAELDE.
(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

* * *

Nun wäre es zuviel verlangt von einem Rezensenten, dass er ein Buch bespreche, ohne zu zeigen, dass er es, wenigstens in einigen Punkten, doch besser verstehe als der Verfasser. Der Leser möge es mir daher nicht verübeln, wenn ich einige Ausstellungen vorbringe. Zunächst was die Orthographie betrifft, scheint mir das „e" in den Silben „ver", „be", „ent" u. dgl. neuern Ursprunges, die ältere Literatur hatte hier stets ein „a" und so lautet noch heute die Aussprache der älteren Generation, die dem Mittelhochdeutschen näher kommt. Das Participium perfecti von „nemen" (nehmen) sollte „genümen" lauten, aus dem „ü" wurde in neuerer Zeit ein „e", wie denn jener J-Laut die Tendenz hat, in ein „e" überzugehen. „Dermahnen" (erinnern) ist unrichtig, das ist das deutsche „ermannen"; aus „mahnen" ist im jüdischen „muhnen" geworden, wie aus „zahlen" — „zuhlen". — Zu den Sprichwörtern und deren Erklärungen: In der Gruppe „Urem-man" vermisse ich ein sehr hübsches Sprichwort: „Dem Armen glaubt man nicht eher, dass er krank ist, bis er auf dem Totenbett liegt." — „Gott beschert dem Trinker seinen Wein und der Spinnerin ihren Flachs" (so soll der richtige Text lauten!) stammt der ersten Hälfte nach aus einer im Esther Rabbah, V, 1, erwähnten hübschen Anekdote. No. 48 desselben Schlagwortes bedeutet: Gott möge uns behüten vor einer Sorge, nämlich einer so schweren, die die alltäglichen leichteren in den Hintergrund drängt. „Man traue nicht der Frau daheim und dem Pferd unterwegs" ist kein jüdisches, sondern ein polnisches Sprichwort. Der Verfasser hat es unzweifelhaft aus dem Munde eines Juden gehört, aber dieser dürfte es gewiss mit dem Bewusstsein zitiert haben, dass es ein fremdes Sprichwort ist. Man braucht nur in Adalbergs polnischem Sprichwörterbuch das Kapitel „Weib" nachzulesen und es mit dem entsprechenden Kapitel hier zu vergleichen, um sich zu überzeugen, dass das genannte Sprichwort dort und nicht hier am Platze ist. No. 16 desselben Schlagwortes beruht auf einem Wortspiel zwischen „misse" (Tod) und „miüsse" (hässliche Frau). — Das Sprichwort: „In Halicz ist drei Tage Rosch-chodesch" beruht darauf, dass die in dem genannten Städtchen ansässigen Karäer das Neumondfest einen Tag später als die Juden begehen. — Das unter dem Schlagwort „Führen" befindliche Sprichwort ist in der Transkription unrichtig gedeutet. Es wird gebraucht, um einen hinkenden, unpassenden Vergleich zu kennzeichnen. — Das Sprichwort: „Wer gut kriechen kann, kriecht hinauf" ist kein jüdisches. Im Jüdischen hat „kriechen" nur die Bedeutung von „langsam gehen", nicht aber von schmeicheln, schweifwedeln. — „Der Bastard hat einen guten Kopf" stammt aus dem Talmud (Soferim 15; Jeru. Kid. IV, 11) wo es heisst, die meisten Bastarde seien schlau (pikkchin). — Das Sprichwort: „Entweder der Herr wird sterben oder sein Hund", beruht auf einer hübschen Anekdote von dem Mann, dem sein Herr drohte, ihn aus dem Hause

zu werfen, wenn er nicht seinen Lieblingshund bis zur Jahresfrist das Sprechen lehren würde. Der Mann sagte zu; als man ihn fragte, wie er sich aus der Affaire zu ziehen gedächte, antwortete er, bis nach einem Jahre werde vielleicht der Herr oder sein Hund tot sein. — Zur Etymologie mancher Wörter wäre Folgendes zu bemerken: „greisen“ (fehl gehen, irren) stammt von „greis“ (alt = kurzsichtig, schwach), „greis – grau“ kommt in Volksliedern häufig vor. Davon gebildet ist das Hauptwort „Greis“ (Fehler, Irrtum). — Ob unter „mies“ (hässlich) das hebr. „mius“ sich verbirgt, ist unsicher; es ist vielleicht das deutsche „miss“, welches heute nur noch in Kompositis vorkommt. „Kwenklen“ hat nichts mit „wanken“ zu schaffen, sondern ist das deutsche „quängeln“ = jammern, plärren, unzufrieden sein. „Koilen“ (schlachten) ist nicht slavisch, sondern das deutsche „keulen“ (töten). — Dass das polnische Wort „meches“, womit die Nachkommen der getauften Frankisten bezeichnet werden, mit dem hebr. Wort für zoll in Verbindung gebracht wurde, beruht wohl nur auf einem Versehen. — „Pulisch“ (Vorraum in der Synagoge) ist sicherlich nicht griechischen Ursprunges; griechische Wörter sind ins Jüdische nur durch den Talmud gedrungen, wie Pismon, Sandek, Apitropos. „Pulisch“ ist aber im Talmud nicht nachweisbar. Es dürfte vielleicht eher vom czechischen „pavlač“ (Flur, Galerie, Vorbau) herrühren. – Wenn „turen“ (dürfen) vom althochdeutschen „turren“ herrühren würde, müsste es „türen“ lauten; es ist eher vom mittelhochdeutschen „taren“ abzuleiten, das noch Luther gebraucht, so z. B. Prov. 31, 2. — Nun hat der Rezensent doch Gelegenheit gefunden, die ihm angeborene und von Rechteswegen zustehende Tadelsucht wenigstens ein bischen zu befriedigen. Aber das Buch hat mich so gefesselt, dass es mir mehrere schlaflose Nächte gekostet hat. Es wäre nur gerechte Rache, wenn ich es ein wenig plünderte und aus seinem Inhalt hier etwas zum Besten gäbe. Doch weiss ich nicht, wo anzufangen und wo aufzuhören, denn wo man's aufschlägt, ist es interessant. Möge der geneigte Leser nun selber sein Mütchen daran kühlen. Er wird auf seine Rechnung kommen. Es ist ein erquickliches Buch, voll alter und dennoch frischer Lebensweisheit; Humor und Satire, gute Laune und nachdenkliche Versonnenheit finden sich hier vereinigt Es ist ein Buch zum Lachen, zum Weinen und zum stillen Sinnen. Man kann darin blättern und man kann es ununterbrochen lesen. Dem Forscher aber wird es auf viele, viele Fragen zur Kunde des jüdischen Volkes und seiner Psyche Antwort geben. Ein bisher ungebührlich vernachlässigtes Gebiet der jüdischen Wissenschaft, die Volkskunde, hat hier eine glänzende Revanche gefunden.

M. MINKOWSKI **Heimatlos.** OELGEMAELDE.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler“.)

DIE SAENGER.

Von Hermann Menkes.



L. KRESTIN OELGEMAELDE.

Verbotene Lektüre.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

Im Souterrain eines der morschen Häuser in der „Schulgasse" einer galizischen Stadt, in einem kleinen, feuchten und lichtlosen Raum, wohnte Löbl, der Apfelhändler. Er war ein kleines Männchen und sah, trotzdem er erst 45 Jahre zählte, mit seinem dichten, etwas ergrauten Bart und seinen welken Zügen schon greisenhaft aus. Er hatte von frühester Jugend an Not und schwerste, endlose Arbeit gekannt, konnte nie trotz seiner Anstrengungen auf einen grünen Zweig kommen und wurde nach kurzen, kümmerlichen Glücksjahren seiner Ehe Witwer. Solange seine Frau lebte, bildete sie seinen einzigen Stolz. Sie besaß trotz der Derbheit ihres Äußern einige Schönheit, und Löbl schaute mit Glück auf sie, da sie so stattlich aussah wie die Frauen der Wohlhabenderen und Gesegneteren. Auch half sie wacker mit im Arbeiten und Verdienen, wußte draußen auf dem Markte die Kundschaft durch feinere Art an sich heranzulocken, und so lange sie lebte, ging es ja leidlich gut. Es bildete lange beider Schmerz und Traurigkeit, daß sich Kindersegen nicht einstellen wollte. Weil ihnen dies unerträglich war, und sie sich vor den Leuten, die sie mit ihren Fragen bedrängten, schämten, hatte sie unter Tränen nahezu sich entschlossen, ihre Ehe aufzulösen und von einander zu gehen. Doch gerade um diese Zeit stellte sich der Segen ein. Die Frau gebar einen Knaben, aber nach wenigen Tagen innigster Glückseligkeit starb sie an den Folgen der Geburt.

Von da ab ging es abwärts mit Löbl. Nicht nur, daß er seinen klaglosen, stillen Kummer nicht überwinden konnte, auch sein sonstiges Elend nahm zu. Er konnte nicht mehr „die Stell'" mitten auf dem Marktplatze behalten, die bessere Kundschaft wandte sich ab, da die Frau mit ihren schmeichelnden Worten nicht mehr lockte, und Löbl wurde ein fliegender Händler mit zweifelhaften und schwer genießbaren Waren, mußte sich vom grauenden Morgen bis in späte Abendstunden bei Frost und Wetter noch mehr abrackern, und schlimmes, bitteres Leid fügte ihm das verlassene Kindlein zu, dessen sich nur die Nachbarn zuweilen annahmen und das ihm gar keine Freude bringen konnte. Wie oft saß er in später Nacht an der Wiege, mit geneigtem Haupt und geschlossenen Augen darüber nachsinnend, wie wenig Segen und Glück darin lag, was er so heiß erfleht. Mußte er bei grauendem Morgen an Wintertagen mit seinen Waren wieder hinaus und das Kind verlassen, da geschah es, daß sich dem sonst resignierten Manne die Klage entrang: „Glücklich bist du, daß du tot bist, Chane, und weh' mir, daß ich dich überlebt!" Das hörte niemand und die Worte zerrannen in dem einsamen grauen und wie in Trübsal erstarrten Morgen.

War Löbl wieder unter den Leuten, da mußte all das vergessen werden, und aus einem versteckten Winkel seiner Seele holte er ein kleines Restchen von Humor hervor, das der arme Jude benötigt, um mit Welt

und Menschen noch auszukommen. So lockte er mit Witzworten und humoristischen Zurufen die Leute, zumeist junges, dankbares Schulvolk, an sich heran und fand in dieser Weise kärglichen Verdienst.

Gott hilft über alles hinweg. So war denn das Kind immer größer geworden, behielt nach einigen Krankheiten, die es überstand, eine dürftige Gesundheit und konnte in die Talmud-Thora, in eine armselige religiöse Schule gesteckt werden, die sich von Spenden reicher Juden und der Unterstützung der jüdischen Gemeinde erhielt. Hier bekamen die Kinder nebst der geistigen auch einige leibliche Nahrung, die ebenso dürftig war, wie die Kleidungsstücke, die man zur Winterszeit ihnen verabreichte. Aber, das sah nun Löbl einmal ein: der Knabe hatte etwas von der Schönheit der Mutter. Ja, vielleicht, daß seine Augen noch schöner waren, große, schwarze, traurige Augen, daß man weinen konnte, wenn man sie anblickte und ein Stimmlein, zart und wie Mädchengesang erklingend. Löbl stahl sich oft einige Augenblicke Zeit, eilte in die Talmud-Thoraschule zur Zeit, da die Kinder sich im Hof ergingen, um seinen Knaben zu sehen. Geschäfte hier wie vor anderen Schulen zu machen, durfte er nicht hoffen. Wenn er den Hof mit seinen nüchternen Wänden und seiner Öde betrat, da saßen die Kinder teils müde und wie leidend an allen Ecken oder versuchten zaghaft und nutzlos Spiele zu veranstalten. Lärm und Trubel gab es da nicht, vielleicht ein wenig Angst oder bestenfalls ein trauriges Behagen an der Ruhe und ein Aufatmen darüber, daß es für wenige Minuten die Strenge der Lehrer nicht mehr für sie gab. Kam sein Knabe auf ihn zu, da streichelte Löbl mit seinen vom Frost aufgedunsenen und rauhen Händen das feine, reiche Haar des Kindes, hob es zu sich empor und verließ dann still den Hof. Er lächelte nicht und hatte kein bewußtes Glücksgefühl. Aber seit dieser Zeit klagte er nicht und dankte Gott nicht mehr, daß er seine Frau all das viele Leid nicht erleben ließ.

Aber von einem ungehemmteren Glück war Löbls kleiner Sohn erfüllt. Hatte er an Frühlings- oder Sommertagen einige freie Zeit, so tummelte er sich auf jenem umfriedeten Platz, den sie den „Friedhof" nannten. Er war da am liebsten allein, und wie viel Glück schuf ihm diese Einsamkeit! Da gab es Sträucher, lärmende Spatzen und bunte Schmetterlinge, da und dort einen Hügel oder ein kleines Regenbächlein. Die bildeten seine Märchenreiche. Hie und da drang mit sausendem und musizierendem Wind Gesang aus der Synagoge zu ihm, und der Knabe sang mit, still und scheu und doch ein wenig wie von feierlichem Glück erfüllt.

Kam aber das Kind nach Hause in den düstern, schmucklosen Keller, so war jener Zauber und alles Glück gewichen. Früh kam ihm die Ahnung, wie hart und freudlos das Leben ist. Auch des Vaters Zärtlichkeit war glücklos und wurde unter Seufzern und Sorgen gegeben. Und gerade der Samstag war ein Tag, der dem Kind Unbehagen und einige Ängstlichkeit brachte. Sein Vater hatte einen Freund, den er nach den Gebetsstunden in der kleinen Synagoge stets mit sich nach Hause brachte. Ein gewisser Gram und Zorn gegen das Leben hatte zwei Menschen zusammenzubringen vermocht, die sonst nichts miteinander teilen konnten. Löbls Freund hieß Ruben, war rothaarig, zählte 40 Jahre, sah aber viel älter aus und hatte ein kleines ärmliches Amt als Aushilfsvorbeter. Es war nichts von Gemüt und Freundlichkeit im Wesen dieses Mannes. Ihm war der karge Humor fremd, mit dem sich ein armer Jude über Not und Tücken des Lebens zu helfen weiß. Seine Stirn war hart geformt und in seinen Augen war nie ein sonniger Schein. Er hatte ein Weib, viele Kinder, und nichts konnte ihn je versöhnlich und freudig stimmen, keine Sehnsucht, kein Traum lebte in



SOLOMON J. SOLOMON OELGEMAELDE.

Die Familie des Künstlers.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)



J. KAUFMANN OELGEMAELDE.

Am Versöhnungstag.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler“.)

ihm. Er hatte nie einen Feiertag, der doch dem armseligsten Leben das eine und andere Mal beschieden ist. Und doch gab es etwas, das an ihm nagte, einen Schmerz, der ihn erfüllte, eine Sehnsucht, die weit über sein dürftiges Leben hinausreichte, die ihn verzehrte. Dieser Mensch, der nicht von Glück wußte und der gegen alle Schönheit blind war, setzte sein ganzes Wünschen darein, als andachtsvoller Sänger seine Gemeinde in Ergriffenheit und Begeisterung und zu einer Achtung für sein Können zu bringen. Er war davon tief überzeugt, daß ihm eine göttliche Gabe verliehen war. Stand er vor der Gotteslade, so sammelte er all das, was in seiner Seele an Gottesfurcht, Ergebenheit und stillen Kummer aufgespart war, und da er selbst in diesen Momenten, trotz der Sprödigkeit seines Wesens, sich ergriffen fühlte, glaubte er, daß etwas von all dem auch in seinen Gesang fließe. Aber seine Stimme klang rauh und nahezu heiser, und er quälte sie immerzu durch vergebliche Anstrengungen, zwang sie zu einem Weinen, das nicht kam, zu einer Fröhlichkeit, die grotesk und komisch wirkte. Er hörte oft wie hinter seinem Rücken gelacht wurde, und mußte dann freundlichen oder boshaften Spott entgegennehmen, ohne sich recht wehren zu können. Sein Glaube an seinen Beruf verließ ihn nicht, aber der Kummer über ein Verkanntsein und über die Mißachtung, die ihm zuteil wurde, wuchs in ihm und machte ihn hart und böswillig. Nur einen gab es, der, wenn er auch nicht an ihn glaubte, nicht über ihn lachte, ja, mit ihm mitempfand: Löbl. Er wußte, was Versagen vor einem Mächtigen heißt und Demut und Hilflosigkeit, die einem armen Menschen die Worte verschlugen und qualvoll stammeln laßen. Sah Löbl, wie Ruben rang und sich vergeblich mühte, so erinnerte er sich an die eigene Beängstigung, die ihn stets vor allem Überragenden, vor Gott, vor Menschen und allem Leben außerhalb seines kleinen Bezirkes stets überkam. In dieser Weise kam in ihm ein starkes Mitleid auf und ließ ihn Freundschaft für einen Verhöhnten empfinden. An den Feiertagen nach den Gebetsstunden nötigte er Ruben zu sich nach Hause, bewirtete ihn und schenkte ihm einige freundliche Worte, die nie durch lauten Dank belohnt wurden. Voll Trotz und verfinstert saß Ruben in der dunklen, unfreundlichen Stube da und klagte nicht. Niemals beachtete er den Knaben, der Angst vor dem



WAGNER BUESTE EINER JUNGEN JUEDIN.
Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler.")

stand ein kleines, schon ergrautes Männchen von einem kleinen Chor umgeben und sang. Es war Jerichem, der berühmte Vorbeter aus Odessa. Das Lied, das er sang, schwang sich empor feierlich und ergreifend und verlor sich dann in den dumpfen Klängen des Chors, tauchte wieder empor und siegte über all die Männerstimmen.

In eine Ecke gedrückt standen Ruben und Löbl und lauschten.

Ruben war wie erstarrt. Er fühlte sich von einem Mächtigen niedergeschlagen, überwunden, des letzten Glaubens beraubt. Noch nie hatte er diese Demut gefühlt, diese Scham über sich selbst, über seine Ohnmacht und Dürftigkeit. Er verarmte mit jedem Ton, den er erlauschte, und er empfand eine heftige Scham darüber, daß er es bisher gewagt, in Stolz und Siegesbewußtsein mit seinen jämmerlichen Gaben vor Gott und die Gemeinde hinzutreten. Und er glaubte nicht länger leben zu können, da ihm diese Erkenntnis geworden. Einmal seufzte er auf, und in seinem Innern war ein bitteres Weinen.

Ganz unbemerkt hatte er sich fortgeschlichen. In der Kellerstube Löbls war er auf eine Bank gesunken und stöhnte. Löbl fand ihn so, als er nach Hause kam, und begriff rasch, was in dem Einsamen vorging. Er ließ ihn wieder allein. Aber in der stillen Stube erhob sich zuerst scheu, leise und stockend, dann immer heller eine zarte Kinderstimme. Es war der Knabe, der sang. Das Lied klang rührend und ohne Kummer, und Ruben weinte und weinte, aber er fühlte, daß er glücklich wurde, weil, wie es ihm schien, ein Kind mit ihm Erbarmen empfand. Er sank hin vor dem Knaben und umfaßte ihn mit

schweigsamen, häßlichen und unfreundlichen Mann empfand.

Eines Tages geschah es, daß einer der berühmten Vorbeter aus Rußland ins Städtchen kam und sich an einem Sabbathtage in der Synagoge hören ließ. Das war allemal eine große künstlerische Begebenheit in der Judengemeinde. Ein Seelenlöser ist so ein Sänger, ein Glück- und Gnadenbringer.

Es war knapp vor Ostern, und eine warme, milde Sonne schien durch die hohen verstaubten Fenster der alten Synagoge mit ihren schon geschwärzten Wänden, ihrem steifen, verblichenen Schmuck. Dicht gedrängt aneinander standen und saßen Arm und Reich, Alt und Jung. ...or der Gotteslade



JULES ADLER **Auf dem Boulevard.** OELGEMAELDE.
(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

einer Zärtlichkeit, deren er bis dahin nie fähig gewesen.

„Singe, singe!" schluchzte er flehend.

* * *

Und so geschah es, daß der liebeleere und verbitterte Ruben etwas in der Welt gefunden hatte, das er mit aller Zärtlichkeit seines kargen Empfindens liebte: Den zarten Knaben Löbls. Von ihm erhoffte er, daß er seine Seele erlösen werde. Ihm vertraute er seine Weisen an, die er bisher, hilflos und häßlich verzerrt, stammeln mußte. Sang dann der Knabe, so war es Ruben, als ob er selbst singen würde und mit seinem Gotte in süßen, zarten Tönen Zwiegespräche hielte. In die Einsamkeit des kleinen, alten und verlassenen Friedhofes führte er das Kind, und unbelauscht formte er hier dessen Stimme. Aus den verfallenen Gräbern stieg es empor wie Weinen, und jubelte die Stimme des Kindes, so zitterte Vogelsang mit und die Schwalben erhoben sich und strebten durch die Lüfte der Sonne zu.

Jetzt ging Ruben mit strahlendem Gesicht und wie mit einem heimlichen Glück herum. Er wartete und sah einem großen Tag entgegen. Inzwischen neigte sich und versank still der Sommer mit der dürftigen Schönheit, die er für die Judengasse übrig hatte. Da und dort wie aus Ruinen, begann ein kleiner Strauch hart an der Mauer in dunklem Rot zu erglühen. Die Fliegen summten matt durch die klare Luft, und die Sonnenblumen standen gebrochen und ihrer Körner beraubt vor den schiefen und halbmorschen Häusern. In den Frühstunden klangen gebrochen und an Tage des himmlischen Gerichts gemahnend die Töne des Widderhorns aus der Synagoge. Das war das Neujahr und der große Versöhnungstag, die sich ankündigten.



SIMEON SOLOMON ZEICHNUNG.

Abraham und Isaac.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)



M. B. LEVY OELGEMAELDE.

Intérieurs aus der Bretagne.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

Der Tag des Neujahr war voll von Strahlen der Sonne und Köstlichkeit. Vor dem Almemor stand Ruben, von den wenigen Chorsängern umgeben, die er für sich werben konnte. Seine Stimme klang still und sanfter als sonst, als er die ersten Gebete hersagte. In Sterbekitteln, die Gebetbücher tief über die harten oder gerunzelten Stirnen gezogen, die Arme bald flehend emporgestreckt, bald die Fäuste zu Schlägen gegen die eigene Brust geballt, standen die Beter. Es war das Schemonah essra - Gebet, das sie still hersagten. Daselbe Gebet griff dann der Vorbeter auf und kam zu dem strahlenden Lobgesang der Keduschah. Da

erhob sich zuerst still und zart eine Knabenstimme. Die Greise neigten sich vor und lauschten, und es neigte sich manch zartes, trauriges Frauengesicht aus der Weiberschul durchs Fensterlein vor und folgte den Tönen, die süß und wie in einem innigen Erbarmen klangen. Wie Sonne kam es in die düstere Halle voll schwelender Kerzen und Seufzer.

Das Haupt Rubens sank in die Arme, die er auf dem Almemor ausgebreitet hatte. Und während seine Tränen flossen, lauschte er der Stimme des Knaben wie einer eigenen Stimme.

Ganz hinten, in einer Armenecke, in abgetragenem Feiertagsgewand und geflicktem Gebetmantel, stand Löbl. Und während die Stimme seines Kindes immer strahlender und voll wunderbarster Innigkeit emporwuchs, flüsterte er mit einem glückselig-wehen Lächeln: „Chane, Chane, warum konntest du das nicht erleben!“

HEINE IM HEBRAEISCHEN.

Von Samuel Meisels, Charlottenburg.

Heinrich Heine ist ein Lebender. Schon dass er soviel angefeindet wird, beweist, dass er kein Toter ist. Sein Flügelschlag ist nicht verrauscht, sein Lerchengesang nicht verklungen. Er ist von ewiger Jugend; seine Blumen im Garten der deutschen Lyrik blühen und duften in ungeminderter Pracht und Schönheit. Heine ist nicht aus der Mode gekommen. „Flügel des Gesanges“ trugen seinen Namen in alle Weltgegenden, und überall wurde er als munterer Spötter und grosser Poet begrüsst. Seine Lieder wurden in alle modernen Sprachen übersetzt. Selbst die Polen, die ihm seine Krapülinski und Waschlapki nicht verzeihen, laben sich an seinem Liederquell. Und sollten die Klänge eines Dichters, der um das Haupt Jehuda Halevys einen nie verwelkenden Liederkranz wand, einzig in der Sprache Halevys kein Echo finden? besonders da diese Sprache sich mit zäher Tapferkeit der Gesellschaft der toten Sprachen fernhält und bereits mehrere deutsche Dichter in ihr „heiliges Gewand“ kleidete? — Heinrich Heine lebt auch in der hebräischen Sprache, man kann heute einen Teil seiner Lieder in zumeist guten hebräischen Uebersetzungen lesen.



M. GOTTLIEB OELGEMAELDE.

Judith.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler“.)

Der Name Heine hat ziemlich schnell die Runde durch die Welt gemacht. Aber ins Ghetto ist er verhältnismässig spät eingedrungen. Man spricht oft von Schiller im Ghetto, es liesse sich auch von Goethe im Ghetto sprechen — dagegen von Heine im Ghetto ist herzlich wenig zu berichten. Die Ursache hierfür ist nicht in seiner Taufe zu suchen. Die literaturkundigen Juden im Ghetto waren — soweit es sich um Dichter handelte — in höchstem Masse tolerant. Im Dichter sahen sie nur den Dichter, den Weisen, den von Gott Begnadeten; sein Privatleben kümmerte sie

M. KOSCHELL **Abigail vor David.** OELGEMAELDE.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

nicht. Aber mit Heine wussten sie nicht recht was anzufangen. Es ging ihnen mit ihm wie Moses Mendelssohn mit dem Schachspiel: er war ihnen als Witzbold zu ernst, als ernster Dichter zu witzig. Zudem war seine Schreibweise zu glatt, einfach, klar, ohne Schnörkel und Satzwindungen, die Deutungen, Glossen und Kommentare zulassen. Die



EMANUEL L. FRANK **Der Hafen von London.** OELGEMAELDE.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

Entwirrung eines Gedankenknäuels war den talmudischen Köpfen im Ghetto unentbehrlich. Sie fanden daran ein besonderes Gefallen. Heine konnte man lesen; sie waren gewohnt zu „lernen". Im übrigen fehlte den Heineschen Gedichten die moralische Nutzanwendung. Solche Gedichte nannten sie ehemals im Ghetto „Gedichte ohne Sinn", das will

sagen: ohne moralische Tendenz. — Gemäss dieser Neigung zur Grübelei und zum Moralisieren hatten auch die hebräischen Schriftsteller lange gezögert, in das Fremdenregister der neuhebräischen Literatur, wo so viele Dichter und Denker Aufnahme fanden, Heinrich Heine einzutragen. Das erste Heinesche Gedicht, das in einer hebräischen Uebertragung erschien, ist — soweit ich es feststellen konnte — das Gedicht „Frau Sorge". (Kochbe jizchak 1853, Heft 18.) Der Uebersetzer heisst S. Allerhand. Die Uebersetzung ist weder gut noch schlecht, jedenfalls in einem Stile, der mit dem graziösen Stil Heines nichts gemein hat. Erst neun Jahre später finden wir in derselben Zeitschrift einen Sinnspruch Heines übersetzt vom philosophischen Schriftsteller Fabius Mises. (ibid. 1862, Heft 27.) Bedenkt man, dass die Kochbe yizchak von 1847 bis 1873 erschienen sind und dass sie zumeist von Uebersetzungen genährt wurden, so müsste die Auslese von bloss zwei Gedichtchen aus dem reichen Liederschatz Heines ein Kopfschütteln hervorrufen, wenn die oben angeführten Gründe diese Erscheinung nicht einigermassen erklärten.

Ich finde es besonders beachtenswert, dass gerade „Frau Sorge" die Uebersetzungslust eines hebräischen Schriftstellers erregte, während doch in erster Reihe Heines Hebräische Melodien ins Hebräische übertragen zu werden verdienten. Man kann an der ersten Auswahl aus den Werken der verschiedensten Dichter, die sie der Uebersetzung für wert befunden, das Innenleben und die Gedankensphäre der damaligen hebräischen Schriftsteller studieren. Von Schiller übersetzten sie den Chorgesang: „Durch die Strassen der Städte, vom Jammer gefolget, schreitet das Unglück", den Brand aus der „Glocke", von Goethe „Wer nie sein Brot mit Tränen ass", von Shakespeare den Sein- oder Nichtsein-Monolog, Youngs „Nachtgedanken", aus Tiedges Urania „Der Zweifler", und — Kotzebues „Ausbruch der Verzweiflung". Bei Heine hatte es ihnen just die „Frau Sorge" angetan:

Das Glück ist fort, der Beutel leer,
Ich hab auch keine Freunde mehr . . .

— — — — — — — — — — — — —

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht.

Auch der bekannte Poet Max Letteris hat einige Gedichte Heines ins Hebräische übertragen. Im Jahrbuch „Haasyf" (1885) findet sich das Gedicht „Belsazer" in einer ziemlich wortgetreuen Uebertragung von „Abner". Den Hebräischen Melodien in einem hebräischen Gewande begegnen wir erst dreissig Jahre nach dem Tode des Dichters. K. A. Schapira lieferte eine gelungene Uebersetzung der „Disputation"; Salomon Mandelkern übersetzte „Prinzessin Sabbath" (Ozar hasifruth, III. Jahrgang 1890; Schire s'fath ebher II. Teil) und „Jehuda Halevy" (Kneseth jisrael 1886). Zu der Uebersetzung des Gedichtes „Jehuda Halevy" sind einige Bemerkungen notwendig, weil der „Halevy" eine der köstlichsten Dichtungen Heines ist, und weil Mandelkern zu den anerkanntesten hebräischen Poeten gehört. Wer Mandelkerns Originaldichtungen kennt, wird zugeben, dass er ein starkes poetisches Talent war. Aber man kann eigene Dichtungen gut schreiben und fremde schlecht über-

N. SICHEL OELGEMAELDE.

Valeska.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler".)

setzen; man kann selbst ein Poet sein, und doch Verständnis und Gefühl für Heinesche Dichtungen nicht besitzen. Was hat Mandelkern aus dem Heineschen „Halevy“ gemacht? Zunächst hat er die leichtbewegten vierfüssigen Trochäen in langatmige Verse zu je vierzehn Silben umgetauscht. Dann hat er den gekreuzten Reim (Schema: a. b. a.b.) verwendet. Und schliesslich überschritt er vollends das Mass des für einen Uebersetzer Zulässigen, indem er sich Aenderungen im Text, Abkürzungen, Ergänzungen und allerhand Korrekturen erlaubte. Die einleitende Strophe „Lechzend klebe mir die Zunge usw.“, die doch nur mit dem bekannten Psalmvers rückübersetzt zu werden brauchte, lautet bei Mandelkern wörtlich: „Es klebe meine Zunge an dem Gaumen und es welke mein Gaumen im Schlunde, mein Mund sei in Staub gesteckt, verstummt die Lippen, vergessen meine Rechte, zerbrochen mein Arm wie ein Schilfrohr — vergesse ich jemals dein, Tochter Jerusalems!“ — Das ist weder heinisch noch sonst poetisch. Die herrlichen hochpoetischen Verse: „Und es hat der goldne Tajo Ihm sein Wiegenlied gelullet“ behagten offenbar Mandelkern nicht. Denn der Uebersetzer, will es besser machen als Heine, und lässt das Wiegenlied von der Mutter Halevys singen. Er ist so freigebig, ihr ein Wiegenlied von vierundsechzig Versen in den Mund zu legen. Ein „kleiner“ Zusatz vom Uebersetzer, um Heines Poesie poetischer zu gestalten! In einer Fussnote ist der Vermerk, dass das Wiegenlied nicht von Heine, sondern vom Uebersetzer stammt. Für Uneingeweihte war dieser Vermerk notwendig, für den aber, der auch nur ein Gedicht von Heine im Original gelesen — überflüssig... Zum Schluss des dritten Kapitels fügt Mandelkern eine Strophe aus Halevys Divan bei. Sie kommt an die Stelle des häufig erwähnten Heineschen „Schnitzers“, das Lecho-daudi-Lied betreffend, dessen Verfasser nicht Jehuda Halevy, sondern Salomo Alkavez war. Die Strophe, in der Heine seiner Geliebten den gutgemeinten Rat erteilt, das Hebräische zu erlernen, um Gabirol, Ibn Esra und Halevy im Original lesen zu können, schliesst bei Mandelkern mit den Worten: „Komm, ich unterrichte dich zu Nutz und Frommen, und zwar unentgeltlich.“ Das konnte Heine nicht gesagt haben. Hebräischen Unterricht erteilen, war nicht Heines starke Seite. Es sind berechtigte Zweifel vorhanden, ob Heine überhaupt die „pittoreske altchaldäische Quadratschrift“ geläufig lesen konnte. Aus dem letzten Passus ersieht man, dass Mandelkern mehr an sich als an Heine dachte. Mag sein, es seien Kleinigkeiten, aber gerade bei Heine, dem Meister



EUGEN SPIRO OELGEMAELDE.

Portrait des Schriftstellers B.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler“.)

des Wortes, fallen sie schwer in die Wage. Der „Halevy“ ist wie aus einem Guss; fängt man an, an ihm herumzubosseln, so macht man sich schuldig, ein Kunstwerk zerstört zu haben. Der Herausgeber des Kneseth Jisrael schreibt: „Mandelkern konnte und wollte nicht der Diener Heines sein“. Als Uebersetzer musste ers. Der Zweck einer Uebersetzung ist, das Lesepublikum mit einem fremden Dichter bekannt zu machen, mit dem Dichter, wie er ist, nicht wie ihn der Uebersetzer haben möchte...

Aus der Mandelkernschen Uebersetzung könnte man den Schluss ziehen, Heines Lieder eigneten sich nicht zum Uebersetzen ins Hebräische. Die Uebersetzungen in den letzten Dezennien beweisen das Gegenteil. Keines zweiten Dichters Lieder besitzen in der hebräischen Sprache einen solchen Wohlklang, wie die Heines. Sie muten so vertraut, so heimisch an, als wären diese Töne irgendwo und irgendwann in den Zelten Jakobs schon gehört worden. Wird mans glauben? In der „heiligen Sprache“ durchweht die Liebesweisen Heines ein Geist der Heiligkeit — Hohelied-Stimmung... Die Uebersetzungen der junghebräischen Schriftsteller sind in ihrer Mehrzahl gelungen; sie geben den

eleganten Stil Heines wieder, ohne dem Geist der hebräischen Sprache Gewalt anzutun. Es würde zu weit führen, alle ins Hebräische übersetzten Gedichte Heines aufzuzählen. Es sollen hier einige der gelungensten erwähnt werden: An Edom — Brich aus in lauten Klagen — Der Vorhang fällt — Vergiftet sind meine Lieder — Gaben mir Rat und gute Lehren — Warum sind die Rosen so blass — Die Fragen — Nacht lag auf meinen Augen — Es liegt der heisse Sommer auf deinen Wängelein — Ich habe im Traume geweinet — Im wunderschönen Monat Mai — Aus meinen Tränen spriessen — Wenn ich in deine Augen seh — Lehn deine Wang an meine Wang — Ich will meine Seele tauchen in den Kelch der Lilie hinein — Auf Flügeln des Gesanges — Die Lotosblume ängstigt — O schwöre nicht und küsse nur — Und wüsstens die Blumen, die kleinen — Mir träumte von einem Königskind. (Haasyf 1887; Kneseth jisrael 1887; Pardes 1895; Sepher haschanah 1900—1901; Luach achiassaf; Meassef 1902). Als Heine-Uebersetzer wären u. a. zu nennen: I. Borochowitz, S. L. Gordon, I. Kaplan, A. Liboschitzki, A. L. Münz, J. Papirna, Noa Pins, Ch. Rabbinowitz, Nathan Samuely und Zwi Scherschewski. Auch kleinere Auszüge, Gedankensplitter aus den prosaischen Werken Heines sind zerstreut in mehreren hebräischen Zeitschriften erschienen, darunter „Heine-Gedanken“ (Achiassaf 1893) von der hebräischen Schriftstellerin Pua Rakowski. Nimmt man alles zusammen, was zurzeit von Heine im Hebräischen vorliegt, so dürfte es kaum mehr als den zwanzigsten Teil seines Gesamtwerks ausmachen.

Heine im Hebräischen ist nur ein Miniaturbild des deutschen Heinrich Heine. Wir können aus den vorliegenden Uebersetzungen seine Grösse als Dichter ahnen, aber sie tritt nicht lebenskräftig genug vor unsere Augen. Nichtdestoweniger ist dem hebräischen Leser Gelegenheit gegeben, Heinrich Heine in seiner ganzen Vielgestaltigkeit kennen, lieben und schätzen zu lernen. Es existiert nämlich eine Heine-Biographie in hebräischer Sprache. Das Buch trägt den vielsagenden Titel „Mimkor Jisrael“ (Aus jüdischer Quelle) und sein Verfasser ist Eleasar Schulmann. Schulmann war ein Gelehrter, ein Mann von Geist und von einer Gründlichkeit, die an die alten Rabbinen erinnert. Die Heine-Biographie ist eines der besten Werke Schulmanns. Wir kennen Schriften für und wider Heine, gehässige Pamphlete, die ihn in den schwärzesten Farben malen, und Werke voll von Lobhudeleien, die über das Ziel hinausgehen. Schulmann stellt alle Parteilichkeit in den Hintergrund und bleibt in jeder Hinsicht objektiv. Er sucht Heine zu verstehen, das Verzeihen — wo es erforderlich ist — ergibt sich von selbst. Wäre dies Buch in einer modernen Sprache abgefasst, sein Verfasser stünde heute neben den bedeutendsten Heine-Forschern in der vordersten Reihe. Dieses Buch ist das schönste Denkmal, das ein hebräischer Schriftsteller dem Dichter Heine setzen konnte und — es ist das erste Denkmal, das in der hebräischen Literatur einem nicht hebräischen Dichter gesetzt worden ist.



J. KAUFMANN OELGEMAELDE.

Trauer um den Toten.

(Zum Artikel „Ausstellung jüdischer Künstler“.)



Erklärung.

In einer Publikation, die als „neueste Geschichte des jüdischen Volkes" firmiert, hat Herr Professor Dr. Martin Philippson die Alliance Israélite Universelle zum Gegenstand einer Darstellung gemacht, die im Interesse des Judentums und der geschichtlichen Wahrheit nicht unwidersprochen bleiben darf.

Herr Professor Philippson sagt:

„Als Zeichen der Zusammengehörigkeit aller" „Juden trat 1860 die Alliance Israélite Univer-" „selle ins Leben. Ihre Stiftung hatte von vorn-" „herein die Besorgnis zahlreicher Glaubens-" „genossen erregt. Man meinte, sie werde" „machtlos bleiben, ihren Hauptzweck, die Eman-" „zipation der Israeliten in denjenigen Ländern," „wo sie solche noch nicht besassen, zu erreichen," „werde aber im Gegenteil durch die Meinung" „von einer förmlichen Verschwörung der Juden" „zur Erlangung der Weltherrschaft grossen" „Schaden anrichten. Diese Befürchtung hat" „sich in vollem Masse bewahrheitet; man darf" „sagen, nichts hat den Juden in vielen Ländern" „solchen Abbruch in der öffentlichen Meinung" „getan wie die irrigen, aber unvermeidlichen" „Folgerungen, die aus der Internationalität der" „Alliance gezogen und von Uebelwollenden" „gehässig ausgebeutet wurden."

Der Zweck, den die Alliance Israélite Universelle bei ihrer Stiftung verfolgt hat, ist in nachstehenden Satzungsbestimmungen niedergelegt:

1. „Ueberall für die Gleichstellung und den" „moralischen Fortschritt der Juden zu" „wirken;"
2. „Denen, die in ihrer Eigenschaft als" „Juden leiden, eine wirksame Hilfe an-" „gedeihen zu lassen;"
3. „Jeder Schrift, welche geeignet ist, diese" „Resultate herbeizuführen, Unterstützung" „zu gewähren."

Als die Alliance Israélite Universelle begründet wurde, sind diese Satzungsbestimmungen in der weiten Welt unserer Glaubensgemeinschaft mit heller Freude aufgenommen worden.

Alle Kundgebungen aus jener Zeit bezeugen jubelnde Zustimmung. Von einer Besorgnis war nie und nirgends ein Hauch zu verspüren.

Die von Herrn Philippson vorgetragene Vorstellung von einer „förmlichen Verschwörung der Juden zur Erlangung der Weltherrschaft" stammt ungefähr wörtlich aus der Feder des Redakteurs Gödsche, dessen Name (Pseudonym: John Retcliffe) durch seine Romane und durch seine Zeugenschaft in dem Prozess Waldeck — nach des Gerichtspräsidenten Taddel Ausdruck „ein Bubenstück, ersonnen, einen Mann zu verderben" — bekannt geworden ist. In einem dieser Romane ist eine angeblich auf einem jüdischen Friedhof in Osteuropa gehaltene Rabbinerrede erwähnt, die das Streben nach Weltherrschaft enthüllt habe. Die verlogenste Presse hat in den achtziger Jahren dieses fanatische Phantasieerzeugnis fruktifiziert. Wir dürfen wohl behaupten, dass die „öffentliche Meinung", auf die Herr Philippson sich beruft und in der nach seiner Versicherung die „irrigen aber unvermeidlichen" Folgerungen aus der Internationalität der Alliance gezogen und „von Uebelwollenden gehässig ausgebeutet" worden sind, die öffentliche Meinung der skrupellosesten Antisemiten gewesen ist.

Herr Professor Philippson fährt fort:

„Man warf der Alliance ferner ihren fran-" „zösischen Namen, ihr ausschliesslich fran-" „zösisches Domizil und ihre nicht minder aus-" „schliesslich französische Zentralleitung vor." „Auch das mit Recht. Die Führer der Alliance" „haben ihr den französischen Charakter ge-" „wahrt und solchen auch dem einzig frucht-" „baren Felde ihrer Tätigkeit, den Unterrichts-" „anstalten im Osten, nicht zu deren Vorteil" „aufgeprägt. Es war deshalb nicht zu ver-" „wundern, dass sich 1871 die englischen Juden" „in der Anglo-Jewish-Association, 1873 die" „österreichischen in der „Israelitischen Allianz" „zu Wien" von der Alliance universelle los-" „lösten."

In einem Atem leitet Herr Philippson der Alliance gegenüber einmal aus ihrer angeblichen

Internationalität und dann aus ihrem angeblichen französischen Charakter einen Vorwurf her. Denn jetzt spricht er nicht die „irrigen, aber unvermeidlichen Folgerungen" anderen nach, sondern macht sie sich ganz zu eigen, indem er von dem Vorwurf des französischen Namens und der ausschliesslich französischen Zentralleitung der Alliance sagt, dass man „auch ihn mit Recht erhoben habe." Der zweite Vorwurf aber ist ebenso grundlos wie der erste. Das Central-Comité der Alliance ist nicht ausschliesslich französisch und ist es nie gewesen. Herr Philippson, der seit Jahren der Alliance Israélite Universelle angehört, weiss aus den ihm regelmässig zugestellten und jedenfalls zugängigen Jahresberichten der Alliance Israélite Universelle, dass gegenwärtig von den 67 Mitgliedern des Central-Comités (darunter zwei Ehrenmitglieder) nur 26 (darunter ein Ehrenmitglied) Franzosen, 41 Nichtfranzosen, unter diesen 23 in Deutschland lebende Deutsche sind. Von einer „ausschliesslich französischen Centralleitung" kann man unter solchen Umständen nicht sprechen. Von den übrigen 18 nichtfransösischen Mitgliedern des Central-Comités sind ausserdem so viele von Geburt Deutsche, dass alles in allem der deutsche Teil des Central-Comités mindestens ebenso zahlreich ist wie der französische. Ebenso ist es unzutreffend, dass die Führer der Alliance den französischen Charakter „auch dem einzig fruchtbaren Felde ihrer Tätigkeit, den Unterrichtsanstalten im Osten, aufgeprägt" haben. Es ist richtig, dass in den Allianceschulen des Ostens der französische Sprachunterricht vorzugsweise — gegenüber dem Unterricht in irgend einer anderen europäischen Sprache — gepflegt wird. Aber im Orient ist bis auf den heutigen Tag französisch die Kultursprache, es ist in der Türkei die zweite Staatssprache; die Kenntnis allein des Französischen ist für den Orientalen im Leben von praktischem Wert und gewährt ihm eine nutzbare Ueberlegenheit im wirtschaftlichen Fortkommen. Wo die Verhältnisse nur einigermassen anders liegen, wird namentlich deutscher Sprachunterricht ausgiebig erteilt. Herr Philippson meint, es sei nicht zu verwundern, dass sich 1871 die englischen Juden in der Anglo-Jewish-Association, 1873 die österreichischen in der Israelitischen Allianz zu Wien von der Alliance Universelle loslösten". — Nein, hier ist etwas ganz anderes verwunderlich: dass nämlich für falsche Folgerungen irrige Mitteilungen als Ursache angeführt werden! Die „Anglo Jewish Association in connection with the Alliance Israélite Universelle", wie der volle und richtige Name von Anbeginn und bis heute lautet, ist 1871 entstanden aus der Besorgnis, der Krieg von 1870/71 möchte den Fortgang des segensreichen Werkes der Alliance Israélite Universelle stören. Um dieser Möglichkeit zu begegnen, um das Werk der Alliance aufrecht zu erhalten, hat die Anglo Jewish Association sich gebildet. Das ist in dem ersten Bericht der Anglo Jewish Association 1871/72 ausführlich dargelegt und in der Firma der Gesellschaft für jeden gekennzeichnet. Die Anglo Jewish Association hat nie aufgehört, ihre Mittel den Werken der Alliance Israélite Universelle zu widmen, namentlich der Schulunterhaltung, obwohl nur in zwei von den durch das Geld der Anglo Jewish Association mit erhaltenen Schulen überhaupt englischer Sprachunterricht erteilt wird.

Auf eine Anfrage, die wir nach London gerichtet haben, ist uns von der Leitung der Anglo Jewish Association unter dem 13. Oktober d. J. erwidert worden:

„The Anglo Jewish Association was founded" „to help the Alliance in its hour of need at" „the time of the Franco-German war. It was" „also thought that more money would be ob-" „tained in England if there were a separate" „Association in clear connexion however with" „the Alliance. —"

„There has never been an „Abfall", and our" „relations have always been clear and friendly." „Indeed much of our money goes in grants" „made to Alliance schools."

(Die Anglo Jewish Association wurde gegründet, um der Alliance in einer Stunde der Not beizustehen, in der Zeit des französisch-deutschen Krieges. Man hat auch geglaubt, dass in England mehr Geld für eine besondere Vereinigung zu erlangen wäre, die gleichwohl in deutlichem Zusammenhang mit der Alliance stünde. — Niemals hat es einen „Abfall" gegeben, und unsere Beziehungen sind immer ungetrübt und freundschaftlich gewesen. Tatsächlich wird ein grosser Teil unseres Geldes als Zubusse für die Allianceschulen verwendet.)

Auch bezüglich der Israelitischen Allianz zu Wien ist die Darstellung des Herrn Philippson unzutreffend. Die Israelitische Allianz zu Wien hat sich 1873 gebildet, einfach weil das österreichische Staatsgesetz die Bildung von Comités einer Gesellschaft verbietet, deren Zentralsitz sich ausserhalb Oesterreichs befindet. Dieser gesetzlichen Vorschrift musste natürlich Folge gegeben werden. In Ungarn gilt das eben erwähnte österreichische Staatsgesetz nicht, hier bestehen die alten Alliance-Comités fort. Dies findet beweiskräftige Bestätigung durch nachstehendes Schreiben, das der Vorstand der Israelitischen Allianz zu Wien unter dem 20. Oktober auf unsere Anfrage an uns gerichtet hat:

„Sehr geehrte Herren!"

„Wir danken Ihnen sehr für die freundliche" „Mitteilung des auf die Alliance bezüglichen" „Passus im Buche des Herrn Professor" „Philippson, den auch wir mit grossem" „Befremden und mit Bedauern über" „die tendenziöse Darstellung gelesen" „haben."

„Wir können gleich der Anglo-Jewish Asso-"
„ciation nur bestätigen, dass von einer Los-"
„lösung oder gar von einem Abfall von der"
„Pariser Organisation bei der Gründung der"
„unsrigen nicht die Rede sein konnte, dass es"
„sich vielmehr neben der Rücksicht auf die"
„Staatsgesetze darum handelte, grössere"
„Mittel für allgemeine jüdische Hilfszwecke in"
„unserem Lande aufzubringen, als es für ein"
„Comité eines auswärts domizilierten Vereins"
„möglich gewesen wäre. Während der 35 Jahre"
„unseres Bestehens haben wir uns in perma-"
„nantem Kontakte und im herzlichsten Ein-"
„vernehmen mit dem Pariser Central-Comité"
„befunden, dessen Mitglied unser Präsident"
„ist, und sind bei allen grossen Hilfswerken"
„für verfolgte Glaubensgenossen mit Paris"
„Hand in Hand gegangen."

„Ganz absurd erscheint uns die An-"
„deutung des Verfassers, dass der fran-"
„zösische Charakter der Alliance als"
„nachteilig für deren erziehliche Tätig-"
„keit im Osten angesehen und mit ein"
„Motiv für unsere angebliche Loslösung"
„gewesen wäre."

Herr Professor Philippson lässt sich dann weiter vernehmen:

„Diese (die Alliance) hat in einzelnen Fällen"
„viel Gutes geleistet, oft den Armen und Be-"
„drängten Unterstützung geschafft. Sie hat"
„im Osten Elementarschulen begründet, die in-"
„dessen nicht so viel Nutzen gewirkt haben,"
„wie man wohl hätte erwarten dürfen; und"
„zwar aus drei Gründen: einmal weil die"
„Leiter der Alliance zuerst selten, später nie"
„nach dem Orient gingen und das Werk"
„lediglich Mietlingen anvertrauten, denen es"
„zumeist entweder an Verständnis oder an"
„Eifer oder an selbstloser Hingabe an ihre"
„Aufgabe fehlte. Zweitens, weil der Charakter"
„der Schulen ein allzu abendländischer und"
„zumal französischer ist, ohne Anpassung an"
„die besonderen Zustände und Anforderungen"
„des Orients. Drittens, weil sie ohne Fort-"
„bildungsschulen blieben und so die Kinder"
„im bildungsfähigsten Alter entliessen und"
„dem alten orientalischen Schlendrian über-"
„lieferten, dem sie unrettbar wieder verfielen."

Die drei Gründe, die Herr Philippson dafür anführt, dass die Elementarschulen der Alliance im Osten angeblich „nicht soviel Nutzen gewirkt haben, wie man wohl hätte erwarten dürfen", beweisen nur Unvertrautheit mit dem Schulwerk der Alliance im Osten. Die Leiter der Alliance Israélite Universelle haben jederzeit Wert darauf gelegt, ihr Schulwerk, das 142 Schulen in drei Erdteilen umfasst, unter steter fachmännischer Inspektion zu halten. Sie wissen eben, daß allgemeine Bildung, sei sie noch so gross, nicht imstande ist, die Sachkenntnis zu ersetzen. – Herr Philippson nennt die von der Leitung der Alliance Israélite Universelle nach langer Erprobung eingesetzten Inspektoren mit der herabwürdigenden Bezeichnung „Mietlinge". Will Herr Professor Philippson vielleicht die Rabbiner als „Mietlinge" ihrer Gemeinden, die Gymnasiallehrer als „Mietlinge" des Staats oder der Kommunen ansprechen? Nein, diese alle sind die verehrten und angesehenen Vertrauensmänner der Gemeinden, des Staates, der Städte. Und so sind die Männer, die Herr Philippson als „Mietlinge" herabwürdigt, unsere erprobten und angesehenen Vertrauensmänner, die ihres schweren Amtes mit reifem Verständnis, mit unübertrefflichem Eifer und mit vorbildlicher Hingabe walten!

Wenn Herr Philippson den Charakter der Allianceschulen im Orient „allzu abendländisch und zumal französisch" findet, so übersieht er: Die Orientschulen der Alliance sind Schulen sui generis, sie sind ihren besonderen Bedürfnissen, die eigenartiger Natur sind, angepasst, sie sind genau das, was Herr Philippson sagt, dass sie sein sollen, und was er bloss nicht gesehen hat.

Herr Philippson beklagt den Mangel an Fortbildungsschulen. Das Fortbildungsschulwesen ist im Morgenland wirklich noch nicht systematisch durchzuführen. Einen gewissen Ersatz schaffen wir in den Ergänzungskursen (classes supplémentaires), die wir in verschiedenen Städten, wie Constantinopel, Salonichi, Smyrna, Tunis, Tanger, Bagdad, Alexandrien, Kairo, den oberen Klassen angegliedert haben. Wenn im übrigen unsere Jungen im Orient unsere Schulen früh verlassen, so geschieht es nicht um des „Schlendrians" willen, sondern aus bitterer Not, weil sie für Brot zu sorgen haben.

Herr Professor Philippson beendet seine Ausführungen folgendermaßen:

„Im Dezember 1872 beschloss eine Versamm-"
„lung in Berlin die Begründung einer besonderen"
„Israelitischen Allianz in Deutschland." Allein"
„das Central-Comité der Alliance in Paris"
„wies diesen Plan durchaus zurück, der auch"
„nie verwirklicht worden ist. Leider liess das"
„Pariser Central-Comité sich durch solche Vor-"
„gänge und auch durch den Abfall der Eng-"
„länder und Oesterreicher nicht bestimmen,"
„die speziell französische Färbung der Alliance"
„und den Despotismus des Pariser Central-"
„Comités irgendwie zu modifizieren. Dadurch"
„verlor sich in Deutschland das Interesse für"
„sie um so mehr, je schärfer die nationalen"
„Gegensätze zwischen beiden Ländern sich un-"
„glücklicherweise gestalteten."

Charakteristisch ist schon der erste Satz, dass „eine" Versammlung – deren nähere Bezeichnung vollständig fehlt – im Dezember 1872 die Begründung einer besonderen „Isralitischen Allianz in Deutschland" beschlossen habe. Wer hat denn „beschlossen"? Wer waren die Beschliessenden, die ihre Absicht sofort fallen liessen, weil das

Central-Comité in Paris den Plan zurückwies? Es müssen doch recht schwächliche Herren gewesen sein, die dem Pariser „nein" gegenüber sofort auf ihren Willen verzichteten. In Wahrheit ist jener „Beschluss" nie gefasst worden, in Wahrheit hatte das Pariser Central-Comité nie Anlass gehabt, solchen Beschluss zurückzuweisen. Es ist im Dezember 1872 einmal eine Anregung in der angegebenen Richtung hervorgetreten. Ein Mahnwort des Herrn Sanitätsrat Dr. Neumann hat genügt, von dem üblen Plan abzuhalten.

Was in dem vorstehenden Resumé über den „Abfall der Engländer und Oesterreicher" über die „speziell französische Färbung" der Alliance, über den „Despotismus" des Pariser Central-Comités gesagt ist, haben wir widerlegt. Aber auch das, was Herr Philippson über eine Abnahme des Interesses für die Alliance Israélite Universelle in Deutschland behauptet, ist nicht zutreffend. Das Interesse für die Alliance Israélite Universelle hat sich in Deutschland nicht verloren. Der Zuwachs von tausenden von Mitgliedern, die sich uns in kurzer Zeit neuerdings in Deutschland angeschlossen haben, beweist das Gegenteil.

Weitausschauende und allzeit getätigte jüdische Wohlfahrts- und Wohltätigkeitspolitik verfolgt die Alliance Israélite Universelle. Sie wird ihrer Satzungen immerdar eingedenk bleiben und ihnen in unermüdlicher Arbeit treu sein, zum Segen für die gesamte Judenheit.

Berlin, den 30. Oktober 1907.

Das Präsidium
der Deutschen Conferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle
Ludwig Max Goldberger. Charles L. Hallgarten.

Paris, den 1. November 1907.

Der vorstehenden Erklärung schliesst sich vorbehaltlos an
Das Präsidium des Central-Comités der Alliance Israélite Universelle
Narcisse Leven. Salomon Reinach. Dr. A. Netter. Jacques Machiels.

ACHAD HAAM UEBER DAS SCHULWERK DER ALLIANCE ISRAÉLITE UNIVERSELLE.

Der bedeutendste hebräische Schriftsteller der Jetztzeit, Achad Haam (Uscher Ginzberg), hat vor etwa 7 Jahren über die „Schulpolitik" der Alliance Israélite Universelle in der von ihm begründeten hebräischen Monatsschrift „Haschiloach" nach einer Palästinareise geschrieben und später in seinem Sammelwerk „Al Paraschath Drachim", Band II, S. 151—152, neu veröffentlicht, was wir hier in genauer Uebersetzung wiedergeben:

„Das jüdische Publikum glaubt gewöhnlich, dass die Alliance Israélite Universelle in ihrem grossen Eifer für ihr Heimatsland Frankreich bemüht ist, die Vorherrschaft des „französischen Geistes" in der Welt zu verbreiten, und dass sie für alle ihre Schulen die strenge Vorschrift festgesetzt hat, die Zöglinge zu „guten Franzosen" zu erziehen. Wieviel derartige Phrasen lesen wir in den jüdischen Zeitungen, und besonders in der letzten Zeit. Tatsächlich ist es aber nur eine der bei uns üblichen Uebertreibungen. Die Alliance selbst — d. h. das Central-Comité in Paris — sorgt für den französischen Geist nicht mehr, vielleicht noch weniger als für den jüdischen Geist. Im allgemeinen zieht sie keinen spezifischen „Geist" vor, und ihr Hauptzweck bei der Gründung von Schulen im Orient ist dieser: die dortigen jüdischen Massen durch eine europäische Erziehung und exakte, zum Lebensunterhalt notwendige Kenntnisse aus ihrem sozialen und moralischen Tiefstand emporzuheben. Und da in den meisten Orientländern die französche Sprache in den höheren Gesellschaftsschichten noch die vorherrschende ist, sowohl unter den Eingeborenen als auch unter den Eingewanderten, so ist es einem Menschen aus der Masse fast unmöglich, eine mehr oder weniger anstandsvolle Stütze im Gesellschaftsleben zu erreichen, sei es als Beamter in einem Regierungs- oder sonstigen öffentlichen Institute, sei es als Angestellter bei einer angesehenen kaufmännischen Firma, wenn er nicht die französische Sprache beherrscht. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn man in den Allianceschulen, die nur zu diesem sozialen Zwecke begründet wurden, die französische Sprache — aber nicht den Geist — besonders pflegt, damit die Zöglinge sie nachher für ihre Lebensbedürfnisse gebrauchen können. Wer Gelegenheit hatte, die „Zirkulare" zu lesen, die das Central-Comité in den letzten Jahren an alle Leiter der Allianceschulen betreffs des Unterrichts in der jüdischen Geschichte, der moralischen Erziehung, der Beobachtung der religiösen Vorschriften etc. versendet, der wird die Wahrheit meiner Worte bestätigen, dass die Alliance nur darnach strebt, ihren Zöglingen die Fähigkeit und Möglichkeit beizubringen, sich eine Lebensexistenz durch redliche und geachtete Arbeit, durch ein Handwerk oder theoretische Kenntnisse zu

schaffen. Sie hat aber keinerlei missgünstige Bestrebungen in bezug auf die jüdische Seele, — im Gegenteil, sie sucht diese Seele besonders zu wahren. — (In einem Zirkular vom 22. Januar 1896 heisst es: „Es ist uns viel erwünschter, dass die Schüler die Leidensgeschichte der Juden kennen, als dass sie die Regeln vom französischen Partizipium können".) —."

Niemand wird Achad Haam den Vorwurf machen, dass er „zu wenig jüdisch" sei.

DAS HILFSWERK DER ALLIANCE IN MAROKKO.

(Spezialbericht für die A. I. U. von Is. Pisa.) Nachdruck verboten.

Casablanca, 15. Oktober 1907.

Die beiden Boten, die ich vor 14 Tagen nach Mzab und nach Settat geschickt hatte, sind zurückgekehrt, und haben mir aus den von ihnen besuchten Orten Briefe mitgebracht, von denen ich Abschriften beilege.

Die Briefe kommen aus Uled-Hriß, Maguch, Settat, Mzab und Azemmur. Uled-Hriß ist eine der ersten Ortschaften auf dem Wege nach Settat. Man hatte mir beinahe offiziell die Versicherung gegeben, daß als eine der Friedensbedingungen von den arabischen Stämmen die Freilassung der Juden aus Casablanca verlangt worden war. Doch obgleich der Stamm sich unterworfen hat, haben die Araber ihre Gefangenen nicht freigelassen. Ich habe meinem Korrespondenten Auftrag gegeben, die drei jungen Mädchen loszukaufen, die sich noch in den Händen der Araber befinden, und sie nach Casablanca zurückzuschicken.

Maguch ist ein großes, einige Stunden vor Settat belegenes Dorf. Die dortige, aus 30 Familien bestehende jüdische Gemeinde hat die Flüchtlinge mit großer Liebe aufgenommen. Aus dem anliegenden Brief geht hervor, daß dort noch 17 junge Mädchen und Knaben in Gefangenschaft sind. Ich werde sofort den Auftrag dorthin erteilen, die jungen Leute auf unsere Kosten loszukaufen und in ihre Heimat zurückzuschicken.

Die Stadt Settat ist Ihnen wohl noch durch die Plünderung bekannt, die vor vier Jahren dort stattgefunden hat. Seitdem hat die kleine Gemeinde sich aus Zuzüglingen von Casablanca wieder ergänzt. Die beiden Herren, die den beifolgenden Brief unterzeichnet haben, sind ziemlich wohlhabend. Sie haben sich mit dem größten Eifer der Flüchtlinge angenommen und ihre Not liebevoll und ausreichend gelindert. Alle Ankömmlinge sind voll Lobes für dieses Verhalten. Wollen Sie die Güte haben, Herrn Elmalah den im beifolgenden Brief erbetenen Kredit zur Verfügung zu stellen; ich werde ihm schreiben, daß er sich mit den Notablen in Settat in Verbindung setzen soll.

Der Mzab ist ein weites Gebiet, über das ganz kleine jüdische Gemeinden verstreut liegen, die sich vom Ackerbau ernähren. Aus dem beiliegenden Brief können Sie ersehen, daß man beabsichtigt, alle Flüchtlinge von Casablanca in Settat zu konzentrieren.

In Casablanca selbst hat die Lage sich nicht geändert. Die reichen Familien, die nach Spanien geflohen waren, sind wieder in ihre verwüsteten Heimstätten zurückgekehrt. Wer über einige Mittel verfügen kann, eröffnet einen kleinen Spezerei-, Weißwaren- oder Bijouterieladen. Der Großhandel ist tot. Die armen Leute arbeiten als Lastträger und Verlader; es sind aber ihrer so viele und ihre Zahl vergrößert sich täglich durch Zuzug aus dem Innern so bedeutend, daß viele ohne Arbeit bleiben. Die zwischen den beiden stehende Klasse der vormals wohlhabenden Leute ist am meisten zu bedauern. Sie können kein neues Geschäft anfangen wie die Reichen, und können nicht betteln wie die Armen. Was sollen sie tun, um ihr Leben zu fristen? Wir verteilen ja immer noch Getreide, aber unsere Vorräte sind bald erschöpft.

Die Aussichten bleiben trübe. Die zwischen den feindlichen Bruderstämmen und der französischen Armee stehenden Stämme können sich nicht zur Unterwerfung entschließen. Da sie nicht haben säen können, ist die Ernte des nächsten Jahres verloren.

Pisa.

Uled Hriß.

Geehrter Herr Pisa!

Herr Abraham Amstet ist zu uns nach Uled-Hriß gekommen, um zu erkunden, ob von hier aus Juden nach Casablanca zurückzuschicken seien. Er hat 15 junge Mädchen ausfindig gemacht, von denen drei noch nicht losgekauft sind. Die übrigen sind teils von ihren Angehörigen, teils von uns oder von hiesigen jüdischen Privatleuten zurückgekauft worden. Eines der jungen Mädchen hat aus Dankbarkeit ihren Befreier geheiratet.

Gez. Elias Bensimhon.

Maguch, 1. Cheschwan 5668.

Geehrter Herr Isaac Pisa!

Hierdurch teilen wir Ihnen mit, daß Ihr Abgesandter, Herr Abraham Amstet, am Freitag bei uns angekommen ist, zwei Tage nach seiner Abreise aus Casablanca. Er hat uns Ihre Vollmacht vorgelegt, damit wir ihm bei der Befreiung der jungen Mädchen und Kinder behilflich sind, die sich in dieser Gegend noch in Gefangenschaft befinden. Wir haben ihn gut aufgenommen und bis zum Sonntag bei uns behalten. Dann sind wir sehr früh am Morgen mit ihm auf die Suche nach Gefangenen gegangen. Das erste junge Mädchen fanden wir bei einem Araber Namens Ahmed ben Zochra. Er hatte ihr das Haupthaar abgeschoren und betrachtete sie als seine Tochter.

Abraham Amstet wollte das Mädchen mit Gewalt entführen, und wäre dabei von dem Araber erschossen worden, wenn sein Begleiter ihn nicht gerettet hätte. Wir gingen darauf zu einem Freund des Arabers, der uns sagte, wir würden das Mädchen gegen ein Lösegeld herausbekommen. Für das zweite von uns aufgefundene Mädchen verlangte man 10 Duros. Wir fanden danach noch 13 Mädchen und 3 Knaben, von denen erst zwei Mädchen von ihren Eltern zurückgekauft worden sind.

All diese jungen Leute sind bei den Mdakras. Von hier aus wollte Herr Abraham Amstet noch nach Mzab gehen, um auch dort nach Israeliten zu suchen. Wir ließen es aber nicht zu, denn die Araber hätten ihn totgeschlagen, weil sie ihn für einen Spion hielten. Ein einziger Araber, der Häuptling aller Kabylen, hat Ihren Abgesandten respektiert und hat uns versprochen, Ihnen zuliebe die jungen Mädchen zu befreien, die sich bei diesen Kabylen befinden. Dazu ist aber etwas Geld nötig, das wir Einwohner von Maguch nicht geben können. Bitte, beraten Sie darüber mit den Reichen in Casablanca, und lassen Sie uns wissen, was Sie zu tun gedenken.

Gez. Die Israeliten von Maguch.
Meier Trudjman.
Elias Benhimol.
Abram Benchotrit.
Ry Messod Edery.
Messod Amor usw. usw.

Settat.

Geehrte Herren Pisa und Zagury!

Herr Abraham Amstet ist mit seinem Begleiter Si Mohamed ben-Hadj-Omar von Ouled-Hriß zu uns nach Settat gekommen. Dieser Araber hat unterwegs zwei junge Mädchen für 6 Duros losgekauft und bis Settat geleitet, ohne dafür auch nur einen Centime anzunehmen. Er meint, das sei ein Geschenk, das er den Israeliten macht. Er hat uns erzählt, welchen großen Mühen Abraham Amstet sich hat unterziehen müssen, um alle aus Casablanca entflohenen Juden wieder aufzufinden.

Sie wünschen von uns eine Auskunft, wieviel Juden aus Casablanca sich hier in Settat aufhalten. Seitdem wir sie hier bei ihrer Ankunft enpfangen, haben wir ungefähr 500 Familien verzeichnet. Wir haben sie gastfreundlich aufgenommen; vielen von ihnen, die nach Mazagan weiter gegangen sind, haben wir die Führer dorthin bezahlt, und haben ihnen Brot für den Weg mitgegeben. Andere sind hier geblieben, und so lange sie noch bleiben wollen, werden sie hier freies Essen und Trinken und Obdach erhalten.

Wir haben auch junge Mädchen aus den Händen der Araber in der Umgebung von Settat befreit. Sobald wir erfahren, daß in einem bestimmten Duar (Beduinendorf) ein jüdisches Mädchen ist, schicken wir sofort Vertrauenspersonen hin, um sie loszukaufen.

Viele junge Mädchen sind bei den Leuten vom Stamm Uled-Said, die von uns 100—150 Duros verlangen. Unter den von diesen Arabern zurückgekauften Jüdinnen haben wir zwei sehr teuer bezahlt: eine junge Frau, die Tochter eines sehr angesehenen Mannes haben wir für 91 Duros auch noch fast mit Gewalt nehmen müssen; für die andere, eine Frau mit ihren Kindern, haben wir 101 Duros bezahlt. Das dazu erforderliche Geld haben die Angehörigen der beiden jungen Frauen gegeben. Erst in dieser Woche haben wir wieder vier Personen zum Loskauf von Mädchen zu den Uled-Saids geschickt; es soll dort noch eine ganze Anzahl sein.

Herr Abraham Amstet hat uns Ihren Auftrag ausgerichtet, wir sollten hier die gefangenen Mädchen loskaufen, Sie würden uns das dafür verauslagte Geld zurückerstatten. Wir bitten Sie demnach, meine Herren, uns für das Lösegeld der jungen Mädchen und für ihre Weiterbeförderung nach Mazagan einen Kredit bei dem Schullehrer oder bei Herrn Maimaru in Mazagan zu eröffnen, denn mit dieser Stadt können wir bequem verkehren. Wir hier arbeiten nur um Gotteswillen und aus Mitleid für unsere Glaubensgenossen, aber wir haben nicht genügend Mittel, um unsere Pflicht ohne Beihilfe zu erfüllen.

Gez. David Amar.
Abraham Ohayon.

Mzab, den 3. Cheschwan 5668.

Geehrter Herr Schuldirektor!

Wir haben Ihren Brief erhalten und daraus ersehen, daß Sie sich damit beschäftigen, den Israeliten zu helfen. Gott helfe Ihnen bei Ihrem Werk.

Eine große Anzahl von Familien hat sich bei uns aufgehalten. Einige hatten wir losgekauft und nach Mazagan geschickt, einige Familien sind noch hier und bleiben, bis wir ihnen die Weiterreise bezahlen können.

Nachdem wir jetzt Ihre Zusage erhalten haben, werden wir alle Israeliten loskaufen, die sich noch in den Händen der Araber befinden.

Mit diesem Brief zugleich erhalten Sie die Liste der von uns losgekauften Personen und der Personen, denen wir Reisegeld gegeben haben.

Wir werden uns bemühen, alle in unserem Bezirk verstreuten Israeliten in Settat zusammenzuführen. Wir stehen Ihnen immer zu Diensten.

Gez. Isaac Benchetrit.
Mordechai Ruemi.

Azemmur, 4. Cheschwan 5668.

Der Unterzeichnete bezeugt hiermit, daß Herr Abraham Amstet zu uns nach Azemmur gekommen ist, um zu erkunden, ob sich hier Israeliten aus Casablanca aufhalten, die er loskaufen und mitnehmen könnte. Er hat hier nichts gefunden, denn die in unserer Umgegend gefangen gewesenen Frauen und Mädchen hatten wir selbst schon von den Arabern losgekauft und nach Mazagan befördert. Abraham Amstet hat sich darauf nach Stuka und nach Chiadma begeben, und hat auch dort keinen Flüchtling gefunden.

Zur Bekräftigung des Gesagten zeichne ich

Sid Benator.

Sammlung für die marokkanischen Glaubensgenossen.

Im Anschluß an die in den beiden vorhergehenden Nummern veröffentlichten Listen der dem Deutschen Bureau zugegangenen Spenden für die marokkanischen Glaubensgenossen quittieren wir nachstehend die uns seitdem weiter übermittelten Spenden:

Altona: Durch Oberrabbiner Dr. Lerner: W. Möller 20.—, J. Holländer 20.—, W. Segelbaum 10.—, W. Cohn 5.—, A. Neumann 5.—, Dr. Frank 10.—, L. Koppel 10.—, N. Levy 15.—. **Berlin:** Frau S. Beer 100.—, Wohltätigkeitsverein Auseh Tauwaus durch A. Hirsch 23.—, auf der Beschneidungsfeier bei Scheinlinger gesammelt durch N. Levy 5.70, N. Levy 1.—, Frau Spiegel 1.—, Wasserreich 1.—, Ungenannt 6.—, Isaac Korb 2.—, Elias Jubelski 3.—, Hermann Struck 5.—, Frau Geheimrat Bucher 100.—, John Becker 50.—. **Bonn a. Rh.:** Gesammelt durch Rabbiner Dr. Kalischer 400.—. **Berwangen:** Durch K. Hahn, Vorsteher der Israelitischen Gemeinde, 45.80. **Bretten:** Durch Bezirksrabbiner L. Schlessinger: Bez. Rabbiner 2.—, Bernhard Veit 2.—, Jul. Gailinger 2.—, Hauptlehrer Moch 2.—, Kantor Metzger 2.—, Leopold Wolf 1.—, Heym. Kochlöffel 1.—, Max Eichtersheimer 2.—, Max Lämle 3.—, Gustav Lämle 5.—, Arnold Lämle 4.—, Leopold Lämle 6.—, Lippmann Lämle 2.—, Leopold Koppel 8.—, Emil Wertheimer 1.—, Heinrich Wertheimer 1.—, Louis Erlebacher 4.—, Simon Erlebacher 2.—, Gustav Erlebacher 2.—, Max Erlebacher 2.—, Salomon Wertheimer 1.—, Isidor Koppel 2.—, Ferdinand Wertheimer 4.—, Isak M. Wertheimer 2.—, Moses Wertheimer 1.—, Ludwig Dreifuß 5.—, Moses Lichtenberger 2.—, Max Lichtenberger 3.—, Lehmann Weingärtner 2.—, Adolf Simon 2.—, Elias Bodenheimer 2.—, Nathan Dreifuß 2.—, Siegfried Rosenfeld (aus Aub) 2.—, Moses Lichtenberger 5.—. **Cassel:** Durch Julius Mecca: J. R. 20.—, Alb. Lindenfeld 3.—, Grünbaum 5.—, J. Mecca 5.—, M. F. 25.—, Frau Elise Gans 10.—, Louis Mosbacher 5.—, Moritz Messner 10.—, Heula Hahn 6.—, N. N. 3.—, Sal. Fröhlich 30.—, Benno Fröhlich 10.—, Hugo Gotthelft 10.—, Jos. Spangenthal 10.—, L. B. 10.—, N. N. 5.—, Th. Baumann 10.—, S. M. Oppenheim 5.—, H. Marcuse 3.—, A. Dellerie 5.—, Th. Eisenberg 5.—, Rich. Gotthelft 10.—, Lieberg & Co. 10.—, Dr. Doctor 5.—, H. L. 10. **Coburg:** Gesammelt durch D. Weinberg, Vorsteher der Kultusgemeinde 62.50. **Cöln:** Meno Auerbach 3.—, Sally Benjamin 3.—. **Darmstadt:** Sammlung durch Otto Wolff: Otto Wolff 20.—, Louis Rosenburg 20.—, Hermann Josef 20.—, Hermann Reichenbach 10.—, Ungenannt 2.95, Hermann Stade 5.—, Carl Wolff 10.—, Leopold Erdmann 10.—, Dr. Italiener 10.—, Kommerzienrat Louis Trier 20.—, Eugen Trier 20.—, Ludwig Josef 20.—, Dr. Josef Strauß 20.—, Justizrat Dr. Loeb 20.—, Leopold Hachenburger 20.—, Eduard Homberger 10.—, Ernst Homberger 5.—, Max Jonas Mayer 20.—, Dr. F. Mainzer 20.—, Dr. Hugo Bender 20.—, Frau Pauline Blau und Fräulein Simon 20.—, Julius Heineberg 20.—, Leopold Kahn, Bankier 10.—, Arnold Naß 10.—, Alexander Sander 20.—, Max Sander 10.—, Josef Nauheim 20.—, Jacob Guthmann 20.—, Kommerzienrat Langenbach 10.—, Leopold Kahn 10.—, Adolf Trier 30.—, Oskar Wolff 10.—, E. M. Mansbacher & Sohn 10.—, Berthold Bodenheimer 20.—, Benno Stern 10.—, Dr. Richard Oppenheimer 10.—, Justizrat D. Reiß 10.—, Otto Benjamin 10.—, Max Sander Wwe. 10.—, Carl Lehmann 10.—, Adolph Simon 5.—, Max Stern 20.—, Siegmund Rothschild 10.—, Joseph Stade 10.—, Helene Strauß 10.—, Ferdinand Stern 10.—, Theoder Strauß 10.—, Clemens Goldschmidt 10.—, Siegfried Haas 5.—, Josef und Robert Landau 10.—, Gebr. Neu 5.—, Carl Erlanger 10.—, Geh. Baurat Landsberg 10.—, Karl Benjamin 10.—, Hermann Berger 5.—, Carl Beer 10.—, J. Bruchfeld 10.—, S. Joseph 3.—, M. Aschkenas 5.—, Justizrat Mainzer 10.—, Heinrich Strauß 20.—, Meyer Meyer 5.—, M. Meyer 5.—, A. Ullmann 5.—, M. Heß 5.—, Jul. Katzenstein 5.—, Dr. Simon 10.—, Paul Wildau 15.—, Guggenheimer & Marx 5.—, Frau Delphine Homberger 10.—, Ludwig Kahn 3.—, Lippmau May 10.—, Cerf Hanau 10.—, Salomon & Beißinger 5.—, Abraham Josef 5.—, Max Fulda 10.—, Frau Th. Sander Wwe. 5.—, Frau Jac. Goldschmidt Wwe. 3.—, bei einer Hochzeit durch Ferd. Kahn gesammelt 20.50, Moses Isaac 10.—, Hugo Strauß 10.—. **Diespeck a. d. Aisch:** K. Kohn, M. Seligenbrunn, S. Sternau, A. Lein, G. Kohlmann, L. Schönwasser, B. Fulder, G. Schönwasser, A. Heß je 1 Mark = 9 Mark, S. Rosenau, Wwe. Weil, Geschw. Sternau je 50 Pfennig = 1.50 Mark. **Emmerich:** Durch Sal. L. Franken, gesammelt durch Lehrer Carsch 74.—. **Frankfurt a. M.:** Von den vereinigten Lokal-Comités der Alliance Israélite Universelle und des Hilfsvereins der Deutschen Juden für die notleidenden marokkanischen Juden gesammelt: Lucien Picard 50.—, Leo Dalsheim 20.—, Hieronymus Dessauer 10.—, David Rosenthal 60.—, Philipp Deutsch 10.—, Wilhelm E. Cahn 30.—, Robert Koch 50.—, Ludwig Schiff 100.—, Siegmund Schott 5.—, Salo Stern 5.—, A. Misch 5.—, E. A. Schwabacher 10.—, Charles L. Hallgarten 1000.—, N. N. 50.—, Louis Wassermann 20.—, Dr. med. S. Kirchheim 50.—, Jacob Frenkel 10.—, Alfred Weinschenk 100.—, Hermann Roth 10.—, Raphael Ettlinger 20.—, Leopold Sonnemann 300.—, Carl Langenbach 20.—, Emil Simon 20.—, David Goldschmidt 25.—, Max David Goldschmidt 25.—, Jos. Levy Wwe. in Sulzbach bei Saarbrücken 75.—, M. Grünstein 3.—, H. Frohmann 10.—, J. Sonnentheil 25.—, Leopold Levy 20.—, J. Scheuer 20.—, Jos. Wertheimer 20.—, Hermann Katz 5.—, N. Hirsch 20.—, Rudolph Kahn 20.—, Philipp Schiff 200.—, Frau A. G. 100.—, Moritz Metzger 30.—, Max Wertheimer 30.—, S. Schwarz 20.—, Leo Hamburger 50.—, David E. Schwarzschild 100.—, Max E. Schwarzschild 100.—, Ferdinand E. Schwarzschild 50.—, James Loeb 1000.—, Leopold Igersheimer 25.—, Babette Rosenbusch 150.—, D. A. Z. 20.—, Rechtsanwalt Dr. Mor. Kohn 5.—, Rechtsanwalt Dr. Arthur Oppenheimer 5.—, Rechtsanwalt Dr. Siegfried Schwarzschild 10.—, Rechtsanwalt Zimmt 5.—, Rechtsanwalt Dr. Eisenberg 5.—, Rechtsanwalt Dr. Rosenmeyer 3.—, Rechtsanwalt Dr. Richard Merzbach 10.—, Rechtsanwalt Dr. Seckel

3.—, Rechtsanwalt Dr. Julius Jessel 10.—, Rechtsanwalt Julius Wolff 10.—, Rechtsanwalt Dr. Neumond 20.—, Rechtsanwalt Dr. Ed. Baerwald 20.—, Referendar W. 3.—, Frl. B. und S. Jacobsohn in Lüneburg 50.—, M. Jacobsohn in Lüneburg 50.—, J. Rosenbaum 50.—, Leopold Hirschler 50.—, Adolf Gans 300.—, Lincoln Menny Oppenheimer 100.—, Gebrüder Bauer 100.—, J. J. Weiller Söhne 100.—, Rechtsanwalt Dr. Blau 100.—, Direktor Zachary Hochschild 100.—, Leo Ellinger 100.—, Dr. Feist 50.—, S. L. Beer 20.—, Dr. Kirschbaum 10.—, Elise Bonn 50.—, Franz Strauß Sohn 100.—, Eduard Cohen 1000.—, Freiherr von Goldschmidt-Rothschild 500.—, Dr. Karl Sulzbach 300.—, J. Dreyfuß 300.—, Emil Sulzbach 100.— Albert Bing 50.—, Ernst Strauß 50.—, Justizrat Dr. B. Baer 10.—, Dr. med. Th. Baer 10.—, Julius Obernzenner 100.—, Ferdinand Maas 20.—, Zach. Mayer 20.—, A. Hüttenbach 50.—, Rechtsanwalt Dr. S. Rosenthal II 10.—, Rechtsanwalt Lazarus 20.—. Notar Dr. A. Mai 10.—, Frau Rosalie Teblé 5.—, Leopold Lindheimer 35.—, Jacob Nußbaum 20.—, Direktor Hermann Maier 50.—, S. Bienes 10.—, Rudolph Isaac 10.—, Henry Seligmann 300.—, Albert Flersheim 20.—, Willy Stern 1000.—, Julius Goldschmidt 300.—, S. Neustadt 100.—, Adolf Stern 100.—, Maier Selig Goldschmidt 100.—, H. & B. Kahn 100.—, Emil Rosenthal 100.—, Ph. Mayfarth & Co. 100.—, A. Kerbs 30.—, A. R. 10.—, Rosenberg 10.— Frau Francis Livingston 20.—, Dr. med. Frank 10.—, Professor Edinger 50.—, Carl Berlé 20.—, Dr. L. Walter 20.—, Frl. Bertha Pappenheim 50.—, Ernst H. Epstein 20.—, Jacob H. Epstein 50.—, Sanitätsrat Dr. Jaffé 50.—, Gebrüder Klau 25.—, Josef Wisloch 20.—, Julius W. Wisloch 10.—, B. Marxsohn 30.—, Max Salomon 20.—, Frau Emma Neißer 30.—, W. Bischheim 25.—, Fr. Anna Rosenthal 50.—, Geh. Justizrat Dr. Fuld 100.—, Runkel 20.—, Dr. Katzenstein 10.—, Rechtsanwalt Heyum 5.—, Erich Frenkel 5.—, N. N. 1.—, Dr. J. Grünebaum 3.—, Direktor Dr. Adler 10.—, Synagogenbeamter Meier 10.—, Professor Dr. Michel 10.—, Lehrer Scherer 5.—, Hugo Koch 3.—, David Crame 25.—, Fr. Louise Vogel 8.—, Adolf Neustadt 50.—, Julius F. Goldschmidt 50.—, Frau Adolf Schloß 40.—, Julius Hirsch 10.—, E. Metzger 10.—, Frau Bella Goldschmidt-Kirchheim 100.—, H. Emden 20.—, A. S. Levy 10.—, Stadtrat Josef Baer 100.—, Nathan Wallach 30.—, Sigmund Simon 50.—, Js. Wolff 50.—, J. Erlanger 20.—, C. Schlessinger 10.—, Frau Fanny Rosenthal 20.—, A. Misch 10.—, J. Steiner 5.—, Heinrich Strauß 20.—, Dr. med. A. Baerwald 10.—, Frau C. Frankenthal 30.—, Carl Kaufmann 50.—, J. Neuberger 10.—, Rabbiner Dr. Lazarus 10.—, Frau Th. T. 100.—, Cahn & Sommer 50.—, Frau Louise Goldschmidt 200.—, Lud. Mayer 100.—, Louis Feist 100.—, J. L. Beer 100.—, Anton Kulp 100.—, Alfred Metz 20.—, Eugen Dreyfus 30.—, F. Horckheimer 20.—, E. Schlessinger 10.—, Geschwister Oppenheimer 20.—, Hermann Wronker 30.—, Hugo Forchheimer 30.—, Frau Jenny Forchheimer 20.—, M. J. Löwenthal 25.—, Carl Bier 20.—, Goldschmidt & Löwenick 50.—, Oscar Mayer 10.—, Sally Bonn 40.—, Julius Carlebach 20.—, Gebr. Goldschmidt 50.—, Dr. Siegmund Abraham 10.—, Dr. Alfred Geiger 10.—, Justizrat Dr. Berthold Geiger 20.—, Dr. med. Sigmund Auerbach 50.—, Ignatz Frank 20.—, Dr. Franz Adler 10.—, Anton Fulda 50.—, M. A. Wolff 50.—, Ferdinand Schamberg 20.—, M. Oppenheimer 5.—, Ernst Bing 5.—, Fr. Anna Cahn 5.—, Frau Sidonie Dann 10.—, Bernhard Neustadt 20.—, Herr und Frau H. L. 50.— zum 13. September, M. Niedermayer & Söhne 100.—, Professor Dr. Ganz in Leipzig 25.—, S. K. Hochschild 25.—, Frau Emma Livingston 200.—, A. & E. Frank 50.—, Fritz Merzbach 20.—, Josef Jandorf 10.—, Raphael M. Kirchheim 100.—, M. Neu & Söhne 50.—, von einer Administration 1000.—, Michael Levy 10.—, Consul Gustav Maier-Alberti 10.—, A. O. 20.—, S. Budge 30.—, Dr. P. Mayer 100.—, D. Ganz 20.—, Dr. Hermann Goldschmidt 30.—, Dr. Altschul 10.—, Moritz Wolff 10.—, M. F. 20.—, Anton Horckheimer 20.—, Leopold Lösenstein 20.—, Frau Pauline Lion 20.—, Fritz Hirschhorn 30.—, J. M. 10.—, L. L. 20.—, Siegfried Rosenberg 50.—, Louis Mai 10.—, Frau Siegmund Una 50.—, L. H. Reis 50.—, Eduard Apfel 20.—, Salomon Binswanger 20.—, Felix Frank 50.—, Frau Cahn-Brasch 20.—, Paul Reinemann 30.—, Frau Leopold Kahn 20.—, Leo Liefmann 10.—, Max Lewisohn 5.—, Dr. M. Nassauer 20.—, Stadtrat Levin 5.—, Dr. R. Stern 20.—, L. A. 5.—, Josef Mayer 5.—, Justizrat Dr. Hecht 20.—, Gebr. Siesmayer 20.—, Josef Holzmann 20.—, Leo Holzmann 10.—, Bamberger, Leroi & Co. 30.—, Geh. Kommerzienrat Baron Ad. von Mayer 20.—, C. Flersheim-Heß 20.—, Hugo Nathan 20.—, Frau Menko Kulp Wwe. 50.—, A. Rosenthal jr. 20.—, Jos. & Is. Bottenwieser 60.—. M. M. 10.—, Fränkel & Co. 10.—, Dr. H. 30.—, M. B, 50.—, Leonhard Mayer-Dinkel 100.—, Frau Konsul Budge 100.—, Frau Baronin Willy von Rothschild 1000.—, Josef Salomon 20.—, Carl Feist 5.—, Dr. Rudolf Geiger 6.—, L. Wertheimer 5.—, Hermann Guttmann 10.—, Fr. Mimi Borchardt in Kairo 200.—, Günther-Schlewinsky in Werben im Spreewald 5.—, Direktor Carl Herzberg 150.—, Heinrich Edenfeld 20.—, Frau E. Strauß-Ellinger 40.—, Frau Max Heim 40.—, Dr. C. Kaufmann 50.—, S. Huttens, 20.—, N. N. 30.—, E. Regensburger 20.—, M. B. 5.—, A. S. 20.—, S. Kirschner 20.—, Julius Scheuer 10.—, N. N. 5.—, Frau Dr. Schnapper 50.—, Ludwig Strauß 10.—, M. Tannenbaum, 10.—, Hugo Fraenkel 20.—, Fritz Sondheimer 20.—, Dr. C. Seligmann 15.—, M. Kulp 20.—, H. L. 5.—, Raphael Kaufmann 15.—, M. Baum 10.—, Hermann Stern 20.—, Hermann Levita 20.—, M. Stern sen. 20.—, Leo Hochschild 20.—, Frau Dorothea Mayer, Heidelberg 10.—, M. Doctor Sohn 20.—, Frau Bertha Mayer 10.—, Karl Mayer 10.—, Professor Dr. A. Löhren 10.—, Moritz Cahn 5.—, L. Trost 5.—, Frau Bertha Glazier 50.—, Wohltätigkeitskasse der Gemeinde Lübbecke i. W. durch M. Löwenstein 12.—, Ben Keseh L'osaux 20.—. **Freiburg i. B.:** Gesammelt durch A. Burger 357,20. **Gießen:** Durch Israelitische Religionsgemeinde 223.60. **Gnesen:** Durch M. Witkowski 105.—. **Gotha:** Durch Dr. jur. Goldschmidt: Gust. Ledermann 10.—, Jul. Simson 10.—, D. Katzenstein 10.—, I. & S. Israelski 10.—, Leopold Berent 10.—, Gebr. Grünstein 5.—, Rob. Werner 5.—, E. Samson 5.—, Ad. Meyerstein 5.—, M. Heilbrunn 5.—,

S. Rosenblatt 5.—, Oskar Meyerstein 5.—, Dr. Rosenbaum 3.—, A. Werner 1.—, Dr. Goldschmidt 11.—. **Hainsfarth** (durch S. Rau-Nürnberg): Gesammelt durch Kultusvorstand H. Gutmann 32,82. **Hamburg**: Durch Hermann Gumpertz: B. Bleichröder 50.—, Sam. Cohen 20.—, A. Löwenstein 20.—, H. Lewin 10.—, E. Luria 50.—, Leop. David 10.—, E. Danziger 20.—, N. S. Mendel 20.—, M. Fränkel 10.—, B. Hahlo 50.—, M. M. Warburg & Co. 100.—, Bernhard Lewandowski 30.—, Dr. I. J. H. 6.—, J. Caperto jun. 40.—. **Heidelberg:** Hanna Neumann 5.—, Bikur chaulim, durch Richard Schlössinger 20.—. **Heidenheim:** Amson Neuberger sen. 10.—. **Kobylin:** Louis Neustadt 1.—. **Königshütte, O.-S.:** Durch Siegmund Adler: Adolf Lewin 20.—, Siegmund Adler 10.—, Bernh. Koslowsky 10.—, Nathan Markiewitz 10.—, Samuel Kober 6.—, Gerson Faerber 10.—, Frau Flora Freund 20.—, Adolf Hirschel 10.—, Theodor Tichauer 10.—, Heinrich Koplowitz 20.—, Arthur Sternberg 20.—, Dr. Kaiser 6.—, Louis Brock 6.—, J. S. Kains 10.—, B. Lomnitz 5.—, Isidor Langer 20.—, Benno Aschner 5.—, Burlin 2.—, Apotheker Weißenberg 10.—, Salo Kreutzberger 10.—, Josef Kreutzberger 10.—, S. Ziegler 6.—, Leo Pinkus 5.—, Paul Goldstein 20.—, Amil Fränkel 10.—, Max Keins 5.—, Salo Fischel 5.—, Ferdinand Weißenberg 10.—, Albert Goldstein 15.—, H. Liebrecht 5.—, Frau Amalie Sternberg 20.—, Frau Loebel Centaver 10.—, Meyer Sachs 5.—, J. Israel 5.—, cand. med. K. I. 1.—, Frau Johanna Haussdorff 10.—, Gustav Silberfeld 5.—, Alex Tichauer 5.—, Max Tauber 5.—, Heinrich Königsfeld 10.—, Max Thaler 5.—, S. Olschowsky 3.—. **Laupheim:** Synagogen-Gemeinde 100.—. **Lübeck:** Durch Rabbiner Dr. Carlebach: B. L. 1.—, G. G. 3.—, H. M. 2.—, A. C. 7.—, H. N. 6.—, Dr. J. J. 1.—. **Ludwigshafen:** Gesammelt durch Vorstand Moritz Wolff 213.—. **Mannheim:** Durch Hermann Löb-Stern: Gust. Benzinger 10.—, J. M. Bielefeld 20.—, Ungenannt 20.—. **Merzig:** Gesammelt durch Benny Cahn 46.—. **Nürnberg:** Durch S. Rau: Spende Konsul Bernhard Lang 50.—, Ungenannt 3.—, A. Feldheim 10.—. **Neustadt a. Aisch:** Gesammelt durch Simon Hecht 85.—. **Posen:** Durch Louis Calvary 394.—. **Sagan:** Durch Stadtrat Max Jonas 60.—. **Schnaittach:** (durch S. Rau-Nürnberg): Gesammelt durch J. Ullmann 52.43. **Siegburg** (durch Dr. O. Levison): Gesammelt durch Lehrer Seelig 126.—. **Speyer:** Durch Leopold Klein: Israelit. Wohltätigkeitsverein Ez Chajim 10.—, Israelit. Wohltätigkeitsverein Gemillus Chasodim 10.—, Israelit. Spendekasse 10.—, Israelit. Frauenverein 10.—. **Steele:** M. Lilienfeld 10.—. **Stuttgart:** Durch Eugen Fellheim: R. Grünwald 20.—, S. Kahn 10.—. **Winzenheim, Ob.-Els.:** Leon Abr. Bloch 80.—. **Worms:** Al. Mayer 3.—. **Wreschen:** Durch Rabbiner Dr. M. Lewin: Medizinalrat Michaelsohn 5.—, Dr. M. Lewin 3.—, Louis Michalski 3.—, Rechtsanwalt Peyser 3.—, Dr. Itzig 3.—, J. Gans 3.—, M. Miodowski 3.—, David Mendel 1.—, L. Leonitzky 1.—, M. Zucker 2.—, L. Grunwald 1.—, H. Hirsch —.50, L. Rodijewski 1.50, Gebr. Siebert 3.—, J. Jadesohn 2.—, M. Gans 1.—, N. N. 1.—, Siegm. Freund 1.—, Carl Lewin 2.—, Türk 1.—, Abr. Schöps 1.—, L. Licht 1.—, Sam. Gersohn 2.—, M. Sokolowski 1.—, Wiener 1.—, S. Ascher 1.—, Marcus Meyer 2.—, Michael Haase 1.—, R. Rubin 1.—, S. Mannes 1.—, Frau Rodijewski 1.—, Frau Eva Miodowski 4.—, bei der Bris Milo im Hause des Herrn Lehrer Cohn 2.20, Bernhard Gerson 1.—. **Zabrze:** Durch M. Fischer: Rabbiner Dr. Kaatz 3.—, Julius Pollak 10.—, M. Fischer 5.—, Kochmann 3.—, A. Kaiser 3.—, A. Olschowsky 2.—, Hugo Böhm 5.—, Georg Krebs 2.—, J. Loebmann 3.—, Eugen Haendler 10.—, R. 2.—, Dr. Baumgart 2.—, Leo Weinstein 2.—, Kaufmann Baumgart 1.50, Hugo Grünberger 3.—, N. N. 2.—, A. Ehrlich 2.—, N. Seidler 2.—, Adolf Pollack 5.—, Jos. Hecht 2.—, E. Krebs 1.50, N. Nebel 2.—, L. S. 1.—, H. Grünberg 1.—, S. N. 1.—, J. Weissenberg 2.—, J. Haendler 10.—, Max Formann 1.—, Grünwald 5.—, Max Eisner 1.—, H. Fischer 1.—, Lange 1.50, A. Ascher 1.—, B. Pniower 3.—, Josef Herzka 0.50, Bruno Herzberg 2.—, R. W. 1.—, Isidor Silbermann 2.—, M. Steuer 1.—, B. Salinger 1.—, Max Angress 1.—, Moritz Pinkus 3.—, Georg Prager 1.—, Max Glaser 1.50, S. Benger 1.—, Hermann Wiener 3.—, Pauline Pollack 1.—, N. N. 1.50, Josef Herzberg 1.50, Toczek 0.50, Wolff 2.—, L. Morgenstern 1.—, B. Wieland 1.—, N. Pollack 3.—, Grabowski 1.—, Schöngut 1.—, R. 1.—, N. N. 1.—, S. Kosterlitz 3.—, Gebr. Markus 2.—, S. Sorsky 1.—, Julius Kochmann 10.—, L. 1.—, D. Misch 1.—, R. F. 1.—, Moritz Eisner 2.—, M. Finkelstein 2.—, M. Riesenfeld 1.—, Graetz 2.—, Unger 3.—, Knoche 1.—, Metz 2.—, Josef Brauer 1.—, Jacob Brauer 1.—, J. Eisner 1.—, Max Kaiser 1,—, L. Cahn 1.—, Henriette Steuer 1.—, Eugen Pollack 5.—, L. Herlitz 2.—, H. Herzberg 1.—, M. Kaiser 3.—, W. Isaac 3.—, J. Kochmann 1.—, Franz Kochmann 2.—, D. Waldmann 1.—, Krebs 3.—, Siegel 1.—, Grünberg 1.50, N. N. 3.—, Schönfeld 1.—, L. Danziger 1.50, A. Sch. 1.50, A. Richter 1.50, F. Eisner 1.—, N. Schulz 1.—, Martin Zimmermann 2.—, F. Friedländer 1.—, Glaser 2.—, J. Simonauer 1.—, Max Daniel 5.—, J. W. 1.—, N. N. 2.—, E. H. 2.—, Leop. Katz 2.—, Goldmann 1.—, Fr. 1.50, A. Prager 1.—, Max Goldstein 2.—, M. Leschziner 1.—, Meller 3.—, Tichauer 1.—, Fröhlich 3.—, Albert Siedner, Biskupitz 3.—, Josef Wischnitzer 1.—, B. Kosterlitz, Biskupitz 1.50, Oschinsky 1.50, S. Hammer in Mikultschütz 1.50, Branner 1.—, M. Thomas 3.—, J. Schauer 2.—, Hugo Gruss 3.—. **Berlin:** Jac. Richter 5.—. **Hamburg:** Dr. Caro 10.—.

Expedition nach Abessinien. Das Central-Comité der Alliance Israelite Universelle hat beschlossen, eine Studienkommission nach Abessinien zu entsenden zur Erforschung der wirtschaftlichen, sittlichen und gesellschaftlichen Lage der Falaschas in den verschiedenen Provinzen, wo das Vorkommen von solchen durch frühere Forschung festgestellt worden ist. Mit der Leitung der Expedition ist Herr Nahum beauftragt, Professor am Rabbinerseminar zu Konstantinopel, der in der Schule für lebende orientalische Sprachen und in dem Rabbiner-

